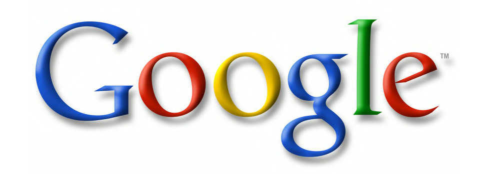


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





L Soc 1711.15

Harvard College Library



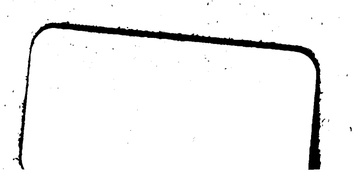
FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

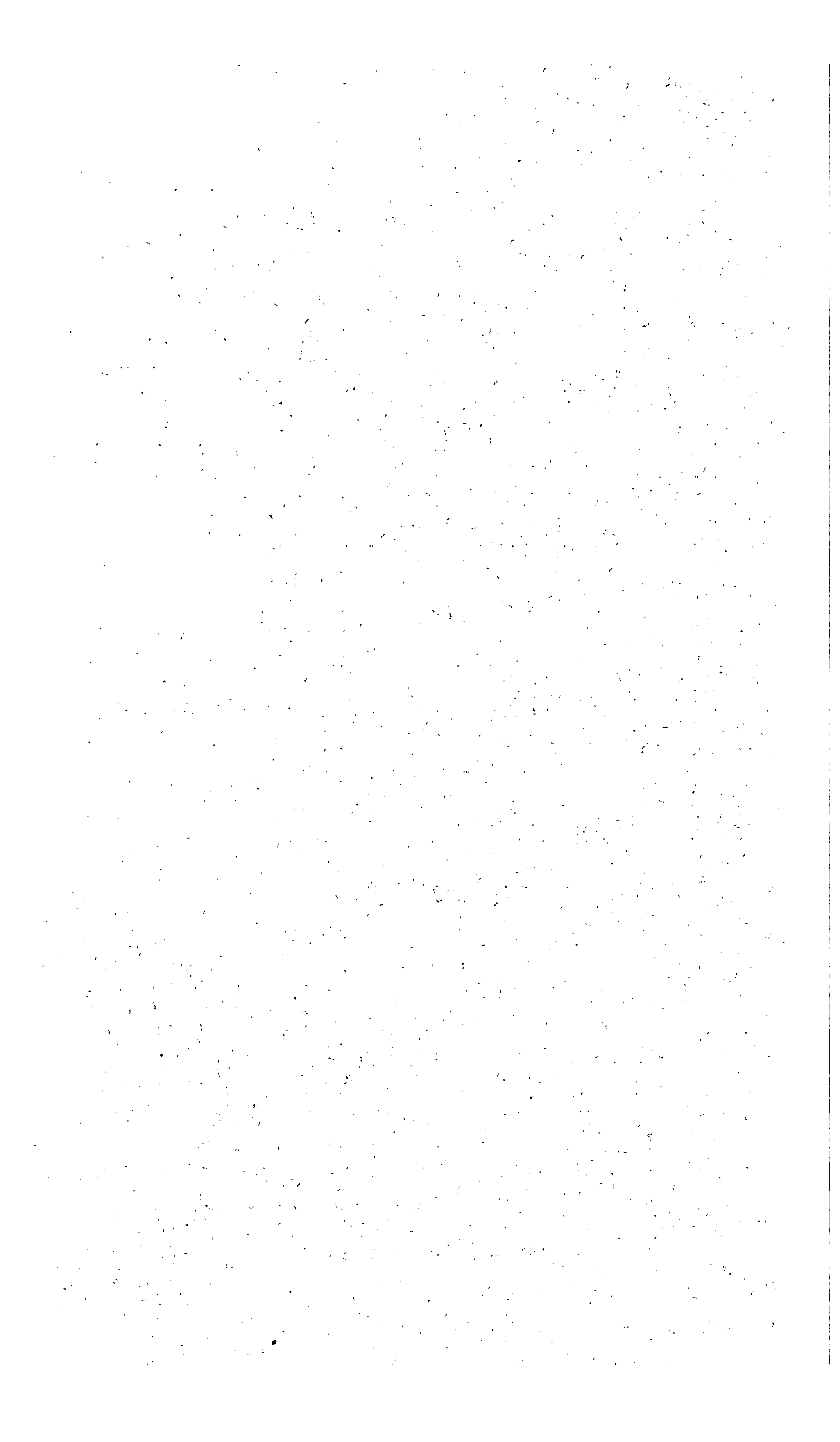
OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)









Dante's Geistesgang.

von

Dr. Franz Hettinger.

[illegible]-[illegible]schaft
[illegible]schrift, 1888

Dante's Geistesgang.

Von

Dr. Franz Hettinger.



Köln, 1888.

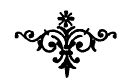
Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

9548

LSoc 1711.15

HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY
Treat fund

Inhalt.





Vorwort.

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen."

Dies gilt nicht bloß von den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen, unter denen derselbe gelebt hat, sondern ebenso und in noch höherem Maße von der geistigen Atmosphäre, welche ihn umgab, in der er sich entwickelte, welche auf sein Denken und Streben, seinen Charakter, seine gesammte Weltanschauung von tiefer und nachhaltiger Einwirkung war.

Wie die Dome des Mittelalters, so steht die Göttliche Komödie, die erhabene Dichtung des großen Florentiners, vor uns. Wir verstehen beide nicht, wenn wir den Geist des Meisters nicht verstehen, der sie geschaffen, der ihnen sein Gepräge aufgedrückt, der ihren Sinn und ihre Bedeutung uns erschließt. Nur so ist es uns gegeben, diese wunderbare, rein gestimmte Harmonie zu vernehmen, die durch alle Glieder des großen Baues hindurchgeht, jedem einzelnen seine Stellung und Bedeutung gibt, und darum dasselbe aus seinen fundamentalen Gedanken uns würdigen und begreifen läßt.

Möge vorliegender Versuch in der Gemeinde der Danteverehrer eine freundliche Aufnahme finden.

Würzburg, Ostern 1888.

Dr. Hettinger.

I.

Die Göttliche Komödie und ihre Erklärer.

Eine Frage, von deren Lösung die Deutung und Bedeutung des Meisterwerkes des großen Florentiners wesentlich bedingt wird, ist die nach dem Geistesgange ihres Urhebers. Die ältern Biographen und Commentatoren des Dichters haben uns nur Weniges hierüber mitgetheilt, ja, sie haben diese Frage kaum gestreift; die neuere Danteforschung dagegen hat gerade sie zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gewählt; doch deren Ergebnisse haben sich noch nicht allgemeiner Zustimmung zu erfreuen.

Es war der berühmte und hochverdiente Altmeister der deutschen Danteforschung, Karl Witte, der in seinem Aufsatze „Ueber das Mißverständniß Dante's"[1]) zuerst mit dem Wust subjectiver Meinungen und Deutungen aufräumte, der seit Ende des vorigen Jahrhunderts in Folge der Willkür und mangelhaften Kenntniß der Ideenwelt Dante's von Seite der Commentatoren derart diese Dichtung bedeckt hatte, daß mit vollem Recht ein Neuerer sagen konnte: „Sonderbares Schicksal Dante's! Er war Anhänger der Monarchie, und sie haben ihn zum Republicaner gemacht; er war katholisch, und sie haben ihn zum Protestanten gemacht; er war gebildet in der Schule Virgil's, und sie haben ihn zum Romantiker gemacht; er wollte das deutsche Kaiserthum, und, mehr als Andere, mußte er die italienische Einheit begründen helfen." In entschiedenem Widerspruch gegen eine ein halbes Jahrtausend alte Tradition[2]), welche die Grundidee der Göttlichen Komödie als eine religiös-sittliche bezeichnete, wollten diese in erster Linie keine andere Aufgabe derselben erkennen, als die Durchführung einer politischen Theorie. Hervorragend

[1]) „Hermes" 1824; abgedruckt in den „Danteforschungen", Halle 1869, I. S. 21 ff.

[2]) So besonders die ältesten Ausleger: Benvenuto von Imola, Petrus Dantis, Jacopo della Lana, Francesco da Buti, Boccaccio.

unter diesen Erklärern waren besonders Dionisi und Marchetti, denen Andere, auch Deutsche[1]), mit verschiedenen Modificationen sich anschlossen[2]). Der „dunkle Wald“, in dem der Dichter sich verirrt hatte, bedeutet nach Marchetti nichts anderes, als seine Verbannung, der „Wonnehügel“ den Trost, den er sucht, darum sein Hinstreben zu diesem Hügel, der Sonnenaufgang das Wachsen seiner Hoffnung; Florenz, Frankreich, Rom sind durch den Pardel, den Löwen und die Wölfin symbolisirt; die Erscheinung des Virgilius bedeutet den Trost, den er aus seinen Studien schöpft, und dieser hat nichts anderes zu thun, als daß er den Dichter anleitet, ein gutes Gedicht zu machen, was die Bürger von Florenz beschämt und sie bewegt, ihm, dem Vertriebenen, wieder die Rückkehr zu gestatten. Die nicht vergessene Jugendliebe zu Beatrice regt die dichterische Begeisterung an; Virgilius ist Muster und Rath in der Ausführung, und Beatrice selbst bietet die Bilder zur poetischen Gestaltung. So wird denn dieses Werk der Weg, auf dem er wieder zur Heimath zurückkehrt, indem es seinen Namen ruhmvoll über ganz Italien verbreitet. — Das wäre alles? Und darum hätte Dante sein Werk nennen können

die heil'ge Dichtung,
Daran Hand angelegt hat Erd' und Himmel?

Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit hatte sich diese Erklärung über Italien verbreitet. Gabriele Rossetti nahm sie nicht nur auf, sondern überbot sie durch seine abgeschmackte Behauptung, zu Dante's Zeit habe ein über ganz Italien verzweigter Geheimbund der Ghibellinen bestanden, der den Sturz des Papstthums sich zum Ziel gesetzt hatte; für dessen Zwecke habe der Dichter seine Göttliche Komödie in einer nur den Eingeweihten verständlichen Sprache geschrieben[3]). Seine Gedanken hat

---

[1]) So Ruth, Studien über Dante. Tübingen 1853.

[2]) Marchetti (Della prima e fondamentale allegoria del poema di Dante) faßt seine Anschauung in folgenden Worten zusammen: „La selvosa e deserta valle significa la miseria di Dante privato di ogni cosa più cara nell' esilio; il dilettoso monte la bramata pace e consolazione; lo andare di lui dalla selva al monte il crescere della speranza nell' animo suo; la luce del nuovo dì i conforti, che egli ebbe nello sperare; la lonza, il leone e la lupa, che il suo salire gl'impedirono, Firenze, Francia e Roma, che alla sua pace si opposero; l'apparire di Virgilio mandatogli da Beatrice . . . l'alleviamento degli affanni recatogli dalla dolcezza degli studii; la via, per la quale promise Virgilio trarlo di quella valle, il mirabile lavoro di un poema, ond'egli verrebbe tal gloria, che la sua patria per vaghezza di ornarsi di lui trarrebbelo dall' esilio; e la scorta avuta per quella via di Virgilio la virtù necessaria a tanto derivatagli dal meditare le opere dell' altissimo Poeta.“ Aehnlich Paolo Costa, Giuseppe Borghi, Giuseppe Picci u. A.

[3]) Näheres über die Aegrisomnia Rossetti's bei K. Witte a. a. O. I. S. 106. Auf seinen zweibändigen Commentar zur Hölle folgte 1832 die Schrift: Sullo spirito antipapale . . . come resulta da molti suoi classici, da Dante, Petrarca, Boccaccio.

E. Aroux[1]) in einer Weise weiter zu führen gesucht, die sich jeder wissenschaftlichen Besprechung entzieht.

Wenngleich nun solche Deutungen durch ihre Willkür und wissenschaftliche Haltlosigkeit sich selbst widerlegen, so waren dieselben doch nicht ohne jede Nachwirkung; sie wandten eben die Gemüther von der Erforschung und Betrachtung des hohen religiös-sittlichen, für alle Zeiten und alle Menschen gültigen Inhaltes der Göttlichen Komödie ab, um aus ihr nur das Programm einer politischen Partei herauszulesen. In der That galt die durch ganz Italien von den Alpen bis zum Aetna mit Begeisterung begangene Jubelfeier des sechsten Centenariums des Dichters im Jahre 1865 vielfach nicht so fast dem Sänger hoher, heiliger Ideale und seinem Epos von der Erlösung, nicht dem christlichen, hochkatholischen Charakter der Göttlichen Komödie, sondern dem Politiker, den man zum Parteimann erniedrigte, in dem man den Propheten der Italia una erblickte. Das war er, aber in einem ganz andern Sinne, als diese wollten, die er daher mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen hätte. Was er wollte, war die Einheit Italiens und aller christlichen Völker in der Einheit des Christenthums. Bis zur Stunde ist diese einseitige Richtung noch nicht überwunden[2]).

K. Witte gebührt das hohe Verdienst, dieser immer weiter wuchernden Willkür einen unüberwindlichen Wall entgegengestellt zu haben, indem er die religiös-sittliche Bedeutung der Göttlichen Komödie mit Energie und auf gründliche Forschung gestützt zur Geltung brachte. Eben dadurch hat er aber auch den Blick eröffnet in das Geistesleben des Dichters, der ja gerade in diesem seinem Werke sich selbst, sein inneres Leben und Streben, seinen Glauben und seine Hoffnung ausgesprochen hat.

Hierin nun hat Witte die Zustimmung aller Danteforscher. „Dante's Göttliche Komödie," sagt er, „ist das allgemeine, ewig wahre Epos unseres geistigen Lebens . . . der Darstellung nach sind es Erfahrungen im Herzen des Dichters, der vor einem halben Jahrtausend starb, und doch ist es der Weg, den bis auf wenige Auserwählte alle Christen gehen müssen, um zum Heile zu gelangen. Und so steht der Dichter zugleich als das ganze gefallene und zur Erlösung berufene Menschengeschlecht da, auf dem tausend verschiedene Sünden lasten, dem aber Christus auch tausend Arme reicht, um es vom Abgrunde an seine Brust zu reißen."

Mit vollem Recht; dies ist die Bedeutung der Göttlichen Komödie, wie der Dichter selbst sie ausgesprochen hat: „Gegenstand des Werkes ist der Mensch, wie ihm durch den Gebrauch seiner Freiheit Verdienst und

---

[1]) Dante hérétique, révolutionaire et socialiste. 1854.

[2]) Vergl. Giuseppe Fontana, La tradizione unitaria in Italia. 1880.

Schuld zukommt, und er so der lohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterstellt ist“ [1]). Gut und bös, sagt einmal L. Tieck, das ist der weltgeschichtliche große Gegensatz, dessen Darstellung in immer neuen Gestaltungen wir bei den großen Dichtern finden. Dies war die Aufgabe, der Dante sein Leben gewidmet hat, die er schon in seiner Jugend erkannt [2]), deren Vollendung mit dem Ende seiner irdischen Wanderschaft selbst zusammenfällt. So wirft das Ziel seines Lebens ein Licht auf die Wege, die er gegangen; sein Geistesgang selbst aber läßt uns die Ziele, die er sich gesetzt, noch klarer erkennen.

II.

Dante's Charakter.

Suchen wir nach dem Grundtone in der Seelenstimmung Dante's, der in all' seinen Reden und Handlungen mehr oder weniger deutlich hindurchklingt, so ist es sein durch nichts zu brechender Sinn für Wahrheit. Darum läßt er sich im Paradiese den Auftrag ertheilen, sie zu verkünden, ob auch seine Rede lästig werden sollte.

Ein befleckt Gewissen,
Sei's durch die eig'ne, sei's durch fremde Schande,
Mag immerhin dein herbes Wort empfinden.

Doch um nichts weniger veroffenbare
Dein ganz Gesicht, jedweder Lüg' entsagend,
Und kratzen lass', wo sich die Krätze findet.

Denn wenn auch deine Stimme lästig sein wird
Beim ersten Kosten, wird sie Lebensnahrung,
Wenn sie verdauet ist, zurück dann lassen.

Dem Sturme gleich wird dies dein Rufen wirken,
Der stets zumeist die höchsten Gipfel schüttelt;
Und solches wird nicht wenig Ruhm dir bringen. [3]).

Ihm dünkt es eine „höchst gefährliche Nachlässigkeit, eine falsche Meinung fortwuchern zu lassen“ [4]). Von Jugend auf, sagt er von sich selbst, war er immer in der Liebe zur Wahrheit aufgewachsen [5]). Nicht

---

[1]) Ep. ad Can Grande n. 8. Subjectum (operis) est homo, prout merendo et demerendo per arbitrii libertatem justitiae praemianti aut punienti obnoxius est. Ebenso Jacopo della Lana in seinem Commentar zur Göttlichen Komödie; er stammt aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

[2]) Vita nuova § 43. — [3]) Parad. XVII. 122. — [4]) Conv. IV. 7. — [5]) Quaestio de aqua et terra § 1.

die Liebe zu Freunden soll ihn bestimmen, sondern nur die Liebe zur Wahrheit; sie ist ja Herrin der Seele[1]), die darum der Wahrheit angehört, wie das Weib dem Manne[2]). Die Wahrheit ist es, welche der Seele gewissermaßen eine höhere Würde verleiht[3]); es gibt nichts Höheres und Herrlicheres für den Menschen, als nachforschen können der Wahrheit[4]). Welches Glück und welche innere Befriedigung er hierin fand, mitten in den Entbehrungen seiner Verbannung, gab er kund in seinem Schreiben an den Florentiner Freund[5]), in welchem er das Anerbieten der Erlaubniß, zurückzukehren, aber unter unwürdigen Bedingungen, zurückwies. „Das also ist es, was mir durch die Briefe Eueres und meines Neffen sowie anderer Freunde hinsichtlich der kürzlich in Florenz beschlossenen Begnadigung der Verbannten mitgetheilt wird, daß, wenn ich eine gewisse Geldsumme zahlen und die Schmach der Darbringung[6]) dulden wolle, ich Verzeihung erlangen und sofort zurückkehren könne! Bei diesem Vorschlage, mein Vater, um die Wahrheit zu sagen, sind zwei Dinge, worüber man lachen sollte, übel gerathen, von jenen nämlich, welche solches geschrieben haben; denn Euer Schreiben, verständiger und bedächtiger abgefaßt, enthält nichts von dergleichen Dingen. Das also wäre die ruhmvolle Zurückberufung, durch welche Dante seiner Vaterstadt wiedergegeben wird, nachdem er nahezu durch drei Lustren die Verbannung geduldet hat! Hat denn seine Unschuld, die vor Aller Augen liegt, dies verdient? Hat der Schweiß und die fortgesetzte Mühe, die er auf das Studium verwendet, dies verdient? Fern sei von einem Manne, der mit der Philosophie vertraut ist, eine so unbesonnene und irdisch gesinnte Niedrigkeit des Herzens, daß er . . . sich darbringen ließe! Fern sei es von einem Manne, welcher Gerechtigkeit verkündet, daß er, der Unrecht erduldet, Andern Geld bezahle, die ihm Unrecht zugefügt, als wären sie seine Wohlthäter gewesen! Das ist nicht der Weg, in die Vaterstadt zurückzukehren, mein Vater. Wenn aber ein anderer Weg durch Euch oder mit der Zeit durch Andere gefunden wird, der dem Ruf und der Ehre Dante's keinen Eintrag thut, dann werde ich nicht säumen, ihn zu betreten. Gibt es aber keinen solchen, auf dem man in Florenz einziehen kann, dann werde ich niemals in Florenz einziehen. Und warum nicht? Werde ich denn nicht überall den Glanz der Sonne und der Sterne erblicken? Werde ich denn nicht den süßesten Wahrheiten überall unter dem Himmel nachforschen können, ohne zuvor dem Volke oder der Gemeinde von Florenz gegenüber mich als ruhm- oder ehrlos gezeigt zu haben? Und auch das Brod wird mir nicht fehlen.“

---

[1]) Conv. IV. 8. — [2]) L. c. IV. 2. — [3]) De Monarch. init. — [4]) Conv. II. 14. — [5]) Bei Torri p. 92. — [6]) Eine Art öffentlicher Buße.

So will er nur auf dem Wege der Wahrheit und des Rechts nach Florenz zurückkehren. Ja, dies war die Aufgabe, die er der Göttlichen Komödie vorgesetzt hatte: die Darstellung der göttlichen Gerechtigkeit, wodurch er seine Zeitgenossen von ihren Verirrungen zurück und auf den „geraden Weg“ hinführen wollte. Die Betrachtung der Gerechtigkeit, wie sie in diesem Leben schon und noch mehr im Jenseits erscheint, bildet ja selbst einen Gegenstand der Freude für die Seligen.

Denn im Vergleichen uns'res Lohns mit unsern
Verdiensten liegt ein Theil auch uns'rer Wonne,
Weil wir sie kleiner nicht, noch größer sehen [1]).

Es ist die Gerechtigkeit, welche die Hölle geschaffen; so steht es darum geschrieben über dem Höllenthor:

Gerechtigkeit trieb meinen hohen Schöpfer,
Der Gottheit mächt'ge Hand hat mich geschaffen,
Die höchste Weisheit und die erste Liebe [2]).

Selbst die Verdammten in ihren Qualen müssen darum die Gerechtigkeit Gottes bekennen:

Denn die Gerechtigkeit, die streng mich züchtigt,
Nimmt Anlaß von dem Ort, wo ich gesündigt,
Um schmerzlicher mir Seufzer auszupressen [3]),

spricht Meister Adam von Brescia, der Falschmünzer. Erschüttert ruft darum der Dichter aus:

O ewige Gerechtigkeit, wer häufte
So viele Qual, als ich geseh'n, und Schmerzen?
Wie richtet eigne Schuld uns so zu Grunde [4])!

Und er geht zurück auf die Wurzel und den letzten Grund der Idee der Gerechtigkeit. Dieser ist Gottes heiliger Wille, der nur das Gute will:

O ird'sche Wesen, o stumpfsinn'ge Geister!
Der erste Wille, gut an sich, hat nimmer
Sich von sich selbst, dem höchsten Gut entfernet.

Das ist gerecht, was mit ihm übereinstimmt,
Und nach sich hin zieht kein erschaff'nes Gut ihn,
Nein, er ist's, der entstrahlend es hervorruft [5]).

So zeigt er uns denn dieses Walten der göttlichen Gerechtigkeit in der Hölle, im Fegfeuer, im Himmel. In der Hölle ist es nur die Gerechtigkeit, welche Sühne der verletzten sittlichen Ordnung fordert; im Fegfeuer wirkt sie Läuterung durch die Strafe, der aber die Gnade höhere und übernatürliche Wirkung verleiht, welche die Seele durch Schmerz

---

[1]) Parad. VI. 118. — [2]) Infern. II. 1. — [3]) Infern. XXX. 70. — [4]) Infern. VII. 19. — [5]) Parad. XIX. 85.

und Buße zur Verklärung vorbereitet. Im Himmel waltet die lohnende Gerechtigkeit, aber wieder mit der Gnade im Bunde, da sie lohnt die gute That, aber weit über ihr Verdienst.

Darum empfängt er im Paradiese selbst seinen Beruf, die Welt von dem falschen Wege zurückzurufen[1]), ein Reformator aller Stände und Geschlechter zu werden; ganz im Gegensatz zu den Männern der Renaissance, die geldgierig sich zu Schmeichlern der Fürsten erniedrigten[2]). Darum ist auch Dante's Politik nur auf das Recht, nicht auf den Nutzen gebaut oder den Erfolg; sie ist durchdrungen von der Idee der Gerechtigkeit. Ihm ist das Recht nichts anderes, als ein Abbild des göttlichen Willens, ursprünglich wohnend in Gott selbst und Eins mit dessen Wesen[3]).

Hieraus erklären sich die oft so starken Tadelsworte gegen die Mächtigen der Erde, seien diese geistlichen oder weltlichen Standes. Vom Papst und Kaiser an bis herab zum Bauern und den Frauen von Florenz, Könige und Fürsten, Priester und Mönche, Kaufherren und Emporkömmlinge[4]), Alle ruft er vor den Richterstuhl der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit. „Nicht durch Reichthümer bin ich, was ich bin," schreibt er an die Cardinäle, sie an ihre Pflicht mahnend, „sondern durch Gottes Gnade."

Wie dankbar, wie liebevoll ist seine Rede an seinen Lehrer Brunetto Latini:[5])

> Denn fest bewahrt mein Sinn, wenn auch voll Schmerz jetzt,
> Das theure, liebe, väterliche Bild mir
> Von Euch, da in der Welt Ihr Tag für Tag mich
>
> Den Weg gelehrt, wie sich der Mensch verewigt.
> Und wie ich dankbar d'rob, so lang ich lebe,
> Müßt Ihr an meinen Worten noch erkennen.

Und doch versetzt er ihn in die Hölle. Ebenso Francesca von Rimini, ob sie gleich seinem Beschützer und Gastfreunde so nahe verwandt war. Der Gerechtigkeit opfert er darum seinen höchsten Wunsch. Von seiner Vaterstadt ausgeschlossen zu sein, ist für ihn eine stets schmerzende Wunde, die er mit sich in seiner Brust trägt überall hin, bis zu seinem Tode;

---

[1]) Parad. XVII. 126. — [2]) Burckhardt, Renaissance in Italien. S. 151. 165. — [3]) De Monarch. II. 2: Sequitur quod jus, quum sit bonum, per prius in mente Dei est; et quum omne, quod in mente Dei est, sit Deus . . . et Deus maxime se ipsum velit, sequitur, quod jus a Deo, prout in eo est, sit volitum. Et quum voluntas et volitum in Deo sit idem, sequitur ulterius, quod divina voluntas sit ipsum jus. Et iterum ex hoc sequitur, quod jus in rebus nihil est aliud, quam similitudo divinae voluntatis. Unde fit, quod quidquid divinae voluntati non consonat, ipsum jus esse non possit.

[4]) Infern. XVI. 73. — [5]) Infern. XV. 82.

aber nur auf dem Wege der Wahrheit und des Rechtes will er nach Florenz zurückkehren.

Fast am Schlusse seiner großen Dichtung, nicht lange vor seinem Tode, gibt er dieser unstillbaren Sehnsucht noch einmal einen rührenden Ausdruck, als die Hoffnung der Gewährung mehr und mehr ihm entschwand.

Sollt' ich's erleben, daß die heil'ge Dichtung,
Daran Hand angelegt hat Erd' und Himmel
Und drob ich manches Jahr schon hager worden,

Die Grausamkeit besiegte, die mich ausschloß
Von jener schönen Hürde, d'rin ein Lämmlein
Ich schlief, den Wölfen feind, die sie bekriegen,

Werd' ich mit anderm Ruf, mit anderm Vließe
Als Dichter heim dann kehren und am Borne,
Wo ich getaufet ward, den Kranz erhalten [1]).

Alle Unglücklichen bedauert er, aber am größten ist sein Mitleid mit denen, welche in der Verbannung schmachten und das Vaterland nur im Traume wiedersehen [2]). Ist ja doch kein Schmerz so groß, als sich im Unglück erinnern des vergangenen Glückes [3]). Weil ihm selbst es verwehrt ist, dahin zu gehen, sendet er sein Lied zur Heimath.

O mein Gebirgsgesang, du gehst! Wohlan,
Geh' nach Florenz auch in mein Vaterland,
Das mich von sich verbannt,
Ohn' irgend Lieb und Mitleid zu gewähren.
Sprich, wenn du hin kommst: mein Gebieter kann
Jetzt nicht mehr waffnen gegen euch die Hand [4]).

Mitten in seinen philosophischen Studien empfindet er den nagenden Schmerz der Verbannung. „Den Bürgern der schönsten und berühmtesten Tochter Roms, Florenz, hat es gefallen," klagt er im „Gastmahl" [5]), „mich aus ihrem holden Schooße zu verstoßen, in welchem ich geboren und bis zur Mitte meines Lebens aufgewachsen bin, in welchem ich von ganzem Herzen wünsche, die müde Seele auszuruhen und die mir verliehene Lebenszeit zu beschließen." Wie ein „Fahrzeug ohne Steuer noch Segel wird er von den Winden umhergetrieben"; bitter empfindet er es, in seiner Armuth sich auf das Mitleid Anderer angewiesen zu sehen. Was er von Romeo sagt, war ja von ihm gesagt [6]):

Von dannen ging er arm dann und bejahret,
Und wüßte nur die Welt, welch' Herz er hatte,
Als er sein Leben Stück für Stück erbettelt,
Sie lobt' ihn sehr, und würde mehr ihn loben.

---

[1]) Parad. VI. 118. — [2]) De vulgari eloqu. II. 6. — [3]) Inferm. IV. 21. — [4]) Dante Alighieri's Lyrische Gedichte, übers. v. Kannegießer. S. 169. — [5]) I. 3. — [6]) Parad. VI. 139.

Und sein Ahne Cacciaguida hatte ihm dies herbe Schicksal voraus verkündet:

> Verlassen wirst du all' die lieben Dinge,
> Die dir am theuersten, und dieser Pfeil wird
> Der erste sein von der Verbannung Bogen.
>
> Erfahren wirst du, wie so salzig schmecket
> Das fremde Brod, und wie so herb der Pfad ist,
> Den man auf fremden Stiegen auf- und absteigt [1]).

So finden wir denn dem Charakter des Dichters jene Rede entsprechend, die der Bruder Hilarius in seinem Briefe [2]) an Uguccio della Faggiuola mittheilt. Auf seinen Wanderungen kam einst Dante vor die Pforte des Camaldulenser-Klosters Santa Croce del Corvo in der Lunigiana. Als er in Gedanken versunken da steht, fragt ihn ein Mönch, der den fremden Wanderer erblickt hatte: Was willst du? Da erwachte der Dichter aus seinem Sinnen. Den Frieden! antwortete er ihm. Sich sucht er den Frieden, und auch dem Geschlecht will er den Frieden bringen. An Heinrich den Lützelburger schreibt er im Namen Aller, „die sich nach Frieden sehnen" [3]); ebenso ist in dem Schreiben an die Fürsten und Herren Italiens [4]) der Friede sein einziges Verlangen.

Sein Werk „von der Monarchie", in welchem er Ursprung und Idee des Kaiserthums darstellte, was will es anderes, als den Weg zeigen, auf dem Italien und die Christenheit wieder zum Frieden gelangen sollten? Der Unfriede kam daher, daß die von Gott gewollten Ordnungen in Reich, Kirche und Gemeinde nicht mehr in ihrer Sphäre blieben.

> Allzeit war das Vermengen der Personen
> Der erste Grund zum Ungemach der Städte,
> Wie für den Leib die Speise, die sich anhäuft [5]).

Darum seine Klage:

> Wehe dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
> Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
> Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze!
> . . . .
>
> Und jetzt sind sonder Krieg nicht die Lebend'gen
> In dir, und es bekämpfen sich einander
> Die eine Mauer einschließt und ein Graben.

---

[1]) Parad. XVII. 55. — [2]) Derselbe wird allerdings von Witte und A. als unecht erklärt, von Scheffer-Boichorst aber als echt vertheidigt (Aus Dante's Verbannung. Straßb. 1882. S. 227 ff.). — [3]) Bei Torri p. 47. — [4]) Ebend. p. 25. — [5]) Parad. XVI. 67.

Sieh' Jammervolle ringsum an den Küsten
All' deiner Meer', und schau dir dann in's Inn're,
Ob eine Stätt' in dir sich freut des Friedens [1]).

. . . .

Denn voll sind von Tyrannen Welschlands Städte
Allsammt, und zum Marcell wird jeder Bauer,
Der nur herbeikommt und Partei ergreifet [2]).

Der Ruf: Hie Welf! hie Waiblingen! hatte Italien in zwei Parteien gespalten, kein Land war und keine Stadt, in der er nicht gehört wurde. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Gegensatzes war längst vergessen, aber jedem Frevel und Familienhaß bot er einen erwünschten Vorwand.

Damit du sehest, mit wie vielem Rechte
Entgegenstrebet dem hochheil'gen Zeichen,
Wer sich's aneignen will, und wer's bekämpfet [3]).

Dem Reichspaniere setzt die gelben Lilien
Entgegen der, und der macht's zum Parteigut,
So daß, wer mehr sich irrt, schwer zu entscheiden.

Treibt, Ghibellinen, treibt unter anderm
Feldzeichen euere Künste, denn schlecht folgt ihm,
Wer immer von Gerechtigkeit es trennet [4]).

Wer soll nun, wer kann Frieden bringen? Der Unfriede kam daher,

Weil auf Erden Keiner, der regieret;
D'rum irre geht die menschliche Gesellschaft [5]).

Darum muß Einer sein, der über Alle herrscht. Es ist der Kaiser, nur der Kaiser, der die Gerechtigkeit liebt, mehr als jeder andere Fürst, und auch die Macht hat, sie zur Anerkennung zu bringen.

So wurzelt bei Dante die Kaiseridee in dem Verlangen der Menschheit nach Friede. Doch diese ist ja nicht bloß für das Irdische bestimmt; voller Friede wird ihr darum nur dann werden, wenn sie dorthin sich erhoben, wo sie den letzten Grund aller Wahrheit und Gerechtigkeit, den Ausgang und das Ziel aller Dinge schaut.

Wohl seh' ich ein, daß nie gesättigt unser
Verstand wird, wenn das Wahr' ihn nicht erleuchtet,
Aus dessen Umkreis keine Wahrheit schweifet.

Er ruht darin, gleichwie ein Wild im Dickicht,
So er's erreicht hat, und erreichen kann er's,
Sonst wäre fruchtlos ja jedwedes Wünschen.

D'rum sprießt, dem Sprößling gleich, am Fuß der Wahrheit
Der Zweifel auf, und unsere Natur ist's,
Die uns zum Gipfel treibt von Höh' zu Höhe. [6])

---

[1]) Purgat. VI. 76. — [2]) Purgat. VI. 123. — [3]) Parad. VI. 31. — [4]) Parad. VI. 100. — [5]) Parad. XXVII. 29. — [6]) Parad. IV. 124.

So treibt es ihn denn immer vorwärts, aufwärts, „von Welt zu Welt", bis er den „süßen Sang" des Paradieses vernimmt und schaut das „Lächeln des Universums". Nun ist der Friede gefunden:

> O Wonn', o unaussprechliches Entzücken!
> O Leben, ganz erfüllt mit Lieb' und Frieden!
> O sich'rer Reichthum, frei von jedem Wunsche! [1])

In freiem Streben soll das Geschlecht den Frieden gewinnen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, diese drei sind es, welche des Dichters Charakter bestimmen. Ist ja doch die Freiheit des Willens die beste Gabe, die Gottes Güte ihm verliehen hat.

> Die größte Gabe, die uns schaffend, Gottes
> Freigebigkeit gab, und die seiner Güte
> Zumeist entspricht, und die er schätzt am höchsten,
>
> Ist uns'res Willens freie Kraft, mit welcher
> Die sämmtlichen vernünftigen Geschöpfe,
> Und sie allein begabet sind und waren [2]).

Nicht das Schicksal, nicht der Einfluß der Gestirne ist es, was uns glücklich oder unglücklich macht, sondern unsere eigene freie Wahl. Die Naturanlage ist uns allerdings angeboren, doch die Freiheit überwindet die bösen Neigungen und wird durch den rechten Gebrauch immer mehr für das Gute befähigt [3]).

> Ihr, die ihr lebt, legt jede Ursach' immer
> Dem Himmel droben bei, gleich als ob Alles
> Mit sich er durch Nothwendigkeit bewege.
>
> Wenn dem so wäre, würd' er auch zerstört sein,
> Der freie Will', und nicht Gerechtigkeit wär's,
> Wenn Gutem Wonne, Leid dem Bösen folgte.
>
> Anstoß gibt eueren Regungen der Himmel,
> Nicht sag' ich Allen, doch gesetzt, ich sag' es,
> Dennoch habt ihr ein Licht für's Gut' und Böse,

---

[1]) Parad. XXVII. 7. — [2]) Parad. V. 9.

[3]) Schon im 13. Jahrhundert, in Folge des Einflusses der Araber, gewann die Astrologie eine große Verbreitung. Kaiser Friedrich II. führte seinen Astrologen Theodor mit sich. Ezzelino da Romano hatte viele Sterndeuter an seinem Hofe. Jedem Fürstenkinde wurde in den darauffolgenden Jahrhunderten bei seiner Geburt das Horoskop gestellt, Krieg und Friede, alle Staatsactionen hingen von den Conjuncturen der Planeten ab. Dagegen stritten die Theologen (Villani Cron. XI. 2. XII. 4), und die Päpste verdammten diesen Wahn. Thomas (Summ. I. II. q. 9. a. 5.) verwirft die Lehre von dem Einfluß der Gestirne auf den Willen der Menschen, behauptet dagegen mit Augustin (De Trinit. III. 4) eine Einwirkung derselben auf unsere Erde und damit auch indirect auf den Menschen (Jahreszeit, Klima, Zone u. s. f.).

Und Willensfreiheit, die, wenn unermüdet
Den ersten Kampf sie mit dem Himmel aushält,
Dann wohl genährt, auch alles überwindet.

Ihr unterwerft euch größ'rer Kraft und beff'rer
Natur aus freier Wahl, und diese schafft dann
Den Sinn in euch, den nichts der Himmel kümmert.

D'rum, wenn die gegenwärt'ge Welt verirrt ist,
Liegt nur der Grund in euch, in euch nur sucht ihn [1]).

Doch auch dieses lichte Bild entbehrt der Schatten nicht. Dante ist sich seines Werthes sehr, vielleicht zu sehr bewußt. Wie Boccaccio [2]) erzählt, sprach er, als die Stadt ihn zum Gesandten nach Rom erwählte, das stolze Wort: „Wenn ich gehe, wer bleibt? Wenn ich bleibe, wer geht?" Das Verlangen nach Auszeichnung, das ein Jahrhundert später bei den Männern der italienischen Renaissance zu einem Cultus des Ruhmes ausartete, hatte das Studium der Antike, namentlich Cicero's, und die Erinnerung an die römische Weltherrschaft auch in ihm hervorgerufen und genährt. Doch der echt philosophische und christliche Geist, der ihn beseelte, ließ ihn selbst das richtige Maß finden, und bewahrte ihn vor einer Manie, welche, aus heidnischer Lebensanschauung hervorgegangen, die spätern Geschlechter um des Nachruhmes willen selbst zu Verbrechen trieb. Wie Petrarca die Zeit darstellt, welche, von eilenden Hirschen gezogen, selbst über den Triumphator triumphirt, so hat auch Dante die Nichtigkeit alles irdischen Ruhmes in einem ebenso großartigen Bilde geschildert:

O eitler Ruhm des menschlichen Vermögens,
Wie kurz das Grün an deinem Wipfel dauert,
Wenn eine rohe Zeit auf dich nicht folget!
. . . .

Der Lärm, den in der Welt man macht, nichts ist er,
Als Windesweh'n, bald hier, bald dorther kommend,
Das Namen tauscht, weil's Himmelsgegend tauschet.

Nach tausend Jahren ist dein Ruhm nicht größer,
Wenn du ergraut dein Fleisch ablegst, als wärst du
Als Kindlein in der Wiege schon gestorben.

Und tausend Jahre, mit der Ewigkeit
Verglichen, sind noch nicht ein Augenblick [3]).

Er selbst fühlt, daß er wegen eitler Ruhmbegierde zu büßen habe [4]). Wohl ist der Nachruhm ein gewisses Gut; darum sehnen sich nach ihm

[1]) Purgator. XVI. 67. — [2]) Vita di Dante p. 64 ed. Moutier. 1833. — [3]) Purgator. XI. 91. — [4]) Purgator. XIII. 136.

die Verdammten als ihrem letzten einzigen Trost[1]); dagegen erkennt er in eitler Ruhmbegierde eine Feindin inniger Gottesliebe.

> Und wenn auf solche sich die Wünsche richten,
> Muß dennoch, abgelenkt so, minder lebhaft
> Der Strahl der wahren Liebe aufwärts steigen[2]).

Ihm gilt als höchstes Ruhmesziel kein anderes, als in der Kirche, wo er die Taufe empfing, auch den Dichterlorbeer für seine Göttliche Komödie zu empfangen, der ihm im Himmel zu einem überreichen Ruhme, höher als aller irdischer ist, gereichen soll,

> Weil in dem Glauben, der mit Gott die Seele
> Befreundet, ich dort eintrat, und dann Petrus
> Um seinetwillen mir die Stirn umkreiste[3]).

Noch manche weniger hervorragende Züge ließen sich diesem Bilde beifügen. „Dante," sagt sein Zeitgenosse, der Chronist Giovanni Villani[4]), „war ein großer Gelehrter in fast jeder Wissenschaft, obgleich er ein Laie war, ein ausgezeichneter Dichter und Philosoph, hervorragender Redner und der beste Dichter, den je unsere Sprache vor und nach ihm hatte. Dieser Dante war wegen seiner großen Gelehrsamkeit ein wenig eingebildet auf sich und eigensinnig und mürrisch, dabei gleichsam nach Philosophenart unfreundlich, verstand es nicht, mit dem Volke gut zu verkehren." Boccaccio[5]) erzählt: „Sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenkend; in seinem öffentlichen und häuslichen Leben war er ungemein gesetzt und geregelt, in seinem ganzen Wesen mehr als sonst Jemand leutselig und gesittet. In Speise und Trank war er sehr mäßig. Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstand entsprechende Weise. Er liebte die Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Er hatte eine wunderbare Fassungsgabe, ein sehr treues Gedächtniß und einen durchdringenden Verstand. Er schätzte sich selbst sehr hoch und wußte wohl, was er galt; außerdem war dieser treffliche Mann in all' seinen widrigen Schicksalen sehr tapfer." Im Wesentlichen stimmt Leonardo Bruni hiermit überein[6]): „Von Jugend auf war er in den schönen Wissenschaften wohl unterrichtet, und er zeigte alsbald einen außerordentlichen Geist, fähig zu den höchsten Dingen. Er war ein gar feiner Mann, voll Würde, in seinem Reden langsam und zurückhaltend, aber treffend in seinen Antworten."

---

[1]) Infern. VI. 89. XIII. 53. XXI. 171. — [2]) Parad. VI. 115. — [3]) Parad. XXV. 10. — [4]) Cron. IX. 136. — [5]) Vita di Dante p. 48. 64. — [6]) Vita di Dante pag. 13. 52.

Haben wir nun Dante's Charakterbild vor uns, wie es seine Biographen uns darstellen, und wie es mit sprechender Wahrheit in seinen Schriften erscheint, so entsteht von selbst in uns die Frage: Wie ist Dante der geworden, wie ihn die Geschichte uns zeigt?

III.

Welt und Schule.

Im fünfzehnten Gesang der Hölle spricht Brunetto Latini, der ehemalige Lehrer Dante's, sein Bedauern aus, daß er zu früh aus diesem Leben geschieden sei; denn der Dichter sei unter einem günstigen Sterne geboren, und er hätte, wäre er noch in der Welt, nicht wenig dazu beigetragen, ihn in diesem seinem hohen Berufe zu fördern [1]).

Wenn deinem Stern du folgest,
Kannst des ruhmvollen Ports du nicht verfehlen,
Dafern ich recht geseh'n im schönen Leben;

Und wär' ich so nicht vor der Zeit gestorben,
So hätt' ich, da ich dir des Himmels Zeichen
So günstig sah, zum Werke dich ermuntert.

Ja, der Dichter selbst pries sich glücklich, daß er unter einer günstigen Constellation [2]) geboren wurde [3]).

O ihr glorreichen Stern', o Licht, erfüllet
Mit großer Kraft, als dessen Gab' ich alles,
Was ich an Geist empfangen, anerkenne.

Mit euch ging auf, mit euch verbarg sich Jener,
Der allem ird'schen Leben ist ein Vater,
Als ich zuerst Toscana's Luft gefühlet;

Und dann, als ich die Gnad' erlangt, zu treten
In jenen hehren Kreis, der euch umher schwingt,
Ward eu're Region mir angewiesen.

Zu euch empor jetzt seufzet meine Seele
Inbrünstiglich, um Kraft zum schweren Wagniß,
Das nach sich hin sie zieht, sich zu erwerben.

Wie die Gestirne, so soll nach Boccaccio's Erzählung auch ein wunderbarer Traum, den Dante's Mutter hatte, auf das Außerordentliche in ihres Sohnes Bestimmung hingewiesen haben. Solche Sagen

---

[1]) Infern. XV. 55. — [2]) Im Zeichen der Zwillinge. — [3]) Parad. XXII. 112.

mögen in Folge der gewaltigen Erscheinung des Dichters in späterer Zeit entstanden sein; aber gewiß ist es, daß die großen erschütternden Ereignisse, welche in seine Jugendzeit fielen, einen mächtigen Eindruck in der Seele des empfänglichen Knaben hinterlassen mußten. Ein Jahr nach Dante's Geburt fiel Manfred im Kampfe gegen Karl von Anjou bei Benevento (1266); mit rührender Theilnahme gedenkt der Dichter seiner[1]). Nicht lange darauf (1268) wurde Conradin von demselben Karl bei Tagliacozzo besiegt und wenige Monate nachher enthauptet[2]). Kurze Zeit darnach (am Ostermontag 1288) vertrieb der Aufstand des Volkes in Sicilien die Franzosen, so weit sie dem Tode entronnen waren, — Sicilianische Vesper — von der Insel und gab das Reich an Peter von Arragonien[3]). In der Nachbarstadt von Florenz, Pisa, war im Jahre 1288 Graf Ugolino della Gherardesca mit Söhnen und Neffen im Hungerthurm verschmachtet. Dante war 23 Jahre alt, als er die Kunde von dieser grausen That vernahm, die er in unsterblichen Versen geschildert hat. In der eigenen Vaterstadt gewannen die Welfen, von den Ghibellinen wiederholt vertrieben, wieder die Oberhand und siegten in der Schlacht von Campaldino (1289) gegen die Ghibellinen von Arezzo.

In Italien selbst hatte in dem Jahrhundert des Dichters eine äußerst rege Thätigkeit sich entfaltet. Nach allen Richtungen sandte es seine Schiffe aus, mit allen Ländern knüpfte es Handelsverbindungen an, der Reichthum wuchs in außerordentlicher Weise. Aber der Friede im Innern wich mehr und mehr. Die Demokratie im Bunde mit den vom Lande hereinströmenden Ankömmlingen kämpfte besonders in Florenz gegen die altangesessenen Bürger und den Adel, während dieser, um sich zu schützen, anderswo, wie in Venedig, das Volk von jeder Theilnahme am Regiment ausschloß. (La Serrata im Jahre 1296.) Städte kämpften gegen Städte, Pisa gegen Genua, beide gegen Venedig, und im Schooße der Bürgerschaft selbst war die Ruhe nur schlecht gesichert. Dazwischen bemächtigten sich glückliche Condottieri der Gewalt, wie dies in Oberitalien namentlich der Fall war. Mit dem wachsenden Reichthum, der Berührung mit dem Orient während der Kreuzzüge wuchsen Luxus und Genußsucht, die Einfachheit der Sitten verschwand, die Ideale sanken.

Es ist keine Frage, Dante's „Feuerseele" konnte von allem diesem nicht unberührt bleiben. So blieb er denn auch selbst nicht unthätig, sondern kämpfte, wie Leonardo Bruni meldet, zu Campaldino in den ersten Reihen; die Erinnerung an diese Kämpfe bildet eine herrliche Episode in der Göttlichen Komödie[4]). Ebenso nahm er auch Theil an dem Kriegs-

---

[1]) Purgator. III. 112. — [2]) Infern. XXVIII. 17. — [3]) Parad. VIII. 73. — [4]) Purgator. V. 88.

zug gegen Pisa, aus welchem er uns ein anschauliches Bild mittheilt[1]). Aber diese Zustände seines Landes waren es auch, die seinen Blick rückwärts wandten; in der Vergangenheit suchte er sein Ideal.

Giosuè Carducci[2]) hat darum nicht Unrecht, wenn er Dante's Zeit mit jener der deutschen Romantik vergleicht. Wie vor dem Jahre 1815, war auch damals eine Zeit voll gewaltiger Ereignisse vorausgegangen: der Sturz der Hohenstaufen, das tragische Ende des Pier delle Vigne, die Kreuzfahrten des h. Ludwig, die Siege der Welfen bei Parma und Bologna, die Kämpfe zu Benevent, die blutige Herrschaft Ezzelino's. Die Sehnsucht nach Friede, nach wahrer Freiheit und Bildung hatte den Blick der Bessern abgewendet von der kurz vorausgegangenen Zeit, einer Zeit der Gewaltthat, des Materialismus, des Zweifels und antichristlichen Sinnes, wie er vom Hofe Friedrich's II. ausgegangen war und von vielen Ghibellinen getheilt wurde. Die Gemüther erwärmten sich wieder am Glauben; Franz v. Assisi, St. Thomas und Bonaventura, neun Jahre nach Dante's Geburt gestorben, wurden Leuchten für die Geister, warfen Flammen in die Herzen. Allerorts stiegen jetzt herrliche Kirchen empor: S. Francesco, S. Croce, S. Maria Novella, S. Maria del Fiore, S. Maria Annunziata u. s. f.

Dante's Eltern gehörten zwar nicht, wie lange Zeit angenommen wurde, dem Welfen-Adel an[3]); doch lebte die Familie, der er entstammte, in einem gewissen Wohlstande. „War Dante auch nicht übermäßig reich," berichtet Leonardo Bruni[4]), „so war er doch auch nicht arm; er besaß ein mäßiges Erbgut, hinreichend zu seinem anständigen Unterhalt, Häuser in Florenz, Besitzungen in Camerata, im Gebiete von Piacenza und im Piano von Ripoli, und Ueberfluß an kostbarem Hausrath."

Mehr aber als alles dies förderte ihn in seiner weitern Ausbildung der Umgang mit hervorragenden, hochbegabten Freunden und Lehrern. Da war vor Allem Cino von Pistoja, der Rechtsgelehrte und gefeierte Dichter; in seinem Buche „De vulgari eloquentia"[5]) nennt ihn Dante wiederholt seinen Freund. Neben ihm erscheint im engern Freundschaftsbunde ein gewisser Lapo[6]); wir wissen jedoch nicht, ob damit Lapo Gianni oder Lapo degli Uberti gemeint ist. Von besonderer Bedeutung für Dante's poetische Entwickelung war Guido Cavalcanti, Sohn des Cavalcante de' Cavalcanti, Philosoph und Dichter; er war einige Jahre älter als Dante, starb aber frühzeitig. Ihm hatte Dante sein „Neues

---

[1]) Infern. XXI. 94. — [2]) L'opera di Dante. Rom. 1888. p. 15. — [3]) Scartazzini, Abhandl. über Dante. Frankfurt 1880. S. 1 ff. Todeschini, Scritti su Dante. Vicenza 1872. — [4]) Vita di Dante p. 52. — [5]) I. 10. 17; II. 6. — [6]) De vulgari eloqu. I. 13.

Leben" gewidmet, und er lobt ihn wegen seiner Meisterschaft in der Sprache.

> So hat der Sprache Preis dem einen Guido [1])
> Der andere geraubt, und wohlgeboren
> Mag Einer sein, der beide jagt vom Neste [2]).

Auch aus andern Bildungskreisen hatte Dante sich Freunde erworben. Giovanni Cimabue's († 1300) Werke mag der junge Florentiner oft genug mit Bewunderung betrachtet haben; aber mit Giotto (geb. um d. J. 1270) stand er in vertrautem Verhältnisse; das bekannte Bild des Dichters, die Mohnblume in der Hand, welches i. J. 1860 in der Kapelle des Podestà zu Florenz wieder aufgefunden worden, ist von ihm. Im Fegfeuer verkündet er seinen Ruhm.

> Als Maler nennt jetzt Alles Giotto's Namen,
> So daß den Ruhm des Andern er verdunkelt [3]).

Ohne Frucht konnte der Umgang mit diesem durch ganz Italien berühmten Künstler für Dante nicht gewesen sein; eine Stelle in dem „Neuen Leben" [4]) wie der in reinstem Ebenmaß mit wohlerwogener Proportion der Verhältnisse durchgeführte Aufbau der drei Reiche des Jenseits, sowie die Art und Weise, wie er Landschaften und Oertlichkeiten schildert, weisen auf ein künstlerisch gebildetes Auge hin.

Eine der lieblichsten Scenen in der Göttlichen Komödie ist die Ankunft der Seelen am Strande der Fegfeuerinsel. In einem Schiffe sitzen sie, das eilends die Fluth durchschneidet; ein Engel steht am Steuer, seine weißen Schwingen dienen als Ruder. Die darin sind, singen den Psalm: In exitu Israel de Aegypto. Der Dichter erzählt:

> Vortreten sah da ein' aus ihrer Mitt' ich,
> Mich zu umarmen mit so großer Liebe,
> Daß ich bewogen ward, zu thun ein Gleiches.
>
> Wohl mocht' ich vor Erstaunen mich verfärben,
> Darum der Schatten lächelt' und zurücktrat,
> Und ich, ihm folgend, weiter vor mich drängte.
>
> Mit sanfter Stimme hieß er mich verweilen,
> Darauf erkannt' ich ihn und bat ihn, stille
> Zu steh'n ein wenig, um mit mir zu sprechen.

---

[1]) Wahrscheinlich Guido Guinicelli. — [2]) Purgator. XI. 97. — [3]) Purgator. XI. 95. Der Andere ist Cimabue. — [4]) § 35. „Disegnava un Angelo sopra certe tavolette".

Er gab zur Antwort: „Wie ich einst geliebt dich
Im Leib des Todes, lieb' ich dich gelöset.
D'rum bleib' ich steh'n. Doch du, warum nur gehst du?"

„O mein Casella, dorthin heimzukehren,
Wo ich noch bin jetzt, mach' ich diese Reise!"
Sprach ich. —

Es war der Jugendfreund des Dichters, Casella, der hier ihn begrüßt. Da spricht Dante zu ihm:

„Raubt dir ein neu Gesetz Erinn'rung
Nicht und Gebrauch des liebevollen Sanges,
Der all' mein Sehnen mir zu stillen pflegte,

„So sei's gefällig dir, durch ihn ein wenig
Zu trösten mir den Geist, der, mit dem Körper
Hierher gelangt, so sehr sich fühlt beklommen."

„Die Liebe, die mit mir im Geiste redet"[1]),
Begann er d'rauf so sanft, daß mir im Innern
Der sanfte Ton noch immer wiederklinget.

Mein Meister und ich selbst sammt jenem Volke,
Das mit ihm war, wir schienen so zufrieden,
Als ob den Sinn nichts Anderes uns kümmerte[2]).

Boccaccio erzählt von Dante[3]), er habe große Freude gehabt an Gesang und Saitenspiel, und mit den berühmten Sängern jener Zeit Umgang gepflogen, vieles gedichtet, was die Meister des Gesanges dann in Musik setzten; dasselbe erfahren wir durch Leonardo Bruni[4]). Die Lieder jener Zeit waren ja eben gedichtet, um gesungen und nicht bloß gelesen zu werden. Die musikalische Bildung Dante's geht außerdem aus vielen Stellen seiner Göttlichen Komödie, namentlich des Paradieses, hervor[5]).

Doch von ungleich mächtigerer Wirkung auf des Dichters Geistesgang war sein Lehrer und väterlicher Freund, Brunetto Latini, Staatsmann, Dichter und Gelehrter († 1294). G. Villani[6]) meldet von ihm: „Es starb zu Florenz ein wackerer Bürger mit Namen Brunetto Latini, der ein großer Philosoph und Meister der Rhetorik, sowohl im Sprechen als im Schreiben war. Er erklärte die Rhetorik des Cicero und schrieb das gute und nützliche Buch Il Tesoro[7]) und den Tesoretto

---

[1]) Anfangsvers einer Canzone Dante's, die Casella wahrscheinlich in Musik gesetzt hatte. — [2]) Purgator. II. 117. — [3]) L. c. p. 47. — [4]) L. c. p. 14. 53. — [5]) Parad. VIII. 16, XIV. 32, XX. 142, XXXIII. 97. — [6]) L. c. VIII. 8. — [7]) Eine Art Encyklopädie aller Wissenschaften, wie des Vincenz von Beauvais († 1264) Speculum majus. Der Tesoretto ist eine Sammlung von poetischen Moralsprüchen in der Volkssprache.

und viele andere philosophische Bücher. Er war Schreiber unserer Gemeinde, aber ein weltlich gesinnter Mann [1]). Wir haben seiner erwähnt, weil er zuerst den Florentinern Bildung beibrachte, sie lehrte, gut zu sprechen und das Gemeinwesen nach den Grundsätzen der Politik gut zu führen und zu leiten." Und Leonardo [2]) sagt von ihm: „In seiner frühen Jugend ward Dante den Lehrern in den Wissenschaften übergeben, und es erschien alsbald in ihm ein sehr hoher Geist, zu großen Dingen fähig. Seinen Vater verlor er frühe (im neunten Jahre); aber nichts desto weniger, bestärkt durch seine Verwandten und Brunetto Latini, einen sehr bedeutenden Mann in jener Zeit, warf er sich nicht nur auf die schönen Wissenschaften, sondern auch auf die übrigen freien Künste, und versäumte nichts, was geeignet war, einen vortrefflichen Mann aus ihm zu machen."

Den Schulunterricht mochte Dante in der herkömmlichen Weise mit den Genossen seines Alters empfangen haben. Das „Doctrinale puerorum", gegen Ende des zwölften Jahrhunderts verfaßt, gibt uns einen Einblick in den Umfang des Knabenunterrichtes jener Zeit. Wie Boccaccio [3]) berichtet, war Dante „sehr vertraut mit Virgilius, Lucanus, Statius, Horatius und allen andern berühmten Dichtern." Virgilius ward sein Meister, dem er seinen „schönen Stil" verdankt. Darum spricht er zu ihm, den er verirrt im finstern Walde erblickt:

So bist du der Virgil denn und die Quelle
D'raus sich so reicher Strom der Red' ergießet,
Antwortet' ich ihm mit verschämter Stirne.

O du, der andern Dichter Luft und Ehre,
Der lange Fleiß sei und die große Liebe,
Mit der nach deinem Buch ich griff', mir günstig.

Du bist mein Meister, mein erhab'nes Muster,
Du bist's allein, aus dem ich sie geschöpfet,
Die schöne Schreibart, die mir Ruhm erworben [4]).

Statius und besonders Virgilius galten als Propheten des Christenthums; darum wurden sie besonders als Lectüre für die Jugend erwählt.

IV.

Dante und Beatrice.

Drei Gestalten treten in der Göttlichen Komödie hervor; sie sind wirkliche, historische Personen und zugleich Typen großer fundamentaler

---

[1]) Fu mondano huomo. — [2]) L. c. p. 13. — [3]) L. c. p. 15. — [4]) Infern. I. 79.

Ideen: Dante, Virgilius, Beatrice. Die Göttliche Komödie ist die Geschichte des Dichters, seiner Verirrung und Rettung; daher die vielen Anspielungen auf sein Leben, das Exil, das ihm Farinata voraussagt in der Hölle, Malaspina im Fegfeuer, Cacciaguida im Paradiese; daher seine Worte der Hoffnung auf Rückkehr nach Florenz, sein Zorn gegen jene, die ihm als Feinde entgegengetreten waren. Aber der Dichter wird zum Spiegel seiner und aller Zeit, der Menschheit und ihrer Schicksale, er, ein Mensch und Florentiner Bürger, wird der Mensch.

Ebenso ist Virgilius eine wirkliche, historische Gestalt; geboren „sub Julio", der Sänger der Aeneide, der Meister, von dem Dante gelernt hat „den schönen Stil". Aber er ist zugleich der „weise Heide, der alles wußte", ein „Meer von Wissenschaft". „Was immer die Vernunft erkannt," kann er seinem Schützling sagen, „aber was darüber ist, das soll ihm Beatrice deuten," denn „es ist Glaubenssache". So wird er zum Typus der menschlichen Vernunft und Wissenschaft und Herold des Kaiserthums, ohne jedoch seine historische Wirklichkeit zu verlieren. Das ist eben der Zauber der Dichtung, daß in einer großen Synthese sie das Reale und Ideale, Individuelle und Allgemeinmenschliche verschmilzt.

Doch eingreifender, die Handlung leitend und bestimmend, tritt die Gestalt Beatrice's hervor. Sie steigt vom Himmel herab, bewegt den Virgilius, den verirrten Dichter aufzusuchen; sie führt ihn zur letzten Buße im Paradies und hebt ihn mit sich von Stern zu Stern zum Himmel empor. So ist sie die Seele, Anfang und Ende der Dichtung.

Aber auch Beatrice ist gleich den beiden andern Hauptgestalten eine wirkliche, historische Gestalt. Ihr Alter, als zuerst er sie sah, wird von Dante genau bestimmt — Anfang ihres neunten Lebensjahres [1]), ihre Kleidung — einmal ein blutrothes, dann ein weißes Gewand. Um sein Geheimniß nicht zu verrathen, gibt Dante sich den Schein, als liebe er eine Andere [2]), so daß Beatrice ihm den Gruß verweigert [3]). Eine ihrer Freundinnen stirbt, und Dante dichtet zwei Sonette auf ihren Tod [4]). Beatrice's Vater stirbt und wird von dieser beweint [5]); sie selbst folgt ihm kaum ein halbes Jahr nachher in das Grab [6]), am 9. Juni 1290, nachdem sie mit 20 Jahren schon das Weib des Simone de' Bardi geworden war [7]). Für Dante, der nicht ganz ein Jahr älter war, ward dies eine entscheidende Wendung; seine ohnehin edle, reine Liebe hob sich von nun an ganz in das Reich des Idealen. War sie im Anfange eine jugendliche, schwärmerische Neigung zu Beatrice, so vergeistigte sich diese im Fortschritt der Jahre mehr und mehr; Beatrice wird ihm das Symbol

---

[1]) Vita nuova § 1. — [2]) L. c. § 5. — [3]) L. c. § 10. 12. — [4]) L. c. § 10. — [5]) L. c. § 22. — [6]) L. c. § 30. — [7]) Boccaccio, Comento ed. Milanesi. p. 224.

alles Hohen und Heiligen. Als endlich der Tod sie ihm hinwegnahm, da denkt er nur noch an sie, wie an eine Verklärte; so steht sie am Schlusse des „Neuen Lebens" und in der Göttlichen Komödie vor uns. „Der Weg, den seine Liebe nahm, führte ihn vom Realen zum Idealen, von der Natur zum Geiste, von der Erde zum Himmel" [1]).

Einige ältere und neuere Ausleger haben in Beatrice nichts als eine Allegorie gesehen. Aber schon der Commentar von Pietro Dante in der Collectio Ashburnham (verschieden von dem im Jahre 1845 von Vincenzo Nannucci veröffentlichten) enthält eine Stelle, die für Beatrice Portinari als Dante's Beatrice spricht. Oder sollen wir glauben, daß die Theologie oder Kirche, wenn Beatrice nur dies ist und nichts anders, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geboren wurde und gestorben ist, daß dem Dichter, als er neun Jahre alt war, schon die Theologie erschienen ist, daß sie ihren Sitz im Himmel verlassen, wo sie neben Rachel und Lucia ihren Platz hat und in die Hölle stieg, um dort Virgilius aufzusuchen; daß der Dichter, schmerzlich vom Tode der Theologie berührt, nun mit allem Eifer sich auf das Studium der Philosophie und Theologie verlegte, um von ihr zu sagen, was noch von Niemanden gesagt worden ist? [2]) Was soll eine abstracte Idee hier unter lauter lebendigen Gestalten, im Fegfeuer und im Himmel mit allen Heiligen, welche ringsum mit der Mutter Gottes auf ihren Sitzen thronen, wo sie ihren Sitz wieder einnimmt im dritten Kreis der himmlichen Rose? [3]) Als sie dem Virgilius erscheint, hört dieser sie in ihrer Sprache sprechen, wie sie als Florentinerin gesprochen.

> Sieh', da rief ein Weib mich, schön und selig,
> So daß ich selbst sie bat, mir zu befehlen.
>
> Es glänzten ihre Augen mehr als Sterne,
> Und sie begann zu sagen sanft und leise
> Mit eines Engels Stimm' in ihrer Sprache [4]).

Ihren „Freund" nennt sie den Dichter und nennt ihn vertraulich bei seinem Vornamen [5]). So spricht nicht die Theologie, so spricht die Liebe in der Göttlichen Komödie. „Eine doppelte Rolle," sagt man, „eine historische nämlich und allegorische, der Heldin könne nicht angenommen werden, weil es an der nöthigsten Vermittelung fehle, und der Uebergang aus der einen in die andere ästhetisch ganz unerträglich scheine." Wer kennt nicht Schiller's geringschätzendes Urtheil über den Minnegesang? Wer findet dagegen heute noch Geschmack an so manchen

---

[1]) Scartazzini, Abhandlungen über Dante Alighieri. 1880. S. 120. — [2]) Vita nuov. fin. — [3]) Parad. XXXI. 67. — [4]) Infern. II. 53. — [5]) Purgator. XXX. 55.

Liedern Schiller's, z. B. Laura am Clavier? So ändert sich eben der Geschmack; was Andere entzückte, finden wir unerträglich. „Diejenigen Züge, welche auf den ersten Blick an ein leibliches Wesen erinnern, gehören der poetisch ausgestalteten Allegorie an. Beatrice ist nicht ein wirklicher Personenname, sondern ein Bedeutungsname, Alleinseligmachende" (Kirche). Aber der Bruder Beatrice's, ihr Vater, deren doch der Dichter erwähnt, was bedeuten sie? Ist sie die Kirche, warum „wird sie ersehnt im höchsten Himmel?" Warum „fehlt dem Himmel nichts als ihr Besitz?" [1]) Was sollen wir uns unter einer Kirche denken, die dem Dichter als ein „blutjunges Engelein" [2]) erscheint? Was sollen die „zwei edeln Frauen" [3]), in deren Begleitung er sie erblickt? „Wie das edle Weib diese edle Liebe im Manne, so weckt auch der Mann ein Gleiches im Weibe" [4]). Wer ist dieser Mann, wenn wir ihn allegorisch zu deuten haben? „Sie geht hinweg, wenn sie sich loben hört" [5]). Wie sollen wir dies von der Theologie oder Kirche deuten? Möge Gott Beatrice erhalten, bis der Dichter seinen Plan ausgeführt. Und welches ist dieser?

„Bis er zu denen, die verloren gehen,
Gesagt: der Sel'gen Hoffnung habe ich gesehen" [6]).

Es war der Plan zu seiner Göttlichen Komödie. Noch mehr; mit Beatrice hat der Dichter den Tod ihres Vaters beklagt; da stirbt am 24. Juni 1290 Beatrice selbst, 24 Jahre alt. Dante stimmt eine Todtenklage an über sie.

„Gott erkannte, daß dies nicht'ge Leben
Nicht würdig sei solch eines edeln Wesens" [7]).

Ein Jahr und einige Monate waren nach ihrem Tode vergangen, da naht ihm die Versuchung einer neuen Liebe; doch bald tritt die Katastrophe zum Bessern ein. Beatrice erscheint ihm, „sein Herz empfindet schmerzliche Reue, daß er sich hatte einige Tage hinreißen lassen gegen das Gebot der Vernunft und . . . alle seine Gedanken wandten sich wieder seiner edelsten Herrin Beatrice zu". Pilger, die aus dem Norden durch seine Vaterstadt nach Rom ziehen, redet er an, an seinem Schmerze Theil zu nehmen. Er erblickt die Verklärte im höchsten Himmel, und sendet in einem Sonett zu ihr seine Seufzer empor. Am Schlusse bekennt er dann seinen Vorsatz, nicht mehr von der Gebenedeiten zu sprechen, bis er würdiger von ihr reden kann. Und zu diesem Zwecke will er so viel studiren, als er kann und hofft, dann von ihr zu reden, wie noch nie von Einer geredet worden ist. So ist die Untreue, zu welcher der

---

[1]) Vit. nuov. § 19. — [2]) L. c. § 2. — [3]) L. c. § 3. — [4]) L. c. § 20. — [5]) L. c. § 26. — [6]) L. c. § 19. — [7]) L. c. § 32.

Dichter sich hinreißen ließ, schon vor Abschluß des „Neuen Lebens" erkannt, und der Plan der Göttlichen Komödie steht bereits fest; seine Studien sollen ihn befähigen, ihn durchzuführen, und stehen darum in innigem Zusammenhange mit seiner Lebensrichtung im „Neuen Leben"[1]). Einen Abfall vom Glauben anzunehmen oder von der Kirche, namentlich in Folge des babylonischen Exils, das ja später begann, dafür haben wir darum nicht den geringsten Anhaltspunkt.

Mit dem Ausdrucke seines Vorsatzes schließt das „Neue Leben". Die Erwähnung der Pilger[2]), welche nach Rom ziehen, um das heilige Bildniß (Vera Icon) zu sehen, das dort jedes Jahr in der Charwoche, besonders aber zur Zeit des großen Jubiläums, gezeigt wurde, gibt uns einen Anhaltspunkt für die Zeit seiner Vollendung. Der Schluß des „Neuen Lebens" fällt mindestens in das Jahr 1300; später konnte es nicht abgeschlossen sein, da Dante es seinem ältern Freunde Guido Cavalcanti gewidmet hatte, der im Jahre 1300 starb. Nach Boccaccio war es jedoch schon zwischen 1290 und 91 verfaßt. Giuliani stimmt ihm ebenfalls zu. Eine so mächtige Liebe, die in einem Knaben von zehn Jahren zu der um ein Jahr jüngern Beatrice erwacht, erklärt sich eben aus Dante's Charakter und früher Entwickelung; dann vergesse man auch nicht, daß vieles aus der ersten Zeit derselben mit dem Auge des herangewachsenen Dichters gesehen und von dem bereits als Meister in der Dichtkunst Anerkannten beschrieben wird. Nach seiner eigenen Erklärung hat er das „Neue Leben" geschrieben vor dem Eintritt in das reifere Alter, d. i. vor dem 26. Lebensjahre[3]).

Allerdings werden von Beatrice Zustände, Einwirkungen, Eigenschaften ausgesagt, die sicher auf eine Jungfrau von Fleisch und Blut sich nicht anwenden lassen. Aber Dante steht noch im Mittelalter, unter dem Einflusse der Franciscanerpoesie, als Franciscus und der Kreis seiner Schüler mit göttlicher Liebe die Seelen durchdrang. Und wer kennt nicht den Frauendienst des Mittelalters? Hatte doch der Ritter außer Gott gewissermaßen einen zweiten Gegenstand, dem er einen Cultus weihte, seine Dame. Ein Wort, ein Wink von ihr vermochten ihn zu den schwersten Unternehmungen zu begeistern; ein Blick, ein Lächeln von ihr war ihm reichster Lohn. Das Weib wird eine mystische Erhabenheit. Aehnliche Seelenzustände finden wir auch bei Petrarca[4]).

---

[1]) Conv. I. 1: Non intendo però a quella in parte veruna derogare. — [2]) § 41. — [3]) Conv. I. 1; IV. 24.

[4]) Canzon. I. Son. 75: ed ella oltra, parlando
Passò, che la parola i' non soffersi
Ne'l dolce sfavillar degli occhi suoi.

Das Gleiche gilt aber auch von dem realen Virgilius und Dante selbst. Gott selbst sendet jenen dem Dichter entgegen. Christum, die Sonne der Gerechtigkeit, ruft er an[1]):

> O holdes Licht, dem trauend ich betrete
> Die neue Bahn, so führe du uns, sprach er,
> So wie sich's ziemt, hierdurch geführt zu werden.
>
> Du wärmst die Welt, du bist's, was sie beleuchtet;
> Treibt sonst ein Grund uns nicht in and'rer Richtung,
> So müssen stets uns leiten deine Strahlen[2]).

Er weiß, daß die Posaune des Engels Alle vor Christus, den Richter, ruft[3]). Er erkennt die Nothwendigkeit der Taufe[4]), erzählt den Kampf Michael's mit den Empörern unter den Engeln[5]). Er findet nur in der Gnade, die ihm geworden, die Möglichkeit, seinen Schutzbefohlenen durch die Räume der Hölle und des Fegfeuers zu führen.

> Kraft aus der Höh' hilft mir, hierher ihn führen,
> Wo er dich sehen kann und dich vernehmen[6]).

Das Walten der Jungfrau Maria, von der das Werk der Seelenrettung ausgeht, schildert Virgilius mit wenigen bezeichnenden Worten[7]). Weil Virgilius hier von Gnade spricht, die ihm geworden, von Christus, der ihn auf seinem Wege erleuchtet, weil er die Stellung Mariens im Werk des Heiles kennt, sollen wir darum nur ein Symbol, eine Allegorie in ihm erblicken und den wirklichen Mantuaner Dichter vergessen? Auch Lucia, das Symbol der zuvorkommenden Gnade, das Princip der Bekehrung, welche zuerst die Bitte stellt an Beatrice[8]), ihren Getreuen zu retten, welche ihn im Schlafe an die Pforte des Fegfeuers trägt[9]), wo der Bußengel ihm die Lossprechung ertheilt, welche ihm die Häßlichkeit der Sünde enthüllt, die seinem Auge eine Schönheit vorzaubert[10]), Lucia, die Heilige von Syracus, ist keine bloße Allegorie; darum hat sie unter den Heiligen neben Maria, Adam gegenüber, ihren Sitz im Paradiese.

Canzon. I. Son. 117: Veggiola, passar si dolce e ria
Che l'alma trema.
Raccolgo l'alma, e poi ch'aggio.
L. c. Di scovrirle il mio mal preso consiglio
Tanto le ho a dir che incominciar non oso.

[1]) Purgator. VII. 53. XIII. 16.

[2]) Francesco da Buti bemerkt hierzu: „Sempre la grazia di Dio ci illuminerebbe, se noi non ce ne rendessimo indegni coi nostri vizi e peccati.

[3]) Infern. VI. 92. — [4]) Infern. IV. 33. — [5]) Infern. VII. 11. — [6]) Purgator. XI. 68. — [7]) Infern. II. 94. — [8]) Infern. II. 96. — [9]) Purgator. IX. 50. — [10]) Purgator. XIX. 26.

Dante heißt „ihr Getreuer“[1]), weil er zu dieser Heiligen eine große Andacht hatte. Und jenes „holde Weib, das harten Richterspruch dort umstößt“[2]),

> deren Gütigkeit gewährt dem Hülfe
> Allein nicht, der treu bittet, nein, zum öftern
> Zuvorkommt selbst der Bitt' aus freiem Willen[3]),

die Gottesmutter Maria, deren Namen Virgilius nicht nennt, weil in der Hölle ihr Name nicht genannt wird, deren Barmherzigkeit aber im Himmel laut der h. Bernhard preist, ist doch gewiß eine reale Gestalt.

Endlich, was bezeichnet Dante selbst als Gegenstand seiner Dichtung? Er schreibt hierüber an Cangrande: „Gegenstand dieses Werkes, wörtlich aufgefaßt, ist, schlechthin ausgesprochen, der Zustand der Seelen nach dem Tode; denn darüber verbreitet sich der ganze Zusammenhang des Werkes. Fassen wir aber das Werk allegorisch, so ist dessen Gegenstand der Mensch, wie er durch sein Verdienst oder seine Schuld in Folge des Gebrauches seiner Freiheit der göttlichen Gerechtigkeit, die lohnt oder straft, unterworfen ist“[4]). Als Zweck des Ganzen und des Theiles bezeichnet er: „die Lebenden in diesem Leben herauszuführen aus dem Zustande des Elendes und hinzuführen zu dem Zustande des Glückes“[5]). Dante wird hier zum Typus der Menschheit, welche dem Zustande des Elendes entrissen und zum Zustande des Glückes hingeführt werden soll; Lohn und Strafe, die dem Verdienst und der Schuld folgen, werden geschaut in der Hölle, erlebt im Fegfeuer, genossen im Paradiese, da der Dichter die drei Reiche des Jenseits durchwandert. Hierin, in dieser allegorischen Anwendung besteht das Wesen des allegorischen Sinnes, worüber er uns in dem eben erwähnten Sendschreiben belehrt; darum aber, weil Typus dieser Zustände, ist weder der Dichter noch überhaupt Einer von denen, die in diesen verschiedenen Räumen des Jenseits vorgeführt werden, nur und nichts anderes als Typus. Wie Dante, sind auch Thomas von Aquin, Franz von Assisi, Bernard, Petrus Damiani historische Gestalten, wenngleich in ihnen wir auch die Ideale besonderer Tugenden verkörpert schauen, wie in den historischen Gestalten der Hölle (Friedrich II., Brunetto Latini, Papst

---

[1]) Infern. II. 98. „Beata Lucia,“ sagt Jacopo di Dante in seinem Commentar, „la quale egli ebbe in somma divozione.“

[2]) Infern. II. 94: Che duro giudizio lassù frange. — [3]) Parad. XXXIII. 13.

[4]) Est ergo subjectum totius operis literaliter tantum accepti, status animarum post mortem simpliciter sumptus . . . Si vero accipiatur opus allegorice, subjectum est homo, prout merendo aut demerendo per arbitrii libertatem justitiae praemianti aut punienti obnoxius est.

[5]) Finis totius et partis est, removere viventes in hac vita de statu miseriae et perducere ad statum felicitatis. ed. Torri p. 116. 122.

Anastasius, Brutus) die Typen besonderer Sünden. Und darum schließen wir nach dem Gesetze der Analogie und Induction: auch Beatrice ist wirkliche und historische Erscheinung, die aber die Liebe und das Genie des Dichters zum Symbol der göttlichen Weisheit erhoben, die ihn und die Menschheit zu Gottes Anschauung geleitet hat.

Biscioni und in neuerer Zeit Bartoli[1]), um zu beweisen, daß Beatrice keine reale Gestalt sei, berufen sich besonders auf den Ausdruck: „Vor meinen Augen erschien die glorreiche Frau meines Geistes, welche von Vielen Beatrice genannt wurde.“ Sie sei, schlossen diese, nur ein Gegenstand seines Intellects, nicht seines Herzens, darum nicht wirklich. Aber das Wort „mente“ wird von Dante häufig gebraucht für „memoria“, was Jeder weiß, der die Sprache der Göttlichen Komödie kennt. In demselben Sinne erscheint dieser Ausdruck auch im „Neuen Leben“[2]). Als der Dichter das „Neue Leben“ schrieb, war Beatrice in der That für ihn nur noch eine Erinnerung[3]). Auch soll man aus der häufigen Betonung der Zahlen Drei und Neun nicht die bloß allegorische Bedeutung Beatrice's ableiten wollen; dies beweist nur, daß Dante die Neigung seiner Zeit zu einer besondern Zahlenmystik, die namentlich in der Göttlichen Komödie sich geltend macht, getheilt hat, wie auch in seinen übrigen Schriften[4]).

V.

Dante's geistige Entwickelung und das „Neue Leben“.

Dante's Liebe zu Beatrice ist so idealisch, so geistig, daß, wie wir so eben gesehen, Manche in alter und neuerer Zeit dadurch veranlaßt wurden, ihre reale historische Erscheinung zu leugnen und nur eine Allegorie in ihr zu erkennen. Daß sie einen mächtigen, überwältigenden Einfluß auf ihn übte, folgt hieraus mit Nothwendigkeit. Er nennt sie darum die „erhabene Herrin seines Geistes“[5]), aber zugleich auch „die Königin der Tugenden“[6]); so verstehen wir auch, warum trotz seiner so hohen Begeisterung, seine Liebe dennoch der Leitung der Vernunft unterworfen blieb; „Lieb' gab ihm Befehle nach dem Rathe der Vernunft“[7]). Gerade ihre hohe Tugend litt nicht, daß „die Liebe seiner

---

[1]) Vit. nuov. § 2: Apparve alli miei occhi la gloriosa donna della mente, la quale fu chiamata da molti Beatrice. Bartoli, Storia della Letteratura italiana. 1881. Vol. IV. p. 188. Vol. VI. hat er seine Meinung geändert.

[2]) Vit. nuov. § 15. 35. — [3]) § 29. — [4]) Conv. II. 15.

[5]) Vit. nuov. § 1. — [6]) § 10 — [7]) § 4.

Herr wurde ohne den getreuen Rath der Vernunft" [1]). Mehr und mehr tritt das Reale, Menschliche, Sinnliche zurück; mehr und mehr erblickt der Dichter in Beatrice das Ideal des Schönsten, Edelsten, Besten, wie es nur sein Geist ersinnen, seine Phantasie sich vorstellen kann. Alle Kräfte seines Geistes werden durch den Gedanken an sie veredelt, alle Gefühle seines Herzens geläutert und zu Hohem begeistert. Darum singt er: „Lieb' und edles Herz ist ganz dasselbe" [2]); „ihr Auge strahlt eine Liebe aus, die alles, wohin es blickt, veredelt"; „wer sie gesehen, schlägt die Augen nieder, erbleicht und seufzt um seiner Fehler willen"; „Stolz und Zorn weichen vor ihr" [3]); „selig darum, wer sie erblickt" [4]). „Ja, edel werden muß, wer sie geschaut, ein Jeder, oder sterben" [5]). Von einer Liebe im gewöhnlichen Sinne kann hier allerdings nicht die Rede sein. Es redet aber auch der Dichter nicht von einer solchen. Bereits hat er diese sinnliche, vergängliche Gestalt zum Symbol des Uebersinnlichen und Unvergänglichen erhoben, ihre Schönheit ist der Wiederschein der Tugend, ihre Holdseligkeit der Abglanz der Gnade Gottes, die auf ihr ruht, die Liebe zu ihr führt zur Gottesliebe hin, sie selbst ist diese.

Und trifft sie Einen, welcher sie verdient
Zu schauen, der empfindet ihre Kraft,
Er wird von ihrem Segensgruß beglückt,

Und milden Sinn's vergißt er alles Leides.
Auch hat ihr Gott verlieh'n als größ're Gnade,
Daß nimmer sündig stirbt, den sie gesprochen [6]).

Und wieder:

Sie scheint ein Wesen, das hernieder kam
Vom Himmel, um ein Wunderwerk zu zeigen.
. . . .

Von ihrem Angesicht scheint zu entschweben
Ein sanfter und von Lieb' erfüllter Geist,
Der immer zu der Seele rufet: „Seufze" [7]).

Und wieder:

Ein Engel ruft in göttlicher Erkenntniß
Und spricht, „O Meister, in der Welt sieht man
„Ein Wunderwerk in Wirklichkeit, das ausgeht
„Von einer Seele, die bis hierher strahlt.

„Der Himmel, welchem sonst nichts And'res fehlt,
„Als ihr Besitz, fleht seinen Herrn um sie,
„Und jeder Heil'ge ruft um solche Gnade".
Das Mitleid nur vertheidigt unsre Sache.

---

[1]) § 1. — [2]) § 20. — [3]) § 21. — [4]) § 21. — [5]) § 19. — [6]) § 19. — [7]) § 26.

Der Gott, der weiß, es ist die Herrin, spricht:
„Meine Geliebten, duldet noch in Frieden,
„Daß, die ihr wünscht, so lang' ich will, noch bleibe,

„Wo Einer ist, der bangt, sie zu verlieren,
„Bis er zu denen, die verloren gehen,
„Gesagt: Der Sel'gen Hoffnung habe ich gesehen"[1]).

Diese Canzone war gedichtet vor dem Jahre 1289; demnach stand im sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters schon der Grundplan für seine Göttliche Komödie in seinem Geiste fest. Wir werden nicht irren, wenn wir diesen Entschluß als Wirkung Beatrice's bezeichnen, durch welche der Dichter in eine erhabene Gedankensphäre gehoben wurde. Bekennt ja doch Lucia von ihr, daß durch ihre Liebe „er heraustrat aus des Pöbels Schaaren"[2]). Durch sie empfingen seine Gesänge einen tief-ernsten Inhalt; der Geist hoher Idealität trug ihn empor über alles Irdische und ließ ihn in aller Schönheit der Creatur das Abbild des unendlich Schönen erblicken. Die Franciscanerpoesie war, angeregt durch Franciscus von Assisi, den Sänger der hohen Gottesminne, der seiner Dame zu Ehren, der „edelsten, reichsten, schönsten, die je es gab," Lieder von erhabenem Geistesschwunge und voll wärmster Empfindung dichtete, bereits vorausgegangen; Fra Pacifico, Jacopone da Todi, Thomas von Celano, Giacomino von Verona, Bonaventura folgten. Die Sage berichtet, eines Tages habe Dante die italienischen Dichtungen des Jacopone in einem Buchhändlerladen auf dem Domplatze zu Siena gefunden, alsbald sich niedergelassen und gelesen und fortgelesen bis zum Abend. Unterdessen war ein Ritterspiel daselbst abgehalten worden; als der Dichter gefragt wurde, wie dieses ihm gefallen habe, konnte er keine Antwort geben. So sehr war er in die Lesung dieses Buches vertieft gewesen, daß er gar nicht beachtete, was um ihn vorging. Wir begreifen so, wie es kam, daß Dante in Beatrice das Symbol des Höchsten und Edelsten schaute; das Sinnliche ward ihm zum Bilde des Geistigen. Im Irdischen schaute er, wie Franz von Assisi, das Himmlische, in der Creatur den, der sie schuf, in dem edeln Menschenbild ein Abbild Gottes selbst. Und wir verstehen auch, mit welcher Macht schon in ihrem Leben, mehr aber noch nach ihrem Tode Beatrice's verklärtes Bild die Seele des edlen, strebenden Jünglings hinaufheben mußte in den reinen Aether ewiger Ideen, heiliger Begeisterung. Mitten in der Vollkraft der Jahre, im Alter überschäumender Jugend, hineingestellt in den Kampf politischer Parteien und vom Beispiele einer den Genüssen des Lebens huldigenden Welt gelockt, genügt es ihm, nur in der Erinnerung sich die edle Gestalt

---

[1]) § 19. — [2]) Infern. II. 105.

seiner Herrin zurückzurufen, um das Herz mit der Gluth dieser Flamme zu durchdringen und wie durch ein reinigendes Feuer jede niedrige Regung gleich trüber Schlacke auszuscheiden.

Sehen wir daher näher zu, so finden wir das Verhältniß Dante's zu Beatrice nicht mehr so außerordentlich und ganz unglaubwürdig, als es uns, die wir sechshundert Jahre nach ihm leben, beim ersten Blicke erscheint. Todesahnungen gehen durch seine Seele; „seufzend sagte ich da zu mir: Es kann nicht anders sein, Beatrice muß einmal sterben"[1]). Selbst bei dem mehr realistisch gerichteten Shakespeare finden wir Aehnliches. „Es treibt zum Weinen," sagt er, „daß man hat, was doch nicht bleibt"[2]). Wo ein inniges Gemüth ist, das nicht vom Alltäglichen sich verstricken läßt, sondern mit tiefem Blicke in die Welt und das Leben hineinschaut, da muß ja der Gedanke an den Tod, an die Vergänglichkeit alles dessen, was wir mit heißester Liebe umfassen, mit seiner ganzen Macht uns ergreifen. Und vergessen wir nicht, Dante war eine ganz außerordentliche, hochbegabte Natur, ein ἅπαξ λεγόμενον in der Geschichte der europäischen Poesie; Verstand und Scharfsinn, Gedächtniß und Phantasie, Herz und Empfindung, und was mehr ist als dieses, harmonisches Gleichgewicht waren ihm in hohem Maße gegeben. Das hatte sein Lehrer und väterlicher Freund Brunetto Latini wohl erkannt; darum spricht er zu ihm:

Wenn deinem Stern du folgst,
Kannst des ruhmvollen Ports du nicht verfehlen,
Dafern ich recht geseh'n im schönen Leben.

Und wär' ich nicht so vor der Zeit gestorben,
So hätt' ich, da ich dir des Himmels Zeichen
So günstig sah, zum Werke dich ermuntert [3]).

Und gerade dies ist, was Beatrice ihm zum Vorwurfe macht, seine Verirrung trotz seiner hohen Begabung durch Natur und Gnade, die namentlich während seines „Neuen Lebens" ihm war zu Theil geworden.

Nein, durch Freigebigkeit der Gnade Gottes,
Die aus so hehren Dünsten ihren Thau zieht,
Daß unser Blick dorthin sich nicht kann nahen,

Ward dieser so in seinem neuen Leben
Befähiget, daß jede rechte Sitte
Sich wunderbar an ihm bewiesen hätte[4]).

Ein Jahr und einige Monate nach Beatrice's Tod[5]) naht dem Dichter eine Versuchung zur Untreue. Er selbst erzählt sie uns:

---

[1]) § 23. — [2]) Sonett 120. — [3]) Infern. XV. 55. — [4]) Purgator XXX. 112. — [5]) Conv. II. 2.

„Nach einiger Zeit stand ich an einem Ort, wo ich der Vergangenheit gedachte, und ward sehr gedankenvoll, und die schmerzlichen Vorstellungen gaben meiner Erscheinung den Ausdruck großer Entmuthigung. Als ich meines Kummers bewußt wurde, erhob ich die Augen, um zu erfahren, ob Andere mich sähen; da erblickte ich eine edle Frau, jung und sehr schön, welche dem Anscheine nach sehr mitleidig von einem Fenster aus mich betrachtete, so daß alles Mitleid in ihr vereinigt zu sein schien. Da nun die Unglücklichen, wenn sie das Mitleid Anderer sehen, leichter zu Thränen gerührt werden, gleichsam als hätten sie Mitleid mit sich selbst, so fühlte ich, wie meine Augen thränenfeucht wurden; aus Furcht, mein elendes Leben zu verrathen, entfernte ich mich aus den Augen dieser edeln Frau. Und ich sprach dann bei mir selbst: »Es kann nicht anders sein, diese mitleidige Frau muß von der edelsten Liebe erfüllt sein.«

„Hierauf geschah es denn, daß, wo immer diese Frau mich sah, ihre Mienen einen mitleidigen Zug annahmen, und ihr Angesicht erbleichte in einer Weise, als würde dies von der Liebe gewirkt; daher gedachte ich wiederholt meiner edelsten Herrin, die gleichfalls ihr bleiches Angesicht mir gezeigt hatte. Und in der That, oftmals, wenn ich nicht weinen noch sonst meinem Schmerz Luft machen konnte, ging ich hin, diese mitleidige Frau zu sehen, die durch ihren Anblick meinen Augen Thränen auszupressen schien. . . . Durch den Anblick dieser Frau kam ich dahin, daß meine Augen begannen, zu sehr in ihrem Anschauen Lust zu empfinden; darüber ängstigte ich mich viel in meinem Herzen, und ich kam mir selbst ganz verächtlich vor; oft fluchte ich meiner Augenlust, oftmals dachte ich an sie als an Eine, die nur allzu sehr mir gefallen könnte . . . dann reute es mich wieder und ich sprach bei mir: »Pfui, welch' niedriger Gedanke!«“ [1])

So kämpfte das neue Bild mit der alten Liebe, lockte die Gegenwart, das Vergangene zu vergessen, begann die Treue, mit welcher Dante der Heimgegangenen gedachte, allmälig zu wanken. Er selbst hat uns diesen Streit der Gefühle geschildert, indem er seine Augen anredet:

Die bittern Thränen, die ihr, meine Augen,
So lange Zeit hindurch vergossen habt,
Entlockten selbst den Augen fremder Menschen,
Wie ihr gesehen habt, des Mitleids Thränen.

Jetzt dünkt es mich, ihr wollet sie vergessen,
Wofern ich meinerseits so treulos wäre,
Um euch nicht jeden Grund dazu zu nehmen,
Zurück euch rufend die, um die ihr weinet.

---

[1]) Vit. nuov. § 36.

Es macht mich euer Unbestand bedenklich
Und schreckt mich so, daß ich gewaltig fürchte
Vor'm Anblick einer Herrin, die euch sieht.

Ihr solltet niemals, als im Tode nur,
Vergessen uns're Herrin, die gestorben —
So spricht das Herz in mir, dann seufzt es [1]).

Während er noch kämpft, erscheint ihm Beatrice in einer Vision. „Es war mir," erzählt der Dichter, „als sehe ich die verklärte Beatrice, angethan mit denselben blutrothen Gewändern, in denen sie zum ersten Male vor meinen Augen erschienen war, und sie kam mir jung vor und in demselben Alter, in dem sie damals war, als ich zum ersten Male sie sah. Da begann ich an sie zu denken, und indem ich an die vergangene Zeit mich erinnerte, fing mein Herz an schmerzliche Reue zu empfinden über ein Verlangen, von dem es sich hatte einige Tage hinreißen lassen gegen das Gebot der Vernunft, und nachdem ich dieses schlechte, nichtswürdige Verlangen von mir gethan, wandten alle meine Gedanken sich wieder ihrer edelsten Herrin Beatrice zu [2]).

Von nun an ist all' sein Sehnen, sein Verlangen nur nach ihr hingerichtet, zu der Verklärten.

Hinauf zum Himmel, der am weit'sten kreist,
Schwingt sich der Seufzer auf aus meinem Herzen,
Ihn ziehet eine neue, geist'ge Macht,
Die Liebe weinend in ihn legt, empor.

Und hat er seiner Sehnsucht Ziel erreicht,
So sieht er seine Herrin Ehr' empfangen,
Und also leuchten, daß ob ihres Glanzes
Des Pilgrims Geist mit Staunen sie betrachtet [3]).

Dies ist das letzte Lied, welches das „Neue Leben" enthält. Unmittelbar darauf schließt er das Buch mit den bedeutungsvollen Worten: „Nach diesem Sonett hatte ich eine merkwürdige Erscheinung, und ich sah da Dinge, die mich den Versuch machen ließen, von dieser Gebenedeiten nicht mehr zu sprechen, bis ich würdiger von ihr reden kann. Und zu diesem Zwecke studire ich, so viel ich kann, wie sie wahrhaftig weiß. Sollte es darum Jenem, durch Den alles lebt, gefallen, daß mein Leben noch einige Jahre währet, so hoffe ich von ihr zu reden, wie noch nie von Einer geredet worden ist. Und dann möge es Jenem, welcher der Herr der Gnade ist, gefallen, meine Seele aufzunehmen, daß sie erblicke die Glorie jener Beatrice, welche das Angesicht Dessen schaut, qui est per omnia saecula benedictus. Laus Deo."

---

[1]) L. c. § 38. — [2]) L. c. § 40. — [3]) L. c. § 42.

Ein Zweifaches ist es, das uns in diesem Verhältnisse Dante's zu Beatrice überrascht. Diese Visionen, von denen er spricht, deuten auf eine ganz außerordentliche, höchst erregbare Organisation hin, aus der jener Reichthum, jene Gluth der Phantasie stammt, in der die Tiefe seiner Empfindung, die Macht seiner Liebe für alles Edle und Hohe, ebenso wie sein gewaltiger Zorn und unversöhnlicher Haß allem Bösen gegenüber seine Erklärung findet. Aber das alles steht doch wieder im Dienste der Wahrheit, ist geregelt durch die Vernunft. Ein klares, kräftiges Denken, ein scharfsinniges Urtheil, ein unersättlicher Durst nach Wissen, ein unermeßlicher Schatz von Kenntnissen steht jenen Gemüthsanlagen zur Seite, bewahrt ihn so vor den Irrwegen der Phantasie und läßt ihn nicht untergehen in Schwärmerei und unklaren Gefühlen.

Darum will er studiren, so viel er kann. Der Plan der göttlichen Komödie stand bereits vor seinem Geiste; sie sollte die Apotheose werden seiner Liebe zu Beatrice, „die Lösung des Gelübdes, das er ihr gelobt hatte, die Frucht all' seines Denkens und Sinnens, ein geweihter Tempel, zu dem die gesammte Menschheit wallt, von Beatrice geführt, um hier im Geiste tiefsinnigen Glaubens alle ihre Wissenschaft, Kunst, Poesie Gott als Weihegeschenk darzubringen" [1]).

So hat Beatrice dem Dichter die Welt der Ideale erschlossen, die Liebe zu ihr ward ihm ein Impuls, so weit er konnte, in die Tiefen der Wissenschaft hinab zu steigen; ihre verklärte Gestalt steht am Portal, das in die Reiche des Jenseits führt, und geleitet uns hinein bis in das innerste Heiligthum, wo Gott selbst wohnt.

Fragen wir nun: Wie hat Dante seinen Vorsatz ausgeführt, zu studiren, so viel er kann?

VI.

„In den Schulen der Religiosen."

Ehe Dante seinen Plan zur Ausführung brachte, hatte er bereits die Schwelle zur höheren wissenschaftlichen Bildung überschritten. Das „Neue Leben" gibt uns hierfür so manche Anhaltspunkte. Er nennt die Dichter Homer [2]), Virgilius, Horatius, Ovidius, Lucanus. Er spricht mit (Pseudo) Hugo von St. Victor [3]) und Thomas von Aquin [4]) von den „Lebensgeistern" [5]) (questi spiritelli). Er kennt mit demselben den Ein=

---

[1]) Vergl. Meine Schrift: Dante und Beatrice, Frankfurt a. M. 1883.
[2]) § 2. — [3]) De anima II 12. — [4]) Sum. I q. 76 p. tot. — [5]) § 14.

fluß der Vernunft auf den freien Entschluß des Menschen[1]) und die scholastische Formel: „Potentia reducitur in actum“ ist ihm bereits geläufig[2]). Mit Aristoteles[3]) und Thomas von Aquin[4]) erklärt er den Begriff der Bewegung[5]); ebenso definirt er mit den Ausdrücken der Schule das Wesen der Substanz und deren Unterschied vom Accidenz[6]); auch kennt er das ptolomäische System bezüglich der Zahl und Ordnung der Sphären[7]). Daß Dante während dieser seiner Lebensperiode mit Fleiß und Erfolg die Poesie pflegte, beweist das „Neue Leben“ ohnehin zur Genüge, sowie seine Freundschaft mit Guido Cavalcanti und Cino von Pistoja. Ebenso war er mit der Sprache und Poesie der Provençalen sicher nicht unbekannt, welche ja in Italien, namentlich am Hofe Friedrichs II. sich eingebürgert hatte. Manche schreiben Dante auch eine, wenngleich weniger umfassende Kenntniß des Griechischen zu. Seine Lobpreisung des Homer, die einzelnen griechischen Wörter und Etymologieen, welche er anführt[8]), scheinen darauf hinzudeuten. Doch wenngleich zu seiner Zeit die griechische Sprache in Italien nicht gänzlich unbekannt, und des Aristoteles Schriften bereits aus der Ursprache selbst übersetzt worden waren, nicht aus der Uebersetzung der arabischen Commentatoren, so dürfen wir doch an eine weitere Verbreitung der griechischen Sprachkenntniß nicht denken. Gerade die oben angeführten Etymologieen beweisen gegen eine eingehende Kenntniß des Griechischen bei Dante. Mit Recht bemerkt Scartazzini[9]): „Dante's Studien bis nach Beatrice's Tod, d. i. bis zu seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre, auf die lateinische Sprache, Poesie, Zeichnen und Musik beschränken zu wollen, wäre eine Willkür, welche angesichts seiner spätern Lebensschicksale sowie des Umfanges seines Wissens uns ein schlechthin unlösbares psychologisches Räthsel aufgäbe. Ein solches Maß von Wissen, wie wir es bei Dante finden, kann derjenige kaum mehr sich aneignen, der erst im sechsundzwanzigsten Jahre — so alt war Dante bei Beatrice's Tod — anfängt, sich den höhern Studien zu widmen.“

Wo und was hat nun Dante studirt, um sein Gelübde zu lösen, das er seiner Beatrice gemacht hatte? Er selbst gibt uns Nachricht hierüber. „Um von Anfang an zu beginnen, so sage ich, daß, als ich die Geliebte meiner Seele verloren hatte, deren ich oben bereits Erwähnung gethan, da war ich von solcher Traurigkeit erfaßt, daß es keinen Trost für mich gab.

[1]) § 10. cf. Thom. I. II. q. 14 a. 1 sq. — [2]) § 20. — [3]) Physic. IV. 1 sq. — [4]) Opuscul. LXX. q. 5 a. 2. — [5]) § 25. — [6]) § 25. — [7]) § 30.

[8]) So in seinem Schreiben an Can grande n. 7: Allegoria dicitur ab ἀλλοῖος graece, quod in latinum dicitur alienum sive diversum. n. 10: Comoedia dicitur a κώμη villa et ῳδή, quod est cantus, unde comedia quasi villanus cantus, im Gegensatz zur Tragödie. — [9]) A. a. O. S. 123.

Nach einiger Zeit jedoch, da mein Geist nach Erleichterung strebte, ich aber weder bei mir noch bei Andern Trost fand, folgte ich der Art und Weise, in der ein anderer Unglücklicher Trost fand. Und ich machte mich daran, jenes, nur von Wenigen gekannte Buch des Boëthius zu lesen, durch welches er sich getröstet hatte, als er gefangen und in Verbannung war. Und als ich hörte, daß Tullius ein anderes Buch geschrieben über die Freundschaft, in dem er Worte des Trostes sprach für Lälius, einen ausgezeichneten Mann, der seinen Freund Cato verloren hatte, so machte ich mich daran, auch dieses zu lesen. Wenngleich nun auch anfänglich es mir schwer wurde, den Sinn zu verstehen, so gelang es mir endlich doch, so weit in denselben einzudringen, als die Kenntniß der Grammatik, die ich bereits hatte, und mein geringer Verstand dies ermöglichten, durch den ich gleichsam wie im Traume viele Dinge schon sah, wie dies aus meinem »Neuen Leben« ersichtlich ist.

„Und wie es zu gehen pflegt, daß der Mensch Silber sucht, und, ohne es zu wollen, Gold findet, das aus einem unbekannten Anlasse sich ihm bietet, vielleicht nicht ohne Gottes Fügung, so fand ich, da ich Trost für mich suchte, nicht nur eine Arznei für meine Thränen, sondern auch die Namen von Schriftstellern, von Wissenschaften und von Büchern; und indem ich dieses erwog, fand ich, daß die Philosophie, welche die Herrin dieser Schriftsteller, dieser Wissenschaften, dieser Bücher war, etwas höchst Erhabenes sei. Und ich stellte sie mir vor als eine edle Frau; und ich konnte sie mir nicht anders vorstellen, als mit dem Ausdrucke des Mitleids. Darum wandte sich mein Gedanke so gern zu ihrer Betrachtung hin, daß er kaum von ihr sich trennen konnte. Und nachdem ich sie mir so vorgestellt hatte, fing ich an, dorthin zu gehen, wo sie sich wirklich zeigte, nämlich in den Schulen der Religiosen und bei den Disputationen der Philosophen, der Art, daß ich in kurzer Zeit, etwa innerhalb dreißig Monaten, anfing so sehr ihre Süßigkeit zu empfinden, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken verscheuchte und entfernte"[1]).

Was Dante studirte und in welchem Geiste, haben wir jetzt zur Genüge erfahren. Er studirte, eingeführt durch Boëthius und Cicero, die Philosophie, und er studirte sie in den „Schulen der Religiosen", in den Klosterschulen. Padua, Bologna und später Paris, wo er zur Bewunderung der Anwesenden disputirte, waren die Schulen, in denen er jene philosophische und theologische[2]) Bildung empfing, die wir heute noch an ihm bewundern,

---

[1]) Conv. II. 13.

[2]) Boccacio, Vita di Dante p. 32. 49. Joann. da Serravalle in seinem ungedruckten Commentar zur G. K.: Fuit baccalaureus in universitate Parisiensi . . . et fecit omnes actus, qui fieri debent per doctorandum in sacra theologia. Muratori Antiqu. Ital. I. p. 1036.

die ihm den Ruhm des Theologen unter den Dichtern, des Dichters unter den Theologen verschaffte[1]).

Wenn wir einem der ältesten Erklärer der Göttlichen Komödie, Francesco de Buti[2]), glauben dürfen, der selbst nur drei Jahre nach des Dichters Tod geboren ist, so war Dante in den Orden der Franciscaner eingetreten, hatte auch eine Zeit lang das Ordenskleid getragen, war aber noch vor Vollendung seines Noviziates wieder ausgetreten. Buti erzählt dies als eine Allen bekannte, unbezweifelte Thatsache. Daher erklärt es sich, daß Antonio Tognocchi da Terrinca unsern Dichter unter die Schriftsteller aus dem Franciscanerorden zählt[3]). Dante selbst gibt uns hierüber keine ausführliche Nachricht. Wohl läßt eine Stelle im Inferno darauf schließen:

> Den Leib hatt' ich mit einem Strick umgürtet,
> Mit dem ich mehr als einmal jenen Pardel
> Mit buntbemaltem Fell zu fangen dachte[4]).

Der Strick, mit dem der Dichter sich gegürtet, ist nicht der zu jener Zeit gebräuchliche Gürtel; dieser war von Leder und mit Spangen versehen. Der Strick, dessen Dante gedenkt, hatte seine besondere heilige Bedeutung; er sollte dazu dienen, die Sinnenlust zu bezähmen[5]). Es war darum der geweihte Gürtel, welchen die Söhne des heiligen Franciscus trugen, sowohl die Mitglieder des ersten wie des dritten Ordens. Dieser Strick ist hier nicht ein bloßes Symbol[6]); denn auf Geheiß des Virgilius löst er ihn, rollt er ihn zusammen und wirft er ihn hinab in den Abgrund[7]). Allerdings erwähnt Dante diesen seinen Versuch des Klosterlebens nicht ausführlicher, aber das Gesagte genügt; da die Franciscaner fortwährend ihn zu den Ihrigen zählten, weswegen er auch bei ihnen

---

[1]) Theologus Dantes nullius dogmatis expers, sagt Giovanni di Virgilio in seiner Grabschrift.

[2]) In seinem Commentar zu Infern. XVI. 106: Dante fu frate minore; ma non vi fece professione nel tempo della sua fanciullezza; zu Purgator. XXX. 42: Per questo appare, ch'l nostro autore infine quando era garzone s'innamorasse de la S. Scrittura, e questo credo che fusse quando si fece frate dell' ordine di S. Francesco, del quale uscitte inanti che facesse professione. Ebenso Landino (um das Jahr 1480) zu Infern. XVI. 106: Alquanti dicono che Dante in sua puerizia prese l'abito di San Francesco, e dopo partitosi lo lasciò.

[3]) Pelli, Memorie § 8. Scartazzini, Abhandlungen über Dante Alighieri, S. 129.

[4]) Infern. XVI. 106.

[5]) Vgl. das Gebet der Kirche: Praecinge me Domine cingulo puritatis et extingue in lumbis meis humorem libidinis, ut maneat in me virtus continentiae et castitatis, und das Gebet bei der Weihe dieses Strickes zum Eintritt in den Franciscanerorden.

[6]) Vgl. Scartazzini z. d. St. — [7]) L. c. 109 ff.

sein Grab fand, so mag er nach seinem Austritt ihnen dennoch als Mitglied des dritten Ordens angehört haben[1]).

Sehen wir nun näher zu, welche Philosophie es war, die Dante in den „scuole de' Religiosi" lernte. War es in der That eine falsche Philosophie, wie Neuere gesagt haben, die zum Zweifel an der christlichen Wahrheit führte, einseitig den Arabern folgte, die darum auch den Dichter, wenn nicht zum Unglauben doch zur Skepsis verleitete? Dies haben wir nun zu untersuchen. Man ist gewöhnt, Anselm von Canterbury als Vater der scholastischen Philosophie zu bezeichnen; doch damit ist zu wenig und zu viel gesagt. Denn jene Fragen, deren Behandlung Brucker[2]) und Viele nach ihm[3]) mit gänzlicher Verkennung ihres eigentlichen Wesens als das charakteristische Merkmal der Scholastik hervorheben, haben auch die Väter behandelt. Wir können uns zur Erhärtung unserer Thesis auf keine geringere Autorität berufen, als auf die Leo's XIII. selbst, welcher sagt[4]): „Die ersten Väter und Lehrer haben es unternommen, die Schriften der alten Weisen zu durchforschen und ihre Meinungen mit den Lehren der Offenbarung zu vergleichen, indem sie wohl eingesehen hatten, daß Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit[5]), in dem alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen sind[6]), nach dem Plane der göttlichen Vorsehung auch die Wissenschaft erlöst hat; und was sie an wahren Aussprüchen und weisen Gedanken in ihnen fanden, das wählten sie sorgfältig aus, und nahmen es mit Verbesserung oder Verwerfung alles Uebrigen an. Denn wie Gott in seiner höchst weisen Vorsehung zur Vertheidigung der Kirche die todesmuthigen Martyrer, die freudig ihr Leben dahingaben, der Wuth der Tyrannen gegenüber erweckte, so stellte er den falschen Philosophen oder Häretikern durch Weisheit hervorragende Männer entgegen, welche den Schatz der geoffenbarten Wahrheiten auch durch die Waffen der menschlichen Vernunft vertheidigten."

Es war nicht bloß das System Platon's, welches am meisten Sympathie bei ihnen fand; auch Aristoteles erscheint namentlich durch seine Dialektik als ein starkes Bollwerk zum Schutze der geoffenbarten Wahrheit[7]); Gregor von Nazianz lobt die dialektische Gewandtheit seines Freundes Basilius[8]), Cyrillus von Alexandrien und Basilius weisen nicht selten ihren Gegnern logische Fehler nach[9]). Augustin macht es Julian

---

[1]) Die Einwendung von Blanc wird zurückgewiesen von Scartazzini z. d. St.

[2]) Historia critica philos. Per. II. P. II. L. II. c. 3, 32. — [3]) So Cramer, C. Witte, Hugo Delff u. A. — [4]) Encycl. de 4. Aug. 1879. cf. Ep. ad Archiepisc. et Episc. Bavar. de 22. Dec. 1887. — [5]) Cor. 1, 24. — [6]) Col. 2, 3.

[7]) Basil. in II. Is. n. 22: ἡ γὰρ τῆς διαλεκτικῆς δύναμις τεῖχος ἐστι τοῖς δογμασιν. — [8]) Orat. XLVIII. 23. — [9]) Thesaur. XI.

zum Vorwurf, den Substanzbegriff alterirt zu haben [1]), wie er denn selbst an Aristoteles die Schärfe des Geistes bewundert, wenn er ihm gleich weniger Wohlredenheit als Plato zuschreibt [2]); in seiner Speculation hat er jene Kühnheit des Gedankens entwickelt, die so häufig an den Untersuchungen der Scholastik getadelt wird. Daß Plato bevorzugt wurde, soll hiermit nicht geleugnet werden; sein mächtiger Schwung, seine ideale Richtung, sein eminent theologischer Charakter empfahlen ihn den christlich gewordenen Generationen, die jedoch das Unzureichende seiner Philosophie darum keineswegs verkannten; nur im Christenthum, sagen sie, findet er seinen vollen Sinn und seine Ergänzung [3]). Es ist gewiß daher eine tiefe und wahre Bemerkung Friedrich Leopold Stolberg's, „daß wir in gewisser Beziehung Plato besser lesen können als die Griechen"; denn die Väter der christlichen Kirche nahmen den Wissensstoff, welchen ihnen die heidnische Philosophie zur Verfügung stellte, nicht ohne Umdeutung auf, so daß der Plato Augustin's, im Feuer der göttlichen Wahrheit von den Schlacken des Irrthums geläutert, ein anderer wird als jener, wie ihn die historische Kritik darstellt. Hieraus erklärt sich eine Erscheinung, die von mancher Seite aus gegen das Christenthum ausgebeutet wurde. Souverain schrieb zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Buch über den „enthüllten Platonismus im Christenthum"; Baltus suchte ihn zu widerlegen. Es ist eben eine unbestreitbare Thatsache, daß so manche Ideen des Christenthums auch in jene Kreise gedrungen waren, die ihm fremd, ja sogar feindlich gegenüber standen. Statt daß man daher das Christenthum als Frucht dieser philosophischen Anschauungen bezeichnete, hätte man das Verhältniß umkehren, und diese aus den Einwirkungen christlicher Ideen erklären sollen. Was man Platonismus der Kirchenväter nannte, ist eben die Erklärung und Correctur platonischer Ideen vom Standpunkt des Christenthums aus. War doch Ammonius Sakkas, der Vater des Neuplatonismus, nach dem Zeugnisse des Eusebius und Porphyrius im Christenthum erzogen worden. Obgleich nun bis zu Albertus Magnus hin nur einige logische Schriften des Stagiriten bekannt waren, so fand er doch bald in den Schulen Eingang; seine strenge Methode, der wissenschaftliche Gang seiner Beweisführungen sicherten ihm durch das ganze Mittelalter seine hervorragende Stellung als „Maestro di color, che sanno" [4]). Aber jetzt erst, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, nach Bekanntwerden der naturwissenschaftlichen, psychologischen, metaphysischen und ethischen Schriften des Aristoteles durch

---

[1]) Contra Julian. V. 14, VI. 18. — [2]) Opp. VII. 237. ed. Migne.

[3]) Justin. Apolog. I. 44. Cohort. ad Graec. 3—9. Dial. c. Tryph. c. 8. Clem. Alex. Strom. I. 6, 7, 13, 20. Eusebius Praepar. Evangel. XI. XIII. und besonders Methodius, gest. 311. — [4]) Infern. IV. 131.

Vermittelung der Araber und auf Grund neuer Uebersetzungen aus dem Urtext nahm die Scholastik ihren Aufschwung. Nicht bloß eine feinsinnig ausgearbeitete Terminologie, ein reicher Schatz naturhistorischer Kenntnisse, sondern vor allem ein wohlgegliedertes System, in welchem die gesammte Geistesarbeit der Antike auf ihren kürzesten Ausdruck gebracht sich darstellte, war hiermit gegeben.

Die Methode des Stagiriten wirkte hier vor allem ein, und begründete schon von vornherein einen Unterschied gegen die frühern Perioden. Es ist dessen knappe, aber bezeichnende Form, die nun auch in den Schulen allgemeinen Eingang findet; das Bedürfniß nach organischer Entwickelung und systematischer Gestaltung fand gerade bei den Meistern dieser Periode seinen vollendeten Ausdruck; die Einzelfragen werden der Reihe nach discutirt, nach Erwägung aller Gründe Für und Wider negirt, affirmirt oder distinguirt; der Wissensstoff selbst ist nach jeder Richtung hin sowohl auf dem Gebiete der Philosophie wie jenem der Theologie in außerordentlichem Maße gewachsen, die aristotelischen Gedanken wurden, theils corrigirt, theils weiter durchgeführt und vertieft[1]). Nach einigen Arbeiten dialektischer Natur[2]) unternahm es Anselmus, gestützt und befruchtet von den Ideen des h. Augustinus, aus innern Gründen die Wahrheit des geoffenbarten Glaubens darzuthun, namentlich bezüglich der Existenz und der Eigenschaften Gottes, der Trinität, der Menschwerdung, der Harmonie zwischen Freiheit und göttlichem Vorauswissen u. s. f. In diesem Jahrhundert bis zu der Mitte des zwölften standen nach seinem Beispiele von gleichem Streben beseelte Geister auf; Hugo (gest. 1141) und Richard (gest. 1173) von St. Victor, Petrus Lombardus (gest. 1164), der in seinen vier Libri Sententiarum das patristische Material für die wissenschaftliche Behandlung der Theologie gesammelt und geordnet hat, neben ihnen Robert Pulleyn, Wilhelm von Auxerre, Peter von Poitiers, Alanus von Lille, Wilhelm von Paris; der Rationalismus Abälard's blieb vereinzelt und Scotus Erigena ward bereits in dieser Periode gar nicht mehr genannt[3]).

Mit der Stiftung der Mendicanten-Orden und im engen Causalzusammenhang mit ihr trat diese Blüthe der Scholastik ein. Zwei Meister aus beiden Orden, der Franciscaner Alexander von Hales (Doctor irrefragabilis, gest. 1245) und der Dominicaner Albertus Magnus (Doctor

---

[1]) Vgl. v. Hertling, Albertus Magnus. 1880. S. 81. ff. Meine Schrift: Thomas von Aquin und die europ. Civilisation. 1880. S. 8. ff.

[2]) De Grammatica, De Veritate.

[3]) „So außerordentlich Erigena's Erscheinung gewesen war, eine unmittelbare, nachhaltige Bedeutung hat sie nicht gewonnen". H. Reuter, Geschichte der Aufklärung im Mittelalter. Berlin, 1875. I. S. 67.

universalis, gest. 1280), leiten diese Periode ein; Bonaventura (Doctor seraphicus, gest. 1274) und Thomas von Aquin (Doctor angelicus, gest. 1274) bezeichnen ihren Höhepunkt; neben ihnen zeichnen sich aus Richard von Middleton (Doctor solidissimus, gest. 1300), Heinrich von Gent (Doctor solemnis, gest. 1293) und Aegidius Romanus (Doctor fundatissimus, gest. 1316). In der Franciscanerschule trat der Einfluß der platonischen Ideen durch Augustin's Vermittelung, bei den Dominicanern Aristoteles mehr in den Vordergrund, wodurch beide sich gegenseitig ausglichen und ergänzten.

Fassen wir mit Papst Leo XIII. den Vorzug der Methode dieser Schulen, namentlich wie sie bei Thomas von Aquin erscheint, kurz zusammen, so müssen wir bekennen, daß er „die Lehren aller Weisen der Vorzeit, wie die zerstreuten Glieder eines Körpers, in Eins zusammenfaßte, sie nach einer wunderbaren Ordnung eintheilte und vielfach weiter bildete. . . . Es gibt kein Gebiet der Philosophie, das er nicht scharfsinnig und zugleich gediegen behandelt hätte; seine Untersuchungen über die Gesetze des Denkens, über Gott und über die unkörperlichen Substanzen, über den Menschen und die übrigen sinnlichen Dinge, über die menschlichen Handlungen und ihre Principien sind derart, daß in ihnen sowohl eine Fülle von Stoff, als passende Anordnung der Theile, die zweckmäßigste Methode, Sicherheit der Principien und Kraft der Beweise, Klarheit und Genauigkeit im Ausdrucke, wie nicht minder eine Leichtigkeit sich findet, auch das Dunkelste aufzuhellen" [1]).

Den Schluß dieser Periode bildet Johannes Duns Scotus (Doctor subtilis, gest. 1308), dessen vorwiegend kritisch-dialektische Richtung bereits den Niedergang der Scholastik signalisirt. Die weitere Entwickelung derselben, wie sie nach Dante durch einseitige Hyperkritik, ungesunde Zersetzung und spitzsinnige Spaltung des organisch Geeinten mehr und mehr sank, ist nicht unsere Aufgabe. Fragen wir vielmehr: Was war die Scholastik?

Wenn wir Brucker Glauben schenken, so war sie nur eine „Pseudophilosophie", welche, die inhaltlosen Formen aristotelischer Dialektik mißbrauchend, mit hohlen Begriffen und eitler Spitzfindigkeit ein leeres Spiel trieb und so jede Philosophie vernichtetete [2]). Doch der Fürst der Scholastik selbst möge uns darauf die rechte Antwort geben.

---

[1]) Encycl. Aeterni Patris d. 4. Aug. 1879 u. Epistola ad Archiepiscop. et Episc. Bavar. d. 22. Dec. 1887.

[2]) P. III. § 2. p. 720: Pseudophilosophia illa medii aevi sectaria partim ex Stoicorum cavillationibus partim ex mataeologia dialecticae Aristotelicae enata, quae confusis inter se principiis et adhibito auctoritatis praejudicio maleque consarcinatis doctorum opinionibus, ipsa veri omnis principia evertit, et inutili atque

In dem zweiten Artikel der ersten Quaestio des ersten Theiles seiner theologischen Summa stellt derselbe die Frage, ob die Theologie eine Wissenschaft sei. Er antwortet hierauf bejahend, da sie von gewissen Principien ausgehe, die ihr von Gott geoffenbaret sind, und aus diesen durch Vernunftschlüsse weitere Erkenntnisse gewinne. Hierdurch, durch die Verschiedenheit der Principien, ist die Theologie von jeder andern Wissenschaft, namentlich von der Philosophie und auch von der ersten Philosophie, der natürlichen Theologie, verschieden; aber sie bedient sich der Philosophie, theils um jene Wahrheiten rationell zu begründen, welche gewissermaßen dem Vorhofe der Theologie angehören (praeambula fidei), theils um durch sie so manche Fragen ihres specifischen Gebietes zu beleuchten [1]. Doch legt sie den Vernunftbeweisen nicht dieselbe Bedeutung bei wie der Autorität des Glaubens [2]. Daher ist weder eine Begründung der Glaubenslehre a priori noch eine vollständig wissenschaftliche Beweisführung derselben selbst aus der vom Glauben erleuchteten Vernunft möglich [3]; ja, die Sucht nach philosophischer Demonstration beeinträchtigt nicht nur die Würde des Glaubens selbst, sondern macht denselben sogar den Gegnern gegenüber verächtlich [4]. Dagegen hat die Vernunft im Dienste des Glaubens eine hohe Aufgabe. Denn die Wissenschaft ist, nach einem Worte des hl. Augustinus [5]), die Mutter, welche den Glauben erzeugt, freilich nicht an sich, denn dessen wesentliche Ursache ist die Gnade, die innerlich wirkende, wohl aber in Weise einer Ueberzeugung von Außen her [6]), und die Vernunftgründe haben nicht nur die

---

anfractuoso disputationum et subtilitatum innumerarum agmine vim fecit veritati castiori omni, et dialecticis armis omnem veram philosophiam prostravit erroresque induxit quam plurimos.

[1]) Summ. theol. I. q. 1. a. 1. u. 8.

[2]) L. c.: Utitur tamen sacra doctrina etiam ratione humana, non quidem ad probandam fidem . . ., sed ad manifestandum aliqua alia quae traduntur in hac doctrina. Cum igitur gratia non tollat naturam, sed perficiat, oportet, quod naturalis ratio subserviat fidei, sicut et naturalis inclinatio voluntatis obsequitur caritati. . . . Et inde est, quod etiam auctoritatibus philosophorum sacra doctrina utitur, ubi per naturalem rationem veritatem cognoscere potuerunt. . . . Sed tamen sacra doctrina auctoritatibus hujusmodi utitur quasi extraneis argumentis et probabilibus.

[3]) Thom. I. q. 32. a. 1.

[4]) L. c. I. q. 32. a. 1 und besonders Sup. Boëth. de Trinit. q. 2. a. 1: Wer die Mysterien begreifen will, irrt dreifach. Primo ex praesumtione, quia scilicet sic ea scrutatur aliquis, quasi ea perfecte comprehensurus. Secundo ex hoc, quod in his, quae sunt fidei, ratio praecedit fidem, non fides rationem, dum scilicet aliquis hoc solum vult credere, quod ratione potest invenire, dum debebat esse e converso. Tertio, ultra modum suae capacitatis ad divinorum perscrutationem se ingerendo. — [5]) De Trinit. XIV. 1. — [6]) II. II. q. 6. a. 1. ad 1.

Bedeutung, daß sie hinwegräumen, was dem Glauben im Wege steht, sondern auch Congruenzgründe für dessen Lehren entwickeln. Da die Vereinigung mit Gott das Ziel der Menschen bildet, so soll dieser mit allen seinen Kräften nach Gott hinstreben, um Ihn zu erkennen und zu betrachten [1]). Denselben Gedanken entwickelt Richard von St. Victor [2]): „Wenn der Mensch bereitwillig glaubt, und die Wahrheit, welche er glaubt, liebt und darüber nachdenkt, und Vernunftgründe dafür sucht, so mehrt dies das Verdienst seines Glaubens“. Und besonders Bonaventura [3]): „Die rationelle Behandlung der Dogmen fördert den Glauben in dreifacher Beziehung. Einige sind Gegner desselben, Andere schwach in demselben, Andere endlich vollkommen in demselben. Die Ersten werden dadurch widerlegt, die Zweiten bestärkt, die Dritten erfreut“. „Denn nichts,“ sagt der hl. Bernhard [4]), „nichts erfreut uns so sehr, als das Verständniß dessen, was wir bereits im Glauben besitzen.“ Sie wiederholen nur die Gedanken des h. Augustinus [5]), daß wir uns bestreben sollen, das, was der Glaube lehrt, auch im Lichte der Vernunft zu schauen. „Da aber,“ fährt der h. Bonaventura fort, „Gott höchst gütig und lieblich ist, so ist auch alles höchst gütig und lieblich, was von ihm stammt. Sobald daher unsere Intelligenz in seiner Erkenntniß sich vervollkommnet, wird auch unsere Seele durch das Erkannte mit wunderbarer Süßigkeit erfüllt. Und so fließt aus der Wissenschaft (Scholastik) die Weisheit, denn die Wissenschaft besteht aus der Erkenntniß des Wahren, die Wahrheit in der damit verbundenen Liebe des Guten (Mystik) [6]). Eben deswegen sollen wir die Worte der Philosophen beachten, da sie viel vermögend sind, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen und den Irrthum zu widerlegen; es gibt sogar viele theologische Sätze, welche ohne Philosophie sich nicht begründen lassen“ [7]). So dient die Wissenschaft dem Glauben, der Glaube aber ist so in unserm Geiste, daß er aus sich die Liebe in uns wirkt [8]). Wer darum aus Liebe zu dem, dem er glaubt, auch Vernunftgründe für den Glauben sucht, der beraubt sich keineswegs des Verdienstes vor Gott, mehrt aber seinen innern Trost [9]). Wohl überschreitet Vieles die gemeine Vernunft, nicht aber unsere In-

---

[1]) Thom. Sup. Boëth. q. 2. a. 2. — [2]) De Trinit. I. 1. — [3]) In I. Sent. prooem. q. 2. — [4]) De Considerat. V. init. — [5]) Ep. CXX. 2. 3.

[6]) De profect. relig. II. 72. — [7]) Epist. ad Magistr. innomin. in fin. Bonavent. Expos. in Eccles. c. 7 v. 1: Etsi ea, quae sunt fidei, sint supra nostrum intellectum nudum, non tamen sunt supra intellectum gratia fidei illustratum. Unde quaerere illa et indagare usque ad illud, ad quod se extendit lumen fidei, non est se extendere ad majora, et sic omnis disputatio sobria illorum articulorum etc.

[8]) In I. Sent. prooem. q. 3. — [9]) L. c. q. 2 ad 5 et 6.

telligenz, die der Glaube bereits erleuchtet hat. Darum ist es keine Ueberhebung, nach solchen Beweisgründen zu suchen [1]).

In vollständig erschöpfender Weise hat Thomas [2]) die dreifache Aufgabe der philosophischen Forschung für das Gebiet der Theologie zusammengefaßt. Sie hat zuerst für alle jene Fragen die Lösung zu bieten, welche die Sphäre der Vernunft nicht überschreiten, und so die Prolegomena zur Theologie bilden. Sodann hat sie die Analogien zwischen den Wahrheiten des Glaubens und der Vernunft aufzusuchen, wie dies bereits Augustinus in seinen Büchern über die Trinität gethan. Drittens hat sie die Einwendungen der Gegner zurückzuweisen. Die philosophische Forschung kann aber auch irren, und zwar in zweifacher Weise, ein Mal, indem sie von Voraussetzungen ausgeht, welche dem Glauben widersprechen; dies sind dann nicht Ergebnisse der wahren Philosophie, sondern nur Irrthümer und fälschlich sogenannte Philosopheme; zum andern, wenn sie die Sätze des Glaubens nach dem Maße der philosophischen Erkenntniß messen will, so daß Einer nur das glauben will, was philosophisch bewiesen ist. Und so kommt es denn, bemerkt Heinrich von Gent [3]), daß, mag die Forschung auch noch so weit fortschreiten, sie immer auf dem Glauben als ihrem sichern Fundamente ruhen muß, da wegen der Schwäche der Intelligenz wir so Hohes nie ohne die Hülfe des Glaubens zu erkennen vermögen. — Das Gesagte dürfte hinreichen, um über das Wesen der Scholastik, wie sie sich im Jahrhundert Dante's als speculative Theologie entwickelt hatte, die nöthigen Aufschlüsse zu ertheilen [4]).

Aber auch selbst die Frühscholastik, welche durch Anselm v. Canterbury eingeleitet wurde, verdient die Vorwürfe wegen Rationalismus und Skepsis nicht, welche wir bei Witte [5]), dem Ankläger der Scholastik, lesen. Den Grundgedanken der Speculation des h. Anselm bildet der Satz Augustinus': fides quaerens intellectum — den wir bei Thomas und Bonaventura und allen großen Meistern nach ihnen wiederfinden. „Denn ich suche nicht zu verstehen, damit ich glaube, sondern ich glaube, damit ich verstehe; denn auch das g l a u b e i c h, d a ß, w e n n i c h n i c h t g l a u b e, i c h n i c h t v e r s t e h e [6]). In seiner Schrift De fide Trinitatis bemerkt er [7]), „daß manche deswegen gegen den christlichen Glauben sprechen, weil sie seine Lehren nicht begreifen können; sie sollten doch

[1]) Exposit. in Eccl. c. 7 v. 1. — [2]) Supra Boëth. de Trinit. q. 2. a. 4. — [3]) Summ. I. a. 13. q. 7.

[4]) cf. M. Canus de loc. theol. XIII. 2: Colligit theologus ex principiis fidei a Deo revelatis conclusiones suas atque in principiis ipsis implicitas per argumentationem naturae consentaneam explicat. Ysambert, Tom. I. disp. II. a. 1: Divina revelatio ut applicata aliquibus propositionibus per discursum cognoscendis est adaequatum formale objectum theologiae. Ebenso Suarez, De fid. III. 3. Lugo, De fid. disp. I. 13. — [5]) A. a. O. — [6]) Proslog. c. 1. — [7]) c. 2.

eher in Demuth erkennen, daß es sehr Vieles gibt, was wir nicht begreifen können, nicht aber hochmüthig es leugnen. Der Christ darf nicht darüber disputiren, ob das, was die katholische Kirche mit dem Herzen glaubt und mit dem Munde bekennt, wahr sei oder nicht; er soll vielmehr immer denselben Glauben unbezweifelt festhalten, ihn lieben, ihm gemäß leben und mit Demuth, so weit er es vermag, die Gründe zu erkennen suchen, wie es ist. Kann er erkennen, so möge er Gott dafür danken; kann er es nicht, so soll er nicht gegen den Glauben ankämpfen, sondern ehrerbietig vor ihm sein Haupt beugen. . . . Es gibt Einige, die im Vertrauen auf die Kraft ihrer Wissenschaft zu den höchsten Fragen in Glaubenssachen sich zu erheben unternehmen, ehe sie noch durch die Festigkeit ihres Glaubens die Schwingen des Geistes hierfür empfangen haben. Indem sie also dorthin, wohin wir zuerst durch die Leiter des Glaubens aufsteigen, wie geschrieben steht: Wenn ihr nicht glaubet, werdet ihr nicht erkennen, in verkehrter Weise durch Erkenntniß aufzusteigen streben, müssen sie nothwendig wegen der Mangelhaftigkeit ihrer Intelligenz in vielfache Irrthümer hinabfallen; denn offenbar haben Jene die Festigkeit des Glaubens nicht, welche gegen die von den Vätern bestätigte Wahrheit disputiren, wenn sie dieselben nicht begreifen können; es ist dies gerade so, wie wenn Fledermäuse und Nachteulen, die nur in der Nacht den Himmel sehen, über das Licht der Mittagssonnne mit den Adlern streiten wollten, die ungeblendeten Auges in sie hineinblicken" [1]).

Den gleichen Gedanken begegnen wir im Proslogium c. 1. c. 17. Monolog. c. 64., in seinem Schreiben an Fulco [2]). Und gerade in jenem Buche, das scheinbar eine Construction a priori des Incarnationsgeheimnisses enthält, erklärt er: „Die mich um schriftliche Darstellung der Gründe unseres Glaubens ersucht haben, thaten dies nicht deswegen, um durch die Vernunft zum Glauben vorzudringen, sondern um durch das Verständniß und die Betrachtung dessen, was sie glauben, eine Erquickung zu empfangen, und um, so viel sie es vermögen, bereit zu sein, Rechenschaft zu geben einem Jeden über die Hoffnung, die in uns ist. . . . Jene (die Gegner) suchen nach Gründen, weil sie nicht glauben; wir dagegen, weil wir glauben" [3]).

---

[1]) De fide Trinit. c. 2. Dasselbe Bild bei Aristoteles Metaphysic. II. 1, 3. — [2]) Ep. II. 41: Insipientissimum etenim et infrunitum est, propter unumquemque non intelligentem, quod supra firmam petram solidissime firmatum est, in nutantium quaestionum vocare dubietatem. cf. De fid. Trinit. prooem.: Si quid in ea corrigendum est, vestra censura castigetur, et quod regulam veritatis tenet, vestra auctoritate roboretur.

[3]) Cur Deus homo I. 1.

Aehnlich Bonaventura [1]): „Wenn gleich der Glaube die höchste Wahrheit selbst zu seinem Gegenstande hat, dem er sich hingebend zustimmt, so erblickt er doch das, was er glaubt, im Spiegel der Creatur. Ist gleich daher der Spiegel der Creatur nicht sein vorzüglichster Gegenstand, so trägt doch die Erkenntniß des Ewigen im Spiegel der Creatur sehr viel bei zur Förderung des Glaubens sowohl in Andern, als in uns selbst. In uns in Bezug auf unsern Fortschritt; in den Andern aber nicht bloß in Hinsicht auf den Fortschritt, sondern auch in Hinblick auf den Beginn; denn ein Mann von hoher Einsicht und Wissenschaft überzeugt leichter und unterrichtet besser die Neulinge im Glauben, als ein Unwissender, wie das Beispiel des h. Paulus lehrt. Weil darum diese Wissenschaft dient zur Einführung in den Glauben, und zur Förderung im Glauben, und zur Vertheidigung des Glaubens, darum gibt ihr der h. Augustinus eine vierfache Thätigkeit in Bezug auf den Glauben [2]), wenn er sagt, daß durch die Gabe der Wissenschaft der Glaube in höchst heilsamer Weise geboren, genährt, vertheidigt und gekräftigt wird. Das erste bezieht sich auf die Anfänger, das zweite und dritte auf die Fortschreitenden, insofern sie im Guten zunehmen und dem Bösen widerstreben, das Vierte auf die Vollkommenen. . . . Wenn es demnach heißt: die Wissenschaft erzeugt den Glauben, so gilt dies nicht der eigentlichen Wirkung nach, sondern in Bezug auf die Disposition des Subjects, das zum Glauben gelangen soll."

Doch das ist noch nicht genug. Auch das mystische Moment erscheint bei Anselm, dem Vater der Scholastik, deutlich genug ausgeprägt, und so schon von vornherein in ihm jene Eintracht von Scholastik und Mystik, wie sie die gesammte Entwickelung bereits charakterisirt. Als eine wesentliche Bedingung tieferer Erkenntniß der Glaubenslehren bezeichnet er die innere Erfahrung, den lebendigen Glauben, das Erleben der christlichen Glaubenskraft im eigenen Innern, gerade so wie Bonaventura. „Die Frucht des Studiums der h. Schrift," sagt dieser [3]), „ist die ewige Seligkeit, die wir sehen werden, lieben werden, wo dann all' unser Verlangen erfüllt wird. Zu diesem Zwecke sollen wir in der h. Schrift forschen. Und darum müssen wir den rechten Anfang machen in demüthigem Glauben, hintretend zum Vater

---

[1]) In III. S. Dist. 35. dub. 2. — [2]) De Trinit. XIV. c. 1.

[3]) Breviloqu. prooem. § 1. Vgl. Itinerar. mentis ad Deum prol.: Parum aut nihil est speculum exterius propositum, nisi speculum mentis nostrae tersum fuerit et politum. Exerce igitur te, o homo Dei, prius ad stimulum conscientiae remordentem, antequam oculos eleves ad radios sapientiae in ejus speculo relucentes, ne forte ex ipsa speculatione radiorum in graviorem incidas foveam tenebrarum.

des Lichtes, indem wir die Kniee beugen unseres Herzens, daß er uns das rechte Verständniß gebe durch seinen Sohn Jesus Christus und mit dem Verständniß die Liebe, und wir so in Glaube und Liebe gefestigt die hl. Schrift verstehen nach ihrer Breite, Länge, Höhe und Tiefe und so zum vollen Verständniß und zur übereinstimmenden Liebe der hl. Dreieinigkeit gelangen, zu der die Sehnsucht aller Heiligen hinstrebt, welche alle Wahrheit und Güte in vollkommenster Weise besitzt." Ebenso Anselmus: „Zuerst müssen wir durch den Glauben unser Herz läutern, die Augen des Geistes erleuchten durch die Betrachtung der Gebote des Herrn, durch demüthigen Gehorsam gegen Gottes Zeugnisse Kinder werden, um sodann die Weisheit zu erlernen. Zuerst müssen wir den fleischlichen Sinn ablegen und nach dem Geiste leben, ehe wir die Tiefen des Glaubens erforschen; denn der fleischliche Mensch faßt nicht, was des Geistes ist [1]). Der Mensch dagegen, welcher die Werke des Fleisches ertödtet, wird geistlich, und ein solcher richtet alles und wird von Niemand gerichtet. Je reichlicher wir nämlich in der hl. Schrift mit dem uns nähren, was wir im Gehorsam gewonnen haben, desto mehr werden wir uns zu dem erheben, was durch Erkenntniß uns erquickt. Denn, wer nicht glaubt, wird nicht erfahren, und wer nicht erfährt, wird nicht erkennen; denn um wie viel das Erfahrene übertrifft das bloße Davonhören, um so viel höher steht die Erkenntniß Dessen, der es erfahren, über dem Wissen Jenes, der nur davon gehört hat. Der Christ kann aber ohne Glaube und Gehorsam gegen Gottes Gebote zur höhern Erkenntniß nicht nur nicht gelangen, sondern, sollte diese auch ein Mal Einem geworden sein, so wird sie bei Vernachlässigung seines guten Gewissens ihm entzogen und selbst der fromme Glaube untergraben. Niemand wage es demnach, in die Tiefen der göttlichen Geheimnisse hinabzusteigen, wenn er nicht zuvor im Glauben befestigt, sittliche Würde und Weisheit gewonnen hat, damit er nicht mit unbesonnener Leichtfertigkeit auf den manchfaltigen Abwegen der Sophismen umherirre und so eigensinnig sich in einen Irrthum verliere [2]). Durch

[1]) I Cor. 2, 14. — [2]) De fid. Trinit. c. 2. H. Ritter (Gesch. der Philosophie III. S. 332) hat den Heiligen vollständig mißverstanden, wenn er sagt: „Wenn wir diese Gedanken des Anselmus vom Grunde des Wissens im Glauben übersehen, so können wir uns nicht verhehlen, daß sie mit dem christlichen Glauben nichts zu thun haben (!). Sie nehmen den Glauben ganz allgemein als eine Ueberzeugung der Seele von übersinnlichen Wahrheiten, welche wir lieben, welche wir in unserm sittlichen Leben wollen und erfahren sollen. Daher hielt Anselm die Denkweise, welche nur den Sinnen vertraut, für Unglauben, und verlangt, daß wir auch die Grundsätze der Wissenschaft, die allgemeinen Begriffe in unserm Wissen festhalten und in unserm innern Leben ihre überzeugende Kraft erfahren sollen, ehe wir sie erkennen können. Wir können uns die Gefahr nicht verhehlen, wenn nun dennoch diese Sätze auf den Glauben, ja auf die Glaubensformel der christlichen Kirche übertragen werden."

diese Erkenntniß auf Grund des Glaubens und im Glauben gewinnen wir eine Zubereitung und Anticipation jener Erkenntniß, welche den Seligen einst gegeben wird, nach der wir Alle uns sehnen. Sie hält gewissermaßen die Mitte zwischen dem, was wir bloß im Glauben erkennen, und dem, was wir dermaleinst von Angesicht zu Angesicht schauen [1]). Aehnlich spricht Bonaventura [2]). „In vierfacher Weise kann man Gott erkennen: im Glauben, durch Contemplation, in der Erscheinung und in der Anschauung. Die erste Weise ist Allen gemeinsam; die zweite ist die Wirkung hoher Gnade; die dritte gewährt uns eine ganz besondere Gnade; die vierte ist die Erkenntniß der Seligen in der Ewigkeit. Denn alles, was erkannt wird, muß durch ein dem Geiste Gegenwärtiges erkannt werden. . . . Nun ist Gott gegenwärtig entweder mir oder einem Andern. Insofern Er einem Andern gegenwärtig ist, erkenne ich Ihn im Glauben. . . . Insofern Er mir gegenwärtig ist, kann Er in dreifacher Weise mir gegenwärtig sein. Entweder ist Er gegenwärtig durch Seine eigenthümliche Wirkung, dann erkenne ich Ihn in der Contemplation, die um so erhabener ist, je mehr der Mensch die Wirkung der Gnade in sich erfährt, oder auch je mehr er Gott zu schauen versteht in der äußern Creatur. Oder Er ist gegenwärtig in einem eigenthümlichen Zeichen, wie der h. Geist in Taubengestalt erschien. Oder Er ist gegenwärtig in Seinem Lichte und in Sich selbst, und dies ist die Erkenntniß, durch welche wir Gott schauen von Angesicht zu Angesicht."

Die Wissenschaft selbst aber geht im Jenseits nicht verloren. Sie bleibt, insofern sie ein Habitus des Geistes ist und wird nur noch vervollkommnet; denn sie ist ein Schmuck und eine Zierde der Seele. In Bezug auf ihre Bethätigung erleidet sie eine Veränderung, indem sie alle Unvollkommenheit abstreift; sie bleibt eben nicht mehr in der Art und Weise, wie sie in uns auf Erden war; denn dort erkennen wir in unmittelbarer Anschauung, nicht mittelbar und durch Schlußfolgerung [3]).

Allerdings spricht Anselmus von Vernunftgründen, durch welche er nicht nur die Wahrheiten der natürlichen Theologie zu beweisen unternimmt, sondern auch Mysterien des Glaubens. Allein er selbst deutet hinlänglich klar an, in welchem Sinne er diese „nothwendigen Vernunftgründe" auffaßt [4]). Es war das Verlangen seiner Schüler und Freunde,

---

[1]) L. c. praefat.: Quoniam inter fidem et speciem intellectum, quem in hac vita capimus, esse medium intelligo, quanto quis ad illum proficit, tantum illum appropinquare speciei . . . existimo.

[2]) In II. S. Dist. 23. a 2. q. 3. — [3]) L. c.

[4]) De fid. Trinit. c. 4: „necessariis rationibus". Monolog. prooem.: „rationis necessitas".

was ihn zur Abfassung seiner Schriften bestimmte; sie sollten durch diese Gründe nicht zum Glauben gebracht werden, — hatte er doch selbst anfangs dem Monologium den Titel gegeben: „Exemplum meditandi de ratione fidei“ und dem Proslogium: „Fides quaerens intellectum“ — sondern „damit diesen durch die Betrachtung und das Verständniß dessen, was sie glauben, eine Genugthuung werde und sie so viel als möglich bereit seien, Rechenschaft Jedem zu geben wegen der Hoffnung, die in ihnen ist“ [1]). Es sind demnach seine Beweisführungen aus dem Grunde eines gläubigen Gemüthes hervorgegangen, wodurch die Einwürfe zurückgewiesen und die Glaubenswahrheit, „aliqua ratione“, einleuchtend dargestellt wird [2]). Die Liebe zum Glauben und die Freudigkeit des gläubigen Gemüthes, vor dessen Auge Vernunft und Offenbarung, Wissen und Glauben, Philosophie und Theologie sich zu einem großen, harmonisch gegliederten Kosmos zusammenschließen, nicht der Zweifel des grübelnden Verstandes, hat diese Beweisgründe gefordert. Gerade in dieser innern Beseligung beim Anblicke der Wahrheit besteht das höchste Gut des Geistes, wenn auch auf Erden noch unvollkommen und beschränkt [3]). Wenn darum auch Anselmus sich wohl bewußt war, daß die Einwendungen der Gegner nur auf Sophismen beruhen [4]), so erklärte er doch selbst, daß für den Glaubensinhalt er nur Congruenzgründe geben könne [5]).

---

[1]) Cur Deus homo cap. 1: Quod petunt, non ut per rationem ad fidem accedant, sed ut eorum, quae credunt, intellectu et contemplatione delectentur, et ut sint, quantum possunt, parati semper ad satisfactionem omni poscenti se rationem de ea, quae in nobis est, spe. Ep. II. 41 adv. Roscelin.: Illis rationabiliter ostendendum est, quam irrationabiliter nos contemnant.

[2]) Conc. Vatic. de fid. cathol. c. 4.

[3]) Dante Conv. ed. Giuliani III. 14: Dov'è da sapere, che lo sguardo di questa donna fu a noi così largamente ordinato, non pur per la faccia, ch'ella ne dimostra, vedere, ma per le cose, che ne tiene celate, desiderare d'apparare. Onde siccome per lei molto di quelle si vede per ragione (e per conseguente veder per ragione senza Lei pare maraviglia), così per Lei si crede, ogni miracolo in più alto intelletto poter aver ragione e per conseguente poter essere. Onde la nostra buona fede ha origine, della quale viene la speranza del proveduto desiderare; e per quella nasce l'operazione della carità. Per le quali tre virtù si sale a filosofare a quella Atene celeste, dove gli Stoici e Peripatetici ed Epicurei, per l'arte della verità eterna, in un voler concordevolmente concorrono.

[4]) Thom. c. Gent. I. 7. Summ. I. q. 1. a. 8.

[5]) Cur Deus homo c. 2: Quidquid homo inde scire vel dicere possit, altiores tantae rei adhuc latere rationes. De fid. Trinit. c. 4. Posui (in Monologio et Proslogio) ad respondendum pro fide nostra contra eos, qui nolentes credere, quod non intelligunt, derident credentes, sive ad adjuvandum religiosum studium eorum, qui humiliter quaerunt intelligere, quod firmissime credunt.

Wie er, sprechen auch die Mystiker Hugo und Richard von St. Victor bald von „nothwendigen“ [1]), bald von „Wahrscheinlichkeits-Gründen“ [2]). Darum unterscheidet Duns Scotus zwischen den verschiedenen Arten von Nöthigung bei den von Anselmus und Richard angeführten Beweisgründen [3]); ohnehin fügt Anselmus auch den rein speculativen Entwickelungen positive Beweisquellen hinzu.

Fassen wir uns kurz: Es war die vom Glauben erleuchtete Vernunft, welche in das tiefere Verständniß der Mysterien einzudringen suchte, um da Licht, Liebe und Seligkeit zu finden. Denn auch Anselmus hatte schon das Wort gesprochen: „So viel werden sie (die Seligen) sich freuen, als sie lieben, so viel lieben, als sie erkennen“ [4]). Das ist eben das Großartige der Scholastik, daß sie immer von der innern Verwandtschaft zwischen Glauben und Wissen ausgeht, und (nach eingetretener Offenbarung) ihren Zusammenhang als einen relativ nothwendigen darzustellen sucht. Man findet darum in der Scholastik eine gesundere Speculation und tiefsinnigere Gedanken, als jene auch nur ahnen, welche sie als ein Product der Barbarei und Corruption verwerfen [5]). Die Harmonie von Natur und Gnade, Glauben und Wissen, Staat und Kirche, Kaiserthum und Papstthum als den von dem Einen Gott ausgegangenen Potenzen, Manifestationen und Institutionen bildete den Grundgedanken der mittelalterlichen Weltanschauung. Da Christus wahrer Mensch geworden, konnte es Keinem mehr zweifelhaft sein, daß auch alles wahrhaft Menschliche und Vernünftige christlich sein müsse, ein constructives Glied in dem Plane der göttlichen Weltordnung, welche nach Innen auf der angeborenen Geisteskraft und der Gnade des Glaubens ruht, nach Außen zwischen den beiden Polen des Papstthums und Kaiserthums sich bewegt. So ist denn auch ihm, dem Vater der Scholastik, wie schon einem h. Augustinus [6]), die christliche Religion die wahre und höchste Philosophie. Die Unzulänglichkeit seiner Erkenntniß, die auf Erden immer mangelhaft bleibt, hat Anselmus selbst schmerzlich empfunden. „Ich erkenne,“ ruft er darum betend aus, „und ich danke dafür; aber ich werde noch vollkommener erkennen in Deiner Liebe, was ich jetzt erkenne im frommen Gedanken an Dich“ [7]). „Ich bitte Dich, o Gott, laß mich Dich erkennen, und wenn ich dies in diesem Leben nicht vollständig vermag, so laß mich fortschreiten von Tag zu Tag, bis jene

---

[1]) De Trinit. I. 4. De Sacram. Fid. I. p. III. c. 20. — [2]) L. c. III. 28.

[3]) Report. q. 2 prol. n. 18: Adducunt ipsi sicut et ceteri doctores rationes necessarias, sed non evidenter necessarias. cf. Richard, Benj. maj. IV. 2: Nec ulla ratio humana plene persuadet. — [4]) Proslog. c. 26.

[5]) Vergl. G. F. Frank, Anselm von Canterbury. Tübingen 1842. S. 82. — [6]) De vera relig. c. 5. — [7]) Meditat. I. 2.

volle Erkenntniß mir wird; hier soll wachsen die Kenntniß Deiner, dort soll werden die volle Erkenntniß Deiner" [1]).

Aber auch diese, wenngleich geringe Erkenntniß gewinnen wir nur dann, wenn wir vorher durch den Glauben unser Herz reinigen, durch Beobachtung der Gebote Gottes unsere Augen erleuchten, durch demüthigen Gehorsam den göttlichen Aussprüchen gegenüber Kinder werden, um die Weisheit zu erlernen. Zuerst müssen wir ablegen die Werke des Fleisches und im Geiste wandeln, ehe wir über die Tiefen des Glaubens zu Gericht sitzen wollen. Je reichlicher wir uns nähren an der h. Schrift durch das, was wir im Gehorsam ihr entnehmen, desto mehr werden wir erhoben zu dem, wodurch sie unsere Erkenntniß sättiget [2]). So erst empfangen wir, nicht durch eigene Kraft, sondern durch Gottes Gnade das Verständniß [3]). Er selbst aber ist das vollendete Muster dieser demüthiggläubigen Speculation [4]).

Zur Ergänzung dieser kurzen Skizze der Scholastik fügen wir einige Bemerkungen hinzu über den Aristotelismus derselben.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß mit dem Bekanntwerden der Werke des Aristoteles der gesammte Bildungsschatz der Vorzeit, gepaart mit einer echt wissenschaftlichen Methode und Akribie, auf das Abendland überging. Das hebt besonders Albertus Magnus hervor; wenn er gleich von einem Philosophen Kenntniß des Plato verlangt, so betont er doch ganz besonders die Methode des Stagiriten [5]). Dabei war es der Universalismus seines Geistes, verbunden mit einer alles zusammenfassenden und ordnenden Kraft, was alle Jahrhunderte nach ihm bewunderten. Diese grundlegende Bedeutung der Philosophie des Aristoteles, welche er auf Erfahrung und Induction basirte, gegenüber dem Idealismus Plato's hat in neuester Zeit G. H. Lewes hervorgehoben [6]). „Aristoteles," sagt Trendelenburg [7]), „ist ein unermeßlicher Geist. Nichts ist so groß und nichts so klein, das er nicht beobachtete, nicht ergründete, und kaum hat sich wieder in irgend Einem die Richtung auf die unendliche Masse des Einzelnen und die entgegengesetzte auf den diese Masse beherrschenden allgemeinen Gedanken so durch-

---

[1]) Proslog. c. 26. — [2]) De fid. Trinit. c. 2.

[3]) Cur Deus homo I. 2: Sperare de gratia Dei, quia si ea, quae gratis acquisisti, libenter impertiris, majora, quae nondum attigisti, mereberis accipere.

[4]) Homil. 9: Iam nunc igitur ratiunculam istam salva fide ac sine melioris praejudicio ad laudem ejusdem virginis et matris Jesu humiliter scribere aggrediar.

[5]) Metaphys. I. 5, 15: Scias quod non perficitur homo in philosophia nisi ex scientia philosophiarum Aristotelis et Platonis. Cf. in II. S. Dist. V. a. 4. Thom. De spirit. creat. art. 3.

[6]) Aristotle. London 1864. ch. 6. — [7]) Kleine Schriften II. S. 254.

drungen, wie in ihm.“ „Bei Aristoteles,“ sagt Cuvier[1]), „setzt alles in Erstaunen, alles ist wunderbar, alles ist colossal. Er lebte nur 62 Jahre und war doch im Stande, Tausende von Beobachtungen der äußersten Feinheit zu machen, deren Genauigkeit selbst die strengste Kritik nicht zu beeinträchtigen vermochte.“ „Diese großartig gestaltende und organisirende Kraft, wie sie innerhalb der verschiedenen Punkte das Einzelne zu dem festen Bau einer wissenschaftlichen Disciplin zusammenfügt, so verbindet sie auch alle einzelnen Wissenschaften zu einem großen Systeme, in dem alles miteinander zusammenhängt und jedes Einzelne den ihm zukommenden Platz erhält. . . . Er hat allen einzelnen Wissenschaften den Stempel seines Geistes aufgeprägt, wie wir dies deutlich daraus ersehen, daß der wesentlichste Bestandtheil der philosophischen Terminologie, die wichtigsten allgemein-wissenschaftlichen Ausdrücke auf ihn zurückzuführen sind und sie also auch nur durch Eindringen in seine Weltanschauung uns vollkommen verständlich werden. . . . Sobald daher der wesentliche Inhalt des christlichen Glaubens festgestellt und gesichert war, führte das Verlangen nach einer formalen Durchbildung und systematischen Behandlung zu Aristoteles“[2]).

Dazu kam ein Anderes. Der arabische und jüdische Aristotelismus, mit neuplatonischen, gnostischen und kabbalistischen Elementen versetzt, hatte in Spanien eine weite Verbreitung gefunden. Schon die Schwierigkeit, in der syrischen und arabischen Sprache die so ausgebildete und feinsinnige Terminologie des griechischen Textes wiederzugeben, mußte zu vielen Mißverständnissen und Entstellungen Anlaß geben[3]). Der Emanationismus, die Lehre von der Ewigkeit der Welt durch Erleuchtung der rationalen Individuen durch den einen und allein unsterblichen Intellect, die Leugnung darum der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, die Lehre von einem unvermeidlichen Fatum entstammen dieser trüben Quelle und bildeten zugleich einen Theil der Dogmatik der häretischen Secten jener Zeit, wie der Katharer u. a.

---

[1]) Histoire des sciences naturelles. 1841. I. 132.

[2]) R. Eucken, Ueber die Bedeutung der aristotelischen Philosophie in der Gegenwart, 1872, S. 6. Cf. Barthélémy St. Hilaire, Diction. des scienc. philos. s. v. Aristot.: Il a fait la logique et fondé la science de la pensée, de telle sorte que, depuis lui, comme le dit Kant, elle n'a fait ni un pas en avant ni en arrière.

[3]) Die christlichen Syrer waren die Lehrer der Araber; schon vor dem neunten Jahrhundert waren griechische Schriften des Aristoteles in das Syrische und von da in das Arabische übertragen worden. Rénan, Averroës et l'Averroisme. 3. éd. Par. 1866. Mélanges de philosophie Juife et Arabe. Par. 1857. Eine genaue Uebersetzung der philosophischen Werke des Aristoteles konnte nur wieder in einer ausgebildeten Sprache stattfinden. Die Sprache der Araber dagegen, eines Naturvolkes, die durchweg zu Amphibolien und Metaphern neigt, mußte fast unüberwindliche Schwierigkeiten bieten.

Dies erklärt das kirchliche Verbot der Werke des Aristoteles, das wiederholt ausgesprochen wurde, das aber nur für die Universität zu Paris und den arabischen Pseudo-Aristoteles galt[1]).

So wurde denn die Beschäftigung mit Aristoteles, die Prüfung der unter seiner Autorität verkündeten Lehren, die Bekämpfung falscher Auffassungen, die Wiederherstellung und Weiterführung des ursprünglichen Gedankens eine unabweisbare Forderung der christlichen Wissenschaft. Die Scholastik des dreizehnten Jahrhunderts ist ihr gerecht geworden. Mit feinfühligem Sinne für das Verständniß dieses außerordentlichen Geistes hat sie ihn befreit von dem Gewebe theils materialistischer, theils hyperspiritualistischer Theorien, welche die Vorzeit um ihn gesponnen hatte, und so den Philosophen sich selbst wieder gegeben. Eben darum stand sie ihm aber auch in Freiheit gegenüber, und erkannte seine Autorität nur deswegen an, „weil er vernünftiger als Andere gesprochen hat"[2]). Mit Recht sagt darum Ritter[3]): „Man würde sich darüber kaum wundern können, daß dieser Irrthum (bezüglich der sklavischen Abhängigkeit der Scholastik von Aristoteles) so lange sich erhalten habe, wenn man nicht wüßte, daß die Zeiten, die ihm huldigten, von dem Sinne der arabisch-aristotelischen Philosophie ebenso wenig, als von der scholastischen verstanden. Weit davon entfernt, dem Aristoteles und den Arabern in allem beizustimmen, gebrauchten die Philosophen des dreizehnten Jahrhunderts nur einen Theil ihrer Sätze, um sich in ihrer christlichen Ansicht der Dinge fester zu setzen; das Wesen ihrer Lehren zielte vielmehr darauf ab, den Gegensatz ihrer Denkweise gegen die Lehren der Heiden und Mohammedaner in das Licht zu stellen"[4]).

Hieraus ergibt sich von selbst auch die Tragweite der Anklage, welche K. Witte und H. Delff gegen Dante erheben, weil dieser nicht selten auch des Aristoteles arabische Commentatoren citirt habe. Dies that Albertus M. in viel ausgiebigerem Maße, ebenso Thomas v. A., ohne daß solches Verfahren auch nur den geringsten Schatten auf die Glaubensreinheit derselben geworfen hätte. Alfarabi[5]) wird von Albertus häufig als Autorität citirt gegenüber dem Sensismus des Alexander Aphro-

[1]) Das Verbot des Concils von Paris (1209), dann durch den päpstlichen Legaten Robert Courçon (1215) zugleich mit den Werken des Amalrich von Bena und David von Dinant. Ebenso durch ein Schreiben Gregor's IX. (1231): „quousque ab omni errorum suspicione purgati"; die verurtheilten Thesen durch Bischof Wilhelm von Paris (1240), durch Bischof Stephan Tempier (1269).

[2]) Aegidius Romanus in II. S. Dist. I. p. I. q. 1 a. 2. Albert. M. Summ. I. 1. q. 5. membr. 2. Thom. I. q. 1. a. 8. — [3]) A. a. O. VII. S. 153. — [4]) Ueber den Fortschritt der scholastischen Philosophie gegenüber dem Aristotelismus vgl. v. Hertling, Albertus M. 1880 S. 21. 82. 126. Pesch, Die großen Welträthsel. II. S. 144. ff. — [5]) Vgl. Dante, Conv. III. 2.

disias[1]); an Avicenna[2]) schließt er sich vielfach an, sowohl in der Noëtik wie in der Philosophie überhaupt[3]); Algazel[4]), dessen Dualismus und neuplatonische Mystik er verwirft[5]), Abubacher, Avempace werden erwähnt, aber bekämpft. Dagegen ist auch für Albertus wie für den Dichter der Göttlichen Komödie Averroës[6]) der „Commentator" schlechtweg, wie Aristoteles der „Philosoph" in eminentem Sinne. In der Logik und Metaphysik ist er mit ihm im Einverständniß, dagegen bekämpft er ihn in der Noëtik und Psychologie[7]). Ebenso wie Albertus citirt Thomas v. A. den „Commentator"[8]), Avicenna[9]), auch Algazel und den jüdischen Aristoteliker Avicebron, bald sich ihnen anschließend, bald sie bekämpfend. Wie die kirchliche Kunst des Mittelalters vielfach von den Arabern die Stoffe empfing, womit sie ihre Heiligthümer schmückte, so schätzte die Scholastik den „großen Commentator", wenn sie auch das Falsche in seinen Lehren verwarf.

Beide christliche Philosophen finden wir nun auch von Dante im „Gastmahl" häufig erwähnt; er ist nur nachgegangen den Spuren derer, die ihm vorausgegangen waren[10]).

Doch der Dichter selbst gibt uns hinreichend Gelegenheit, die Früchte seiner Studien einigermaßen kennen zu lernen durch sein Buch „Il amoroso Convivio"[11]). Er hat es geschrieben in seiner Verbannung, als seine Jugend (gioventute) bereits zur Neige ging[12]), demnach vor dem Jahre 1310. Wahrscheinlich ist es entstanden während seines Aufenthaltes in Bologna und Padua[13]). Es ist sein erster Versuch wissenschaftlicher Darstellung, eine Fortsetzung seines „Neuen Lebens" nach den Stürmen und widrigen Schicksalen, die ihm seine politische Thätigkeit bereitet hatte[14]). Noch nicht wohlgeübt erscheint er hier in der Behandlung philosophischer Fragen, unsystematisch folgen diese aufeinander und er hat für sie kein anderes Ordnungsprincip als den allegorischen Inhalt der Canzonen, an welche er seine Erörterungen anschließt. Doch bietet auch dieses Buch nicht wenige tiefe Gedanken, wir besitzen in ihm die vorbereitende Arbeit des Dichters, der die Bausteine zubereitet zu seinem großen Werke, der Aufgabe seines

---

[1]) De anim. III. 3,8. De causis II. 9 p. 446. 610. — [2]) Vgl. Dante l. c. II. 14. 15. III. 14. — [3]) De anim. III. p. 144 p. 105. De Praedicam. Tr. II. c. 1. c. 4. — [4]) Vgl. Dante l. c. II. 14. IV. 21. — [5]) De anim. T. III. p. 140. — [6]) Conv. IV. 13 „Che il gran commento feo". Infern. IV. 144. — [7]) De anim. pass. — [8]) Summ. I. q. 3. a. 5. q. 4. 2 pass. — [9]) I. q. 11. a. 1. I. q. 79. a. 4. C. Gent. II. 76. De anim. a. 5. — [10]) Conv. III. 5. 6. 7. II. 15. IV. 8. 13. 15. 30.

[11]) Neuere schreiben „convito"; doch in den alten Codices heißt es „convivio". — [12]) Nach ihm beginnt sie mit dem sechsundzwanzigsten Jahre und endet mit dem sechsundvierzigsten. Conv. IV. 24. — [13]) Hier war er Zeuge bei einem Privatacte am 27. Aug. 1306: Dantino quondam Aligerii de Florentia, et nunc stat Padue in contrata Sancti Laurentii. — [14]) Cfr. C. Balbo, Vita di Dante, ed. Firenze p. 248.

Lebens, und können so hineinblicken in die Werkstätte seines Geistes. Manche Gedanken, die er hier ausspricht, werden in der Göttlichen Komödie theils geklärt, theils verbessert[1]). Die Gegenstände selbst, die er behandelt, sind sehr verschiedener Art, und bestärken uns in dem Gedanken, daß er nach dem Vorgange seines Lehrers Brunetto Latini eine Encyclopädie alles Wissens darstellen wollte. Es waren eben kühne Geister, diese Männer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts; groß und mächtig wie ihre Dome waren ihre Werke, diese „Summen" alles menschlichen Wissens. Fragen der Astronomie und der Moral, der Theologie und der Metaphysik, der Politik und der Rechtswissenschaft begegnen uns hier, und die Autoritäten, auf welche er sich beruft, gehören, wie wir gesehen, sowohl der Philosophie der Araber wie der Scholastik, den griechischen und römischen Philosophenschulen an. Eben darum ist dieses Buch so wichtig für die Erklärung der Göttlichen Komödie.

Dante hatte sich vorgenommen, in Form eines die Allegorien erklärenden Commentars zu vierzehn Canzonen, welche dem Literalsinne nach erotischen Inhaltes sind, seine Philosophie darzustellen, so daß mit dem ersten einleitenden Buche das ganze Werk fünfzehn Bücher enthalten hätte. Doch nur die ersten vier hat er vollendet. In der Einleitung spricht der Dichter mit ergreifenden Worten von „seiner Verbannung und seiner Armuth"; „denn es hat der schönsten und berühmtesten Tochter Rom's, Florenz, gefallen, mich aus ihrem Schooße zu vertreiben, wo ich bis zu meinem reifen Lebensalter ernährt wurde, und wo ich mit ihrem guten Willen Herz und Seele ausruhen lassen möchte und die Tage vollbringen, die mir noch gegeben sind. Fast in allen Ländern, wo man diese Sprache spricht, bin ich umhergeirrt, ein Fremdling und fast ein Bettler; und ich habe so gegen meinen Willen aufgezeigt die Wunde des Mißgeschicks, die man in ungerechter Weise häufig dem, der sie empfangen, zum Vorwurf macht[2]). Ich bin in der That ein Schiff ohne Segel und Steuer gewesen, vom trockenen Wind der schlimmen Armuth nach Häfen, Flußmündungen und Ufern hingetrieben. Vielen bin ich niedrig erschienen, denen vielleicht der Ruf andere Vorstellungen von mir gegeben hatte, so daß nicht bloß ich selber darunter litt, sondern auch das, was

---

[1]) Ueber die Mondflecken Conv. II. 14. cf. Parad. II. 22. Ueber die himmlische Hierarchie Conv. II. 6. cf. Parad. VIII. 34. XXVIII. 134. Seine im Conv. IV. 3. ausgesprochene ganz ideale Anschauung vom Adel (Tugend allein), während er die Definition Kaiser Friedrich's II. — edle Sitte und ererbter Reichthum — verwirft, wird in Infern. XV. 73. Parad. XVI. 1. sq. Monarch. II. corrigirt. — [2]) Aus diesen Worten spricht Boëthius Consolat. I. pr. 4: Hoc tantum dixerim ultimam esse adversae fortunae sarcinam, quod dum miseris aliquod crimen affingitur, quae perferunt, meruisse creduntur.

ich geschrieben, ja, was ich noch zu schreiben im Sinne habe"[1]). Um vor den Italienern, die zum Theil ihn schon kennen, oder noch werden kennen lernen, nicht verächtlich zu erscheinen, will er „in einem höhern Stile mit mehr Autorität in diesem Werke schreiben"[2]).

Mit dem vierten Buche endet diese Arbeit. Die Unruhen und Sorgen des Exils, die Schwierigkeiten, die ihm nothwendig sich entgegenstellen mußten bei der Entwickelung von Ideen, die bisher nur in lateinischer Sprache ihren Ausdruck gefunden hatten, mochten ihn veranlaßt haben, das Begonnene nicht weiter fortzusetzen, und vielmehr alle seine Kraft dem großen Werke seines Lebens, der Göttlichen Komödie zuzuwenden.

Vergleichen wir das „Gastmahl" mit dem „Neuen Leben", so fällt uns alsbald ein wesentlicher Unterschied auf. Letzteres, die Jugendarbeit des Dichters, trägt keine Spur an sich von allegorischem Sinne; es ist für „liebende Frauen und Jungfrauen" geschrieben, und wurde darum von den Gelehrten, Guido Cavalcanti ausgenommen, kaum beachtet. Ebenso ist jene „edle Frau", welche mitleidsvoll vom Fenster aus dem Dichter ansah, ohne Zweifel eine Gestalt von Fleisch und Blut[3]). Indem er nun daran geht, im „Gastmahl" die vierzehn Canzonen „in mehr männlicher Weise" allegorisch als Ausdruck philosophischer Ideen zu erklären, bekennt er ausdrücklich, daß er dadurch in keiner Weise dem im „Neuen Leben" Gesagten Abbruch thun wolle[4]); darum nahm er auch keine der dort enthaltenen Lieder in das „Gastmahl" auf. In diesem bewegt sich seine ganze Darstellung im Rahmen der Allegorie, jene „edle Frau" wird nun das Symbol der Philosophie[5]), in ähnlicher Weise, wie er später in der Göttlichen Komödie Beatrice als das Symbol der Weisheit und Seligkeit in Gott feiert.

So stellt sich uns in Dante's Geistesgang stets ein Fortschritt dar vom Leiblichen zum Geistlichen, von der Geschichte zur Idee; seine Ideale sind von der Wirklichkeit ausgegangen; in ihnen erblicken wir darum auch noch die Linien der realen Gestalten. Eine absolute Gleichung zwischen der realen Erscheinung und der idealen Bedeutung dagegen fordert die Einheit der Conception keineswegs, sie würde vielmehr den Schwung der Dichtung geradezu lähmen.

Nur dem Namen nach ist das „Gastmahl" jenem Platon's ähnlich; denn nicht zu einem materiellen Mahle ladet er uns, wie dieser, sondern das „Brod der Wissenschaft" will er uns reichen[6]). Zum ersten Male

---

[1]) Conv. I. 3. — [2]) Conv. I. 4.

[3]) Vit. nuov. § 37 sq. — [4]) Conv. I. 1. — [5]) L. c. I. 2. II. 13. 16.

[6]) Hier nur wenige Andeutungen der daselbst besprochenen Materien: Die verschiedenen Alter des Menschen IV. 24. Freundschaft II. 16. III. 3. 11. IV. 1. Liebe I.

spricht hier die Wissenschaft zum Volke und in der Sprache des Volkes; es war ein Wagniß, das Keiner vor Dante unternommen hatte. Doch er hatte wie mit prophetischem Blick erkannt, daß dieser die Zukunft gehört. Mit dem „Gastmahl" tritt die Philosophie hinein in den Kreis des bürgerlichen und politischen Lebens durch Einen, dessen Leben selbst zu nicht geringem Theile der Politik gewidmet war; aber sie bleibt im innigsten Bunde mit der Kirche und sucht das öffentliche Leben mit ihrem Geiste zu durchdringen. Sie legt ab die Sprache der Religiosen und spricht jene der Laien, aber sie bewahrt den Geist der Religion. Dem umfassenden Geiste seines Verfassers bleibt keine Frage der Wissenschaft fremd, aber unversehrt ruht in der Tiefe seiner Seele der christliche Glaube. Und das Ziel von allem, wonach er verlangt, und wonach die gesammte Menschheit streben soll, das Letzte und Höchste ist „das himmlische Athen", zu dem wir durch Glaube, Hoffnung und Liebe uns erheben [1]). Darum ist seine Philosophie nicht bloße Speculation; die Philosophie ist ihm „ein liebevoller Umgang mit der Weisheit" [2]), der Art, daß „die Seele und die Weisheit Freundinnen geworden sind, und eine von der andern geliebt wird." Diesen Gedanken drückt er an einem andern Orte streng scholastisch aus. Das materielle Object der Philosophie ist die Weisheit, ihre Form die Liebe [3]). Ihr Ursprung ist in Gott; denn in Ihm ist die höchste Weisheit und die höchste Liebe; in Ihm ist sie in vollkommenster Weise, gleichsam ein Bund der Weisheit und Liebe. Darum ist die Philosophie ganz göttlich, da sie eine Harmonie schafft zwischen unserer Erkenntniß und der Wahrheit, unserm Willen und dem Guten, dem Gedanken und der That, der Vernunft und dem Glauben, dem Menschen und Gott.

Wie könnten wir uns auch Dante, diesen tiefen Denker, diese hochgemuthete Seele anders denken, als gläubig? Er schaute die Welt

---

40. III. 2. 14. IV. 1. Engel II. 5. 6. Seele II. 9. III. 2. 6. 8. IV. 7. 12. 21. Seligkeit III. 8. 15. Schönheit I. 5. III. 15. IV. 8. 25. Güter IV. 8. 12. III. 2. Geiz I. 9. III. 15. Häßlichkeit III. 4. Himmel II. 3. 6. IV. 15. IV. 5. II. 15. Betrachtung IV. 22. Christus II. 1. 6. III. 7. IV. 23. Gott passim. Gaben des hl. Geistes IV. 20. Irrthum IV. 1. 7. Glückseligkeit I. 1. III. 15. IV. 22. Philosophie II. 3. 15. 16. III. 11. 13. 14. 15. IV. 1. 2. 6. 15. 30. Ziel des Menschen IV. 6. 7. Fortuna I. 3. IV. 8. 11. Adel IV. 1. 3. 7. 8. 14. 17. 20. 24. 29. 30. Kaiserthum IV. 4. 9. Verstand II. 5. IV. 15. 21. Sprache I. 5. 12. Geist III. 2. 3. Tod IV. 8. 28. Natur III. 12. IV. 28. Auge II. 10. III. 8. 9. Thätigkeit, menschliche I. 5. II. 10. III. 7. Vernunft II. 3. 8. 9. III. 2. 14. 15. IV. 5. 7. 24. 25. Reichthum II. 11. IV. 10. 11. 12. 13. Rom III. 5. 11. IV. 2. Wissenschaft I. 1. II. 14. IV. 12. 21. Schriftsinn II. 1. Mensch I. 1. 2. 4. 5. II. 6. 9. III. 7. 8. 15. IV. 4. 12. 15. 16. 25. 26. 27. u. s. f.

[1]) Conv. III. 14. — [2]) L. c. III. 12. IV. 2: „amoroso uso di sapienza." — [3]) L. c. III. 14.

als eine große von Gott ausgegangene Einheit, die in Ihm ruht und zu Ihm wieder zurückstrebt; Körper und Geister, Lehre und Geschichte, Ideale und Thaten, Wissenschaft und Tugend, das heidnische Alterthum und die Reichthümer des Christenthums, Vaterland und Kirche, Papstthum und Kaiserthum schließen sich vor seinem Geiste zusammen zu einer großen erhabenen Harmonie; was auf Erden getrennt erscheint, schaut er geeint in der ewigen Wahrheit. Gerade dies bildet den Grundgedanken seiner Darstellung im „Gastmahl", das in der erst durch seinen Verfasser geschaffenen Sprache wahre Goldkörner birgt.

Und dennoch soll er, der ausdrücklich seinen Glauben bekennt und gerade durch das Bewußtsein der Unzulänglichkeit unserer Vernunft zum Glauben hingeführt wird [1]), eben in dieser Lebensperiode ein Zweifler gewesen sein. Dies fordert eine eingehende Betrachtung und Prüfung der Gründe, welche von verschiedenen Seiten her für diese Behauptung in neuester Zeit vorgebracht wurden.

VII.

Dante ein Zweifler?

Wir haben bereits früher die schönen und wahren Worte gehört, mit denen Karl Witte den verschiedenen Mißdeutungen entgegentrat, durch welche die neuere Zeit im Interesse einer dem Dichter ganz fremden Parteipolitik sein großes Werk entstellt und dessen Sinn verkehrt hat. Von der Autorität seines Namens als eines der ersten Danteforscher getragen und durch überzeugende Beweisgründe unterstützt, hat er die „aegrisomnia" dieser Pseudo-Erklärer unwiderstehlich vernichtet, und den religiös-sittlichen Inhalt der Göttlichen Komödie wieder zur Anerkennung gebracht. Dafür sind wir ihm unsern wärmsten Dank schuldig; doch in der Art und Weise, wie er die religiös-sittliche Idee dargestellt findet, können wir uns mit ihm nicht einverstanden erklären, müssen wir ihm vielmehr auf's entschiedenste entgegen treten.

Doch vernehmen wir ihn selbst: „Schon in den Jahren der Kindheit," sagt er [2]), „entbrannte Dante's unschuldiges Herz in Liebe, und so ganz richtete sie ihn zum Himmel, mit so einer Frömmigkeit durchdringt sie ihn, daß wir es erklärlich finden, wenn Manche gezweifelt haben, ob wirklich eine Erdentochter diese heilige Flamme entzündet, oder ob Dante selbst die gläubige und freudige Liebe in seiner jungen Brust zu

[1]) Conv. III. 14. — [2]) Danteforschungen I. S. 58.

seinem göttlichen Vater in seiner »beseligenden Beatrice« verkörperte. Die „Vita nuova“ ist das Buch dieser kindlichen und von keinem Zweifel getrübten Frömmigkeit, die keinen Wunsch kennt, als ewiges preisendes Anschauen der Wunder, in denen Gottes Gnade strahlend sich spiegelt, und die das zarte Geheimniß ihrer Fülle in tiefster Brust bewahrt, weil jeder fremde Blick es ihr entweihen würde.“

Nach dem Tode Beatrice's verlockt den Dichter ein neuer Reiz, der ihm Trost zu bieten verspricht: es ist die Philosophie. „Das „amoroso Convivio“ ist dieser schmerzensreichen Liebe gewidmet. . . . Sie führt ihn zu Speculationen über alles, was seinen Blicken sich darbietet. . . . Von ihr auf höhere Ziele hingewiesen, verläßt er die irdischen Verlockungen und steigt muthig die steilen Pfade der Speculation empor, um in den Sonnenglanz der ewigen Wahrheit hineinblicken zu können, um das Wesen Gottes zu erkennen. Aber bald muß er erfahren, wie unzureichend die menschliche Vernunft, wie verkehrt der Weg gewesen sei, den er gewählt, wo nur Offenbarung zum Ziele führen konnte. Dem Christenthum hat er sich entfremdet, die drei Tugenden, die unserer Religion so eigenthümlich sind, mangeln ihm, und die bösen Leidenschaften, welche ihre Stelle einnehmen, reißen ihn zurück in das lichtlose, stürmische Leben“. „Seit dem zwölften Jahrhundert,“ wird hierzu bemerkt, „standen rationalistischer Hochmuth (Scholastiker) und ergebener Glaube (Mystiker) sich schroff wie in unsern Tagen gegenüber, nur mit dem Unterschied, daß im Mittelalter auch die Rationalisten sich nicht im Ausdruck über die Offenbarung erhoben, wohl aber das Göttliche nach ihrer Weise construirten und entstellten.“

„Da erweckt die Gnade Gottes den Strahl der Religion auf's neue in seiner Brust; er bereut, den Uebermuth der Philosophie in sich beherbergt zu haben; der alte Glaube, die alte Liebe zu seiner Beatrice erwachen in neuer Tiefe, und an dem Tage, wo der Heiland das Menschengeschlecht erlöste, da wird auch er tief im Innern erlöst. Aber noch lasten die vergangenen Sünden auf seiner Seele, und nicht anders, so lehrt die katholische Kirche, kann er eingehen in die Herrlichkeit Gottes, als wenn sein zerknirschtes Herz den Frevel seiner Entfernung von Gott in tiefem Schmerze empfindet und er dann durch entsprechende Bußen die Flecken von seiner Seele tilgt, die ihre göttliche Reinheit verdunkelten“[1]). Zum Beweise für diese Behauptung führt Witte folgende Stellen an:

---

[1]) A. a. O. S. 65. vgl. S. 16. ff. S. 141 ff.

Purgator. XXXI. 34:

Meine Schritte wandten . . . . .
Mit falscher Lust die gegenwärt'gen Dinge,
Sobald sich euer Antlitz mir verborgen.

Purgator. XXIII. 115:

Wenn du dir in den Sinn zurückrufst,
Wie du mit mir und ich mit dir gewesen,
Wird lästig dir noch jetzt sein die Erinn'rung.

Wie trügerisch das Licht der Philosophie, und warum es dieses sei, hebt Beatrice hervor.

Purgator. XXIX. 85.

Ihr wandelt drunten im Philosophiren
Nicht eines Pfades, so weit entführt die Lieb' euch
Zum Scheinen und dem Sinnen nach demselben.

Besonders die Belehrung Beatrice's, daß „der Unterricht, den der Dichter in der Schule der Weltweisheit genossen, ihm das Verständniß der göttlichen Wahrheit nicht verleihe, sondern raube".

Purgator. XXXIII. 85.

Damit du, sprach sie, jene Schul' erkennest,
Der du gefolgt, und sieh'st, wie ihre Lehre
Im Stand' ist, ihren Worten nachzufolgen,

Und sieh'st, wie euer Weg von Gottes Wege
So weit abweicht, als die Erd' entfernt ist
Von jenem Himmel, der am höchsten eilet.

In seinem Aufsatze: „Dante's Trilogie" [1]) kommt Witte auf seine Grund-Idee zurück und sucht sie Julian Klaczko [2]) gegenüber mit neuen Beweisen zu erhärten. Die Philosophie wird als zweite Geliebte, die Neigung zu ihr daher als Untreue bezeichnet [3]); um den Dichter von ihr abzuwenden, erscheint Beatrice ihm in Visionen [4]). Schließlich siegt die Erinnerung an Beatrice, und das Denkmal dieses Sieges ist die Vision der Göttlichen Komödie [5]). Die Philosophie, der er sich hingab, war nicht sowohl die Moralphilosophie, als vielmehr die Metaphysik oder die erste Philosophie. Nur die Erkenntniß der göttlichen Dinge, wie die Theologie sie bietet [6]), die gläubige, durch keine Zweifel beirrte Aufnahme der Heilslehre kann beseligen und Friede gewähren [7]). Die philosophische

---

[1]) A. a. O. S. 141 ff. — [2]) Revue contemporaine 1854. Nov. XVI. 385 sq. — [3]) Conv. II. 13. 16. Vit. nuov. § 40. § 34. Purgator. XXX. 124. XXXI. 34. 52. — [4]) Vit. nuov. § 40. Purgat. XXX. 133. 31. — [5]) Vit. nuov. § 43. Parad. XVII. 127. XXXIII. 61. — [6]) Conv. III. 11. II. 14. IV. 11. — [7]) Conv. II. 14. 15.

Forschung verspricht wohl, Licht zu bringen [1]), aber alsbald wird dieses wieder von Nebeln verhüllt. In der Göttlichen Komödie gelangt er endlich zur Einsicht, daß der menschliche Geist auf selbsteigenem Wege nimmer zur Erkenntniß der ewigen Wahrheiten gelangen kann [2]); die Lehren der Weltweisen befehden einander [3]); nicht geschärft, sondern getrübt wird der Blick durch den Unterricht in menschlicher Weisheit, so daß ihm das Verständniß der göttlichen Wahrheiten nun schwerer wird als zuvor [4]). Darum preist Beatrice den König Salomo, daß er statt Aufschluß über philosophische Probleme zu fordern, um göttliche Weisheit gebeten [5]). Indem Beatrice den Dichter von den Abwegen der Speculation zu der geoffenbarten Wahrheit zurückführte, hat sie ihn aus der Knechtschaft geführt, und dieser hat nur noch den Wunsch, für den Rest seines Lebens vor ähnlichen Verirrungen bewahrt zu bleiben [6]).

Im weitern Verlauf seiner Darstellung hebt Witte die Thatsache hervor, daß seit den Kreuzzügen, besonders seit den Hohenstaufen, im Westen wie im Osten frecher Unglaube, Verhöhnung des Heiligsten, ungeschminkter Materialismus weit verbreitet war, daß den Welfen die Ghibellinen solchem Unglauben nach des zweiten Friedrich's Hingang für verfallen galten, daß in Florenz die weit verbreitete Secte der Epikuräer sich gebildet hatte, zu denen manche dem Dichter nahestehende Freunde gehörten. Sodann macht er auf die Irrgänge auch der christlichen Scholastik aufmerksam, welche, wie schon Anselmus, ihre Theorien völlig a priori, ohne Rücksicht auf biblische Ueberlieferung construirt habe, so daß die Kirche auf dem Pariser Concil (1209) und dem vierten Lateran-Concil (1215) dagegen einschreiten mußte. Erst einem Bonaventura, Albertus Magnus und Thomas sei es gelungen, aus dem ganzen riesigen Apparat der Peripatetiker eine so feste und compacte Rüstung der katholischen Orthodoxie zu gestalten, daß Jahrhunderte lang jeder Angriff erfolglos von ihr abgleiten zu müssen schien.

Diese Phasen in dem Entwickelungsgange einer Zeit, bemerkt Witte weiter, mußten sich nun nothwendig auch in einem Geiste, wie jenem Dante's spiegeln. Wir finden es daher nicht befremdlich, wenn auch er die Wege gewandelt ist, auf denen schon Anselmus die ewigen Wahrheiten aus reiner Vernunft so zu entwickeln unternommen, als ob es keine heilige Schrift gebe, Wege, die alsdann die Philosophi puri immer weiter und bis zu den Extremen (Amalrich von Bena und David von Dinant) verfolgt hatten. Principiell erkennt daher Dante die selbstän-

[1]) Conv. III. 15. II. 16. — [2]) Purgator. III. 34. Parad. XIX. 64. — [3]) Parad. XXIX. 85. — [4]) Purgator. XXX. 82. — [5]) Parad. XIII. 94. — [6]) Parad. XXXI. 85. XXXIII. 34.

dige höhere Geltung der Glaubenswahrheiten an; aber so durchdrungen ist die vorthomistische Philosophie von nichtchristlichen Elementen, daß sie trotz jenes principiellen Abhängigkeisbewußtseins die Keime der Auflehnung in sich trägt und mit innerer Nothwendigkeit aus sich entwickelt.

Als Beweise, daß der Dichter solche Wege gewandelt, werden namhaft gemacht:

1. Die zahlreichen Citate im „Gastmahl" aus Aristoteles, und die Berufungen auf arabische Autoritäten, namentlich Avicenna, Algazel, Alferganus und Albumassar, in der „Monarchia" auch auf Averroës.

2. Dante zweifelt, ob der Urstoff aus dem göttlichen Intellect hervorgegangen sei (se la prima materia degli elementi era da Dio intesa), oder ob er schon vor der Schöpfung bestanden und durch diese nur Gestalt bekommen habe [1]). Es ist diese letzte Behauptung (aeternitas materiae) einer der bekanntesten Irrthümer des Averroës und seiner Anhänger (fieri est mutari) gegenüber der orthodoxen Lehre der Erschaffung aus Nichts. „Wenn nun Dante in diesem Streite zweier Meinungen, von denen die eine, zu welcher er sich demnächst auch in der Göttlichen Komödie [2]) bekennt, die unzweifelhaft orthodoxe war, zu keiner Entscheidung zu kommen wußte, so müssen wir sagen, daß auf jener Stufe seiner Entwickelung ihm kirchliche Lehre und Averroës noch als zwei gleichwichtige Autoritäten nebeneinander standen, daß er also von seinem damaligen Standpunkte aus vermocht hätte, den gleichen Satz für philosophisch wahr und für theologisch falsch zu erklären."

3. Die zweite Hauptirrlehre des Averroës war die der Vergänglichkeit des menschlichen Intellects gegenüber dem immerwährenden Bestande des universellen (intellectus activus). Die Art, wie die Göttliche Komödie ihrer gedenkt [3]), läßt deutlich erkennen, daß eine Zeit vorhergegangen sei, zu der ihm auch hier die einfache Schriftautorität zur Beseitigung seiner Zweifel nicht genügt hatte.

4. Parad. XIII. 94 zählt Beatrice geringschätzig einige Schulfragen auf, die der gewöhnlichen Philosophie von großer Bedeutung schienen. Mit eben solchen Schulfragen beschäftigt sich aber das „Gastmahl" vielfach, und gerade die erste von diesen, über die Salomo, wie dort gerühmt wird, sich keine Belehrung erbeten, hat das „Gastmahl" [4]) ausführlich erörtert.

5. Dante corrigirt verschiedene Meinungen, die er im „Gastmahl" ausgesprochen, in der Göttlichen Komödie; so seine Auffassung des Adels [5]), der Mondflecken [6]), der Milchstraße [7]), der himmlischen Hierarchie [8]).

---

[1]) Conv. IV 1. — [2]) Parad. XXIX. 22. — [3]) Purgator. XXV. 62. — [4]) II. 5. — [5]) Conv. IV. 3. Monarch. II. 3. — [6]) Conv. II. 14. Parad. V. 61. XXII. 141. — [7]) Conv. II. 15. Parad. XIV. 97. — [8]) Conv. II. 6. Parad. XXVIII. 130.

6. Aber auch in der Göttlichen Komödie wirken seine philosophischen Anschauungen nach. Er setzt Avicenna und Averroës unter die tugendhaften Ungetauften [1]), aber nicht unter die Ketzer oder Zwietrachtstifter.

7. Der Abt Joachim von Floris, „dessen Lehre denen des Amalrich von Bena als Hauptstütze galt, und die dem symbolischen Geheimbuche der kirchenfeindlichen Fraticellen, dem Evangelium aeternum, als Hauptstütze galt, erhält in der Sonne neben Franciscus und Dominicus, neben Thomas und Bonaventura seine Stelle" [2]). In demselben Himmelskörper begegnen wir auch Sigier von Brabant [3]), dessen allerdings vielfach bedenklichen „Impossibilia" bei der Kirche so großen Anstoß erregten.

8. Endlich scheint Dante selbst in der Göttlichen Komödie jenen aus der Vernunft hergeleiteten Beweisen göttlicher Wahrheiten noch keineswegs völlig entfremdet, wie er denn dem Apostel Petrus gegenüber [4]) sich als auf das Fundament seines Glaubens an einen persönlichen, überweltlichen Gott in erster Reihe auf „physische und metaphysische Beweise" beruft [5]).

Hugo Delff [6]) macht „die Anschauung Witte's ganz und gar zu seiner eigenen", und hält sie für sonnenklar. Seine Auffassung ist in Kürze diese:

Dante faßt durchaus Beatrice als eine Offenbarung des Unendlichen auf; mit und in ihr ward er in unbewußter Weise mit dem Unendlichen Eins. Dies war „la diritta via" [7]); das selbständige Denken schlummerte noch, politisch war er indifferent oder welfisch. Mit Beatrice's Hingang tritt der Dichter in die Periode der männlichen Selbständigkeit, in abstracter verständiger Reflexion bewegt er sich geistig unter dem Einflusse der orientalisch-arabischen Philosophie und der Epigonen der Scholastik, in sittlicher Beziehung charakterisirt diese Epoche der Liberalismus, das Demagogenthum des welfischen Adels. Unbefriedigt mit dem Gewinn der abstracten und formalistischen Wissenschaft, schmerzlich berührt von den Consequenzen des Liberalismus, tritt er in die dritte Epoche über. Es ist die intellectuelle Anschauung, die Mystik in geistiger, der Conservatismus in politischer Beziehung, die

---

[1]) Infern. IV. 143. — [2]) Parad. XII. 140. — [3]) Parad. X. 136. — [4]) Parad. XXIV. 133.

[5]) Gerade diese Thatsache hätte Witte auf das Irrige seiner ganzen Beweisführung aufmerksam machen müssen.

[6]) Dante Alighieri und die Göttliche Komödie. Leipzig, 1869. Ueber das Verhältniß des „Gastmahls" zur Göttlichen Komödie. Jahrbuch der Dante-Gesellschaft III. S. 59 ff. Die Idee der Göttlichen Komödie. Leipzig 1871.

[7]) Infern. I. 3.

Signatur derselben Umkehr zur „diritta via" aus der „selva erronea" der zweiten Epoche.

So steht denn das „Gastmahl" als Product der zweiten Epoche, jener der Scholastik, in entschiedenem Gegensatze zu jenem der dritten, der Göttlichen Komödie, als Darstellung der Mystik. Diese findet H. Delff vor allem in dem Satze des Dichters ausgesprochen: Gott ist „la prima egualità"[1]), die erste Gleichheit, d. i. die Identität, in der alles gleich, in einer Gleichheit, die Differenz ist. „Es theilt," sagt Delff, „Dante diesen Grundbegriff mit der ganzen Reihe der Tradition, der er angehört. Eben diese absolute Identität ist in Indien Brahma, in Persien Zervana-Akarana, in Aegypten Amun, das kabbalistische Ain Soph, der Axieros der Samothrakischen Mysterien, die ἀνάγκη des Empedokles, das ἕν oder τί ἀγαθόν des Pythagoras, Plato, Plotin, Porphyrios, Jamblichos und Proklos, und wieder stimmt damit der Gottesbegriff des Philo, des Boëthius, des Clemens, Origenes, Augustin, des Areopagiten, des Scotus Erigena, des Richard von St. Victor und der deutschen Mystik überein." Verschiedene Stellen werden angeführt, um diesen Gegensatz zwischen dem „Gastmahl" und der Göttlichen Komödie zu begründen. Es sind im Wesentlichen folgende:

1. Dort („Gastmahl" I. 1) ist die Wissenschaft, hier (Parad. XXXIII. 46 ff.) die Vereinigung mit Gott „il fine di tutti i desii"; dort ist die Wissenschaft „il pane degli angeli", hier (Parad. II. 11 ff.) Gott.

2. Die Ableitung der Engel-Hierarchie („Gastmahl" II. 6) ist eine leere scholastische Spielerei von jener Gattung, wie sie in der göttlichen Komödie in (Parad. XIII. 91 ff.) verworfen wird. Ebendaselbst (II. 3) sagt er, es sei in den Speculationen „della ragione" an und für sich schon ein unabhängiges Interesse, das an Werth auch die Gewißheit der sinnlichen Erkenntniß übersteige. „Ich sollte meinen, das würde den einseitig theoretisirenden Standpunkt des »Gastmahls« hinlänglich bezeichnen."

3. Im fünften Capitel des „Gastmahls" heißt es: „li movitori sono sustanze separate di materia, ciò è intelligenze, la quale la volgare gente chiama angeli." „Der theologische Sprachgebrauch wird hier mit einem entschiedenen Anklange von Verächtlichkeit zu einem Vulgärsprachgebrauch erniedrigt."

---

[1]) Parad. XV. 74. Der einfache Sinn ist der, daß in Gott die drei Personen und alle Eigenschaften nicht getrennt als besondere Wesensformen sich finden, sondern wie das Concil von Rheims (1148) bestimmt, alle göttlichen Eigenschaften realiter eins mit der göttlichen Wesenheit sind.

4. Im achten Capitel behauptet er, daß der höchste Adel des Menschen in dem Verstand (la ragione) bestehe; vgl. III. 2. 3. Es sieht demnach Dante hier den Verstand, wie wir sagen, das Organ der abstracten Philosophie, „des Panlogismus" für die höchste intellectuelle Fähigkeit an; dagegen ist nach der Göttlichen Komödie die mens, die Vernunft Organ für die Aufnahme des Göttlichen [1]).

5. Im „Gastmahl" III. 11 bezeichnet er das Wissen (il sapere) als Selbstzweck.

6. Die „ultima felicità" kann nach dem „Gastmahl" III. 15 nicht Jedem zu Theil werden; das Heil der Vereinigung mit Gott durch dessen Anschauung von Angesicht zu Angesicht kann dagegen nach der Göttlichen Komödie Jedem zu Theil werden, den Einfältigen und den Klugen.

7. Im „Gastmahl" III. 5. 15 wird behauptet, daß die Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß, welche die letzten Principien des Seins nur aus ihren Wirkungen erkennt (IV. 22) und durch Negation (III. 15) durchaus nicht tadelswerth sei, daß vielmehr Gott dies so gefügt und wir (IV. 15) auch von Natur gar kein Verlangen hätten, jene höchsten Principien des Lebens und der Wissenschaft zu erkennen. In der Göttlichen Komödie dagegen ist diese Beschränktheit unseres Geistesvermögens eine Folge des Abfalls von Gott, „recht eigentlich die Erbsünde". Es genügt ihm nur die Anschauung Gottes (Parad. IV. 124); auch in diesem Leben kann er sie schon erreichen, wie in seinem Schreiben an Can grande der Dichter selbst andeutet [2]).

In neuester Zeit hat J. A. Scartazzini [3]) den Versuch gemacht, ein Bild der geistigen Entwickelung Dante's zu entwerfen. Auch er erkennt in der Hingabe desselben an die Philosophie eine Untreue gegen Beatrice, die er darum im Fegfeuer zu bereuen hat. Wir haben aber nach ihm eine zweifache Untreue zu unterscheiden. Die Doppelgestalt

---

[1]) Mente bezeichnet die intelligente Natur des Menschen überhaupt, ragione das Vermögen der Erkenntniß durch Schlußfolgerung. Parad. II. 57. XXIX. 43.

[2]) Thomas (Summ. I. q. 12. a. 1—13) entwickelt eingehend die Unmöglichkeit, mit den Kräften der Natur Gott zu schauen, wie Er ist, wohl aber findet dies statt auf übernatürliche Weise. Eben darum hat der Mensch hierfür keinen appetitus naturalis innatus et efficax videndi Deum cujusmodi est in se, sondern nur notitia praehabita fidei et per gratiam. Thom. Sup. Boëth. quaest. ultim. ad 5.

[3]) Abhandlungen über Dante Alighieri. Frankfurt 1880. S. 98 ff. Vgl. dessen Werk: Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. 2. Ausg. Frankf. 1879. S. 215—218. Die Abhandlungen: „Zu Dante's innerer Entwickelungsgeschichte" und „Zu Dante's Seelengeschichte", im Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft III. S. 1—39. IV. S. 143—238. Dessen Commentar zur Divina Commedia bes. II. p. 716 sq. Vita di Dante, Milano, Hoepli 1883. I p. 57 sq.

Beatrice's, die einstige leibliche Geliebte einer- und die Personification der geistigen Führung des Menschengeschlechts anderseits, die Doppelgestalt der „donna gentile“ einerseits, die leibliche, schöne Mitleidige des „Neuen Lebens“, anderseits die Personification der Philosophie; die doppelte Untreue, einerseits eine physische, gegen die reale leibliche Beatrice, anderseits eine geistige, gegen die symbolische. Die „donna gentile“ des „Neuen Lebens“ ist nicht das Symbol der Philosophie; seine Liebe zur ihr hat Dante nach kurzer Zeit bereut. Aber seine Liebe zur „donna gentile“, dem Symbole der Philosophie, zu welcher er diese erst nachträglich gemacht hat, hat er erst später bereut, als er die Arbeit am „Gastmahl“ aufgegeben und an die „Divina Commedia“ gegangen; in den Schlußgesängen des Purgatorio erzählt er von dieser Reue. Gegenstand derselben war die Skepsis, der er, während er das „Gastmahl“ schrieb, verfallen war.

Zum Beweise für seine Behauptung beruft Scartazzini sich mit Witte auf Gastmahl IV. 1 (materia intesa) sowie Purgat. XXV. 61. sq. (Averroës über den leidenden Intellect), die Verwerfung so mancher Meinungen in der Göttlichen Komödie, die er früher im Gastmahl vorgetragen hatte. Neben dieser religiösen Umwandelung hat sich auch eine politische in seinem Innern vollzogen; dies ergibt sich aus seiner Hinwendung zu den ghibellinischen Anschauungen, was De Monarch.[1]) II. 1 Infern. XV. 70—72. Parad. XVII. 68 2c. beweisen.

Auch erzählt der Dichter selbst: Vor seinem fünfunddreißigsten Jahre gab es in seinem geistigen Leben eine Periode, da er schlief; er bekennt damit, daß damals ihm das Licht der Offenbarung verdunkelt worden. Sind die drei Thiere das Bild der Wollust, des Stolzes und des Geizes, wie man gewöhnlich annimmt, dann sind diese Sünden von Dante's Verirrung auszuschließen, da er die Thiere zum ersten Mal erblickt, als er bereits aus dem Walde herausgetreten ist. Wir haben demnach nicht Verirrungen sittlicher, sondern intellectueller Natur anzunehmen, da durch den ganzen ersten Gesang der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß sich hindurchzieht. Auch läßt sich eine sittliche Verirrung um so weniger voraussetzen, da er gleich darauf das Bewußtsein ausspricht, eine gute Seele zu sein[2]).

Dazu kommt, daß Dante sich als einen der zwei einzigen Gerechten bezeichnet, welche im Jahre 1300 in Florenz lebten[3]); sein Gewissen ist

---

[1]) Scartazzini hielt, als er dieses schrieb, als an „einem wohlgesicherten Factum der Geschichte“ fest, daß die „Monarchia“ zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, jedenfalls noch vor dem Exil abgefaßt worden ist. Dagegen Scheffer-Boichorst (a. a. O. S. 138 ff.), der sie erst in die spätern Lebensjahre des Dichters setzt.

[2]) Infern. III. 127 sq. — [3]) Infern. VI. 199.

ruhig [1]); er war ein unschuldiges Lamm unter Wölfen in seiner Vaterstadt [2]). Aus dem Gespräche mit seinem ehemaligen Freunde Forese Donati im Kreise der Schlemmer geht hervor, daß wahrscheinlich Dante denselben für seine philosophische Speculation zu gewinnen suchte [3]). Mit Gewißheit ergibt sich dies aber aus den Vorwürfen, die Beatrice dem Dichter in den letzten Gesängen des Purgatoriums macht; denn wie ihr Thun, so ist auch ihr Reden nur allegorisch zu verstehen, als die personificirte göttliche Offenbarung, welche dem Dichter vorwirft, daß er sich ihr entzogen und der Philosophie hingegeben habe. So hatte ja auch die mittelalterliche Auffassung des Hohen Liedes, hatten die Propheten und auch das Neue Testament das Verhältniß der Seele zu Gott als einen Ehebund, die Untreue daher als Bild des Abfalls von ihm dargestellt. Die Verirrung Dante's ist demnach der dem kirchlichen Glauben (Beatrice) entfremdende Zweifel, der vielverzweigte philosophische Weg [4]), der überspannte Hoffnungen erregt und zu Enttäuschungen führt. Diese Untreue, welche Dante noch nicht bereut hatte, die jahrelang gedauert und selbst durch Visionen nicht gehemmt wurde, finden wir im „Gastmahl". Deshalb war ein außerordentliches Mittel nothwendig [5]), ihm zu zeigen „le perdute genti". Besonders ergibt sich Dante's Schuld aus dem, was Beatrice über die „falsche Schule" sagt, der er gefolgt war [6]), wodurch er sich von ihr entfremdet hatte [7]).

So erhellt denn nach Scartazzini, daß die Sünden, mit denen Dante noch beladen ist, als er sich auf der Höhe des Reinigungsberges befindet, und die er dort erst bekennen und abbüßen muß, Sünden gegen den christlichen G l a u b e n, nicht aber solche gegen die christliche S i t t e sind. „Weil Sünden gegen den christlichen Glauben, darum sind sie auch nach vollendeter Wanderung durch die Kreise des Büßerlandes nicht getilgt; denn nirgends sehen wir dort eine Stätte, wo s o l c h e Sünden abgebüßt werden. Weil Sünden gegen den christlichen Glauben, darum entziehen sie sich dem Blicke Virgil's, der seinen Willen bereits für »frei, gesund und richtig« erklärt [8]); denn des Heiden Blick hört dort auf, wo das Gebiet des Glaubens anhebt. Weil Sünden gegen den christlichen Glauben, darum kann Dante nicht Lethe überschreiten [9]), bevor er sie bekannt und bereut, wie es auch seinem Führer nicht gestattet ist, das jenseitige Lethe-Ufer zu erreichen, aus keinem andern Grunde, als weil ihm der Glaube mangelte. Weil Sünden gegen den christlichen Glauben, darum sind es gerade die Symbole der Offenbarungsurkunden und der Heroen

---

[1]) Infern. XV. 92. — [2]) Parad. XXV. 5. — [3]) Purgat. XXIII. 115. — [4]) Purgat. XXX. 130 sq. XXX. 85 sq. — [5]) Purgat. XXXI. 136. — [6]) Purgat. XXXIII. 85. — [7]) L. c. 91 sq.

[8]) Purgat. XXVII. 140. — [9]) Purgat. XXVIII. 26.

des Glaubens, die ihm entgegen kommen, und ihn nach vollendeter Reue in ihren Kreis aufnehmen[1]). Weil Sünden gegen den christlichen Glauben, darum fürchtet er sich vor dem blanken Schwert, das der große Apostel des Glaubens schwingt[2]). Weil Sünden gegen den christlichen Glauben, darum empfindet er bei der Erscheinung Beatrice's jene Angst, die ihn bewegt, nach dem bereits verschwundenen Führer sich umzusehen[3]). Weil Sünden gegen den christlichen Glauben, darum muß er sie dort abbüßen, wo für die abgeschiedenen Seelen keine Buße mehr stattfindet, muß sich von denselben reinigen, während er noch im Leibesleben weilt; denn drüben in der jenseitigen Welt ist für solche Sünden keine Buße mehr gegeben. . . . Die Schaaren der Verdammten ihm zu zeigen, d. i. die Folgen der Sünde, wäre komisch oder gotteslästerlich, wenn es sich um weiter nichts handeln würde, als seine Untreue gegen die leibliche Beatrice" [4]).

Schließlich bezeichnet Scartazzini die Verirrung Dante's als „Lauheit im Glauben"[5]). Es ist dies ein „Uebergangsstadium", das die Einen zum Un- und Irrglauben führt, die Andern zurück zum Glauben. Jene nimmt der sechste Höllenkreis auf; diese müssen auf Erden büßen; denn das Büßerland hat keinen Platz für sie.

So findet auch Scartazzini eine Trilogie, gebildet aus dem „Neuen Leben", dem „Gastmahl" und der „Göttlichen Komödie", welche alle drei zusammen die großen Epochen des menschlichen Lebens bilden — Unschuld, Sündenfall, Erlösung. Er bezeichnet die Darstellung Witte's als grundlegend und schreibt sich nur das Verdienst weiterer, modificirender Ausführung zu.

Auch F. Wegele[6]), wiewohl er annehmen darf, „daß in Dante's Adern heißes Blut floß, daß er eine Zeit hatte, in welcher der „Kampf zwischen Fleisch und Geist ihm zu schaffen machte", findet in Beatrice's Worten[7]) „den Vorwurf eingeschlossen", daß „der Dichter sich einer grübelnden, skeptischen Richtung ergeben hatte, die, von der Offenbarung und dem kindlichen Glauben abgewendet, auf dem Wege der Speculation, mit der bloßen Kraft des Verstandes das Räthsel des Daseins lösen will. . . . Ein Conflict, in den er dabei zwischen Glauben und Wissen gerathen, bleibt immerhin wahrscheinlich und hat bei einem so souveränen und dabei tiefen und forschenden Geiste, richtig verstanden, durchaus nichts Undenkbares an sich" [8]).

---

[1]) Purgat. XXIX. 16. — [2]) Purgat. XXIX. 139. — [3]) Purgat. XXX. 43. — [4]) A. a. O. S. 219. ff. — [5]) A. a. O. S. 225. — [6]) Dante Alighieri's Leben und Werke. Jena, 3. Aufl. 1879. S. 131. — [7]) Purgat. XXX. 130 sq. — [8]) Aber Dante selbst (Conv. III. 14. Parad. XXIV. 130) belehrt uns, daß die philosophische Forschung zu Gott und zum Glauben hinführt.

In jüngster Zeit hat man den Gedanken durchzuführen gesucht, daß „Dante an der göttlichen Heilsanstalt selbst irre geworden sei, als er das Heiligthum verwüstet sah. Er wandte sich der Welt und der natürlichen Offenbarung der Wahrheit in der menschlichen Wissenschaft zu. Er sagt daher im Allgemeinen, die »gegenwärtigen Dinge« mit ihrem lockenden Scheine hätten ihn getäuscht. Beatrice rügt, daß er einer »Kleinen« und anderer Eitelkeit sein Herz geschenkt und das Ewige vergessen habe. Da nun, abgesehen von dem zweideutigen Ausdruck, »eine Kleine«, alles Andere eher gegen eine Verirrung durch sinnliche Liebe spricht, jener Ausdruck aber nach dem Sprachgebrauch des »Neuen Lebens« und des »Gastmahls« auf die Philosophie bezogen werden kann und muß, so sind wir im Recht, die Sünde des Dichters in einer Verdunkelung des Glaubens zu finden, in welchem Grade man sich diese immer denken mag. Wenn Beatrice hier nicht zwei ganz disparate Rollen spielt, so ist das Gesagte auch schon aus ihrer allegorischen Bedeutung zu entnehmen. Dante wird also im Eden durch die überwältigende Größe derjenigen, welcher er untreu geworden, von neuem zum lebendigen Glauben und zur Reue über die Sünden gegen den Glauben gestimmt. Dann kann er durch die Symbolik der Taufe abermals in die Kirche eintreten, aus welcher er gewissermaßen ausgeschieden war. Seine Sünde konnte . . . im Fegfeuer nicht gebüßt werden, da es keine Sünde gegen die Natur ist; sie muß aber vor der Versöhnung mit der Kirche bereut werden."

Eine Hauptstütze für diese Darstellung ist die Annahme, Beatrice sei in keiner Weise als historische Gestalt, sondern nur als die Allegorie der Kirche zu fassen [1]).

Die Grundvoraussetzung, von welcher Witte und alle Jene ausgegangen sind, welche seine Anschauung zu der ihrigen machten, ist der vermeintliche Gegensatz zwischen Speculation und kindlichem Glauben, Scholastik und Mystik. Daher wird es nothwendig sein, mit wenigen Strichen das Bild der echten Mystik zu entwerfen.

---

[1]) In neuester Zeit hat Bartoli (Storia della Letteratura Italiana. Firenze 1881. IV. p. 88) gleichfalls in Beatrice nur eine Allegorie erblickt. Gegen ihn Belleti, Beatrice e Dante, Genova 1882 p. 94. Uebrigens sah Bartoli im sechsten Bande seines Werkes sich genöthigt, im Hinblick auf die Bemerkung des Petrus Dantis im Cod. Ashburn., daß Beatrice eine Geliebte seines Vaters gewesen, seine Ansicht zu ändern.

VIII.

Die Mystik.

Was ist Mystik? Hugo von St. Victor, einer der am meisten von Dante benützten Schriftsteller, möge uns diese Frage beantworten. „Unsere Seele," sagt er[1]), „entwickelt sich durch Lesung und Betrachtung; auf diesem Wege dringt sie zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit vor. Die Betrachtung ist die anhaltende Hinwendung der Gedanken, wie sie dem Geiste sich darbieten; sie erwägt Grund und Ursprung, Weise und Nutzen jedweden Dinges. Mit der Lesung heben wir an, ein Verständniß zu gewinnen, in der Betrachtung vollendet sich die Unterweisung. Wer daher mit der Betrachtung sich vertraut macht und häufig sie pflegt, dem bereitet sie ein süßes Leben und den höchsten Trost in der Trübsal. Ganz besonders löst sie die Seele von dem Lärm der Welt, und gibt schon hier den Vorgeschmack der Süßigkeit des ewigen Lebens. Indem so die Seele angefangen hat, aus der Betrachtung der Creatur Den zu erkennen und zu lieben, der sie geschaffen, wird sie in gleicher Weise in Wissenschaft unterrichtet und von Liebe erfüllt; darum gibt es nichts Süßeres als die Betrachtung.

„Es hat aber die Betrachtung drei Arten von Wahrheiten zu ihrem Gegenstande. Einmal bewegt sie sich auf dem Gebiete der Sitten, sodann erwägt sie die göttlichen Gebote, zuletzt ergründet sie die Werke Gottes. Wie dies alles unsere Bewunderung erregt, wird der mehr und mehr erfahren, der aufmerksam die Wunderwerke Gottes zu betrachten sich gewöhnt hat.

„So hat denn unsere vernünftige Seele drei Erkenntnisse: durch den Gedanken, die Betrachtung, die Beschauung. Der Gedanke ist da, wenn die Vorstellung von den Dingen den Geist vorübergehend berührt, das Bild des Gegenstandes plötzlich vor ihn hintritt, durch die sinnliche Wahrnehmung gewirkt oder aus der Erinnerung hervorgehend. Die Betrachtung ist die anhaltende und eindringende Erwägung des Gedankens, um, was noch dunkel geblieben, aufzuhellen und in das Verborgene tiefer einzudringen. Die Beschauung ist der freie und ungehemmte Blick des Geistes in die nun offen vor ihm liegenden Dinge. Zwischen der Betrachtung und Beschauung scheint der Unterschied obzuwalten, daß die Betrachtung sich auf Dinge bezieht, die uns noch verborgen sind, die Beschauung aber auf solche, welche ihrer Natur nach oder nach unserer

[1]) De modo discendi et meditandi libellus. Opp. II. p. 875 sq. ed. Migne.

Befähigung klar sind; die Betrachtung ist beschäftigt, einen Punkt sich klar zu machen, die Beschauung dagegen überblickt Vieles oder auch Alles. Die Betrachtung ist daher jene Kraft des Geistes, welche, nach Erkenntniß strebend und eindringend, das Dunkle aufzuhellen und das Verwickelte zu lösen strebt. Die Beschauung dagegen ist jener mächtige Geistesblick, vor dem alles offen liegt, der alles klar überschaut und so besitzt, was die Betrachtung sucht.

„Der Beschauungen gibt es aber zwei Arten: die erste, wie sie den Anfängern zukommt, besteht in der Beschäftigung mit den Creaturen; die zweite, jene der Vollkommenen, besteht in der Beschauung des Schöpfers. So bewegt sich Salomo in den Sprüchwörtern auf dem Gebiete der Betrachtung, im Ecclesiastes schreitet er vor zum ersten Grade der Beschauung, im Hohen Liede erhebt er sich zum höchsten. Um diese drei Stufen daher mit besondern Namen zu bezeichnen, nennen wir die erste die Meditation, die zweite die Speculation, die dritte die Contemplation. In der Meditation trüben noch die Wolken fleischlicher Gedanken den Geist, der in frommer Andacht entbrannt ist; bei der Speculation reißt ihn die Neuheit des ungewöhnten Blickes zur Bewunderung hin; in der Contemplation wandelt der wunderbar süße Geschmack alles in Lust und Freude um. Die Meditation hat deswegen Sorge, die Speculation Bewunderung, die Contemplation Süßigkeit“ [1]).

So stellt sich uns die Mystik in einem ihrer namhaftesten Vertreter ein Jahrhundert vor Dante dar. Vernehmen wir nun eine Beschreibung ihres Wesens durch einen nicht weniger berühmten Meister derselben ein Jahrhundert nachher, Johannes Gerson. Er schließt sich hierin an Richard

---

[1]) In seiner Erklärung des Ecclesiastes Hom. I. Opp. I. p. 116 ed. Migne wiederholt Hugo diese Eintheilung und macht sie anschaulich durch das Bild des Feuers, das grünes Holz verzehrt. Sic nimirum cor nostrum carnale quasi lignum viride et nedum ab humore carnalis concupiscentiae exsiccatum si quando aliquam divini timoris seu dilectionis scintillam conceperit, primum quidem pravis desideriis reluctantium passionum et perturbationum fumus exoritur. Deinde roborata mente, cum flamma amoris et validius ardere et clarius splendescere coeperit, mox omnium perturbationum caligo evanescit, et jam pura mente animus ad veritatem se diffundit. Novissime autem, postquam assidua contemplatione cor penetratum fuerit et ad ipsum summae veritatis fontem medullitus toto animae affectu intraverit, tunc in id ipsum dulcedinis quasi totum ignitum et in ignem amoris conversum, ab omni strepitu et perturbatione pacatissimum requiescit. Primum ergo, quia inter pericula tentationum consilium quaeritur, quasi in meditatione fumus cum flamma est. Secundo, quia mente pura cor ad contemplationis veritatem diffunditur, quasi in principio contemplationis flamma sine fumo est. Tertio, quia jam inventa veritate et perfecta caritate nihil ultra id, quod unicum est, quaeritur, in solo amoris igne summa tranquillitate et felicitate suaviter repausatur.

von St. Victor an, der hinwieder „seinem Lehrer Hugo folgend, die Sache bis auf den Grund erforscht hat“ [1]). Auch bei ihm bildet die Vorstellung die erste Stufe, die zweite die Betrachtung, die dritte die Beschauung. Die Betrachtung wird erschwert durch die Sinnlichkeit; ist aber der Gläubige in jener geübt, dann geht sie in die Beschauung über, in welcher die Seele, wie auf einem hohen Berge stehend, alles überschaut. Diesen drei Stufen der Erkenntniß entsprechen die drei Stufen des Gemüthes: die Begierde, die Andacht, die Liebe. Auch er gebraucht, um die Nothwendigkeit der vorausgehenden Buße anzudeuten, das Bild vom grünen Holze, das erst allmälig in reinem Feuer sich verzehrt.

So ist die Mystik „eine Ausdehnung des Gemüthes zu Gott durch die Sehnsucht der Liebe“ [2]). In der Scholastik bethätigt sich vorzugsweise die Erkenntnißkraft, in der Mystik jene des Gemüthes, welches auf dem Wege der Reinigung, Erleuchtung, Einigung zu Gott emporstrebt. Darum bleibt die Scholastik ohne Mystik unvollkommen, da das Erkennen uns niemals vollständig befriedigt; die Mystik, welche uns zu dem Geliebten hinführt und mit ihm eint, bildet demnach die nothwendige Ergänzung der Scholastik [3]). So hat die Seele, dieses Abbild der allerheiligsten Trinität, nach ihren drei Kräften — Gedächtniß, Erkenntniß, Wille — eine dreifache Thätigkeit; sie erblickt Gott überall, sie erkennt Gott und liebt Gott [4]).

Hören wir noch den von Dante hochverehrten „Beschauer“ [5]), den h. Bernhard. In seinem Buche über die „Gottesliebe“ und in den „Reden über das Hohe Lied“ hat er die katholischen Grundsätze über das Wesen der Mystik ausgesprochen, in seinem eigenen Leben hatte er dieselben bethätigt. „Die Dinge über uns,“ sagt er, „werden nicht durch Worte und Begriffe gelehrt, sondern von dem heiligen Geiste den reinen Seelen geoffenbart. Was das Gebet erfleht, soll die Betrachtung aufsuchen, und die Heiligkeit des Lebens soll in der Beschauung erreichen, was Worte nicht zu sagen vermögen. Darum steht geschrieben: »Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen«. . . . Der Weg der Reinigung ist daher die erste Bedingung, damit die Seele zu Gott aufsteige“ [6]). „Ihr fragt mich, woran ich erkennen konnte, daß das Wort nahe sei? Von dem Augenblicke an, da es in meine Seele eingezogen, hat es sie aus ihrem Schlafe geweckt, mein hartes und versteinertes Herz erweicht, gerührt, verwundet. . . . Ich erfuhr seine thätige Macht an der Abnahme meiner Sünden, an der Abtödtung fleischlicher Begierden, an der

---

[1]) Considerat. XXI. 378. cf. Richard. Benjam. major. I. 1 sq. — [2]) Extensio animi in Deum per amoris desiderium. — [3]) Consid. XXIX. XXX. p. 384. — [4]) Sup. Magnif. Tract. III. Opp. IV. p. 266. — [5]) Parad. XXXII. 2. — [6]) Serm. in Cant. 74. 85. 71. 4.

Erneuerung meines Lebens, an der allgemeinen Ueberschau der göttlichen Dinge, die mich zur Bewunderung der Größe Gottes hindrängte." In der geistigen Vermählung der Seele mit dem göttlichen Worte besteht das Ziel dieser Beschauung; in diesem Leben beginnend, wird sie im Jenseits vollendet. Aber nicht in einer Vermengung der Naturen, sondern nur in einer Uebereinstimmung des Willens Beider besteht diese mystische Einigung. Wie ein Wassertropfen, der in ein Gefäß Wein fällt, Farbe und Geschmack des Weines annimmt, wie das Eisen, wenn es glühend wird, dem Feuer selbst gleicht, wie die vom Sonnenlicht erhellte Luft gewissermaßen verwandelt wird und wie die Sonne leuchtet [1]), so muß bei den Heiligen jede menschliche Neigung aufhören, sich umwandeln und gänzlich in den göttlichen Willen sich versenken. Die Wesenheit des Menschen wird bleiben, aber in anderer Gestalt, mit einer andern Ehre, einer andern Macht [2]).

Dieselben Grundsätze hatte auch Albert der Große entwickelt in seiner goldenen, am Ende seines Lebens geschriebenen Schrift: „Von der Vereinigung mit Gott" [3]). Da Gott ein Geist ist, heißt es daselbst, so müssen wir Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, d. h. in Erkenntniß und Liebe, mit dem Verstande und Gefühle, und frei von allen Bildern. Dies geschieht dadurch, daß der Mensch, aller andern Dinge ledig, sich ganz in sich zurückzieht, alles, was durch die Sinne eingegangen ist, ausschließt und vergißt, und dann vor Jesus Christus, während der Mund schweigt, der Geist allein sein Verlangen mit Zuversicht und Vertrauen Gott dem Herrn vorträgt, und so mit der ganzen Gluth der Liebe sich in ihn rein und vollständig versenkt, ausdehnt, entflammt und in Liebe auflöst. So muß die Seele, unbeirrt von allem Irdischen, ihr Auge unverrückt auf Gott heften, der jedem Dinge innerlicher und näher ist, als dieses sich selbst, weil Ursache aller vergänglichen Dinge. Da aber die Beschauung ihr letztes Ziel in der Einigung hat, so darf sie nicht bloß in einer Erkenntniß des Verstandes bestehen, sondern muß, von der Liebe durchdrungen, zu heiligen Gefühlen fortschreiten [4]).

---

[1]) Diese und ähnliche Bilder finden wir schon beim h. Basilius (De Spirit. sancto n. 22. 23. 28. 61. C. Eunom. V. p. 321), Cyrillus v. Alex. (Dial. VII. pass.) und Athanasius (ad Serap. I. 23).

[2]) De diligendo Deo c. 4. Dieselbe Schilderung bei Richard von St. Victor De gradib. caritatis. — [3]) De adhaerendo Deo. Opp. Tom. XXI. in fin.

[4]) Als Frucht der Contemplation bezeichnet er (c. 7): Ratio illuminatur ad cognitionem Dei, qui est summa veritas, voluntas perfecte afficitur ad amandam summam bonitatem, et memoria plene absorbetur ad fruendum aeterna felicitate, et ad suaviter in ea quiescendum. Et quia in horum consummata adeptione consistit gloria beatitudinis, quae perficitur in patria, liquet, quod istorum perfecta inchoatio est perfectio in hac vita.

Die Gedanken seiner Vorgänger hat **Thomas**[1]) in gewohnter Schärfe und Uebersichtlichkeit zusammengefaßt.

Nächstes Object der Contemplation ist die Erkenntniß Gottes, welche zur Liebe hinreißt, aus der die Beseligung fließt. Die moralischen Tugenden bereiten die Seele zur Beschauung vor, indem sie diese von den Leidenschaften reinigen. Sie schließt, wie Richard von St. Victor[2]) bemerkt hat, die cogitatio, meditatio oder speculatio und contemplatio in sich ein. Letztere hat Gott und das gesammte Wirken Gottes zu ihrem eigenthümlichen Objecte, und schreitet nach Richard von St. Victor auf sechs Stufen empor; zuerst nimmt sie das Sinnliche wahr, auf der zweiten Stufe steigt sie zum Geistlichen auf, auf der dritten beurtheilt sie das Sinnliche nach dem Geistlichen, auf der vierten schaut sie nur Geistliches, auf der fünften schaut sie jene geistlichen Wirkungen, welche der Sinn nicht wahrnimmt, wohl aber die Vernunft, auf der sechsten endlich erkennt sie das, was die Vernunft weder finden noch fassen kann, nämlich die göttliche Wahrheit selbst. Den höchsten Grad der Contemplation bildet die **Verzückung**, wenn die Seele zur Anschauung übernatürlicher Dinge, von ihren Sinnen gelöst, erhoben wird; sie erblickt dann die göttliche Wahrheit selbst, theils im Bilde, theils in ihren Wirkungen, theils wie sie ist in sich[3]). Sowohl ihrer Natur nach, als Bethätigung der höchsten Geisteskraft des Menschen, seiner Intelligenz, als in Hinsicht auf ihr Object bietet daher die **Contemplation** die höchste Beseligung. **An sich betrachtet ist darum auch das beschauende Leben vorzüglicher als das thätige**, und zwar aus neun Gründen: das edelste Vermögen bethätigt sich in ihm in Hinsicht auf die edelsten Objecte; es ist anhaltender als das thätige; es bietet höhere Seligkeit; es bedarf weniger Hülfsmittel; es ist Ziel, das thätige nur Mittel zum Ziele; in ihm kommt der Geist zur Ruhe; es beschäftigt sich mit Göttlichem, das thätige mit Menschlichem; es bedarf nur des Geistes, das thätige auch der Sinne; es währt in Ewigkeit. Auch hat das beschauliche Leben höhern Werth, weil es unmittelbar Gottes Liebe zu seinem Gegenstande hat, das thätige nur mittelbar. **Doch bereitet das thätige Leben zum beschaulichen vor**, indem es die Seele läutert und ordnet, und **ist selbst verdienstvoller als dieses**, wenn aus Liebe zu Gott der Beschauende auf die Süßigkeit dieses Umganges mit ihm verzichtet, um seinen Willen zu erfüllen[4]).

---

[1]) Summ. II. II. q. 171—189. — [2]) Benjam. major c. 3.

[3]) Summ. II. II. q. 173. a. 1. q. 175. a. 3. cf. Carini, Encyclop. S. Scriptur. Vol. III. p. 88 sq.

[4]) Thom. II. II. q. 180. Diese Grundsätze des h. Thomas finden sich bei Methodius (Conviv. Or. VII—IX), Macarius (Lindner, Histor. theol. mystic. Macar. 1846),

Auf die Mystiker der spätern Zeit einzugehen, ist hier keine Veranlassung. Dante hat sie nicht gekannt, und zum Theil weht ein anderer Geist in ihnen. Die Mystik eines Kaspar Schwenckfeld, Valentin Weigel, Sebastian Franck, Jacob Böhme, Joh. Georg Gichtel, Emmanuel Swedenborg u. A. hat mit der Mystik der katholischen Kirche kaum mehr als den Namen gemein. Eben darum brauchen wir auch über die verworrenen Ansichten H. Delff's von Mystik und Scholastik kein Wort zu verlieren. Eingehend hebt Gerson den Unterschied zwischen echter Mystik und Aftermystik hervor; es ist der Subjectivismus, das einseitige Betonen der innern Erfahrung, was, gelöst von der Führung der Kirche, namentlich bei den Fraticellen, Brüdern und Schwestern vom freien Geiste, Begharden u. s. f. nicht bloß zu Selbstbetrug und Häresieen, sondern auch zu sittlichen Verirrungen höchst bedenklicher Natur führte [1]). Vor allem sind es die Täuschungen durch sinnliche Gefühle, die falschen Vorstellungen von einer Einigung mit Gott, welche die Willensfreiheit und sittliche Zurechnungsfähigkeit aufhebt, welche derartige Aergernisse hervorgerufen haben. Selbst Ruysbroek wird darum wegen unklarer und zu Mißverständnissen bietender Aeußerungen von Gerson getadelt [2]). Die Einheit des Geistes mit Gott, sagt er, kann nur als eine Verähnlichung mit Ihm gedacht werden, und alle bildlichen Bezeichnungen sind nur in diesem Sinne zu verstehen; die Creatur wird vervollkommnet und erhoben, aber nicht vernichtet und aufgehoben durch die unio mystica [3]).

Hieraus ergibt sich von selbst die Antwort auf die Frage nach der Stellung der Scholastik zur Mystik. Sie bekämpfen sich nicht, wohl aber ergänzen sie sich; und wo ein Gegensatz zwischen beiden stattfand, da war es jener einer gesunden Scholastik gegen die Entartung der Mystik, deren

---

Maximus Conf. (Ap. Galland VIII. 333), Marcus Erem. (Oehler, Anecd. Graec. 1857), Gregor v. Naz. (Orat. II.) u. A.

[1]) De distinctione verarum visionum a falsis. Opp. I. p. 43 sq. I. 174: Deliramenta cordis sui pro Dei sentimento complexantes turpiter erraverunt. De libr. caute legend. I. p. 114. III. p. 399. De examinatione doctrin. I. p. 19.

[2]) Ep. ad Fratrem Bartholom. Opp. I. p. 59.

[3]) Ep. c. Defensionem Joan. de Schoenov. Opp. I. 79 sq. Bonavent. in Hexaëm. Serm. 22 in fin. Vir. contemplativus cadit per errorem et per praesumptionem. Videt enim se illuminatum et praesumit et fit luciferianus et cadit a luce in tenebras horribiles. Cadit similiter per errorem aestimationis, quae oritur ex praesumtione, quando credit, se habere omnia per revelationem. Semper debet esse regulata revelatio. Unde dicebat (B. Franciscus), quod multi decipiuntur, qui credunt se habere omnia per revelationem. Unde in illa visione et apparitione Domini in monte, quae est regula omnium apparitionum (Matth. 17. 3), apparuerunt cum Christo Moyses et Elias, ut nihil credatur verum vel revelatum, nisi quod consonet Legi, Prophetis et Evangelio. Debet ergo contemplativus esse humilis et circumspectus.

würdigste Vertreter jedoch selbst gegen jede Ausartung kämpften. Beide streben, wenngleich auf verschiedenem Wege, doch nach demselben Ziele, Gott, der höchsten Wahrheit und dem höchsten Gut; jene sucht ihn in allem als den letzten Grund der Dinge, diese strebt nach ihm hin als ihrem letzten Ziele. Die Scholastik bewahrt die Mystik vor unklarem Gefühlsleben, eiteln Bildern der Phantasie und verderblichem Subjectivismus; die Mystik schützt die Scholastik vor leerem Formalismus, herztödtender Dialektik und dem Streit um des Streites willen. Die Scholastik verleiht der Mystik Klarheit und Schärfe der Begriffe, Reichthum des Inhaltes, Halt, Regel, Norm [1]). Da die Erkenntniß dem Verlangen voranleuchten muß, so kann eine erleuchtete Mystik nur im Bunde mit einer gesunden Scholastik sich entwickeln; darum waren alle großen Scholastiker auch Mystiker, wie Richard und Hugo von St. Victor, Bernhard, Bonaventura, Albertus der Große, Thomas von Aquin, Johannes Gerson — und Dante selbst. Mit Recht sagt daher Scartazzini: „Sein (Dante's) Standpunkt ist jener, auf welchem eine wunderbare Harmonie zwischen Glaube, Wissenschaft und Dichtung, Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie, Natur und Gnade, Scholastik und Mystik herrscht. Fragt man daher, ob Dante Scholastiker oder Mystiker? so kann man ebenso gut antworten: Keines von beiden als auch: das Eine und das Andere" [2]).

Wer übrigens auch nur einige der Schriften katholischer Mystiker gelesen, und die großen Scholastiker nicht bloß flüchtig durchblättert, dem drängt sich alsbald eine Bemerkung auf. Er findet nämlich kaum einen wesentlichen Unterschied zwischen den Darstellungen dieser und jenen der Scholastiker, am wenigsten aber einen Gegensatz. Wodurch sie sich von einander unterscheiden, ist ihre Form und ihr nächstes Ziel. Viele dieser mystischen Schriften sind aus Vorträgen entstanden, welche die „Lesemeister" in den ihrem Orden zuständigen Frauenklöstern gehalten hatten. Darum sind sie in deutscher Sprache abgefaßt. Es waren eben die Mitglieder jener Frauenklöster vielfach hochgebildet, fähig und geneigt, nicht bloß Ermahnungen allgemein sittlicher Natur anzuhören, sondern sie hatten

[1]) Thom. Summ. II. II. q. 188. a. 5: Competit studium literarum religiosis tripliciter. Primo quidem quantum ad id, quod est proprium contemplativae vitae, ad quam studium literarum dupliciter adjuvat; uno modo directe coadjuvando ad contemplandum illuminando scl. intellectum; vita enim contemplativa, de qua nunc loquimur, principaliter ordinatur ad considerationem divinorum, in qua dirigitur homo per studium ad considerandum divina... Alio modo studium juvat ad contemplativam vitam indirecte, removendo contemplationis pericula scl. errores, qui in contemplatione divinorum frequenter accidunt his, qui Scripturas ignorant. — [2]) A. a. O. S. 238.

auch Sinn und Interesse für Behandlung tieferer Fragen und Zustände des geistlichen Lebens. Daher wurden im Dominicaner-Orden, in dem ja die Mystik am meisten blühte[1]), nur „fratres docti" zu diesem Amte erwählt, „sicut eruditioni ipsarum sororum convenit" [2]) Diese „Lesemeister" nun schöpften natürlich aus dem, was sie in der Schule selbst gelernt und gelehrt hatten. Sie legten ihren Charakter als Scholastiker nicht ab, was ja an sich schwer gewesen wäre, was sie aber um so weniger zu thun brauchten, als gerade die Verordnung wegen der Bildung ihrer Zuhörerinnen größere Ansprüche an ihre Vorträge stellte. „Anderseits aber mußten sie danach trachten, die Schwestern als Bräute Christi non habentes maculam, quae propter Deum clausis ergastulis detinentur", anzueifern, sich von sich und von allem völlig loszuschälen, und nach der mystischen Vereinigung mit Gott zu trachten. In Bezug auf diesen zweiten Punkt, der um so wichtiger wurde, je mehr die Prediger bei den Schwestern einen bereiten Boden fanden, sind die Predigten mystisch, und darum kann man von deutschen Mystikern sprechen; hinsichtlich des ersten Punktes sind sie scholastisch [3]).

So konnte Denifle nachweisen, daß der größte Theil von Eckehart's Schriften, den man als den Vater der deutschen Mystik zu preisen gewöhnt ist, lateinisch abgefaßt war, durchweg die scholastische Methode an sich trägt und auf scholastischem Boden steht. Seine deutschen Schriften sind zur Belehrung und Erbauung weiterer Kreise verfaßt, und setzen die in den lateinischen Werken scholastisch entwickelten Principien voraus, bei denen er sich in der Regel in Abhängigkeit von Thomas befindet. Hieraus erklärt sich, daß wir in den sogen. Mystikern Männer verehren müssen, welche den Wortschatz unserer deutschen Sprache, namentlich zum Ausdruck abstracter Ideen und seelischer Zustände wesentlich bereichert haben. Es konnte aber auch nicht fehlen, daß sie in ihren Bestrebungen nicht immer glücklich waren, wenn sie die scharf und bestimmt ausgeprägte lateinische Terminologie in der Muttersprache wiederzugeben versuchten. Was einmal Augustinus klagt, als er in lateinischer Sprache die Terminologie der Griechen bezüglich des Mysteriums der Trinität zu übersetzen versuchte, [4]) das haben auch sie erfahren, so daß um des Ausdruckes willen mancher als Begünstiger des Pantheismus erschien. Weil man die Scholastik nicht kannte, so erfuhr man manches von ihren Lehren eben erst aus diesen Schriften der deutschen

---

[1]) Vgl. Greith, Die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg 1866.

[2]) Vgl. Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters von P. Heinrich Denifle O. P. und P. Franz Ehrle S. J. II. B. S. 646.

[3]) Denifle a. a. O. — [4]) De Trinit. V. 9: Magna prorsus inopia humanum laborat eloquium.

Mystiker, pries daher diese als die Schöpfer einer wahrhaft tiefsinnigen Gottes- und Weltanschauung. Dieser Wahn eines Gegensatzes zwischen der Mystik und Scholastik, von dem geblendet man in den Mystikern so gern „Vorläufer der Reformation“ sah [1]), hat seit Jahrhunderten den Fragepunkt völlig verrückt. Selbst einen Eckehart muß mehr als einen Andern der Vorwurf treffen, den man der Scholastik überhaupt zu machen sich gewöhnt hat, daß sie sich ganz verloren habe „in Deductionen und Distinctionen, im Zersplittern und Bestimmen, in dem reinen Operiren mit Begriffen“ [2]). Daß in seinen wie der übrigen Mystiker deutschen Schriften dies weniger erscheint, ergibt sich von selbst. Sie waren eben zur Erbauung geschrieben, für Klosterfrauen und Laien, und wurden durch diesen ihren Zweck in Ton und Haltung bestimmt.

Keiner hat schon lange vor Dante diesen Einklang von Glauben, Glaubenswissenschaft und Mystik so einfach und klar dargelegt als Hugo [3]) von St. Victor: „Einige sind einfache Gläubige, die nur den frommen Glauben suchen, ohne nach den Vernunftgründen tiefer zu forschen. Andere begründen durch die Vernunft, was sie im Glauben festhalten. Andere fangen in der Reinheit ihres Herzens und in ihrem guten Gewissen an, innerlich bereits zu kosten, was sie gläubig aufgenommen haben. Bei den Ersten führt die Frömmigkeit zum Glauben, bei den Zweiten gibt die Vernunft ihre Zustimmung, bei den Dritten empfängt die Reinheit des Geistes Gewißheit.“

Nach dieser Darstellung des wahren Wesens der Scholastik und Mystik werden wir nun die Anschauungen Witte's und seiner Anhänger auf ihr wahres Maß zurückzuführen im Stande sein. Dante hat die Scholastik in gleicher Weise wie die Mystik seiner großen Dichtung einverleibt, und die Reihe der großen Theologen und Gelehrten in der Sphäre der Sonne, welche Mystiker sowohl wie Scholastiker in sich schließt — Albert von Köln, Thomas von Aquin, Petrus Lombardus, Siger von Paris, Boëthius, Bonaventura, Richard und Hugo von St. Victor, Dionysius Areopagita, Beda der Ehrwürdige, der Canonist Gratian, der Geschichtschreiber Orosius, Chrysostomus, Petrus Comestor, Donatus, Rabanus Maurus, Isidor von Sevilla, Joachim von Floris — läßt uns auch nicht von fern ahnen, daß Dante an einen principiellen Gegensatz zwischen Scholastik und Mystik, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gedacht habe.

---

[1]) Preger, Geschichte der deutschen Mystik, 1874 I. B. S. 7: Mit den wider die herrschende Kirche streitenden Richtungen steht die Mystik auf einer Linie. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. II. Bd. Ritter, Geschichte der Philosophie, VIII. S. 627.

[2]) Denifle a. a. O. S. 426. — [3]) De Sacram. Christ. fide i. T. I. p. X. 4.

IX.

Dante kein Zweifler.

Wie unsere Leser sich erinnern, wurden Wahrheiten des Glaubens namhaft gemacht, an denen Dante gezweifelt haben soll. Jene Stelle im „Gastmahl“ wird besonders betont, welche die Frage behandelt, ob der Urstoff aus dem göttlichen Intellect hervorgegangen sei oder aber schon vor der Schöpfung bestanden habe [1]). Sehen wir näher zu, was Dante sagt:

„Und sintemal diese Herrin ihre lieblichen Mienen gegen mich verändert hatte, vorzüglich in jenen Stücken, da ich betrachtete und nachforschte, ob der erste Stoff der Elemente im göttlichen Verstande gedacht sei, weswegen ich mich ein wenig ihren Anblick zu suchen enthielt, so ließ ich, gleichsam in ihrer Abwesenheit weilend, mich darauf ein, die menschliche Schwäche hinsichtlich des besagten Irrthums zu betrachten“ [2]).

Der Dichter klagt, „die holde Frau“, d. h. die Philosophie, habe ihre lieblichen Mienen gegen ihn verändert, d. i. keine Antwort gegeben, als er von ihr die Beantwortung der Frage verlangte, ob in Gott eine Idee des Urstoffes [3]) sei, aus welchem alle Elemente hervorgegangen. Darum habe er denn eine Zeit lang die Beschäftigung mit dieser Frage bei Seite gesetzt; um aber nicht dem Müßiggang zu verfallen, der dieser Frau am meisten verhaßt ist, wolle er sich nun mit einem andern Gegenstande beschäftigen, namentlich das Wesen des Adels untersuchen.

Welche Frage war es demnach, worauf die Philosophie ihm keine Antwort gab? Die Alten haben dieselbe also formulirt: „Utrum materia facta sit ad rationem sive ad exemplar aliquod“ [4]). Die Schwierigkeit liegt eben darin, daß der Materie eine Form nicht zukommt, sondern nur die Möglichkeit, eine Form aufzunehmen. Was aber ohne Form ist, davon kann es auch keine Idee geben, da die Idee ja nur das intelligible Bild der Form (εἶδος, species) des Dinges ist; es scheint demnach, daß Gott nicht von Ewigkeit die Materie in seinem Geiste erkannte. Die Schwierig-

---

[1]) Vgl. oben S. 60. — [2]) Conv. IV. 1.

[3]) La prima materia, cf. III. 5. 15. Im Anschluß an Boëthius (Consolat. philos. init.) erscheint die Philosophie als eine würdige Frau, deren Augen und Mienen den Dichter belehren. Hieraus erklären sich viele Stellen im Paradiso, wo von den Augen Beatrice's die Rede ist.

[4]) Albert. M. Summ. Theol. II. Tract. I. q. 4. a. 1. p. 4, cf. De quat. coaev. Tract. I. q. 2. a. 3.

keit wird verstärkt durch die Erwägung, daß der Urstoff rein materiell ist, daß demnach auch sein Urbild ein rein materielles sein müsse, während doch die göttliche Natur geistig ist. In weiterer Folge schließt sich hieran der Gedanke, daß diese formlose Materie auch nicht von Gott geschaffen sein könne, da alles, was Gott geschaffen, nach seinen ewigen Ideen als „causae exemplares et prototypae" geschaffen ist [1]).

Die ganze Frage hängt zusammen mit der Anschauung von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt, wie sie der arabischen Philosophie gegenüber in den christlichen Schulen gelehrt werde. Jene erklärt die Entstehung der Welt als Product der Bewegung; die Welt geht zwar von Gott aus als dem obersten Princip der Bewegung, aber nicht als seine Schöpfung. Die Materie ist ewig, die Bewegung und mithin der Weltlauf überhaupt ist ewig und unentstanden, ohne Anfang noch Ende [2]). Dieser hat seinen Grund in dem ewigen und nothwendigen Anstoß des obersten Bewegers, Gottes [3]). Das ist darum, wie Averroës sagte, der gemeinsame Irrthum der drei Religionen — Juden, Christen, Mohammedaner —, daß sie annehmen, es könne etwas aus dem Nichts geschaffen werden, eine Vorstellung, die sich selbst widerspricht, da alles Schaffen ein Werden ist, alles Werden aber an einem Subject vor sich gehen muß, d. h. an der Materie [4]). Als nothwendige Folge ergibt sich hieraus die Leugnung des Schöpfungsactes sowie der götttlichen Vorsehung [5]).

Sämmtliche Voraussetzungen hat die Scholastik bekämpft. Sie leugnet die Ewigkeit der Materie, die Nothwendigkeit des Weltprocesses, der nicht eine Wirkung der göttlichen Natur in ihrem absoluten und nothwendigen Sein, sondern des göttlichen Willens ist, daher mit Freiheit von ihm ausgegangen [6]), und eben darum auch nicht nothwendig von Ewigkeit ist, sondern in der Zeit hervorgetreten. Die Ergänzung der Gotteslehre des Aristoteles und deren Vertiefung, wodurch namentlich auch die Idee der Vorsehung in ein helles Licht gesetzt wurde, gab die platonische Ideenlehre. Nach dem Stagiriten ist Gott reines Denken, reine Intelligenz [7]); Gegenstand derselben ist nichts außer Ihm selbst, denn Er ist Selbstzweck [8]), daher reines

[1]) cf. Augustin. QQ. 83 qu. 46. Thom. Summ. I. q. 15 per tot. Albert. M. l. c.: Quodcunque non habet ideam, non est creatum, sed materia prima non habet ideam, ergo non est creata. — [2]) Cf. Aristotoles Physic. VIII. 1.

[3]) L. c. VIII. 5. — [4]) Thom. Summ. I. q. 45. a. 2. q. 66. a. 1. 2. — [5]) Thom. C. Gent. I. 50. Albert. M. Summ. Tract. 17. q. 47: Philosophi . . . obscurato et insipienti corde providentiam negabant. Rénan, Averroës et l'Averroisme p. 92.

[6]) Thom. Summ. I. q. 42. a. 1. Albert. M. L. c. P. II. Tract. 1. q. 4. a. 1. p. 3. — [7]) νοῦς. Metaphys. XII. 7. 14. 15. — [8]) L. c. XII. 7. 9. 14.

Denken [1]), das nur sich selbst denkt, da es selbst das Beste ist [2]). Sein Denken ist Denken des Besten [3]), ewige, selige Selbstbeschauung.

Augustinus hat die platonische Ideenwelt in den göttlichen Intellect hinein versetzt; nicht darin, sagt er, hat Plato geirrt, daß er eine Ideenwelt annahm; denn wenn er von einer Ideenwelt sprach, so meinte er damit die ewigen und unwandelbaren Urbilder, nach denen die Welt geschaffen ist. „Sie sind ewig und immer sich selbst gleich, weil sie im göttlichen Intellect enthalten sind. Wenn aber Gott alles geschaffen hat, wer wollte sagen, es sei auf gedankenlose Weise geschaffen? Ist aber alles nach Gedanken geschaffen, so ist alles nach seinen besondern Gedanken geschaffen, nach einem andern der Mensch, nach einem andern das Thier u. s. f. Diese Urgedanken nennt Plato Ideen; durch Theilnahme an ihnen ist jedes Ding so, wie es ist" [4]).

So wurde die Theologie des Aristoteles namentlich in der Lehre von dem Verhältnisse Gottes zur Welt, worüber seine Werke uns im Dunkeln lassen, durch die Lehre von den Ideen, wie sie die Väter im Lichte des Christenthums anschauten, erläutert, vervollständigt, vertieft und zugleich das Princip für die göttliche Vorsehung gewonnen. Im Anschlusse an ein Wort des Stagiriten, wo die Kunst eine vernünftige Fertigkeit zur Hervorbringung eines Werkes" [5]) genannt wird, sprach schon Augustinus von einer „göttlichen Kunst" [6]), in welcher die natürlichen Dinge in einem viel höhern Sinne sind, als in ihrem empirischen Sein; sind sie ja doch nur insofern wahr und gut, als sie eine Dar-

---

[1]) Ethic. Nicom. X. 8. — [2]) Metaphys. XII. 9. — [3]) L. c. 9.

[4]) Augustin. QQ. 83. Qu. 46, 2. Retract. I. 3. Thom. I. q. 15. per tot. Augustin. Genes. ad lit. V. 15: In qua vita vidit omnia, quae fecit, et sicut vidit, ita fecit, non praeter se ipsum videns (wie der platonische Demiurg), sed in se ipso.

[5]) Factivum principium cum ratione. Albert. M. Summ. II. Tract. XI. q. 47.

[6]) Tract. I. in Joan. 1. 17. Sapientia Dei, in qua sunt omnia, secundum artem continet omnia, antequam fabricet omnia. Civ. Dei XI. 10: Quoniam Deus non aliquid nesciens fecit, quod nec de quolibet homine artifice recte dici potest, porro si sciens fecit omnia, ea utique fecit quae noverat. Cf. Thom. Summ. I. q. 15. a. 2. Albert. M. l. c.: Talis enim intellectus ex rationibus, quae in ipso sunt vita et lux, ut dicitur Joan. I., et speciebus, quae idealiter sunt in ipso, omnibus, quae sunt et fiunt, speciem et numerum et ordinem dat existendi, sicut artifex omnibus, quae sunt in artificiato ex speciebus et rationibus artis speciem et numerum existendi et ordinem dat et influit. Tale principium attribuitur Filio. Filius enim est ars et notitia et Verbum Patris. Wenn es daher heißt: In principio creavit Deus (ἀρχή vom Sohne erklärt nach dem Vorgange griechischer Väter), so bezeichnet die Präposition in die Beziehung des Sohnes zur Schöpfung als ars et notitia Patris, darum causa exemplaris creaturae. Cf. Bonaventur. Breviloqu. I. 8. Ad exemplar spectat idea, verbum, ars et ratio. Idea secundum actum praevidendi, verbum secundum actum proponendi, ars secundum actum prose-

stellung der göttlichen Ideen sind [1]. Im Logos erkannten die Väter und die Scholastik den hypostatischen Ausdruck der Weisheit des Vaters, der göttlichen Ideenwelt [2], wie sie schöpferisch am Anfang der Dinge erscheint [3], durch die alles gemacht wurde, was gemacht ist [4].

Denselben Gedanken begegnen wir bei Dante. Virgilius spricht:

Philosophie belehret ihre Jünger,
Sprach er zu mir, an mehr als einer Stelle,
Wie die Natur aus dem Verstand der Gottheit

Den Ursprung hat und aus der Kunst des Schöpfers.
Und finden wirst du, wenn du wohl in deiner
Physik nachforschen willst, nach wenig Seiten,

Daß eure Kunst, so viel ihr möglich, jener
Sowie der Schüler seinem Meister folget,
Sodaß wie Gottes Enk'lin eu're Kunst ist" [5].

Erhebe, Leser, zu den hehren Kreisen
Mit mir den Blick drum g'rade nach der Gegend,
Wo beiderlei Bewegung sich berühret.

Und dort mögst du beginnen, anzuschauen
Des Meisters Kunst, der so sie liebt im Innern,
Daß nimmermehr von ihr den Blick er wendet [6].

Ist demnach alles zuerst in der göttlichen Ideenwelt, „des Meisters Kunst", so mußte für Dante, den Anfänger in der Philosophie, nothwendig die Schwierigkeit dadurch entstehen, daß er für den Urstoff (la prima materia degli elementi) keine Idee annehmen zu können glaubte im göttlichen Intellect. Den Grund fand er darin, wie es sich auch von selbst alsbald darstellt, daß jedes Ding ein Zusammengesetztes ist aus Materie (ὕλη), dem Unbestimmten, Eigenschaftslosen, bloß Potentiellen und der Form (εἶδος), wodurch das Ding wird, was es ist, welche, in die Materie eintretend und sich mit ihr in Wesenseinheit verbindend, das Ding als solches constituirt, Princip seiner Wirklichkeit bildet. Daß aber eine solche Materie angenommen werden müsse, als das Subject der verschiedenen Bestimmungen und bleibende Substrat unter allen Ver-

---

quendi, ratio secundum actum perficiendi. Cf. Infern. III. 4 (Inschrift über dem Höllenthor):

Gerechtigkeit trieb meinen hohen Schöpfer,
Der Gottheit mächt'ge Hand hat mich geschaffen,
Die höchste Weisheit und die ew'ge Liebe.

[1]) Confess. XIII. 3. 5. Thom. De Ver. q. 4. a. 4. Summ. I. q. 16. a. 1. — [2]) Thom. Summ. I. q. 34. a. 3. Augustin. Trinit. VI. 10. — [3]) Sprüchw. 8, 22 ff. Weish. 7, 21 ff. Jes. Sir. 24, 5 ff. — [4]) Joh. 1, 3. — [5]) Infern. XI. 96. — [6]) Parad. X. 7.

änderungen des Entstehens und Vergehens, hatte er aus Aristoteles [1]) und Augustinus [2]) gelernt. Es bildete sich demnach für ihn aus diesen beiden gleich wahren Sätzen: Nur das Bestimmte, Rationelle ist Gegenstand der göttlichen Idee und: Die Materie ist ein Unbestimmtes, bloß Potentielles, das nur durch die Form seine Rationalität und Intelligibilität empfängt, eine scheinbare Antinomie.

Wie wir aus Albertus M. und Thomas oben nachgewiesen, war gerade diese Einwendung in ihrer Zeit oft vorgebracht worden. Albertus widerlegt sie durch die Bemerkung, daß man die Materie unter einem zweifachen Gesichtspunkte auffassen müsse; an sich, und in ihrer Beziehung zu den wirklichen Dingen, welche Beziehung ihr nothwendig zukommt, da das Formlose geformt werden kann [3]). Dieselbe Einwendung weist Thomas kurz und entscheidend zurück. Er gibt zu, daß der Materie als solcher kein Sein und keine Intelligibilität zukomme; aber dennoch, sagt er, ist sie im göttlichen Geiste, „doch nicht ohne Form, sondern zugleich mit der Idee des Zusammengesetzten" [4]).

Schon Augustinus hatte die Schwierigkeit dieser Frage gefühlt, darum sagt er: Wenn der menschliche Gedanke solches überdenkt, möge er es wissen, indem er es nicht weiß, oder nicht wissen, indem er es weiß [5]).

Mit Recht hat man daher geschlossen, daß, wenn die Materie von Gott nicht erkannt ist, sie auch nicht von ihm geschaffen wurde. Albertus hat auch diese Folgerung hervorgehoben und eben darum die Intelligibilität der Materie in ihrer Beziehung zur Form betont [6]). Ihr Sein

[1]) Metaphysic. I. 3. VIII. 1. 4. Physic. I. 9. II. 3. 7. — [2]) Confess. XII. 4 sq.

[3]) De 4. coaev. Tract. I. 9. 2. a. 3. Hoc modo est materiam dupliciter considerare, scl. secundum quod est hoc ens absolute, et secundum quod est in habitudine ad ens actu, quae habitudo abstrahi ab eo non potest, in quantum informe formabile est, sicut in artificiatis apud artificem ratio est fundamenti, sed est ratio qua se habet ut sustentans et recipiens omne superaedificatum. Et sic dicendum est de materia prima, quae licet informis sit ab omni forma ad genus vel speciem vel individuum determinata, tamen rationem habet habitudinis et receptaculi et analogiae ad omnem formam, et negari non potest, quin haec sit ratio formalis et fundamenti et materiae; et hac ratione formali materia artificiatorum est in mente artificis . . . Per similem rationem informis materia prima formabilis in omnem formam producta est et quaesita a primo artifice, et hoc modo fuit in mente divina.

[4]) Summ. I. 9. 15. a. 3 ad 5: Habet quidem materia ideam in Deo, non tamen aliam ab idea compositi; nam materia secundum se neque esse habet, neque cognoscibilis est.

[5]) Conf. XII. 5. Conetur eam (materiam) vel nosse ignorando, vel ignorare noscendo.

[6]) De 4 coaev. Tr. I. q. 2. a. 3. Dicendum, quod privatio non est absoluta res, sed ordo ad rem, quae est forma; haec autem ratio ordinis est forma

ist eben nur ein Sein im uneigentlichen Sinne, ein Sein als Potenz und Substrat, und hierin besteht eben darum ihre Güte und ihre Intelligibilität, darum auch ihre Schöpfungsmöglichkeit.

Eine ähnliche Schwierigkeit bespricht die Scholastik bei der Frage, ob Gott auch das Böse erkenne. Auch Dante hat sie berührt, doch ohne durch irgend ein Bedenken sich beirren zu lassen. „Wenn Gott gute und böse Engel schuf," sagt er[1]), „so schuf er nicht die einen und andern mit Absicht, sondern bloß die guten. Es folgte nachher, wider seine Absicht, die Bosheit der Abtrünnigen, aber nicht so wider die Absicht, daß Gott nicht zuvor in sich ihre Bosheit vorauszusehen wußte. So groß aber war die Neigung, die geistige Creatur in's Leben zu rufen, daß das Vorauswissen von einigen, die zu einem übeln Ende kommen sollten, Gott von deren Hervorbringung weder abhalten durfte noch konnte; denn die Natur würde nicht zu loben sein, wenn sie selbst wüßte, daß die Blüthen eines Baumes zu einem bestimmten Theil verderben müßten, und wegen der tauben Blüthen es unterließe, fruchtbringende hervorzubringen". Er unterscheidet daher ein zweifaches Wissen in Gott; das eine bezeichnet nur ein einfaches Wissen des Geschehenen oder auch zu Geschehenden, das andere ein Wissen mit Gutheißung und in nächster Beziehung zur Verwirklichung des Gewußten[2]).

So bildete denn die „materia intesa" für den Dichter zu Anfang seiner philosophischen Studien eine Schwierigkeit, die er jedoch nur seinem Mangel an Einsicht zuschreibt, nicht der Philosophie; er beschäftigt sich darum einstweilen mit andern Fragen, aber die eben berührte gibt er deswegen nicht auf, noch zweifelt er an der Möglichkeit ihrer Lösung, noch weniger aber setzt er seine Ueberzeugung in dieser Beziehung in

---

secundum quid. Sicut fatemur, majus bonum esse, quod creatum et formatum est, ita dicimus minus bonum, quod creatum informe formabile est, sed tamen bonum.

[1]) Conv. III. 12.

[2]) Diese Unterscheidung zwischen „intenzione" und „sapere dinanzi in Sè vedere" (Conv. III. 12) bei Albertus (Summ. I. Tract. XIII. q. 55): Aliud est esse in cognitionis simplicis notitia, et aliud est esse in arte. Ars enim, ut dicit Aristoteles in 6. Eth., factivum pricipium est cum ratione. Et quod est in arte, ut exemplar est operis et ratio, est in ea principium formale operis . . . Quae autem sunt in simplici notitia, aliquando sunt in eo per formam, aliquando per formae privationem. Simplex enim notitia et est de forma et est de privatione, quia de principio cognitionis recedit. Et sic mala sunt in simplici notitia Dei et non in arte per ideam vel exemplari, sed potius per hoc quod recedunt, ut dicit Augustinus, ab imitatione ideae exemplaris et artis . . . Sunt in lumine simplicis notitiae, sicut tenebra est in lumine, ut dicit Gregorius, quia privatione luminis manifestatur. Ebenso Thom. Summ. I. q. 14. a. 10. Bonaventur. Breviloqu. I. 8. In I. S. Dist. 36. a. 3. q. 1. 2.

Gegensatz zum Glauben. „In der That,“ bemerkt er [1]), „der letzte Vers, der als Tornata gesetzt ist, läßt sich durch die wörtliche Erklärung sehr leicht darauf zurückführen, ausgenommen insoweit er sagt, daß ich hier diese Frau stolz und unwillig genannt habe. Hierbei ist zu wissen, daß zu Anfang diese Philosophie mir von Seite ihres Leibes (d. i. Weisheit) stolz erschien, daß sie mir nicht zulächelte, insofern ich ihre Ueberredungen noch nicht verstand; und unwillig, daß sie mir nicht die Augen zuwandte, d. i. daß ich noch nicht erkennen konnte ihre Beweisführungen. Und von allem dem war die Schuld auf meiner Seite: und durch dieses und das, was in der Worterklärung gesagt ist, ist die Allegorie in der Tornata offenbar, so daß es Zeit ist, um weiter fortzufahren, diesen Tractat zu beenden“.

Seine Anschauung von der Geschöpflichkeit der Materie im Gegensatz zu Averroës spricht er in demselben Capitel aus: „Schließlich sage ich zum höchsten Lob der Weisheit, daß sie Mutter ist und Princip sämmtlicher Dinge, so da sind, indem ich sage, daß mit ihr Gott die Welt begann und besonders die Bewegung des Himmels, welcher alle Dinge erzeugt, und von dem alle Bewegung anfängt und ausgeht, mit den Worten: Jene dachte, die das All' bewegte; das heißt, daß sie im göttlichen Gedanken, welcher eben der Intellect ist, war, als er die Welt schuf. Hieraus folgt, daß sie dieselbe geschaffen hat, und deshalb spricht Salomo in den Sprüchwörtern in der Person der Weisheit [2]): Als er den Himmel bereitete, war ich schon da; als er mit bestimmten Grenzen und Schranken die Tiefen umzog; als er den Wolkenhimmel oben spannte und strömen ließ die Quellen der Tiefe; als er ringsum dem Meere seine Ufer gab, und Schranken setzte den Fluthen, damit sie ihre Grenzen nicht überschritten; als er die Grundvesten der Erde festigte, da war ich bei ihm, alles ordnend und ergötzte mich jeden Tag.“

So sind denn alle Dinge aus der göttlichen Ideenwelt, der Weisheit hervorgegangen; sie ist ewig, denn sie ist der Gegenstand der Liebe Gottes, die eine ewige ist [3]). „Daher steht von ihr geschrieben: Im Anfange und vor der Welt bin ich erschaffen, und bis in Ewigkeit werde ich nicht aufhören [4]). Und in den Sprüchen Salomo's sagte diese Weisheit: Von Ewigkeit her bin ich geordnet [5]). Und im Anfange des Evangeliums des Johannes kann man deren Ewigkeit offenbar bemerken.“ Seine ganze Darstellung schließt sich an die oben gegebene Entwickelung der Väter und Scholastiker an. Die Weisheit ist die Schöpferin aller Dinge, ist

---

[1]) Conv. III. 15. — [2]) Sprüchwört. 8, 27. — [3]) Conv. III. 14. — [4]) Jesus Sir. 24, 14. — [5]) Sprüchw. 8, 23.

Gott selbst als höchste Intelligenz und Princip der Vernunft in den Dingen. Wie die Materie von Gott, so sind auch die „reinen Intelligenzen, welche das Volk Engel nennt“, von ihm geschaffen[1]), während nach Averroës die Sphären von Astralgeistern beseelt sind, die von Ewigkeit in ihren Kreisen sich bewegen[2]). Engel ist, wie schon Gregor d. G. bemerkt hat, nur ihr uneigentlicher Name, hergenommen von ihrer Thätigkeit als Gottes Boten[3]), der jedoch ihr Wesen nicht genau bezeichnet. Darum fügt Dante bei Besprechung ihrer Natur der Bestimmung ihres Wesens den Namen bei, den sie in der Schrift und im religiösen Volksleben tragen und bedient sich selbst dieses Namens als eines „gebräuchlichern“ [4]).

Auch die letzte Consequenz des Averroismus bekämpft Dante, dessen Leugnung der Vorsehung. „Es ist kein Wunder,“ sagt er[5]), „wenn die göttliche Vorsehung, welche alle englische und menschliche Einsicht übertrifft, vielfach verborgen waltet, sintemal menschliche Unternehmungen häufig den Menschen selbst ihre Absicht verbergen. Aber sehr zu wundern ist es, wenn die Ausführung des göttlichen Rathschlusses so offenbar erfolgt, daß unsere Vernunft ihn erkennt“.

In gehobener Stimmung und mit den ernstesten Worten tritt endlich Dante für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ein, gegen Averroës[6]).

Ein ganzes Capitel widmet er diesem Gegenstand[7]), und stützt seine Behauptung durch Beweise, welche der Philosophie sowohl wie der Offenbarung entnommen sind. Die Leugnung der Unsterblichkeit ist ihm „die dummste, gemeinste und verderblichste Bestialität“[8]). Er beruft sich zunächst auf die Uebereinstimmung aller Philosophen, namentlich des Aristoteles, der Stoiker und Cicero's, auf den gemeinsamen Glauben der Bekenner aller Religionen, Christen, Juden, Saracenen und selbst der Tataren, sowie überhaupt Aller, die nach der Vernunft leben, die doch unmöglich alle im Irrthum sein können[9]). Sodann beweist er seine These aus dem Gedanken und der Hoffnung auf Unsterblichkeit, die einem jeden Menschen von Natur aus innewohnt[10]); würden wir hierin getäuscht, dann hätte uns die Natur mangelhafter eingerichtet und wir

---

[1]) Conv. II. 5. III. 12. IV. 5. 19. — [2]) Rénan l. c. p. 92. — [3]) ἄγγελοι. — [4]) Wie er sprechen Gregor M. L. II. Hom. XXXIV. 8. in Evangel. Thom. Summ. I. q. 108. a. 5. — [5]) Conv. IV. 5. — [6]) Cf. Albert M., Libellus contra eos, qui dicunt, quod post separationem ex omnibus animabus non remanet nisi intellectus unus et anima una. Thomas, De unitate intellect. contra Averroëm. Rénan l. c. Hettinger, Thomas von Aquin und die europäische Civilisation. S. 22. — [7]) Conv. II. 9. — [8]) Intra tutte le bestialità quella è stoltissima, vilissima e dannosissima. — [9]) Cf. Aristotel. Top. I. 20. Thom. C. gent. II. 34. — [10]) Thom. Summ. I. q. 12. a. 1. Augustin. Civ. Dei XI. 28.

wären unvollkommener, als die vernunftlose Creatur. Haben ja doch schon Viele dieses gegenwärtige Leben für das zukünftige dahingegeben [1]); es wäre demnach der edelste Theil unseres Wesens, die Vernunft, gerade die Ursache unserer größern Mangelhaftigkeit. Außerdem würde die Natur, welche diese Hoffnung uns eingepflanzt hat, sich selbst widersprechen. Auch die Träume, welche eine weissagende Kraft haben, sprechen hierfür; denn das weissagende Princip in uns muß unsterblich sein, weil es von einem unsterblichen Bildner informirt wird, was nur bei einem gleichfalls unsterblichen Princip der Fall sein kann [2]). Zuletzt beruft er sich auf die höchst wahre Lehre Christi, der da ist Weg, Wahrheit und Licht. Seine Lehre gibt uns die höchste Gewißheit, mehr als alle andern Beweisgründe; denn sie stammt von dem, der unsere Unsterblichkeit sieht und mißt, die wir nur unvollkommen erkennen können, so lange unser Unsterbliches mit Sterblichem vermischt ist. Aber wir sehen sie durch den Glauben vollkommen, durch die Vernunft sehen wir sie mit einem dunkeln Schatten. „So glaube ich, so behaupte ich, so bin ich gewiß, daß wir nach diesem Leben zu einem andern bessern wandern."

Hieraus läßt sich die Bedeutung der Glaubenssätze für Dante ermessen und die Behauptung Witte's beurtheilen, „daß der Göttlichen Komödie eine Zeit vorhergegangen sei, in der ihm die einfache Schriftautorität zur Beseitigung seiner Zweifel nicht genügt hatte." Wenn Dante des Irrthums des Averroës bezüglich des leidenden Intellects gedenkt, so finden wir dies genugsam begründet in seiner Darstellung von Fragen aus der Psychologie und Noëtik, wobei er dessen Lösungsversuch nicht übergehen konnte. Die Frage über den Ursprung der menschlichen Seele [3]) ist an sich von höchster Bedeutung, aber auch von der größten Schwierigkeit. Die Averroistische Theorie von der „Einheit des Intellects" bildet eine in der Geschichte der Philosophie höchst merkwürdige Erscheinung, und der Kreis seiner Anhänger war zu Lebzeiten des Dichters noch ausgedehnt genug. Uebrigens bespricht Dante diesen Irrthum in

---

[1]) Cf. Cicer. Qu. Tusc. I. 15.

[2]) Thom. Summ. II. II. q. 95. a. 6. Cf. Purgator. IX. 14.

[3]) Purgat. XXV. 61.

> Allein, wie's aus dem Thier zum Menschen werde,
> Sieh'st du noch nicht; dies ist ein Punkt, der irre
> Einst einen Weiseren als dich geführt hat,
>
> So daß in seiner Lehr' er von der Seele
> Geschieden ließ den möglichen Verstand sein,
> Weil kein Organ er sah, das diesem eigen.

cf. Albert. l. c. Thom. Summ. I. q. 78. a. 1 sq. Rénan l. c. p. 94 sq.

der Göttlichen Komödie, zu einer Zeit demnach, da er sich längst, nach der Annahme Witte's, wieder dem Glauben seiner Jugend zugewandt hatte.

Witte stellt einen Gegensatz auf zwischen „Gastmahl" II. 15 und Paradiso XIII. 97. Hier wird Salomo von Thomas von Aquin als Muster gepriesen, da er begehrte

Nicht um zu wissen, welche Zahl Beweger
Die ob're Welt hier hat, noch ob Nothwendiges
Mit Möglichem Nothwendiges ergebe,
Non si est dare primum motum esse;
Noch ob im halben Kreise man beschreiben
Ein Dreieck kann, das keinen Rechten habe,

während an der angeführten Stelle des „Gastmahls" gerade mit der Zahl der Engel Dante sich beschäftigt.

Doch was für Fragen werden hier erwähnt? Es sind Fragen der Theologie (Angelologie), der Logik, Metaphysik, natürlichen Theologie und Geometrie, für welche Salomo keine Lösung begehrt. Das ist aber auch ganz natürlich, da

er ein König war, der Einsicht heischte,
Damit er ein vollkommner König würde [1]).

Als König forderte er das, was ihm in seinem Berufe am meisten nothwendig und zweckdienlich war. Hätte Dante hiermit die Untersuchungen wissenschaftlicher Natur ausschließen wollen, so hätte er ja gerade sich selbst verurtheilt. Denn er stellt sich dieselbe Frage bezüglich der Zahl der Engel, führt die Meinungen von Plato, Aristoteles, Moses Maimonides und des Areopagiten an, und kommt zu dem Ergebnisse, daß die geistigen Substanzen in unvergleichlichem Grade die körperlichen übertreffen [2]). Uebrigens hat Dante selbst in der Göttlichen Komödie die von Thomas und Albertus M. entwickelten Gedanken wiederholt:

So weit versteiget sich in Zahlen diese
Natur, daß keine Sprach' es gibt, noch einen
Gedanken Sterblicher, der dorthin reiche.

. . . .

Sieh' die Erhabenheit jetzt, sieh' die Weite
Der ewigen Kraft, da sie so viele Spiegel
Sich hat gebildet, d'rin sie sich zertheilet,
In sich die eine, wie vorher, verbleibend [3]).

---

[1]) A. a. O. 95. — [2]) Summ. I. q. 50, a. 3. Albert. Summ. de creatura I. q. 7.

[3]) Parad. XIX. 130. Delff nennt die Lehre von den Engeln eine „Spielerei". Viel richtiger sagt Dante (Conv. II. 3): Wenngleich wir von diesen Dingen wenig wissen können, so gewährt doch das Wenige mehr Lust, als das Viele von Dingen, über welche wir nach den Sinnen urtheilen. Wie er, sprechen Aristoteles, Augustinus, Pascal und selbst Hegel.

Der Beweis aus dem obersten Princip der Bewegung ist ein Fundamentalbeweis der christlichen Philosophie und Theologie. Schon Aristoteles schließt aus der Bewegung im Universum auf einen Erstbeweger, der alles bewegt und selbst von keinem Andern bewegt wird[1]; ebenso hat Plato[2]) in Gott das Princip der Bewegung erkannt, Thomas[3]) hierauf seinen ersten und vornehmsten Gottesbeweis gegründet und Dante feiert Gott in der Göttlichen Komödie als den,

Der da den ganzen Himmel
Bewegt, selbst unbewegt durch Lieb' und Sehnsucht[4]).

Wenn Dante verschiedene Meinungen, die er im „Gastmahl" ausgesprochen, in der Göttlichen Komödie corrigirt, so sind dies Meinungen, welche zu seinen philosophisch-theologischen Grundanschauungen gar nicht in Beziehung stehen, oder die er, wie bei der Frage über die himmlischen Hierarchieen nur in einer Weise modificirt, die nicht von wesentlichem Belang ist. Im „Gastmahl" folgt er Gregor d. G., in der Göttlichen Komödie dem Areopagiten; es handelt sich nur um die Stellung einzelner Engelchöre in den drei himmlischen Hierarchieen[5]). Allerdings hat Dante, wie Witte bemerkt, den Avicenna sowohl wie Averroës unter jene Heiden aufgenommen, denen nur die himmlische Seligkeit fehlt, welche aber keine positiven Strafen in der Hölle leiden, wie die Ketzer und Zwietrachtstifter. In dieser Beziehung hat Rénan[6]) mit Recht bemerkt, daß während des ganzen Mittelalters Averroës (und dies gilt auch von Avicenna) in einer Doppelgestalt erscheint. Auf der einen Seite ist er jener, „der den großen Commentar geschrieben"[7]), der Erklärer des Aristoteles in eminentem Sinne; auf der andern Seite steht der Averroës, wie wir ihn auf dem Gemälde des Traini zu Pisa, in S. Maria sopra Minerva zu Rom und auf dem Frescobild des Orcagna im Campo Santo zu Pisa neben Mohammed und dem Antichrist sehen, der Leugner der Unsterblichkeit und Vater der Ungläubigen, niedergeschmettert durch den von göttlichem Lichtglanz umflossenen Thomas von Aquin. Das Mittelalter hatte einen weitern Blick und ein besseres Verständniß für das Recht der Wissenschaft, als Viele sich vorstellen. Deswegen gilt er trotz seiner Verirrungen einem Albertus M. und Thomas als der „Commentator" schlechtweg. Den Ursprung der pantheistischen Secte des Amalrich von Bena († 1204)

---

[1]) Physic. VIII 5. Metaphysic. XII. 5. Dantis Epistol. ad Can grande n. 26.
[2]) Legg. X. 892, c. XII. 997, b. — [3]) Summ. I. q. 3. a. 1. C. Gent. I. 13. — [4]) Parad. I. 1. XXIV. 130. — [5]) Conv. II. 6. Cf. Gregor M. Hom. II. 34. Dionys. Areopag. De coelesti hierarch. c. 3. Thom. Summ. I. q. 108 per totum. Thomas l. c. erklärt den Grund der Abweichung des Gregor d. G. von dem Areopagiten in der Stellung einzelner Engelchöre. — [6]) L. c. 249. — [7]) Infern. IV. 144.

und besonders seines Schülers, des Goldschmiedes David von Dinant, aus den Lehren des Abtes Joachim von Floris (1202) abzuleiten, dürfte schwerlich gelingen; viel richtiger würde diese mit der Lehre von der ewigen Materie bei den arabischen Aristotelikern in Zusammenhang gebracht, wie sie denn auch in dem Verbote des päpstlichen Legaten Robert Courçon (1215) zugleich mit den Büchern des Aristoteles über Metaphysik und Naturphilosophie genannt wird [1]). Joachim da Celico, Abt zu Floris in Calabrien, galt nicht bloß bei seinen Zeitgenossen [2]), sondern namentlich auch bei den Päpsten als ein frommer und gelehrter Ordensmann. Er glühte für eine Reform des Ordenslebens und der Kirche, und wurde von den Päpsten selbst zur Aufzeichnung seiner Offenbarungen aufgefordert; diese sind in seinen drei Schriften „De concordia utriusque testamenti", „Psalterium decem chordarum" und „Expositio Apocalypsis" niedergelegt [3]). Er selbst hatte in allen Stücken seinen Gehorsam gegen die katholische Kirche erklärt [4]), und Honorius III. nahm ihn wie sein angefeindetes Kloster in Schutz. Die obengenannten Schriften unter dem Namen des „ewigen Evangeliums" [5]), wozu der Franciscaner Gerardino von Borgo Sandonnino eine Einleitung (Introductorius) schrieb, wurden im Jahre 1254 durch Alexander IV. verworfen. Sie waren von den apokalyptischen Schwärmern mißbraucht worden zu ihren Träumen von drei Weltaltern, des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, welche besonders im Schooße der extremen Eiferer unter den Franciscanern Anklang fanden als Quellen übernatürlicher Offenbarungen. Im Jahre 1260 erklärte die Synode von Arles die Joachimiten für Ketzer und verurtheilte die „Concordia" mit dem „Introductorius". „Das alles," sagt Reuter [6]), „hatte der Autor nichts weniger als beabsichtigt. Er

---

[1]) Vgl. Staudenmaier, Philosophie des Christenthums. I. S. 633 ff. Rénan, (a. a. O. S. 198 ff.) bringt sie auch mit den Katharern und dem extremen Realismus in Verbindung. Nach H. Reuter, Geschichte der Aufklärung im Mittelalter II. 224 bildete die Lehre von den drei Weltaltern nur „das Schema, in welches die eigenthümlichen Almaricanischen Thesen eingetragen waren".

[2]) Die Lobpreisungen derselben bei Scartazzini, Comment. III. p. 333.

[3]) Vgl. Engelhardt, Kirchengeschichtl. Abhandlungen. Erlangen 1832. S. 1—150. H. Reuter a. a. O. I. S. 357 Anmerk. 7, und besonders Denifle a. a. O. I. S. 150.

[4]) Duplessis d'Argentré, Collect. judicior I. 1. p. 120 sq., woselbst auch das Schreiben Papst Honorius' III. an den Erzbischof von Cosenza und Bissignano sich findet.

[5]) Joachim verstand unter dem „Evangelium aeternum" das Evangelium des dritten Zeitalters (des Geistes), den höhern geistlichen Sinn des Evangeliums Christi, der durch einen Orden der ganzen Welt mitgetheilt werden soll. Dabei bekannte er jedoch die sichtbare Kirche als völlig zu Recht bestehend; „non igitur deficiet Ecclesia Petri, quae est thronus Christi" sagt er. Erst durch Gerardino wurden die drei Hauptschriften des Joachim selbst als „Evangelium aeternum" bezeichnet, ganz gegen die Meinung ihres Urhebers. — [6]) A. a. O. S. 192.

hatte keine Lust an Heterodoxien und wollte keinen andern Glauben als den allgemeinen kirchlichen bekennen; aber seine Sucht, die Zukunft zu enthüllen, gab jenen Eiferern Nahrung, bei denen die Elemente einer apokalyptisch-neologischen Gemeinde bereits vorlagen." Gar viele hatten die drei Schriften des Joachim gelesen, aber keineswegs darin gefunden, was die Jünger des „ewigen Evangeliums" aus ihnen herauslasen [1]).

Bezüglich des Sigier (Siger, Suger) von Brabant, auf welchen Thomas bei Dante hinweist, läßt sich schon aus dem Grunde von einer ungläubigen Richtung nicht sprechen, weil Dante ihn ja nach seiner von Witte u. A. vorausgesetzten Bekehrung im Paradiese [2]) verherrlicht, seine Lebensschicksale uns viel zu wenig bekannt sind, und aus seinen hinterlassenen Manuscripten [3]) nichts der Art sich entnehmen läßt. Wohl war er bei den im Schooße der Universität ausgebrochenen Streitigkeiten in erster Linie betheiligt, einer der vorzüglichsten Gegner der Aufnahme der Mendicanten in ihren Lehrkörper und bei der Inquisition angeklagt [4]); doch sehen wir später seine Autorität auf fast gleicher Linie mit jener von Thomas v. A. [5]), wie denn auch die Annahme seiner Legate von Seiten der Sorbonne beweist, daß er im katholischen Glauben gestorben ist [6]). Seine Sätze, die dem schlagfertigen Logiker Mißgunst zuzogen, verbreiteten sich größtentheils über das Gebiet der Grammatik, die Irrpfade der Sophistik und die Regeln der Dialectik auf Grund aristotelischer Schriften [7]). Die „Impossibilia" enthalten eine Reihe von Sophismen, deren scheinbare Stärke darin besteht, daß auch das Absurdeste nach den Regeln der formalen Logik bewiesen wird [8]); in der „Solutio" wird sodann der Fehler aufgedeckt. Man mag in solchen Uebungen, wie sie noch in viel spätern Zeiten zur Schärfung des Urtheils vorkamen [9]), einen

---

1) Hefele, Conciliengeschichte VI. S. 55 ff. — 2) Parad. X. 135: Essa é la luce eterna di Sigieri, Che, leggendo nel vico degli strami, Sillogizò invidiosi veri.

3) Histoire littéraire de la France. Tom. XXI, p. 115. — 4) L. c. p. 102. — 5) L. c. p. 106. — 6) L. c. p. 111.

7) Von seiner „Ars posteriorum" sagt Leclerc (l. c. p. 115): Nous pouvons y voir l'ouvrage capital de Siger, celui, qui fait le mieux revivre à nos yeux le subtil logicien, l'argumentateur puissant, l'homme, entre les mains de qui les formes artificielles du raisonnement, nées du genie d'Aristote, purent quelquefois devenir des armes terribles que l'envie aurait voulu briser, parce qu'elle ne savait pas s'en servir avec d'autant d'éclat; l'homme enfin, que Dante, saisi de son tour du spectacle de cette brillante escrime, caractérise bien par un mot qui est un mot de Siger lui-même: „Sillogizò". Das Buch handelt eben von den verschiedenen Syllogismen.

8) So das dritte: Der trojanische Krieg dauert noch, denn er fand statt in der Zeit, die Zeit aber dauert noch, also u. s. w.

9) Melchior Canus (Loc. Theol. IX. 1) urtheilt sehr nüchtern über diese „sophismatum ludi."

Mißbrauch der Dialectik erblicken; Angriffe auf den Glauben enthielten sie nicht. Daß ihm wegen seiner Ueberlegenheit hieraus Gegner entstanden, erklärt sich leicht; wissen wir doch, daß solche einem jeden hervorragenden Manne sich an die Ferse heften, und selbst ein Thomas von Aquin der Denuntiation nicht entging[1]).

Uebrigens, wäre die Thatsache richtig, daß wir bei Siger und Joachim von Floris eine bedenkliche Richtung in Hinsicht auf ihre gläubige Gesinnung anzunehmen haben, dann würde zugleich auch die These fallen, daß der Dichter „in seinem neu erwachten Glauben durch tiefsinnige, wissenschaftliche Begründung unverletzbar gewaffnet (in der Göttlichen Komödie) in der zum Himmel erhobenen Beatrice nun ein strahlendes Symbol der Königin der Wissenschaften, der erleuchteten und lichtspendenden Theologie" erblickt. Er wäre dann selbst im Paradiese noch mit Joachim von Floris und Siger in Irrungen befangen.

Wenn endlich zur Begründung einer falschen philosophischen Richtung Dante's in der Zeit seiner Verirrung hervorgehoben wird, daß er selbst in der Göttlichen Komödie jenen aus der Vernunft hergeleiteten Beweisen noch keineswegs völlig entfremdet scheint, so beweist diese Thatsache gerade dafür, daß Dante in diesem Gebrauche der Philosophie in Verbindnng mit der Theologie zur Behandlung auch theologischer Fragen sich ganz auf dem Standpunkte des christlichen Glaubens und der Kirche wußte[2]).

Schließen wir hieran eine Betrachtung jener Stellen im „Gastmahl" und der Göttlichen Komödie, welche nach H. Delff's Anschauung den Gegensatz zwischen des Dichters philosophischer Verirrung durch die Speculation und späterer Rückkehr darthun sollen.

Der hier betonte Gegensatz ist nur ein scheinbarer; die Lösung hat sich uns im Princip bereits aus dem ergeben, was oben über das Wesen der Mystik gesagt wurde und die vierfache Weise, in welcher wir Gott schauen, im Glauben, in der Contemplation, in der Apparition und endlich in der unmittelbaren Anschauung Gottes und innigsten Vereinigung mit ihm im andern Leben[3]). So verhält sich denn die Vereinigung mit Gott durch die Speculation und Contemplation zu jener durch Anschauung wie das Niedere zum Höhern, das Unvollkommene zum Vollkommenen. Daß dagegen dieser letzte und höchste Grad der Erkenntniß Gottes in Vereinigung mit ihm nicht von den natürlichen Kräften des Menschen ausgeht, und hier auf Erden ihm nicht zu Theil wird, hat die Kirche

---

[1]) Dies beweist das Urtheil der i. J. 1276 zu Paris versammelten Theologen, vgl. Duplessis d'Argentré l. c. I. p. 175 sq. Echard, Scriptores Ordinis Praedicat. I. 296 sq.

[2]) Paradis. XXV. 52: La chiesa militante alcun figliuolo. Non ha con più speranza. — [3]) Bonaventura, in II. S. Dist. XXIII. a. 2. q. 3.

zu gleicher Zeit mit Abfassung der Göttlichen Komödie auf der Synode zu Vienne (1311) gegen die Begharden entschieden. So schaut der Mensch auch in der Contemplation Gott nur im Spiegel der Creatur, nicht aber so, wie er ist in sich, während die Engel und Seligen ihn sehen, „il pane degli angeli“ [1]), von Angesicht zu Angesicht. Dies spricht auch Dante aus, wenn er sagt: [2]) „In Wahrheit verleiht von beiden Arten der seelischen Thätigkeiten die eine mehr Seligkeit als die andere, nämlich das beschauliche Leben, bei welchem sich ohne Mischung unser vornehmster Theil bethätigt, und der wegen der ursprünglichen Liebe, wie gesagt wurde, am meisten liebenswürdig ist, wie der Intellect. Dieser Theil nun kann in diesem Leben sich nicht vollkommen bethätigen (nämlich in der Anschauung Gottes, der das vollkommenste Intelligible ist), außer dadurch, daß er Ihn in seinen Wirkungen betrachtet und schaut. Und daß wir diese Glückseligkeit suchen als unsere höchste und nicht eine andere, d. i. jene des thätigen Lebens, lehrt das Evangelium des Marcus, wenn wir es wohl beachten wollen.“ Darum fleht Bernhard [3]), der Meister der Contemplation, zu Maria, daß durch ihre Fürbitte dem Dichter die höchste Gnade gewährt werde, die einem Sterblichen in diesem Leben nicht zu Theil wird, die Anschauung Gottes,

> So daß er höher noch sich mit den Augen
> Aufschwingen könne hin zum ew'gen Heile,
>
> . . . .
>
> Damit du ihm jedwede Wolke mögest
> Der Sterblichkeit durch dein Gebet zerstreuen,
> So daß die höchste Lust sich ihm entfalte.

Der Mensch ist aber darum nicht unglücklich, noch sein Verlangen ohne Stillung, wenn er Gott in diesem Leben nicht vollkommen schaut; er erkennt vielmehr die Schranken seiner Natur, wie ja auch der Engel den andern und der Selige den andern wegen seines höhern Maßes von Erkenntniß, Gottesliebe und Seligkeit nicht beneidet [4]). Dante folgt hier genau seinem Meister Thomas [5]), der den Menschen für fähig

---

[1]) Conv. III. 15. Vgl. Reuter a. a. O. II. 378. 389. Bonaventura in III. S. Dist. XXXV. a. 1. q. 3: Dionysius (De coelesti Hierarchia c. 1) dicit, quod impossibile est, quamdiu in via sumus, relucere nobis divinum radium, nisi circumvelatum. Thom. Summ. theol. I. q. 12 a. 11: Ab homine puro Deus videri per essentiam non potest, nisi ab hac vita mortali separetur. Cujus ratio est, quia . . . modus cognitionis sequitur naturam rei cognoscentis. Anima autem nostra, quamdiu in hac vita vivimus, habet esse in materia corporali; unde naturaliter non cognoscit aliqua, nisi quae habent formam in materia, vel quae per hujusmodi cognosci possunt. Manifestum est autem, quod per naturas rerum corporalium divina essentia cognosci non potest.

[2]) Conv. IV. 22. III. 15. — [3]) Parad. XXXIII. 1. 20.

[4]) Parad. III. 70. — [5]) Summ. I. q. 12. a. 12.

erklärt, zur Anschauung Gottes erhoben zu werden, aber nur durch die Kraft der Gnade und das Licht der Glorie, nicht aber durch seine natürlichen Vermögen. Darum spricht der Dichter im Paradiso: [1])

Gleich einem schnellen Blitzen, das die Geister
Des Seh'ns zerstört, so daß das Aug' des Eindrucks
Selbst stärk'rer Gegenstände wird beraubet,

Umleuchtete mich ein lebend'ges Licht jetzt,
Von solchem Schlei'r umhüllt zurück mich lassend
Durch seinen Glanz, daß sich mir nichts mehr zeigte.

„Die Liebe, die beruhigt diesen Himmel,
Nimmt stets in sich auf mit sothanem Heile,
Die Kerz' auf ihre Flamme zu bereiten."

Nicht früher waren diese kurzen Worte
Zu meinem Ohr gedrungen, als ich über
Die eig'ne Kraft mich fühlt emporgehoben.

Und in mir ward ein neu Gesicht entzündet,
Also, daß kein so laut'res Licht zu finden,
Dess' meine Augen sich erwehrt nicht hätten [2]).

Was bezüglich des Gegensatzes von „ragione" und „mente" Delff vorbringt, ist bereits widerlegt; ein solcher Gegensatz besteht nicht [3]). Wollen wir aber nach dem Sprachgebrauch der Philosophie und Theologie jener Zeit einen Unterschied festsetzen, so bezeichnet „mens" die geistige Natur des Menschen überhaupt [4]), im Gegensatz zu seinem Leibe; will man in dem Geiste verschiedene Functionen unterscheiden, so bietet sich die Distinction zwischen „intellectus" und „ratio"; jener ist das Vermögen der obersten Grundbegriffe und Urtheile, welche diese durch dia-

---

[1]) XXX. 46.

[2]) Thom. Summ. III. q. 9. a. 2 ad 4: Visio beata est quodammodo supra naturam animae rationalis, in quantum scl. propria virtute ad eam pervenire non potest; alio vero modo est secundum naturam ipsius, in quantum secundum naturam est capax ejus. cf. Bonaventur. In III. S. Dist. XIV. a. 1. q. 1: Quinque modis habent exponi auctoritates Sanctorum: Non potest videri (substantia Dei) scl. viribus nostris, potest tamen munere Dei . . . Non potest videri substantia, scl. in via (im sterblichen Leibe, gegenüber der patria) . . . poterit autem aliquando. In II. S. Dist. XXIII. a. 2. q. 3 ad 7: Per medium disponens recte et catholice ponitur, Deum in patria esse videndum. Quia anima in patria, mediante deiformitate et influentia gloriae, disponetur ad hoc, quod clarissime Deum in se ipso possit videre.

[3]) Cf. Infern. XXXI. 55. XXX. 21.

[4]) Bonaventur. Breviloqu. P. II. 9. Primo (dicenda sunt aliqua) ex parte mentis, secundo ex parte carnis. Alsbald identificirt er „mens" mit „anima rationalis". In I. S. Dist. III. p. 2. dub. 9: Dicitur mens, in quantum dat esse spirituale. Thom. De Ver. q. 8. a. 14 ad 6. q. 70. a. 8. Bei Dante ist „intelletto" = mente, Conv. IV. 15.

lectische Vermittelung weiter entwickelt [1]), ohne jedoch eine eigene seelische Potenz zu bilden. Darum ist Gott „il ben dell' intelletto", das die Verdammten verloren haben [2]). Im weitern Sinne („Gastmahl" II. 8) ist Vernunft das Auszeichnende des Menschen gegenüber dem Thier und bezeichnet demnach die „anima rationalis" im Gegensatz zur „caro" [3]).

In welchem Sinne die Weisheit, deren letztes Ziel die Anschauung Gottes, Selbstzweck [4]) ist, ergibt sich aus dem Gesagten. Hier auf Erden wird dieses Ziel nur unvollkommen, im Jenseits vollkommen erreicht; es ist eben das nothwendige Ziel aller vernünftigen Creaturen [5]); mit dieser Anschauung ist die Liebe verbunden [6]).

Wohl ist den Menschen die Möglichkeit gegeben, bemerkt Dante, Gott unverschleiert zu schauen, aber nicht in diesem Leben [7]); er muß nur dem Beispiele der Weisen folgen, Gutes thun und seine Leidenschaften zügeln. Auf außerordentlichem Wege, wie einem Paulus, kann allerdings schon in diesem Leben die Anschauung zu Theil werden [8]); aber

[1]) Thom. in III. S. dist. XVIII. a. 1. q. 1. Summ. I. q. 79. a. 8.

[2]) Parad. III. 18. — [3]) Symbol. Athanasian. — [4]) Conv. III. 11.

[5]) Bonaventur. Breviloqu. P. VII. 7: Praemium substantiale consistit in visione fruitione et tentione unius summi boni scl. Dei.

[6]) Conv. l. c. Bonaventur. in III. S. Dist. XXXV. a. 1. q. 1: Actus doni sapientiae partim est cognoscitivus, et partim est affectivus, ita quod in cognitione inchoetur et in affectione consummetur. Thom. Summ. I. II. q. 3. a. 4: Essentia beatitudinis in actu intellectus consistit; sed ad voluntatem pertinet delectatio cognitionem consequens. a. 5: Beatitudo magis consistit in operatione speculativi intellectus, quam practici, quod patet ex tribus. . . . Optima operatio hominis est, quae est optimae potentiae respectu optimi objecti; optima autem potentia est intellectus, cujus objectum optimum est bonum divinum. . . . Contemplatio maxime quaeritur propter seipsam (Selbstzweck). Actus autem intellectus practici non quaeritur propter seipsum, sed propter actionem. Unde manifestum est, quod ultimus finis non potest consistere in vita activa, quae pertinet ad intellectum practicum. . . . In vita activa homo communicat cum superioribus, scl. cum Deo et angelis, quibus per beatitudinem assimilatur; sed in his, quae pertinent ad vitam activam, etiam alia animalia cum homine aliqualiter communicant licet imperfecte. Et ideo ultima et perfecta beatitudo, quae exspectatur in futura vita, tota principaliter consistit in contemplatione. Beatitudo autem imperfecta, qualis hic haberi potest, primo quidem et principaliter consistit in contemplatione, secundario vero in operatione practici intellectus ordinantis actiones et passiones humanas. Denselben Gedanken entwickelt Dante (Conv. IV. 22), wo er das beschauliche Leben dem thätigen entgegensetzt, worin H. Delff einen verwerflichen aristotelischen Philosophismus erblickt. Die Eigenschaften dieser Contemplation bei Bonaventura, Centiloq. sect. 46: Prima proprietas est contuitus pulchritudinis summae majestatis cum delectatione; secunda est quies cum securitate; tertia est munditia cordis cum bonitate.

[7]) Conv. III. 15. IV. 21. 22.

[8]) Ep. ad Can Grand. n. 28 ed. Torri. Infern. II. 32. Thom. Summ. II. II. q. 175. a. 3: Talis fuit raptus Pauli . . . qui fuit primus doctor gentium.

auch so hat er doch einigermaßen schon hier einen Vorgeschmack dieser Seligkeit[1]; jedoch das Ziel unserer Sehnsucht tritt erst im Jenseits ein. Fast wörtlich hat Dante diese Gedanken des Aquinaten wiederholt[2].

> Wohl seh' ich ein, daß nie gesättigt unser
> Verstand wird, wenn das Wahr' ihn nicht erleuchtet,
> Aus dessen Umkreis keine Wahrheit schweifet[3].

Wohl erkennen wir nach Thomas[4] Gott auch ohne Gnade durch die Kräfte unserer Vernunft, aber in unvollkommener Weise durch Betrachtung der geschaffenen Dinge; das Erkenntnißvermögen des Menschen ist eben abhängig von Phantasiebildern, welche das rein Geistige nicht darzustellen vermögen[5]; darum ist mit seiner Natur von selbst diese Schranke seiner Erkenntniß gesetzt.

Aehnlich Dante[6]: „Ich sage, daß unser Intellect wegen eines Mangels des Vermögens, aus welchem er das schöpft, was er sieht, d. h. der Phantasie (welche ein organisches Vermögen ist), zu gewissen Dingen nicht emporsteigen kann, weil die Phantasie ihn nicht zu unterstützen vermag, weil sie ihm keine Bilder bietet, wie die immateriellen Substanzen sind; wenn wir auch über sie eine Betrachtung anstellen können, so verstehen wir sie doch nicht, noch begreifen wir sie vollständig. Und darum ist der Mensch nicht zu tadeln, denn er war nicht Ursache dieses Mangels, vielmehr war es die allgemeine Natur, d. h. Gott, der in diesem Leben uns dieses Lichtes berauben wollte, so daß es verwegen wäre, zu untersuchen, warum er es that. . . . Darum ist das menschliche Verlangen in diesem Leben bemessen für die Wissenschaft, die man hier haben kann, und diesen Punkt überschreitet sie nur aus Irrthum, was außer dem Plane der Natur liegt[7]. . . . So besteht die Seligkeit dieses Lebens in unvollkommener Weise zunächst im thätigen Leben, der Uebung aller sittlichen Tugenden und dann gewissermaßen in dem beschaulichen, d. i. in der Thätigkeit des Intellectes[8].

So steht die philosophische Forschung Dante's in vollstem Einklange mit der Theologie; darum stützt er nicht bloß im „Gastmahl", sondern auch in der Göttlichen Komödie seinen Glauben durch philosophische Beweisgründe. Er antwortet auf die Frage des Petrus:

---

[1]) Thom. Summ. I. II. q. 5. a. 3. — [2]) Cf. Summ. I. q. 12. a. 1. Parad. IV. 124. — [3]) Si intellectus rationalis creaturae pertingere non posset ad primam causam rerum, remanebit inane desiderium naturae. — [4]) Thom. l. c. q. 12. a. 12.

[5]) Thom. l. c. I. II. q. 5. a. 1. q. 12. a. 11. q. 84. a. 1. q. 89. a. 1. — [6]) Conv. III. 4. 15. — [7]) Cf. Thom. Summ. I. q. 12. a. 4. — [8]) Conv. IV. 22. Ebenso H. Suso (Schriften, 1. Cap., S. 35. 36. 54).

„Weswegen hältst du für ein göttlich' Wort sie?“ [1])
. . . Beweis, der mir die Wahrheit aufdeckt,
Die Werke sind's, zu denen die Natur nie
Das Eisen glühete, noch schlug den Ambos.

Und nun weist er mit Augustinus [2]) und Thomas [3]) auf das große Wunder der Begründung und Erhaltung des Christenthums hin:

„Wenn ohne Wunder sich die Welt gewendet
Zum Christenthum,“ sprach ich, „so ist dies Eine
So groß, daß nicht ein Hunderttheil die andern.“

X.

„Neues Leben“, „Gastmahl“ und „Göttliche Komödie“ in ihrem gegenseitigen Verhältnisse.

Haben wir sämmtliche Mißverständnisse beseitigt, welche einen Gegensatz zwischen dem „Gastmahl“ und der „Göttlichen Komödie“ annehmen, so dürfte es angemessen sein, zur vollständigen Erkenntniß des Verhältnisses beider Schriften etwas näher auf den Geist der erstern einzugehen.

Gegenstand des „Gastmahls“ ist die Philosophie. Welcher Art ist nun diese? Wie wir bereits hörten, hatte Dante sie gelernt „in den Schulen der Religiosen und in den Disputationen der Philosophirenden“ [4]). Es war demnach die Philosophie, wie sie in den zwei großen, neu gegründeten Orden der Dominicaner und Franciscaner zur Zeit ihrer Blüthe durch ihre großen Meister Thomas v. Aquin und Bonaventura († 1274) und ihre Schüler gepflegt wurde. Welche Aufgabe diese sich gesetzt, in welchem Verhältnisse sie zum Glauben standen, erkennen wir zur Genüge aus ihren Werken, hätte es Dante auch nicht ausdrücklich erklärt. „Da die Worte der Philosophie“, lehrt Bonaventura [5]), „zur Erkenntniß der Wahrheit und Widerlegung der Irrthümer viel vermögen, so irrt derjenige von der reinen Lehre nicht ab, welcher mit ihrem Studium sich befaßt; ganz besonders auch deswegen, weil es viele Glaubenssätze gibt, welche ohne sie nicht dargestellt werden können“. Und der h. Thomas [6]): „Die theologische Wissenschaft kann sich der

---

[1]) Die Offenbarung. Parad. XXIV. 120. — [2]) Civ. Dei XX. 5. — [3]) C. Gent. IV. 6. — [4]) Conv. II. 13. — [5]) Bonaventur. Ep. ad Magistr. innominatum in fin. — [6]) Summ. I. q. 1. a. 5 ad 2. cf. (Pseudo) Hugo Victor. Excerption. prior. II. 4: Omnes artes subserviunt divinae sapientiae et inferior scientia recte ordinata ad superiorem conducit.

Ergebnisse der philosophischen Disciplinen bedienen, nicht als wäre dies für sie ein absolutes Bedürfniß, sondern zur deutlichern Darlegung ihres Inhaltes. Aber sie empfängt nicht ihre Principien von andern Wissenschaften, sondern unmittelbar von Gott durch die Offenbarung. Daher empfängt sie nichts von andern Wissenschaften, die ihr übergeordnet wären, sondern sie bedient sich ihrer als untergeordneter, wie die Architektur der andern, die ihr dienen und der Ritterstand der bürgerlichen Gesellschaft dient. Es geschieht aber nicht in Folge ihres eigenen Mangels oder Ungenügens, daß sie in solcher Weise sich ihrer bedient, sondern wegen des Mangels unserer Intelligenz, die durch die Wahrheiten der natürlichen Vernunft, auf der die übrigen Wissenschaften ruhen, leichter zu den übervernünftigen Wahrheiten hingeleitet wird, welche die theologische Wissenschaft lehrt." Dem Dichter ist die Philosophie „ein liebevoller Gebrauch der Weisheit, welche hauptsächlich in Gott ist, da in Ihm die höchste Weisheit ist und die höchste Liebe und reine Thätigkeit" [1]). In Gott ist die Philosophie Eins mit Seiner Wesenheit, denn in Ihm kann nichts sein, was zu Seiner Wesenheit hinzu käme, und sie ist in Ihm am edelsten, weil Seine Wesenheit die edelste ist, und sie ist in Ihm in vollkommener und wahrer Weise gewissermaßen in einem ewigen Ehebunde" [2]). „In den andern Intelligenzen ist sie in minderm Maße, gewissermaßen wie eine Buhlerin, welche keinem Liebhaber vollständige Freude gewährt, wenngleich bei ihrem Anblick seine Sehnsucht sich äußert. Hieraus kann man erkennen, daß Gott nichts sieht, das heißt nichts anderes so Holdes erkennt, als diese; ich sage nichts anderes, insofern Er die andern Dinge sieht und unterscheidet, wie gesagt wurde, indem Er sich erkennt als Ursache von Allem" [3]). „Im Angesichte dieses Weibes (Philosophie) erscheinen Dinge, welche die Wonnen des Paradieses zeigen. . . . Hier muß man wissen, daß die Augen dieses Weibes die Beweisführungen sind . . . und ihr Lächeln sind ihre Ueberredungen, in welcher sich das innere Licht der Weisheit zeigt unter einer Art von Schleier" [4]). „Wo diese Liebe leuchtet, wird jede andere Liebe

---

[1]) Conv. III. 12. Aehnlich Hugo von St. Victor Eruditionis didascal. I. 3: Est autem philosophia amor et studium et amicitia quodammodo sapientiae.

[2]) Conv. l. c. — [3]) Conv. l. c. Hugo l. c. Amor sapientiae, sapientiae vero non hujus, quae in ferramentis quibusdam et in aliqua fabrili scientia et notitia versatur, sed illius sapientiae, quae, nullius indigens, vivax mens et sola rerum primaeva ratio est. Diese Definition wörtlich aus Boëthius (in Porphyr. Dial. I).

[4]) Conv. III. 15. Cf. Hugon. Vict. Serm. 21: Oculi designant contemplationem. Quomodo namque oculis corporis foris visibilia cernimus, sic radiis contemplationis invisibilia speculamur. Os insinuat intelligentiam; sicut enim cibum ore recipimus, ita virtute intelligentiae pastum divinae lectionis captamus. Cf. Boëth. Consol. philos. init.

ausgelöscht, weil ihr Gegenstand alle andern Gegenstände weit überragt; daher die ausgezeichneten Philosophen um dieser Weisheit willen alles Andere gering geachtet haben. So ist es klar, daß die göttliche Kraft durch diese Liebe in die Menschen niedersteigt" [1]).

So ist das Gesammtgebiet der Wissenschaften Gegenstand der Philosophie [2]), was besonders von der Metaphysik [3]) gilt, da diese die höchsten und letzten Ursachen aller Dinge bespricht. In höchster Weise aber ist die Philosophie in Gott selbst [4]), „in dem die Weisheit wohnt als Seine geliebteste Tochter".

Der Ort, wo Dante das Studium der Philosophie betrieb, waren die Schulen der Religiosen. Es ist Thatsache, daß, als er zu Padua, Bologna und Paris sich aufhielt, durch die Thätigkeit der beiden eben genannten Orden die Scholastik ihre höchste Blüthe erreicht hatte. Bei den Franciscanern waren es die Traditionen eines Alexander von Hales und Bonaventura, bei den Dominicanern jene des Albertus Magnus und Thomas von Aquin. Von Bonaventura berichtet Gerson [5]): „Nichts ist erhabener, nichts göttlicher, nichts fruchtbarer, nichts lieblicher, als die Lehre des Bonaventura. Er folgte der gesunden und gemeinsamen Lehre der Doctoren von Paris, welche Alexander von Hales bestätigte. Von letzterm soll Thomas v. Aquin gesagt haben, ihn allein müsse man studiren, um in der Theologie Fortschritte zu machen. Und aus des h. Thomas Werken selbst, namentlich aus der zweiten Abtheilung der theologischen Summa, geht klar hervor, wie sehr er die Lehre des Alexander in sich aufgenommen hatte" [6]). Uebrigens dürfte es überflüssig sein, die Bedeutung eines Albertus Magnus und Thomas v. Aquin ausdrücklich hervorzuheben. Betrachten wir die Quellen, aus denen Dante's Philosophie geschöpft hat. Es sind vor allem jene, die er selbst bezeichnet: Boëthius über den Trost der Philosophie, Cicero's Buch

---

[1]) Conv. III. 14. Hugon. Victor. Erudit. didasc. l. c., wo derselbe Gedanke bereits ausgesprochen ist.

[2]) Conv. III. 11. 12. cf. Hug. Victor. Erudition. didasc. I. 5: Non solum ea studia, in quibus vel de rerum natura, vel disciplina agitur morum, verum etiam omnium humanorum actuum seu studiorum rationes non incongrue ad philosophiam pertinere dicemus. Secundum quam acceptionem sic philosophiam definire possemus: Philosophia est disciplina omnium rerum humanarum et divinarum rationes plene investigans, ... ut jam necesse sit, tot esse philosophiae partes, quot sunt rerum diversitates.

[3]) Thom. C. Gent. I. 1: Sapientis est, causas altissimas considerare. Aristotel. Metaphys. I. 1, 2: περὶ τὰ πρῶτα αἴτια. cf. I. 2.

[4]) Conv. III. 12. — [5]) De examination. doctrin. Opp. Tom. I p. 21.

[6]) Cf. Gerson. Epistol. in laudem doctrinae S. Bonaventurae. Opp. Tom. V. p. 117.

über die Freundschaft, Virgilius' Aeneide, die Metamorphosen des Ovidius, Horatius von der Dichtkunst, des Lucanus Pharsalia; unter den Philosophen von Fach erscheinen Aristoteles, Plato, dessen Timäus seine Zeit kannte und dessen Ideen Aristoteles, die Väter, besonders Augustinus, sowie die Commentatoren des Stagiriten überliefert hatten; von den Vätern und Mittelalterlichen citirt er Augustinus, Thomas v. Aquin, Albertus Magnus, das von diesen gebrauchte und damals Aristoteles zugeschriebene Buch „Von den Ursachen" [1]), wie des Pseudo-Dionysius Areopagita Schrift „Ueber die himmlische Hierarchie"; von den arabischen Aristoteles-Erklärern Avicenna, Alfarabi, Alfargan, Algazel, besonders in Fragen der Physik, Mathematik und Astronomie — lauter Namen, denen wir bei den Scholastikern besten Klanges bereits begegnet sind und wie es bei seinem philosophischen Unterricht „in den Schulen der Religiosen" nicht anders sein konnte. Was aber am häufigsten auch im „Gastmahl" erscheint, sind die Aussprüche der h. Schrift. Denn die „Belehrung durch Christus", dessen Braut die Kirche ist" [2]), bildet den Grundgedanken und das leitende Gestirn für seine sämmtlichen Forschungen; darum dürfen wir uns nicht wundern, daß in diesen wenigen Büchern des „Gastmahls" gegen dreißig Texte der h. Schrift ausführlich angeführt, zum Theil eingehend erörtert werden, jener nicht zu erwähnen, auf welche er nur anspielt. Namentlich sind es Stellen aus jenen Büchern, welche die Kirche unter dem Namen der „Libri sapientiales" zusammenfaßt: das hohe Lied, der Prediger, die Sprüche Salomons, das Buch Sirach und Weisheit. Die Kirche aber, die Braut des Herrn, „kann keine Lüge sagen" [3]); darum folgt er ihren Aussprüchen, wenn diese eine Frage entschieden hat [4]); denn unsern Glauben müssen wir durchaus bekennen [5]).

So ist denn die Philosophie zwar von der Theologie unterschieden, aber dieser nicht entgegengesetzt, noch widersprechend. Wir erkennen eben die göttlichen Dinge ein Mal auf dem Wege der Vernunft, dann aber und in höherm Lichte auf dem Wege des Glaubens [6]). „Bestien sind es daher, höchst thörichte und gemeine Bestien, welche sich herausnehmen, gegen unsern heiligen Glauben zu sprechen. . . . Verflucht

---

[1]) Schon Thomas hatte es als ein Werk des Proklus vermuthet. Haneberg, Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1863. I. p. 363. Bardenhewer, die pseudoaristotelische Schrift De causis. Freiburg 1882.

[2]) Conv. II. 6. — [3]) Conv. II. 4. IV. 15. — [4]) L. c. cf. IV. 15. — [5]) Conv. IV. 15.

[6]) Conv. IV. 21. Nach der Anschauung Luthers und des altgläubigen Lutheranismus ist freilich die Vernunft „stockblind" in göttlichen Dingen, und Aristoteles ein „gottloser Heide". Witte war von ihr beeinflußt.

seid ihr und euere Verwegenheit und wer euch glaubt" [1]). Da nur in Gott die Philosophie in vollkommenster Weise ist, in allen andern Intelligenzen aber unvollkommen [2]), so führt die Philosophie selbst nothwendig zum Glauben hin; denn sie erkennt mit Thomas, daß wir mit unserm Intellect nicht alle Dinge begreifen können [3]), unterstützt aber auch ihrerseits unsern Glauben. Darum beruft auch in der Göttlichen Komödie der Dichter sich auf Aristoteles [4]) und auf die Beweisführungen der Philosophie in einer ihrer wie der Theologie fundamentalen Fragen, jener nach dem Wesen und der Bedeutung der göttlichen Ideen; und selbst im himmlischen Paradiese, als er um die Gründe seines Glaubens [5]) und seiner Liebe [6]) zu Gott gefragt wird, beruft er sich neben der Autorität des Glaubens auch auf philosophische Argumente. Ebenso vermögen wir schon durch die Philosophie die erhabene Natur der menschlichen Seele zu erkennen. Darum hat die Philosophie für den Dichter eine so hohe Bedeutung, weil er in ihr eine Vorhalle erblickt und eine Handreichung zum Glauben [7]). Ausdrücklich beruft er sich in der Göttlichen Komödie auf die Ethik des Aristoteles in Beziehung auf die Eintheilung der Sünden [8]):

> Erinnerst du dich nicht mehr jener Worte,
> Mit denen deine Sittenlehr' gedenket
> Der drei Gesinnungen, verhaßt im Himmel,
>
> Unmäßigkeit und Bosheit und der tolle
> Viehische Sinn, daß minder Gott beleidige
> Unmäßigkeit, und minder Tadel ernte?

Und in seinem Schreiben, welches die Aufforderung zur Rückkehr nach Florenz zurückweist, fünf Jahre vor seinem Tode (1321) abgefaßt, rühmt er sich als einen „mit der Philosophie vertrauten Mann," „der Arbeit und des Schweißes, den er auf die Gelehrsamkeit verwendet hat" [9]).

---

[1]) Conv. IV. 5. — [2]) Conv. III. 12.

[3]) Conv. IV. 15. Thom. I. q. 13. a. 5. Cf. Purgator. III. 37:

> Thor ist, wer hofft, daß die Vernunft des Menschen
> Die endlos weite Bahn durchlaufen könne
> Der Einen Wesenheit in drei Personen.
>
> Begnügt euch mit dem „daß", ihr Menschenkinder,
> Denn könntet Alles ihr durchschau'n, so brauchte
> Maria ja nicht Mutter erst zu werden.

[4]) Infern. XI. 79. 97. Aristotel. Ethic. VII. 1. — [5]) Parad. XXIV. 120. c. XXVI. 25.

[6]) Conv. IV. 21.

[7]) Conv. III. 14. IV. 6. 7. cf. Thom. Summ. I. q. 5. a. 6. I. II. q. 27. a. 1. II. II. q. 24. a. 1. I. q. 6. a. 4. Für den altorthodoxen Protestantismus sind solche Sätze allerdings ein Abfall vom Christenthum, wie er sich dasselbe vorstellt.

[8]) Infern. XI. 79. Aristotel. Ethic. VII. 9. — [9]) Ed. Torri p. 97.

Nach dieser Darstellung der Philosophie Dante's haben wir auch nicht im entferntesten Anlaß, in ihrem Betriebe eine Abweichung und noch weniger einen Gegensatz zum christlichen Glauben zu erblicken. Vollständig stimmt sie mit dem überein, was Thomas von ihr fordert, daß sie nämlich eine Propädeutik zur Theologie sein soll [1]). Denn auch sie ist Weisheit [2]), da sie Gott aus Seinen Wirkungen erkennt, und bereitet so vor zur höchsten Weisheit, welche in Seiner vollkommenen Erkenntniß durch die Anschauung im Jenseits besteht [3]). Diese Weisheit führt nothwendig zu Gott, dem Urquell aller Weisheit, dem Ursprunge der menschgewordenen Weisheit hin [4]), „die euch geliebt hat, ehe ihr noch waret, bereitend und ordnend euer Hervorgehen (aus dem Nichts); und nachdem ihr geschaffen waret, kam sie zu euch, um euch nach ihrem Ebenbilde zu gestalten [5]). Und wenn ihr nicht Alle vor ihr Angesicht kommen könnt [6]), so ehret sie in ihren Freunden und beobachtet ihre Gebote, die euch den Willen dieser ewigen Kaiserin verkünden" [7]).

Entschieden gläubig spricht sich Dante in der Monarchia aus, in welcher er die im „Gastmahl" ausgesprochenen Gedanken weiter ausführt. „Der Glaube wird erschüttert," sagt er daselbst mit Augustinus [8]), „wenn das Ansehen der h. Schrift wankt. . . . O höchster Frevel, die Gedanken des h. Geistes zu mißbrauchen, selbst wenn es Einem im Traume einfiele; denn das ist eine Sünde gegen den h. Geist, der in ihnen spricht." Ebenso spricht er über den göttlichen Charakter der Offenbarung und heiligen Schrift, welche die Richtschnur bildet, nach welcher der römische Papst das menschliche Geschlecht zum ewigen Leben führt [9]).

---

[1]) Summ. I. q. 2. a. 2 ad 1. In I. S. prol. a. 1: Ipsa (theologia) utitur in obsequium sui omnibus aliis scientiis. Ueber die katholische und akatholische Lehre von dem Verhältniß der Philosophie zur Theologie vgl. Hettinger, Fundamental-Theologie. 2. Aufl. S. 792 ff.

[2]) Conv. III. 14. 15. IV. 21. „La filosofia del Convivio è teologica. . . . Ella è amoroso uso di sapienza; ma la sapienza, come per Tommaso e Bonaventura è ordinata da eterno ad ajutare e dimostrare la fede; e innanzi le dimostrazioni della fede „la divina", come il poeta la saluta, „opinione d'Aristotele" s'arresta. Carducci l. c. p. 23.

[3]) Conv. IV. 22. De Monarch. III. 15. Thom. Summ. q. 1. a. 4. 6.

[4]) Conv. III. 14. 15. cf. Weisheit 7,16; Joh. 1, 1.

[5]) Cf. Conv. IV. 5.

[6]) Das beschauliche Leben ist eine Gabe des h. Geistes (Conv. IV. 21) und Jenen nicht gegeben, die zum thätigen Leben berufen sind (Conv. II. 5).

[7]) Conv. IV. 4. 6. 9. — [8]) III. 4.

[9]) L. c. III. 16: Haec (documenta spiritualia) a Spiritu sancto, qui per Prophetas et Hagiographos, qui per coaeternum sibi Dei Filium Jesum Christum et per ejus discipulos supernaturalem veritatem ac nobis necessariam revelavit etc.

Fassen wir nun das Ergebniß unserer Darstellung zusammen, so erhellt: das „Neue Leben", „Gastmahl" und die „Göttliche Komödie" bilden eine Trilogie in aufsteigender Linie, in welcher der Geist des Dichters mehr und mehr in seiner allmäligen und gesunden Entwickelung sich darstellt. Das „Neue Leben" ist die poetische Schilderung seines Liebelebens, getragen, durchdrungen und verklärt vom Glauben und den einfachen Elementen der Wissenschaft; in dem „Gastmahl" erblicken wir den Dichter in seinem Streben, jene Wissenschaft zu erringen, die ihn befähigt, sein Gelübde zu lösen und würdig von Beatrice zu sprechen[1]); in der „Göttlichen Komödie" faßt er beide Momente zusammen, Glaube und Vernunft, Philosophie und Theologie, Poesie und Wissenschaft, das eigene Leben und das Leben der Menschheit, die Liebe seiner Jugend und die Führerin des Geschlechtes zum himmlischen Paradiese.

Dies bestätigt auch die Zeit der Abfassung der drei Werke. Wir wollen hier die Controverse nicht entscheiden, ob der Schluß des „Neuen Lebens" in den Anfang der neunziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts, kurz nach 1290, oder in das Jahr 1300 zu setzen ist[2]). Jedenfalls war die Prosa des „Gastmahls" noch nicht geschrieben, als Dante in's Exil ging, wie dies aus dem Eingang des ersten Tractats erhellt[3]). Nach seiner eigenen Angabe schrieb er es, als seine besten Jahre, das Mannesalter, bereits vorüber waren[4]). Demnach bildet das Jahr 1310 die äußerste Grenze für die Abfassung des „Gastmahls", welche durch die Erwähnung König Karl's[5]) und Friedrich's II. als

---

Wenn man die Abfassung der Monarchie in den letzten Lebensjahren Dante's leugnet deswegen, weil er die Bulle Bonifatius' VIII. „Unam sanctam" nicht erwähnt, so erklärt sich dies einfach daraus, daß hier, wie selbst der Gallicaner Petrus de Marca bemerkt (De concordia Sacerdotii et Imperii IV. 16), ein allgemeiner, für alle christlichen Staaten geltender Grundsatz ausgesprochen ist, daß Alle ohne Unterschied der Stellung dem Papste im Geistlichen untergeben sind. Für Dante war dieser Grundsatz nicht neu: Gregor VII., Innocenz III., Gregor IX., Petrus von Blois, der h. Bernhard, Hugo von St. Victor, Thomas von Aquin hatten ihn schon längst ausgesprochen. Saecularis potestas est sub spirituali, in quantum est a Deo supposita scl. in his, quae ad salutem pertinent. In II. S. D. XLIV. q. 2. a. 3. C. error. Graec.: Rom. Pontifici subesse . . . sit de necessitate salutis. (Dieselben Worte in der obengenannten Bulle).

[1]) Vit. nuov. § 43.

[2]) Für die erste Meinung Boccaccio, Giuliani, Scolari u. A.; für die zweite Lubin, d'Ancona, Witte u. A. — [3]) Conv. I. 3.

[4]) Conv. I. 1. IV. 24. Das fünfunddreißigste Jahr ist „il punto sommo di questo arco". Die Jugend reicht bis zum fünfundzwanzigsten Jahre; das männliche Alter bis zum fünfundvierzigsten; die folgenden fünfundzwanzig Jahre bilden das Greisenalter, und die darauf folgenden zehn die Altersschwäche (adolescenza, gioventute, senettute, senio). — [5]) † 5. Mai 1309. Conv. IV. 6.

des letzten Kaisers [1]) um ein Jahr weiter hinauf gesetzt werden muß. Da die ersten Jahre nach der Verbannung kaum Muße ließen, noch die Neigung zu litterarischer Thätigkeit begünstigten, so haben wir wohl die Abfassung des „Gastmahls" in die zweite Hälfte des ersten Jahrzehnts nach dem großen Jubiläum zu setzen. Wie Dante selbst versichert — wir haben keinen Grund, seine Worte zu bezweifeln — soll dasselbe dem „Neuen Leben" sich harmonisch anschließen, keineswegs aber zu demselben in Gegensatz treten [2]); wie die reifere Frucht des spätern Alters soll es sich zu dem leidenschaftlichen Ergusse des frühern verhalten und darum dasselbe ergänzen [3]). Von der „Göttlichen Komödie", welche seit Beginn des neuen Jahrhunderts der Gegenstand seines Sinnens und Dichtens war [4]), erscheint das „Inferno" in seiner gegenwärtigen Gestalt i. J. 1314 vollendet; vielleicht dürfen wir den Abschluß desselben noch weiter hinaufsetzen, etwa in's Jahr 1308—9 [5]), wobei offenbar auf spätere Zeiten hinweisende Stellen [6]) als spätere Zusätze und Aenderungen angenommen werden können [7]), zumal da andere Stellen uns ziemlich nahe zur Zeit zurückführen, da der Dichter noch in Florenz lebte [8]).

So geht denn die Idee und theilweise auch die Ausarbeitung der „Göttlichen Komödie" parallel mit der Abfassung des „Gastmahls" im Geiste des Dichters; ein Gegensatz in der Weltanschauung, welche beide Werke durchkreuzt, ist darum unmöglich.

Ueber die Ursache, welche den Dichter bewog, das auf vierzehn Tractate angelegte Werk des „Gastmahls" nach dem vierten abzubrechen, haben wir keine Nachricht. G. Giuliani [9]) hält dafür, die Schwierigkeit, die dort behandelten philosophischen Fragen in der „lingua volgare" darzustellen, habe ihn bewogen, nicht weiter daran zu arbeiten, sondern seine ganze Kraft der „Göttlichen Komödie" zu widmen.

---

[1]) Conv. IV. 3. Heinrich VII. beschloß i. J. 1309 auf dem Reichstage zu Speier seinen Römerzug.

[2]) Conv. I. 1: maggiormente giovare per questa quella.

[3]) „Le due scritture sono fra loco unite ed insieme distinte. D'Ancona, La Vita nuova. 1872. p. XLIII.

[4]) Vita nuov. § 19. 30. Daß der Plan von Anfang an im Geiste des Dichters fertig war, beweisen Infern. II. XI. XXIX. XXXIII. Purgat. I. XXXII. Parad. XXXII.

[5]) So C. Balbo u. A. — [6]) Infern. XIX. 79 sq. I. 100 sq.

[7]) Clemens' V. Tod, dessen Infern. XIX. 79 sq. Erwähnung geschieht, fällt in das Jahr 1314. Can grande (Infern. I. 100 sq.) war i. J. 1300 erst sieben Jahre alt.

[8]) Infern. XIX. 19.

L'un delli quali, ancor non è molt' anni,
Ropp'io per un che dentro vi annegava.

Vgl. den Commentar des Jacopo della Lana zu d. St.

[9]) Il Convito. Firenze 1872. p. 59.

So haben wir denn in Dante's Geistesgang eine allmälig sich entwickelnde, stetig fortschreitende, organisch sich aufbauende Aus- und Durchbildung zu erkennen, die durch keinen Gegensatz zum Glauben durchbrochen, ja nicht einmal durch einen Zweifel gehemmt oder getrübt worden ist. Wenn man daher auf so manche Correcturen hinweist in Fragen, die keineswegs den Glauben betreffen, so beweisen diese eben den Fortschritt des Dichters in Wissenschaft und Erfahrung[1]), die aber keineswegs eine Wandlung in seinen heiligsten Ueberzeugungen begründen.

Seine Rechtgläubigkeit beweist besonders die „Göttliche Komödie". Einer Sünde gegen den Glauben oder auch nur eines Zweifels daran ist er sich nicht bewußt; denn auch letzterer wäre Sünde, was einem Schüler des Aquinaten[2]) und Bonaventura's nicht unbekannt war. Nicht theilnahmlos wandert er durch die drei Reiche des Jenseits; was er da schaut, was er da hört, weckt einen Widerhall in seinem Innern. Ja, gerade darum führen ihn Beatrice und Virgilius dorthin, um das Schuldbewußtsein in ihm zu wecken, ihn zur Erkenntniß seines sündigen Zustandes zu führen, der ihn dem „zweiten Tod" nahe gebracht hat, und so ihn aus dem „finstern Wald" zu retten. Darum spricht sie:

Im Himmel ist ein holdes Weib, das klagend
Ob jenes Irrsals, wo ich hin dich sende,
Dort oben bricht des Richterspruches Härte.

Die wandt' an Lucien sich mit einer Bitte,
Und sprach zu ihr: Gar sehr bedarf dein Treuer
Jetzt dein, und darum sei er dir empfohlen.

Und Lucia, die Feindin aller Härte,
Bewegte sich und kam zu jenem Orte,
Allwo ich selbst mit Rachel saß, der Alten.

---

[1]) Im „Gastmahl" (IV. 3. 14. 17) wird die Bedeutung des Adels ganz ideal gefaßt; in der „Göttlichen Komödie" dagegen (Infern. XV. 73. Parad. XVI. 1) das Princip der Abstammung betont, ebenso wie De Monarch. II. 3. Es ist diese Anschauung offenbar die reifere.

[2]) Thom. in III. S. Dist. XXIII. q. 2 a. 2 sol. 3 ad 3. In his, quae per fidem credimus, ratio voluntatem inclinans est ipsa veritas prima sive Deus cui creditur, quae habet majorem firmitatem, quam lumen intellectus humani. Die Gegengründe gegen den Glauben (C. Gent. 1. 7) demonstrationis vim non habent, sed vel sunt rationes probabiles vel sophisticae et ad ea solvenda locus relinquitur. Der letzte Grund des Zweifels liegt daher im Willen des Menschen (Summ. II. II. q. 10. a. 2. ad 2). Contemptus voluntatis causat dissensionem intellectus, unde causa infidelitatis est in voluntate. Bonaventur. in III. S. Dist. XIII. a. 1. q. 4. Verus fidelis, etiamsi sciret totam scientiam physicam, mallet totam illam scientiam perdere, quam unum solum articulum fidei ignorare vel negare. In I. S. dist. XVII. p. 1. a. 1. q. 4. Circa ea, quae sunt de necessitate fidei, opinari contrarium simpliciter est peccatum.

„Wahres Lob Gottes, o Beatrix,“ sprach sie,
„Was stehst du dem nicht bei, der so dich liebet,
„Daß er durch dich trat aus des Pöbels Schaaren.

„Vernimmst du nicht die Trauer seiner Klagen,
„Sieh'st du den Tod nicht, welcher ihn bekämpfet,
„Auf jener Fluth, die selbst dem Meer nicht Ruhm läßt?“ [1])

Und wieder:

Nicht half's, Eingebungen ihm zu erflehen,
Mit denen ich zurück ihn rief in Träumen
Und sonst, so wenig achtet' er auf solche,

So tief sank er hinab, daß alle Mittel
Zu seinem Heil schon unzureichend waren,
Als nur, ihm das verlor'ne Volk zu zeigen [2]).

Er selbst demnach und in ihm das gesammte Geschlecht, dessen Schicksal „der Dichter in sich darstellt, soll durch den Anblick der Strafen, Büßungen und Belohnungen im Jenseits zur Selbstbesinnung gelangen, aus dem Zustande des Elendes hinausgeführt werden und gelenket zu dem des Glückes“ [3]). Einen Ungläubigen auf diesem Wege zum Glauben zu bekehren, wäre ein völlig zweckwidriges und verfehltes Beginnen; denn die Betrachtung der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit Gottes, deren Darstellung die Aufgabe der „Göttlichen Komödie“ bildet [4]), setzt ja eben den Glauben schon in dem voraus, der diese Vorgänge im jenseitigen Leben in der Meditation beschaut oder dem sie in einer Reihe von Visionen vor die Seele treten. Einen Lucretius und Tausende mit ihm würde Virgilius' Darstellung der Unterwelt nicht von ihrem Epicuräismus bekehrt haben; wer einmal vom Glauben sich abgewendet hat, der wird in den christlichen Dogmen nur die Gestalten menschlicher Einbildungskraft, menschlicher Hoffnungen und Wünsche erblicken. Wohl aber haben derartige Betrachtungen für das gläubige Gemüth eine hohe Bedeutung, um die Seele von den Banden zu lösen, die sie an das Irdische ketten, und sie so recht, wie es dem Dichter begegnete, als er vom Saturn herab auf diese Erde sah, all' der Welt Lust und Wehe in ihrer ganzen Nichtigkeit erkennen zu lassen. Darum steht die „Betrachtung der letzten Dinge“ am Eingange zum mystischen Leben; mit ihm betritt die Seele den Weg der Reinigung, der zur Erleuchtung führt, und in der Einigung sich vollendet. „Wenn der Mensch,“ sagt Heinrich Suso [5]), „im Beginn bemerkt, daß er eine Creatur von Leib und Seele ist, der Leib tödtlich, die Seele aber ein ewiger Geist, so gibt er dem Leib und aller thierischen Sinnlichkeit Urlaub und hält sich zu dem Geiste, und macht den Leib dem Geiste

[1]) Infern. II. 39 sq. — [2]) Purgat. XXX. 133. — [3]) Ep. ad Can grande n. 15. ed. Torri. — [4]) L. c. n. 8. — [5]) A. a. O.

unterthänig, und all' sein Wirken ist inwendig mit Betrachtung gegen den göttlichen Geist hingerichtet, wie er diesen finde, diesen begreife und sich mit ihm vereine" [1]). Tod, Gericht, Hölle lassen die betrachtende Seele das eigentliche und tiefste Wesen der Sünde erkennen; diesen Weg muß daher jeder Mensch gehen, und, vom Lichte des Glaubens erleuchtet, mehr und mehr der Gnade das Herz öffnen [2]). Daher sagt Virgilius von seinem Schützling:

> Wohl ist er am Leben, und ich muß ihn
> So ganz allein durch's düst're Thal geleiten,
> Wohin Nothwendigkeit, nicht Lust ihn führte [3]).

Und der Dichter:

> Wenn Gott dich, Leser, Frucht von deinem Lesen
> Soll ernten lassen [4]).
> . . . .
> Den Wermuth fliehend, wall' ich der süßen Frucht zu,
> Die der wahrhaftige Führer mir versprochen [5]).

Bei Betrachtung der Strafen in der achten Kluft spricht er:

> Da trauert' ich, und trauere jetzt von neuem,
> Indem den Sinn ich auf's Geseh'ne richte [6]).

Hierzu kommt noch ein Anderes. Ein nur flüchtiger Blick in die Göttliche Komödie belehrt uns, daß Dante überall, in der Hölle wie im Fegfeuer und im Paradiese, so oft nur der Anlaß sich bietet, seine Eindrücke und Gefühle offenbart, die der Anblick der Strafen und Bußen in ihm weckt. Die Erinnerung an seine Liebe und seinen Haß, seine Freunde und seine Feinde, die Genossen seiner Jugend und den Lehrer, der „ihn den Weg gelehrt, wie sich der Mensch verewigt" [7]), begleitet ihn überall hin. Seine Irrungen, seine Täuschungen, seine gebrochenen Hoffnungen spricht er vor uns aus. Selbst in der fünften Himmelssphäre unterläßt er es nicht, die Anklagen seiner Feinde, auf welche hin

---

[1]) Cf. Bernard. De inter. dom. c. 22. In Cantic. Serm. 16. Ad milites templi c. 8. De divers. Serm. XXVIII. 6. Memoremus haec novissima nostra, ne peccemus. Richard. Vict. Benj. min. c. 8. De meditand. plag. per tot.

[2]) Hugo. Victor. Misc. V. Tit. 47. Hieronym. in Joel. II. Augustin. Serm. de tempor. c. IX: Tract. V. in Joan.: Charitas nascitur, nutritur, roboratur, perficitur.

[3]) Infern. II. 85. — [4]) Infern. XX. 19. — [5]) Infern. XVI. 61.

[6]) Infern. XXVI. 19. Aehnliche Gedanken finden sich besonders in den Visionen des Bereold, welche Hincmar von Rheims aufgezeichnet hat, sowie in jenen des Wettin, von Walafrid Strabo in Hexametern dargestellt. Wir sehen auch dort den Paradiesberg mitten im Meere (auch bei Albertus Magnus, Summ. Tract. XIII. q. 79), den Führer (ductor) durch das Jenseits u. s. f. Sie wurden gläubig aufgenommen und zur Mahnung und Warnung verbreitet. Vgl. Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. II. S. 148 ff. 256 ff. — [7]) Infern. XV. 79.

er verbannt wurde, im Bewußtsein seiner Unschuld zurückzuweisen [1]). Sich selbst dagegen klagt er an, wo er sich schuldig fühlt; so im Kreise Jener, welche wegen der Sünden des Stolzes und Neides Buße thun.

Der Augen werd' ich einst noch hier beraubt sein,
Doch kurze Zeit, sprach ich, denn wenig Unrecht
Beging ich nur, umwendend sie aus Scheelsucht.

Viel größer ist die Furcht, die meine Seele
In Spannung hält ob jener tief'ren Marter,
Denn schon drückt mich die Last des untern Simses [2]).

Er sieht dagegen im sechsten Kreise der Hölle die langen Reihen der glühenden Särge, in denen die Ketzer liegen [3]); aber er bleibt ruhig bei ihrem Anblick, auch nicht eine Ahnung durchzuckt ihn, daß auch er wegen seines Unglaubens diesem Gerichte verfallen sei. Er stellt Jene dar, welche die höchste Gabe Gottes, die Intelligenz, mißbrauchen, um durch schlechten Rath Unheil zu stiften [4]), und schildert die Kluft, in welcher die Schismatiker Strafe dulden [5]). Dem Fra Dolcino [6]), der gegen die Kirche sich empört, sendet er Botschaft, ihn an sein endliches Schicksal mahnend; daß er selbst in ähnlicher Weise schuldig sei, dies kommt ihm auch nicht im mindesten zum Bewußtsein.

Doch eine Einwendung bleibt. Der Dichter deutet seine Schuld nicht an, weil er sie noch gar nicht erkannt noch bereut hatte, als er vor Beatrice stand [7]); erst ihre Vorwürfe wecken in ihm das Sündenbewußtsein.

Allein, wäre diese Annahme richtig, dann würde mit Nothwendigkeit folgen, daß nicht nur Virgilius, sondern auch Beatrice und die gebenedeiten Frauen im Irrthume waren, als sie wähnten, der Gang durch Hölle und Fegfeuer sei das letzte und außerordentliche Mittel, ihren Schutzbefohlenen zur Erkenntniß seiner Schuld zu bringen. Ebenso hätte der Dichter selbst sich geirrt, da er seine Bekehrung und Abwendung von dem verweltlichten Leben eben diesem Gange durch die Reiche des Jenseits zuschrieb.

Von solchem Leben hat mich abgewendet [8]),
Der vor mir hergeht, wenig Tage sind es.

Aber auch die Möglichkeit, daß diese alle sich geirrt, zugegeben, ist es doch geradezu unmöglich, daß Dante, mit der Schuld des Zweifels auf dem Gewissen, die Kreise des Fegfeuers durchwandern konnte. Es widerstreitet diese Annahme unbedingt dem Dogma, welches Dante so gut wie jeder seiner Leser und jeder einfache Christ kannte, daß es

---

[1]) Parad. XVII. 46. — [2]) Wo die Stolzen büßen. Purgat. XIII. 136. — [3]) Infern. IX. X. — [4]) Infern. XXVII. XXVIII. — [5]) Infern. XXIX. — [6]) Infern. XXVIII. 55. — [7]) Scartazzini a. a. O. S. 203. — [8]) Purgat. XXIII. 119.

„unmöglich ist, ohne Glauben Gott zu gefallen" [1]). Nun sehen wir aber den Dichter durch die Gnade (Lucia) hingetragen vor das Thor des Purgatoriums; von der Gnade unterstützt, setzt er die Acte der Gewissenserforschung, der Reue und des Vorsatzes [2]), und jetzt, durch die Kraft der Schlüsselgewalt, nimmt der Engel die Sünden von ihm und läßt ihn eintreten in das Land der Büßer, wo die begnadigten Seelen in Glaube, Hoffnung und Liebe wandeln und im Tugendleben sich vollenden. Alles das setzt von selbst den Glauben in diesen voraus,

> das theure Kleinod
> Auf welches jede Tugend ist gegründet [3]);

der Glaube ist auf dem Wege des Heils „der erste Schritt" [4]), und alles recht handeln genügt nicht ohne ihn [5]). Nur, weil gläubig, ist er der Schlüsselgewalt des Bußengels unterstellt [6]), denn die Kirche hat nur über Jene Jurisdiction, die ihre Glieder sind; nur unter dieser Voraussetzung kann er ihn freisprechen von der Schuld. Nur weil er die Disposition des Sünders kennt, seine Sündenerkenntniß, seine Reue, seinen Vorsatz, was der Schlüssel von Silber symbolisirt [7]), kann er ihm die Gnade des Sacramentes zuwenden, was der goldene Schlüssel andeutet, die eigentliche Absolutionsgewalt:

> Der ein' ist theurer, doch der and're fordert
> Gar viel Verstand und Kunst, um aufzuschließen,
> Denn er ist's, der den Knoten muß entwirren [8]).

Nur weil der also Losgesprochene im Stande der Gnade die Bußen übernimmt, sind sie auch wirksam, verschwinden von Stufe zu Stufe die P auf der Stirne, wird ihm von Stufe zu Stufe sein Aufwärtssteigen, anfangs so beschwerlich, leichter und immer leichter, d. h. seine Seele wird freier und immer freier von der Last der Schuld, die auf ihr lag, von den Banden der sündigen Gewohnheiten, die ihn gefesselt hatten [9]); mehr und mehr wird seine sittliche Kraft gestählt, seine Seele geheilt von der vierfachen Wunde, welche die Sünde ihr geschlagen [10]), wie neu geschaffen und wieder zu Gott hingerichtet [11]). Die sündigen Neigungen

---

[1]) Hebr. 11, 6. Thom. Summ. II. II. q. 2. a. 7. ad 3. III. q. 69. a. 4. ad 2.

[2]) Purgat. IX. 94 sq. — [3]) Parad. XXIV. 89. — [4]) Infern. II. 30. — [5]) Parad. XXII. 61. Bonaventur. in S. III. dist. XXV. a. 1. q. 2.

[6]) 1 Cor. 5, 12. — [7]) Clavis scientiae bei den ältern Theologen. Thom. Supplem. q. 17. a. 2. — [8]) Purgat. IX. 124. — [9]) Purgat. IV. 88.

[10]) Bonaventur. Centiloqu. I. Sect. 25 nennt diese vier Wunden ignorantia (gegenüber der prudentia), malitia (gegenüber der justitia), concupiscentia (gegenüber der temperantia), infirmitas (gegenüber der fortitudo). Ebenso Thom. Summ. I. II. q. 85. a. 3.

[11]) Bonaventur. l. c.: Omnis culpa dicit recessum a bono incommutabili et accessum ad bonum commutabile.

und Leidenschaften — Augenlust (Pardel), Stolz (Löwin), Habgier (Wölfin) — waren es ja, welche ihm den Zugang zum Wonnehügel — die Rückkehr zu Gott — gewehrt hatten.

Und das alles sollte in der Seele des Dichters vorgegangen sein, während dieser noch von Unglauben und Zweifel befangen war? Hätten Alle seinen Seelenzustand nicht gekannt, der Bußengel mit den beiden Schlüsseln konnte sich nicht täuschen. Darum

Aufstoßend drauf des Heil'gen Eingang,
Sprach er: Geht ein [1]).

Doch betrachten wir dies näher.

Nach der Lehre der Kirche, welcher der Dichter in seiner Darstellung folgt, wird durch die Gnade im Bußsacrament der reuige und bekennende Sünder gerechtfertigt, die Schuld der Sünde, sowie die ewige Strafe, die er durch dieselbe sich zugezogen, erlassen. Doch nicht immer auch die zeitliche; darum muß er Buße thun; je mehr, je länger und je freudiger, von gläubiger Liebe zu Gott entflammt [2]) und vom Haß gegen die Sünde gespornt, desto sicherer darf er hoffen, daß er bald ist

Rein und bereit zum Aufflug nach den Sternen [3]).

Doch nicht bloß der göttlichen Gerechtigkeit genugthun soll er, sei es in diesem, sei es in jenem Leben. Durch die sündige Gewohnheit sind die sittlichen Vermögen der Seele geknechtet, weniger frei, zum Bösen geneigt, krank und schwach [4]). Der Weg durch das Fegfeuer ist demnach zugleich auch ein Weg zur Heilung.

Wie die Cardinaltugenden jene Habitus der specifischen sittlichen Vermögen darstellen, aus denen die Acte der entsprechenden Tugenden hervorgehen, die zu jenen wie Töchter zu ihrer Mutter sich verhalten, in denen gleich ihrem Angelpunkte (cardo) alles sittliche Leben sich bewegt [5]), so stellen die Hauptsünden die krankhafte Disposition der Seele dar nach der Verschiedenheit des sittlichen Gebietes, aus der die sündigen Acte verschiedener Art hervorgehen [6]), wie die Sprossen aus einer gemeinsamen Wurzel.

So erkennen wir denn auch den Grund der Verschiedenheit des Sündensystems in der Hölle und im Fegfeuer. Nicht darum hat Dante

---

[1]) Purgat. IX. 130.

[2]) Conc. Trident. Sess. XIV. c. 5. Lugo, de Euchar. Disp. IX. n. 32.

[3]) Purgat. XXXIII. 134.

[4]) Purgat. XXVII. 140. „Peccatorum reliquiae.“ Conc. Trident. Sess. XIV. Cap. 2. Cf. Thom. Supplem. q. 30. a. 1: quaedam debilitas vel ineptitudo.

[5]) Thom. Summ. I. II. q. 61. a. 2.

[6]) Bonaventur. Breviloqu. III. 9: Septiforme caput. Thom. Summ. I. II. q. 84. a. 4.

dasselbe anders für die Hölle, anders für das Fegfeuer gestaltet, „weil der Dichter Rücksicht zu nehmen hatte auf gewisse, auch von der Kirche und Scholastik legitimirten Annahmen und Gesetze“ [1]), sondern, wie C. Witte mit Recht hervorhebt, weil es die Gesinnung [2]) ist, die im Fegfeuer besonders geläutert werden soll; daher kommt es bei den Büßern daselbst weniger auf die äußere That, als auf die Gesinnung an, aus der diese hervorgegangen ist, so daß selbst Derjenige der Läuterung bedarf, der ohne Thatsünde eben nur der Lust an der Sünde Raum gegeben hat [3]).

Sind alle P, die der Bußengel dem Büßer auf die Stirne geschrieben, getilgt, dann ist genugsam Buße geleistet [4]), der Wille, befreit von seinen sündigen Gewohnheiten und Neigungen und hat durch Uebung der entgegengesetzten Tugenden für diese selbst eine Fertigkeit gewonnen. Diese sündigen Neigungen heißen Sünden im weitern Sinne [5]), weil sie die Folgen von Thatsünden sind und wieder zu solchen hinneigen; mit jeder, die getilgt wird, erscheint darum das Aufsteigen leichter [6]), da die sittliche Kraft zum Emporstreben gewachsen ist und die Hindernisse abgenommen haben.

> Der Berg ist so beschaffen,
> Daß unten beim Beginn er stets beschwerlich
> Erscheint, doch minder quält, je mehr man steiget.

Doch dies ist nicht die einzige Wirkung. Mit jedem P, das getilgt ist, erbleichen mehr und mehr auch die übrigen; da das sittliche Leben ein organisches Ganze bildet, die erste der Hauptsünden namentlich alle übrigen in sich schließt [7]); darum sind auch diese bereits in der Wurzel getödtet.

Nachdem das letzte P von Dante's Stirne verschwunden, ist er fähig, einzugehen in das irdische Paradies, das Symbol des Menschen, wie er war von Gott geschaffen in ursprünglicher Heiligkeit und Gerechtigkeit, im vollständigen Besitz seiner sittlichen Freiheit, nicht getrübt durch die unfreiwilligen Bewegungen der Concupiscenz, die zum Bösen anreizen — eine Anticipation und ein Unterpfand des himmlischen Paradieses [8]).

---

[1]) Wegele a. a. O. S. 501. — [2]) Jahrbuch der Dantegesellschaft IV. S. 388 ff. Berardinelli, Concetti della D. C. 1859 p. 132.

[3]) Purgat. XIII. 88. XVI. 31. XIX. 91. — [4]) Purgat. XV. 79.

[5]) Augustin. C. Julian. Op. imperf. I. 71. — [6]) Purgat. IV. 88.

[7]) Purgat. XV. 79. Bonaventur. l. c.: Peccatum primum (superbia) est initium. Thom. Summ. II. II. q. 162. a. 7: Superbia est primum peccatum et est etiam principium omnium peccatorum. Jes. Sir. 10, 15. Hug. Victor. De fruct. carn. et spirit. c. 5 hat eine Zeichnung der Sünden — arbor vitiorum —, welche aus dem Stolze, als ihrer Wurzel, hervorwachsen.

[8]) Thom. Summ. I. II. q. 95. a. 1. Bonavent. Breviloqu. II. 10: Tale corpus constituit, quod sibi ita esset obtemperans, ut nulla in eo esset pugna rebellionis, nulla pronitas libidinis, nulla imminutio vigoris, nulla corruptio mortis. Cf. Purgat. XXVII. 93: arra a lui d'eterna pace.

Hier, beim Eintritt in das irdische Paradies, hat Virgilius seine Aufgabe gelöst. Er nimmt Abschied von seinem Schützling mit den Worten:

„Das zeitliche und ew'ge Feuer
Hast du geseh'n, mein Sohn, und dorthin kamst du,
Wo durch mich selbst ich nichts mehr unterscheide.

Durch Kunst und Weisheit zog ich bis hieher dich,
Dein Wohlgefallen nimm anjetzt zum Führer,
Des Steilpfads bist du, bist des Engpfads ledig.

Sieh' dort die Sonne, dir in's Antlitz leuchtend,
Sieh' das Gegräs, die Blumen und die Sträuche,
Die durch sich selbst allein das Land hervorbringt.

Bis wonnerfüllt die schönen Augen kommen,
Die weinend mich dir beizusteh'n bewogen,
Kannst sitzen du, kannst wandeln unter jenen.

Nicht meines Worts noch meines Winks mehr harre,
Denn frei, gerad' ist und gesund dein Will' jetzt,
Und Fehler wär's, nicht seinem Sinn zu folgen.
Drum über dich verleih' ich Kron' und Mitra dir" [1]).

Der Dichter hat die Kreise des Fegfeuers durchwandert, um nicht mehr unfrei und blind zu sein [2]). Beim Eintritt in das irdische Paradies sind die Gewohnheiten der Sünde abgestreift, sein Wille ist frei gerade und heil; er hat die sieben Tugenden gewonnen statt der sieben Hauptsünden, — drei des Intellects, vier des Willens — und kann nun ohne Furcht vor Verirrung in Folge der sündigen Concupiscenz nur der Eingebung seiner zu Gott hingewandten Vernunft folgen [3]).

Scartazzini erkennt in den oben erwähnten Worten des Virgilius nur dessen subjective Meinung; Virgilius hält ihn für völlig rein, aber Dante ist es nicht. Virgilius hat sich getäuscht, und dies konnte ihm widerfahren, da er ja dort angekommen ist, wo er „durch sich selbst nichts mehr unterscheidet," demnach auch die Sünde gegen den Glauben in Dante nicht erkennt. Doch diese Einrede ist nicht zutreffend. Warum?

Allerdings reicht der Blick der Vernunft nicht über ihre Sphäre hinaus; daher weiß die Vernunft als solche nichts von christlichem

---

[1]) Purgat. XXVII. 127. Die Symbolik dieser Darstellung deutet der Dichter selbst an (Purgat. VIII. 19):

Jetzt, Leser, such' geschärften Blicks die Wahrheit,
Denn also fein ist wahrlich hier der Schleier,
Daß es, durch ihn hineinzudringen, leicht wird.

[2]) Purgat. XXVI. 58. Quinci su vo per non esser più cieco.

[3]) De Monarch. III. 4: Si homo stetisset in statu innocentiae, in quo a Deo factus est, talibus directivis (Papstthum und Kaiserthum) non indiguisset. Sunt ergo hujusmodi regimina remedia contra infirmitatem peccati.

Glauben, noch von Gnade [1]). Aber die Vernunft, welche Virgilius symbolisirt, ist eine Prophetin auf Christus; darum konnte der Dichter ihm Reden in den Mund legen, welche eine Kenntniß der Existenz des christlichen Glaubens voraussetzen, der „ein Gesetz jenes Kaisers“ ist, „der dort oben herrschet“ [2]). Er kennt darum die Strafe jener, die wegen unverschuldeten Unglaubens in der Vorhölle weilen, aber auch jener, die Feuergluthen dulden, weil sie gegen den christlichen Glauben gefrevelt [3]); er deutet hin auf die Sonne Christus, die ihm in's Angesicht leuchtet [4]), und verheißt darum Lösung der Glaubensfragen durch die vom höhern Lichte erleuchtete Vernunft, Beatrice [5]).

Er weiß, daß Christus in die Vorhölle hinabgestiegen ist, mit Siegeszeichen gekrönt [6]), was doch die Vernunft nicht wissen kann; er kennt die allegorische Bedeutung Beatrice's [7]) und erklärt die Strafen der Sectenstifter [8]).

Abgesehen jedoch von alledem, war es für Dante wie für seine Leser ganz unmöglich, Rechtfertigung, Buße, Läuterung und Heilung sich vorzustellen ohne die Wurzel und den Grund alles übernatürlichen Lebens, Glaube und Gnade [9]). Die Lossprechung des Bußengels, alle Büßungen im Fegfeuer setzen den Glauben in dem Büßenden voraus und haben nur durch ihn ihren Werth [10]).

Wohl schildert der Dichter Viele, die, im Unglauben gestorben, die Strafen der Hölle dulden; warum keinen, der sein verwegenes Himmelanstreben im Jenseits abzubüßen hat, fragt Scartazzini [11]) mit Witte [12]) und Klaczko [13]). Witte selbst hatte schon darauf Antwort gegeben. „Es möge hervorgehoben werden,“ sagt er, „daß der Hochmuth, der, statt die Erleuchtung in Demuth zu erwarten, sich das Licht selber erringen will, in Lucifer und Eva vorbildlich schwer geahndet wird.“ Von jenem heißt es:

> Und deß' Beweis ist, daß der erste Stolze,
> Der der Geschöpfe höchstes, weil auf Licht er
> Nicht wollte warten, ungezeitigt hinfiel [14]).

---

[1]) Thom. de Malo. q. 5. a. 1. 4. — [2]) Infern. II. 124. — [3]) Papst Anastasius II. Infern. XI. 9. — [4]) Purgat. XIII. 16. VII. 53. — [5]) Purgat. XVIII. 47. — [6]) Infern. IV. 54. XII. 36. — [7]) Infern. II. 76. — [8]) Infern. IX. 128. vgl. oben S. 24. — [9]) Thom. Summ. I. II. q. 109. a. 7. q. 95. a. 1. 3. Bonaventur. Breviloqu. V. 3. In II. S. dist. II. 11. VIII. a. 2. q. 1 ad 1.

[10]) Purgat. VII. 19. Conc. Trident. Sess. VI. c. 6; Fidem ex auditu concipientes.

[11]) A. a. O. S. 226. — [12]) Danteforschungen I. S. 173 ff. — [13]) Revue contemporaine. 1854. nov. p. 420 sq. — [14]) Parad. XIX. 46.

Von dieser dagegen:

D'rob guter Eifer
Die Keckheit Eva's mich bewog zu schelten.
Weil dort, wo Erd' und Himmel war gehorsam,
Ein Weib allein, das eben erst erschaffen,
Vor sich nicht duldete den mind'sten Schleier [1]).

Später bemerkt er mit Recht: „Diejenigen unter den Irrgläubigen, die sich bei Lebzeiten wieder der Kirche zugewandt haben, die Verächter der Offenbarung, werden wir unter den Hochmüthigen zu suchen haben.“ Weniger begründet ist, was er nun weiter sagt: „Wie verhält es sich aber mit denen, die im redlichen Streben auf Abwege gerathen waren? Wohl nicht ohne Einfluß der Erfahrungen, die Dante an sich selbst gemacht, allerdings aber in entschiedenem Gegensatz gegen das Verfahren der Inquisition, scheint er von solchen, sobald sie reumüthig sich der Kirche wieder unterworfen hatten, eine besondere Buße nicht mehr zu erfordern, sondern sie denen, die nimmer in ihrem Glauben gewankt haben, ohne weiters vollkommen gleich zu stellen“ [2]).

Scartazzini selbst weist auf den Kreis der Stolzen hin, wo die Ueberhebung des Verstandes gebüßt werden mag. Ist ja doch die Sünde des Unglaubens selbst eine Frucht des Hochmuths und der Sinnenlust, weswegen höchst bezeichnend der Dichter die Ketzer dem sechsten Kreis der Hölle, dem Uebergange von den Schwachheitssünden zu den Bosheitssünden zuweist [3]). In der Häresie erscheint aber eine Auflehnung gegen Gott, dessen ewiger Wahrheit der Häretiker sich nicht beugt; Sinnlichkeit (Schule Epikurs) [4]) ist vielfach ihre Wurzel [5]).

---

[1]) Purgator. XXIX. 23.

[2]) Dante wußte wohl, daß ein anderes das Gericht Gottes, ein anderes jenes der Menschen ist. Cf. Innocent. III. cap. 28. de sent. excomm.: Judicium Dei veritati, quae non fallit nec fallitur, semper innititur; judicium autem Ecclesiae . . . et fallere saepe contingit et falli. Daher das Axiom des canon. Rechts: De manifestis loquimur, secretorum autem cognitor et judex Deus est. Augustin. Ep. 43: Qui sententiam suam nulla pertinaci animositate defendunt, quaerunt autem cauta sollicitudine veritatem, corrigi parati, cum invenerint, nequaquam sunt inter haereticos deputandi. Seine Unterscheidung zwischen der äußern (corpus) und innern, unsichtbaren Kirche (anima), welcher auch die unfreiwillig Irrenden angehören, wurde von allen Theologen adoptirt. Cf. Augustin. Brevic. Collat. c. 3.

[3]) Infern. VIII—X. — [4]) Infern. X. 14.

[5]) Thom. Summ. II. II. q. 11. a. 1. a. 3: Utrumque (secta et haeresis) pertinet ad opera carnis, non quidem quantum ad ipsum actum infidelitatis respectu proximi objecti, sed ratione causae, quae est vel appetitus finis indebiti, secundum quod oritur ex superbia vel cupiditate, vel etiam aliqua phantastica illusio. Phantasia autem quodammodo ad carnem pertinet, in quantum actus ejus est cum organo corporali. Cf. Gal. 5, 19. q. 10. a. 1 ad 3: Infidelitas, secundum quod est peccatum, oritur ex superbia, ex qua contingit, quod homo

Darum tritt den Büßern im Kreise der Stolzen alsbald das Bild der demüthigen Magd des Herrn entgegen. In dem Worte: „Ecce ancilla domini“ hat sie auf alle eigene Erkenntniß verzichtet und sich gläubig dem göttlichen Rathschlusse hingegeben. Darum wird sie von Elisabeth um eben dieses ihres Glaubens willen selig gepriesen [1]) und von der Kirche stets als hohes Vorbild des rückhaltlosen Glaubens vorgestellt [2]). Denn im Glauben empfing sie vom h. Geist, auf ihm ruht ihre ganze Bedeutung und erhabene Würde. Darum wird beim Austritt aus diesem Kreise den Wanderern die evangelische Seligpreisung zugerufen: „Selig die Armen im Geiste,“ was eine Seelenstimmung andeutet, welche dem Stolze, aus dem der Unglaube entspringt, geradezu entgegengesetzt ist [3]).

Der Dichter hatte bei seiner Darstellung der Hölle und des Fegfeuers keine andere Vorstellung von denselben geben wollen, als jene ist, wie sie der katholische Glaube im Wesentlichen lehrt, als Strafe für alle unbereuten und nicht erlassenen, als Buße für alle bereuten und vergebenen Sünden, mögen die Sünder gegen das Gesetz der Natur oder das Gesetz Christi sich verfehlt haben. Eben darum muß Statius büßen, weil er aus Menschenfurcht seinen Glauben nicht offen bekannt hat, entgegen dem Gebote des Herrn und der Kirche [4]).

Und eh' die Griechen hin zu Thebens Flüssen
Ich im Gedicht geführt, erhielt die Tauf' ich;
Doch war aus Furcht ein Christ ich im Verborgnen,

Durch lange Zeit als Heide mich bezeigend,
Ob welcher Lauheit ich den vierten Cirkel
Mehr denn vierhundert Jahre mußt' umkreisen [5]).

Eben darum ist es die Jungfrau Maria, dieses Wunder der Gnade und Vorbild alles übernatürlichen Lebens, welche in besonderer Weise dem Bußgang der Seelen im Fegfeuer beisteht. Sie beschützt sie vor den Nachstellungen der Schlange [6]) (Versuchungen), sie beschämt sie durch das Bei-

---

intellectum suum non vult subjicere regulis fidei et sano intellectui; unde Gregorius dicit 51. Moral. cap. 17, quod ex inani gloria oriuntur novitatum praesumptiones.

[1]) Luc. 1, 45. Selig, die du geglaubt hast! Diese Worte kehren wieder in der Liturgie.

[2]) Augustin. C. Faust. XXIX. 4: Fide concepit filium. In Joan. Tract. X. 2: Inde felix, quia custodit verbum Dei. Vgl. Dietlein, Evangelisches Ave Maria. Halle 1867. S. 8.

[3]) 1. Cor. 1, 17 ff. Röm. 1, 21. Hug. Victor. De fructib. carn. et spirit. c. XI Ejus (humilitatis) sunt comitatus principales: Fides, spes et charitas.

[4]) Matth. 10, 32; Luc. 9, 26; Röm. 10, 10. Prop. 8 ab Innoc. XI. damn.

[5]) Purgator. XXII. 88. — [6]) Purgator. VIII. 25.

spiel ihrer Tugenden, das in den sieben Kreisen des Läuterungsberges erscheint, sie muntert sie auf zur Nachahmung und erwirkt ihnen die Kraft dazu durch ihr Gebet [1]). So wirkt sie mit zur Erlösung, erfleht sie die erste und letzte Gnade [2]), wirkt sie durch ihr Wort und Beispiel Bußgeist und Tugendstreben. Das ganze „Purgatorio“ widerlegt demnach die Ansicht, Dante sei, mit der Sünde des Unglaubens noch befleckt, durch dasselbe gewandert, oder, wie ein Neuerer annahm, es handele sich hier bloß um Bußen für die Sünden gegen das Naturgesetz.

XI.

Beatrice's Anklage.

Doch entgegnet man, die Vorwürfe, welche im irdischen Paradiese Beatrice dem Dichter macht, können nichts anderes als dessen Abfall vom Offenbarungsglauben zum Gegenstande haben [3]). Wie nämlich Beatrice die himmlische Weisheit, die Theologie, oder besser das kirchliche Lehramt, so symbolisirt die „edle Frau“ des „Neuen Lebens“ und des „Gastmahls“ die Philosophie, die Liebe zu ihr, demnach die Untreue gegen jene, d. i. den Abfall vom Offenbarungsglauben. Prüfen wir dies.

Beatrice ist eine reale und historische Gestalt, die Tochter des Folco Portinari, welche am 9. Juni d. J. 1290 zu Florenz starb; darüber kann ein gegründeter Zweifel nicht obwalten [4]). Dasselbe gilt von der edeln Frau, welche dem Dichter, der durch Beatrice's Tod in tiefsten Schmerz versunken ist, sich mitleidig erwies und ihm eine Versuchung zur Liebe wurde [5]). Bald erkennt er aber, daß er „in schmählicher Weise“ [6]) sich trösten will; da erzürnt er über sich selbst und schildert den Kampf, den er zu bestehen hatte zwischen „Anblick und Erinnerung“, „Seele und Herz“ [7]), bis er in einer neuen und erhabenen Vision Beatrice schaut, welche alle verkehrte Sehnsucht verjagt [8]), all' sein Sinnen und Denken wieder der Liebe seiner Jugend zuwendet; nun verspricht er, sie zu feiern, wie noch keine gefeiert worden ist [9]).

Jene Canzonen, welche der Dichter seinem „Gastmahl“ zu Grunde legt, handeln in der That von der idealen Liebe zur Weisheit; in unrichtiger

---

[1]) Purgator. XXII. 143. Cf. Bonaventur. Specul. Beat. Mar. Virg. 24. — [2]) Parad. XXXIII. 13 sq. Infern. II. 94.

[3]) Witte u. Scartazzini a. a. O. — [4]) D'Ancona l. c. XXIII sq. — [5]) Vita nuov. § 36. — [6]) L. c. § 39: „in si vile modo“; „pensiero vilissimo“. — [7]) L. c. § 38. 39. Conv. II. 2. — [8]) L. c. § 40. — [9]) L. c. § 23.

Weise gedeutet, als wäre ihr Gegenstand eine sinnliche Liebe zu einem realen weiblichen Wesen, mußten sie seiner Ehre zum Nachtheile gereichen, zumal da er an der Spitze einer großen Partei und im öffentlichen Amte gestanden war. Darum erklärt er eingehend ihren philosophischen Sinn, der verborgen lag unter dem Schleier der Allegorie[1]). Aber auch, daß er in der Versuchung sich schwach gezeigt, ließ ihn den Tadel seiner Landsleute fürchten[2]). Um daher in unverbrüchlicher Treue gegen seine erste Liebe zu erscheinen, suchte er nun auch selbst die aufkeimende Neigung zu jener „edeln Frau", die jung und schön und klug[3]) ihm erschienen war, in eine ideale Liebe umzudeuten[4]).

Doch die Thatsache konnte Dante nicht leugnen! Beatrice war es, die ihn geleitet hatte „auf dem geraden Wege"; nach ihrem Tode hatte er diesen verlassen, um den nichtigen Dingen dieser Welt nachzugehen,

sei's ein Mägdlein,
Sei's anderer Tand vergänglichen Gebrauches[5]).

So lauten die Anklagen Beatrice's, so bekennt der Dichter selbst seine Schuld[6]).

„Nicht durch das Werk allein der großen Kreise,
Die einem Ziel zuführen jeden Samen,
Dem Sternenstand gemäß, der ihn begleitet,

Nein, durch Freigebigkeit der Gnade Gottes,
Die aus so hehren Dünsten ihren Thau zieht,
Daß unser Blick dorthin sich nicht kann nahen,

Ward dieser so in seinem neuen Leben
Befähiget, daß jede rechte Sitte
Sich wunderbar in ihm bewähret hätte.

Doch um so schlimmer wird das Land und wilder
Durch schlechten Samen und des Anbau's Mangel,
Je mehr's an guter Bodenkraft besitzet.

Aufrecht hielt ihn mein Antlitz eine Weile,
Und ihm die jugendlichen Augen zeigend,
Führt' ich mit mir ihn in gerader Richtung.

Sobald ich, auf des zweiten Alters Schwelle
Gelanget, Leben jetzt gewechselt hatte,
Entzog er mir sich, und ergab sich Andern.

Als ich vom Fleisch zum Geist emporgestiegen,
Und Schönheit mir und Tugend war gewachsen,
Ward ich ihm minder angenehm und theuer.

---

1) Giuliani Conv. p. 45. n. 92. D'Ancona l. c. p. XLIX. — 2) Conv. II. 2. — 3) Vit. nuov. § 39. — 4) Conv. II. 2. — 5) Purgat. XXXI. 59. — 6) Purgat. XXX. 109.

Und seinen Schritt wandt' er durch irre Pfade,
Die falschen Bilder eines Gut's verfolgend,
Die das Versprochne nimmermehr erfüllen.

Nichts half's, Eingebungen ihm zu erflehen,
Mit denen ich zurück ihn rief in Träumen
Und sonst, so wenig achtet' er auf solche,

So tief sank er hinab, daß alle Mittel
Zu seinem Heil schon unzureichend waren,
Als nur, ihm das verlor'ne Volk zu zeigen.

Deshalb besucht' ich selbst der Todten Ausgang
Und richtete an Den, der hier herauf ihn
Geführet hat, mit Thränen meine Bitten.

Der hehre Rathschluß Gottes wär' gebrochen,
Wenn Lethe man durchschritt' und solche Speise
Gekostet würd', ohn' irgend zu entrichten
Der Reue Zoll, der Thränen macht vergießen."

Und wieder:[1])

„Sprich, sprich, ist solches wahr? denn zu so großer
Anklage muß noch dein Geständniß kommen.
. . . . Was sinnest du?[2])
Gib Antwort, denn des Uebels Angedenken
Ist noch in dir, vom Wasser nicht verletzet."

Furcht und Verwirrung in Verbindung preßten
Ein solches „Ja!" hervor mir aus dem Munde,
Daß zu versteh'n man des Gesicht's bedurfte.

Beatrice fährt fort:

„In deinem Sehnen
Nach mir, das dich ein Gut zu lieben lehrte,
Darüber man nicht Höh'res kann erstreben,

Was fand'st für vorgezog'ne Gräben, oder
Für Ketten du, die dich der Hoffnung, vorwärts
Zu bringen, also nur berauben durften?

Und welch' erleichternd Wesen, welcher Vortheil
Hat auf der Stirn' der Andern sich gezeiget,
Daß du zu ihnen hinzuwandeln brauchtest?"

Nachdem ich ausgehaucht ein bitt'rs Seufzen,
Konnt' ich zur Antwort kaum die Stimme finden,
Und mühsam gaben ihr Gestalt die Lippen.

---

[1]) Purgator. XXXI. 5.

[2]) Dieselbe Frage richtet Virgilius (Inforn. V. 111) an den Dichter, als dieser beim Anblick der Strafen der Unzüchtigen
Senkt' den Blick und hielt ihn lange nieder,
und darauf
Ohnmächtig wurde, gleich als ob er sterbe,
Und niederfiel, wie todte Körper fallen.

Und weinend sprach ich: „Meine Schritte wandten
Mit falscher Lust die gegenwärt'gen Dinge,
Sobald sich euer Antlitz mir verborgen."

Und sie: „Wenn du verschwiegst auch oder leugnetest,
Was du gestehst, nicht minder wüßte drum man
Um deine Schuld doch; solch ein Richter kennt sie.

Doch wenn aus eig'nem Angesicht der Sünde
Anklage bricht hervor, dann kehrt in unserm
Gericht das Schleifend sich der Schneid' entgegen.

Indeß, damit du besser Scham empfindest
Ob deines Irrthums, und, wenn die Sirenen
Du hörst ein ander Mal, dich stärker zeigest,

Leg' ab der Thränen Samen jetzt und horche,
Daß du vernehm'st, wie mein begrab'ner Leib dich
In umgekehrter Richtung treiben sollte.

Nie bot Natur dir oder Kunst ein größ'res
Ergötzen als die schönen Glieder, drin ich
Verschlossen war, und die zerstreut als Staub jetzt.

Und wenn die höchste Lust dich so getäuscht hat
Durch meinen Tod, welch' sterblich Wesen durfte
Dich ferner noch, sein zu begehren, locken?

Wohl solltest du dich bei dem ersten Streiche
Der trügerischen Dinge aufwärts schwingen
Mir nach, die nicht zu solchen mehr gehörte.

Nicht durfte dir die Flügel abwärts drücken,
Mehr Schläge zu erwarten, sei's ein Mägdlein,
Sei's andrer Tand vergänglichen Gebrauches.

Ein unerfahren Vöglein wartet's zwei Mal
Und drei Mal ab; doch fruchtlos vor den Augen
Des Flüggen spannt ein Netz man oder schösse."

Den Kindlein ähnlich, die, vor Scham verstummend,
Die Augen an den Boden, steh'n und horchen,
Die eig'ne Schuld erkennend und bereuend,

Also stand ich und Jene sprach: „Ob auch dich,
Was du vernommen, schmerzt, erheb' den Bart jetzt,
Und größern Schmerz wirst aus dem Schau'n du schöpfen."

. . . .

Und da durch Bart sie das Gesicht bezeichnet,
Erkannt ich wohl den Stachel des Gedankens.

Wiewohl zu einem Stande erhoben, der jenem des paradiesischen Menschen glich, trägt der Dichter in sich das Bewußtsein seiner Schuld gegenüber Beatrice; erst durch Lethe soll auch dies von ihm genommen werden. Beatrice will ihm aber dieses Glück, von der quälenden Er-

innerung befreit zu sein, noch nicht gestatten, ehe er noch einmal vor ihr seine bittere Reue über seine Untreue ausgesprochen hat. Darum macht sie ihm diese Vorwürfe, nicht aber um ein Schuldbewußtsein wegen seines Unglaubens in ihm zu wecken und ihn so zur Beichte vorzubereiten.

„Da brannte mich so sehr der Reue Nessel,
Daß von dem And'ren all, das mich am meisten
Zu seiner Liebe zog, zumeist mir feind ward [1]).

Welches ist demnach die Schuld, die Beatrice ihm vorhält?

Die edle und veredelnde Liebe, mit welcher Dante in seinem „Neuen Leben" auf Beatrice hingeblickt, hatte ihn bewahrt auf dem „geraden Wege", hatte ihn gelehrt, „ein Gut zu lieben, darüber man nichts Höheres kann erstreben"; seine Aufgabe war es nun, „vorwärts zu dringen". Doch als „Beatrice Leben gewechselt hatte", „entzog er sich ihr und ergab sich Andern," „wandte er seine Schritte durch irre Pfade, die falschen Bilder eines Guts verfolgend, die das Versproch'ne nimmermehr erfüllen". „Die gegenwärt'gen Dinge wandten seine Schritte mit falscher Lust," eine andre Liebe, ein „and'res Mägdlein", „andrer Tand vergänglichen Gebrauches" hatte Beatrice's Stelle in seinem Herzen eingenommen. Es ist „die falsche Lust", welche das Geschöpf, das von Natur aus zu Gott emporstrebt, „erdenwärts niederschleudert" [2]). Sämmtliche Ausdrücke weisen auf eine Untreue gegenüber Beatrice hin durch die Liebe zu andern Frauen, auf eine Verirrung von dem „geraden Wege" durch Hingabe an die vergänglichen Dinge dieser Welt. Die Verse

Le presenti cose
Col falso lor piacer volsero miei passi [3])

sprechen wörtlich ein Axiom der Schule aus: „Praesentia movent animum," was das gerade Gegentheil besagt von einer Hingabe an die Philosophie; denn diese fordert vielmehr ein Abwenden des Geistes von den „gegenwärtigen Dingen" und ein Versenken in das Bleibende, Ueberirdische, Unsichtbare und Unvergängliche, was Dante darum

---

[1]) Purgat. XXXI. 85.

[2]) Parad. I. 130.

Also von solcher Richtung sich zuweilen
Entfernet das Geschöpf, das so getrieben
Doch Macht hat, anderwärts sich hinzuwenden,
Wenn, wie man Feuer aus den Wolken fallen
Kann sehen, der erste Anstoß abgelenket
Von falscher Lust, es erdwärts niederschleudert.

[3]) Purgat. XXXI. 34.

auch als Aufgabe und Lohn der echten Philosophie bezeichnet[1]). Die Untreue begann mit Beatrice's Tod, durch den „Tugend und Schönheit ihr gewachsen", was nur von der historischen Beatrice, nicht aber von der Theologie oder Kirche gesagt werden kann. Wenn Beatrice, die höchste Lust, zu Staub geworden, die Nichtigkeit alles Irdischen ihm enthüllt hatte, so hätte ihr Tod zur Liebe des Unsterblichen ihn treiben sollen, nicht aber durfte er sich verstricken in Liebe zu andern Frauen und „anderm Tand vergänglichen Gebrauches", d. h. in irdisches Treiben, leidenschaftliche Betheiligung an Parteikämpfen, ehrgeizige und weltliche Bestrebungen[2]). Darum spricht er im Paradiese:[3])

> Indeß gelöst von allen diesen Dingen
> Ich mit Beatrix oben in dem Himmel
> Also bin rühmlich aufgenommen worden.

Die Anklage Beatrice's ist nur die Wiederholung der Worte des Lieblingsschriftstellers Dante's, Boëthius, der die Nichtigkeit der irdischen Güter darstellt[4]). Die Motivirung zuerst im Bilde des unerfahrenen Vögeleins[5]), dessen Jugend seine Unwissenheit und seinen Leichtsinn entschuldigt, sowie durch die Bezeichnung des Gesichtes als „Bart", mit welchem Worte Beatrice auf die Reife seiner Jahre hinweist, die seine Verirrung um so unverzeihlicher erscheinen lassen, bestätigen unsere Auffassung von Verirrungen des Dichters durch Erkaltung seiner frühern idealen Liebe und weisen jede Deutung auf Unglauben zurück. Dieser ist eben keine Versuchung der unreifen und unerfahrenen Jugend, vielmehr tritt sie in der Regel erst im reifern Alter an den Menschen heran. Dagegen liegt es im Wesen aller irdischen Güter, daß sie „nicht halten, was sie versprechen", daß sie „falsche Bilder" des Guten sind und eine „falsche", nicht wahre „Lust"[6]) bringen. Denselben Gedanken hatte Dante eingehend im „Gastmahl" entwickelt. „Diejenigen Dinge," sagt er „die zuerst ihre Fehler nicht zeigen, sind gefährlicher, denn man kann sich häufig vor ihnen nicht in Acht nehmen, wie wir dies beim Verräther sehen, der sich in's Gesicht als unser Freund stellt,

---

[1]) Conv. II. 13. 16. III. 13. IV. 15.

[2]) Witte, Erläuterungen zu Dante Alighieri. 3. Aufl. S. 16. Benvenut. da Imol.: Honores, dignitates, magistratus vel scientias mundanas aut poeticas.

[3]) XI. 1—10, cf. XXII. 133.

[4]) Consol. III. pros. 3: Quodsi neque id valent (efficere, quod promittunt), nonne liquido falsa in eis beatitudinis species deprehenditur? Augustin. Serm. CLVII. 1: Mundi promissa semper fallunt. 5: Bonum sperantes malum invenitis . . . Bona temporalia sperata vos fallunt.

[5]) Sprüchw. 1, 17.

[6]) Purgat. XXXI. 34: Col falso lor piacer.

so daß er Vertrauen erweckt, und unter dem Vorwande der Freundschaft den Fehler der Feindschaft verbirgt" [1]).

Daß Dante auf seiner Wanderung durch die drei Reiche des Jenseits als Repräsentant der Menschheit erscheint, kann nicht bezweifelt werden. Dabei dürfen wir jedoch nicht verkennen, daß seine Individualität nicht vollständig zurücktritt, wie dies die oben angeführten Stellen klar genug darthun. So hat denn auch die eben mitgetheilte Anklage Beatrice's, wie Dante's Reue und Schuldbekenntniß eine Beziehung auf das Verhältniß des realen, historischen Dante zur realen, historischen Beatrice, während in den spätern Gesängen des Fegfeuers der symbolische Charakter wieder mehr in den Vordergrund tritt. So ist dem Dichter, indem ihm Beatrice wieder erscheint, nicht eine bloße Allegorie erschienen, sondern eine reale Persönlichkeit, wie sie Forese Donati wohl bekannt war, dem Dante sie als seine künftige Führerin bezeichnet [2]). Er erblickt sie wieder im irdischen Paradiese, es ist dieselbe Beatrice, die er im „Neuen Leben" besungen hatte.

Und meine Seele, die so viele Jahre
Schon war verblieben, ohne daß von Schrecken
In ihrer Gegenwart durchbebt sie worden,

Nicht Kenntniß irgend durch das Aug' erlangend,
Nur durch geheime Kraft, die von ihr ausging,
Empfand die große Macht der alten Liebe,

Sobald in's Antlitz mich getroffen hatte
Die hohe Kraft, die einst schon mich durchbohret,
Eh' noch ich aus der Kindheit war getreten [3]).

Selbst im himmlischen Paradiese bekennt er von ihr:

Vom ersten Tage, da ich ihr Angesicht sah
In diesem Leben, bis zu diesem Anblick
Ward mein Gedicht am Folgen nicht behindert [4]).

Und Beatrice selbst, indem sie ihn, wie die Freundin den Freund, vertraulich mit dem Vornamen anredet, erinnert ihn an seine einstige Liebe:

Dante, ob auch Virgil von dannen gehe,
Nicht weine, weine noch nicht, denn zu weinen
Ziemt's dir, sprach sie, von anderm Schwert verwundet [5]).

---

[1]) Conv. IV. 12. Daselbst auch das Bild von den zwei Wegen; der eine ist „veracissimo", der andere „fallacissimo". Darum nennt die Schrift die vergänglichen und sündigen Dinge, denen der Mensch nachgeht, Lüge (Ps. 4, 3; 39, 5. Offenb. 22, 13), im Gegensatz zu den Werken der Wahrheit (1. Joh. 1, 6; 2. Joh. 4). Thom. Summ. I. II. q. 27. a. 1: Malum nunquam amatur nisi sub ratione boni, scl. in quantum est secundum quid bonum et apprehenditur ut simpliciter bonum, Et sic aliquis amor est malus, in quantum tendit in id, quod non est verum bonum, et per hunc modum homo diligit iniquitatem. — [2]) Purgat. XXIII. 128.

[3]) Purgat. XXX. 34. — [4]) Parad. XXX. 28. — [5]) Purgat. XXX. 55.

Zu ihr eilt er hin, selbst durch die Mauern von Flammen, welche ihn noch von ihr trennen[1]).

So erklärt sich das Ganze in höchst einfacher Weise. Dante war der Geliebten seiner Jugend und seinem idealen Streben untreu geworden; daher seine Beklommenheit, als er sie zum ersten Male wieder erblickt[2]); darum muß er der „Reue Zoll" entrichten, der „Thränen macht vergießen"; ehe er Lethe durchschreiten darf, muß er vor ihr seine Schuld bekennen, durch sie aufgefordert und gedrängt durch sein eigenes Schuldbewußtsein.

Es ist keine Frage, daß wir in Dante sowohl wie in Beatrice einen Doppel-Charakter zu unterscheiden haben, ihre historische Realität und symbolische Bedeutung, Sichtbares und Unsichtbares, Thatsache und Idee, Individuum und Gattung, den Menschen des dreizehnten Jahrhunderts und den Menschen aller Jahrhunderte. Darum haben wir wohl darauf zu achten, wo und wann in der Darstellung bald das eine, bald das andere Moment erscheint. Ein einseitiges Betonen der Allegorie führt zur Leugnung der historischen Wirklichkeit Beatrice's und zur Verkennung Dante's, dessen Persönlichkeit Manche vollständig vor seiner typischen Bedeutung verschwinden lassen[3]). So gewiß er der wirkliche Dichter ist, „den erzeugt und auferzogen die große Stadt an Arno's schönem Strome[4])," der hier nach langer Trennung Beatrice wieder erblickt, so gewiß ist diese jene Florentiner Jungfrau, die an der Schwelle des zweiten Alters „Leben gewechselt" hatte. Und daß Dante sich ihr entfremdet, und „sein Wille sich auf And'res gewandt hatte", das war seine Schuld Beatrice gegenüber.

Scartazzini[5]) faßt den „dunkeln Wald", in welchem der Dichter sich verirrt hatte, als das Symbol eines Lebens „in Unwissenheit und Irrthum", mit Ausschluß jeder andern Verirrung. Vergleichen wir jedoch die vielen Stellen, in denen von „im Finstern wandeln", den „Werken der Finsterniß" gesprochen wird, namentlich in den von Dante so häufig citirten „Libri Sapientiales", so ist dort immer die Rede von sittlicher, nicht bloß intellectueller Verirrung[6]). Und selbst dort, wo das Heidenthum als „Finsterniß" dargestellt wird gegenüber dem „Lichte" des Christenthums, wird namentlich die sittliche Wirkung beider hervorgehoben[7]).

---

[1]) Purgat. XXVII. 36. — [2]) Purgat. XXX. 100. — [3]) So Ruth, Notte u. A.
[4]) Infern. XXIII. 94.

[5]) A. a. O. S. 153 mit Bezugnahme auf Joh. 8, 12 und 1. Joh. 1, 6.

[6]) 1. Joh. 2, 11 citirt Scartazzini selbst a. a. O. Sprüchw. 4, 19; 2, 13; 7, 9. Sirach 11, 16; 21, 11; 23, 26. Röm. 13, 12. Joh. 12, 35; 3, 19. Luc. 22, 53. Jes. 59, 9; 9, 2. Ps. 31, 6; 17, 29; 81, 5; 90, 6.

[7]) Eph. 5, 6. 9. 1. Thess. 5, 5. Röm. 13, 12. 13; 1, 21. Apostelgesch. 26, 18.

Auch die „Knechtschaft“ [1]), welcher Beatrice den Dichter entrissen, hat in der h. Schrift [2]) und bei den Mystikern [3]) eine sehr bestimmte Bedeutung, die viel eher auf das ethische Gebiet überhaupt als auf einen Irrthum des Verstandes hinweist, und selbst in diesem Falle wird doch immer auch die sittliche Wirkung zugleich mit angedeutet [4]). Sittliche Freiheit hatte Dante gesucht, und daß zu ihr Beatrice ihm eine Führerin geworden, dafür ist er ihr dankbar [5]). „Du zogst mich aus der Knechtschaft in die Freiheit“ [6]), spricht er, angekommen im himmlischen Paradiese.

Es sind die drei uns bekannten Thiere, welche seine Verirrung sinnbilden. „Mit diesen,“ sagt Scartazzini [7]), „hat er es nicht im Walde, sondern erst auf dem Wege der Umkehr zu thun.“ Wohl; aber eben darum hindern sie ihn, auf den „geraden Weg“ zu gelangen, dem „wilden Wald“ zu entrinnen, und halten ihn darum fest in dem „Irrwald dieses Lebens“ [8]), so daß Beatrice fürchtet, er habe sich so sehr verirrt, daß sie zu spät zu seiner Rettung komme [9]). Und er selbst erklärte seinem Freunde Nino Visconti, er habe darum diese Wanderung im „ersten Leben“ unternommen, um das „andere zu erstreben“ [10]). Läuterung der Seele durch Buße ist demnach der Zweck seiner Wanderung durch das Fegfeuer; wozu aber dies, w e n n e r k e i n e r S c h u l d sich b e w u ß t w a r und jene, die des Unglaubens, die er wirklich hatte, nicht erkannte? Er erblickt in seinem Schicksal das Schicksal des Menschen überhaupt [11]), der nach den Worten der Schrift von der dreifachen Lust verlockt und verführt wird, nicht aber, im Ganzen und Allgemeinen betrachtet, durch Unglauben und Zweifel sündigt. Und wenn die „Wölfin“ als das gefährlichste der drei feindlichen Thiere bezeichnet wird, so folgt hierin der Dichter nur der Anschauung der h. Schrift, der Väter und besonders des „guten Bruders Thomas“: Sie ist es, die

Läßt Keinen frei hinzieh'n auf seiner Straße,

d. h. sie ist die gefährlichste Versuchung für den Menschen [12]). Wer sich

---

[1]) Parad. XXXI. 85. Conv. IV. 5. de Monarch. II. 5.

[2]) Joh. 8, 34 u. 36. Röm. 6, 16. 20. 1. Cor. 7, 23. . 2. Tim. 1, 9. 2. Petr. 2, 19.

[3]) Augustin. De lib. arbitr. I. 11. Serm. XXXVI. 6. CXXXV. 3. Civ. Dei IV. 3. Hugo Victor. in Abd. I. Bonavent. In II. S. Dist. XLIV. a. 3. q. 1.

[4]) Gal. 5, 1. 13. 22. — [5]) Purgat. II. 13. — [6]) Parad. XXXI. 85. — [7]) A. a. O. S. 151. — [8]) Silva erronea di questa vita. Conv. IV. 24. — [9]) Infern. II. 62. — [10]) Purgat. VIII. 58. — [11]) Ep. ad Can. grand. n. 8. 14.

[12]) 1. Tim. 6, 10. Jes. Sir. 10, 9; 31, 5. Thom. Summ. q. 84. a. 1: Ad habenda quaecumque temporalia bona potest homo per pecuniam juvari. Daß die Wölfin als Symbol der Habgier gilt, hatte Dante schon in seinem Boëthius (IV. pros. III) gelesen.

selbst kennt, wie Dante sich kannte, der mußte in dieser dreifachen Lust die Versuchungen erkennen, die auch ihn bedrohten, denen er auch schon mehr oder weniger erlegen war. Darum haben die großen, von ihm mit Liebe gelesenen Mystiker die Betrachtung der letzten Dinge als eine nothwendige Vorbereitung zum höhern Geistesleben bezeichnet und sich selbst darin geübt.

Damit soll aber nicht, im Hinblick auf Dante's Gespräch mit Forese Donati[1]), ihm ein Leben in Wollust und Schlemmerei zugeschrieben werden, wie Boccaccio zu erzählen weiß[2]). Das Maß, mit welchem der Mensch seine sittlichen Verirrungen mißt, ist nach der Verschiedenheit der Individualitäten, des sittlichen Ernstes und der Anforderungen, die ein Jeder an sich stellt, sehr verschieden. Ein Beispiel hierfür bietet gerade das von Dante so sehr bevorzugte Buch: „Von der Betrachtung".

Doch, sagt man, Virgilius selbst nennt den Dichter „anima buona"[3]). Wir können noch hinzufügen: selbst Petrus nennt ihn „buon cristiano"[4]). Dazu gehört viel, sehr viel, vor allem der Glaube, gegen welchen der Dichter mehr als zwanzig Jahre hindurch bis wenige Tage vorher sich versündigt haben soll, wenn die Hypothese Witte's wahr wäre. Virgilius nennt ihn „anima buona" im Gegensatze zu den Verdammten, welche die Gnade zurückgewiesen und in ihren Sünden gestorben sind, während dagegen Dante sich aufgemacht hat, der Sünde zu entfliehen und der Gnade, welche durch die Sendung des Virgilius ihm geworden, zu folgen. Denn die Philosophie ist eine Führerin zu Christus, wie dies die Väter[5]) und Theologen ausgesprochen haben, und Virgilius erscheint hier als ihr Symbol.

Aehnliches gilt von der Rede Ciacco's, der den Dichter zu den zwei einzigen Gerechten zählt, welche in Florenz sich fanden[6]). Nehmen wir an, Dante sei hiermit gemeint, was jedoch nicht mit voller Evidenz sich ergibt, so folgt nur so viel hieraus, daß er nicht gleicher Schuld

---

[1]) Purgat. XXIII. 115.

[2]) L. c. p, 66, vgl. Wegele a. a. O. Scartazzini (a. a. O. S. 162) deutet diese Stelle so: Dante habe seinem Freunde Vorwürfe gemacht und demselben gerathen, er möge sein Schlemmerleben aufgeben und sich der philosophischen Speculation (der falschen Richtung gleich derjenigen Dante's) weihen. — Allein ein Schwärmer für Philosophie wird sich, um Genossen zu finden, am wenigsten an einen Genußmenschen wenden. Bekannt sind die Anforderungen, welche Plato an Jene stellt, die sich der Philosophie widmen wollen (Republ. X. 611), und Schelling schreibt das Odi profanum vulgus et arceo über die Thüre eines jeden philosophischen Hörsaals (Methode des akadem. Studiums S. 111).

[3]) Infern. III. 97. — [4]) Parad. XXIV. 52.

[5]) Clem. Alex. Strom. I. 5. *προπαιδεία τις οὖσα τὴν πίστιν . . . καρπομένοις.* Augustin. de Trinit. XIV. 1. Thom. Summ. I. q. 1. a. 5. ad. 2. — [6]) Infern. VI. 73.

gezieḥen werden konnte in Bezug auf die politischen Fragen und Interessen. Die Integrität auf diesem speciellen Gebiete hat aber bei einem Angehörigen des Gemeinwesens gewiß keine allseitige sittliche Unbescholtenheit auf dem Gesammtgebiet der Moral, namentlich im Gewissen und vor Gott, zur Folge. Fassen wir Ciacco's Worte in diesem Sinne, dann müßte man annehmen, Dante halte sich und einen Zweiten in dieser großen Stadt unter so vielen Tausenden für den einzigen Gerechten — eine Prätension, welche diese seine angebliche Gerechtigkeit im allerungünstigsten Lichte zeigen würde; fassen wir sie jedoch im Sinne einer bürgerlichen Rechtlichkeit, so bietet das Ganze gar keine Schwierigkeit. Eben darum sagt Ciacco nicht bloß: „Gerecht sind zwei", sondern er fügt auch bei: „doch will man sie nicht hören", ihre Rathschläge nämlich, durch welche die Spaltungen unter den Bürgern beigelegt werden könnten [1]). Darum zählt er selbst den Farinata, Aldobrandi, Tegghiaio und Andere zu den „so Würdigen", die „den Sinn auf Rechtthun wandten" [2]); und doch gehören sie „zu den schwarzen Seelen", die er in der Hölle treffen wird, wenn er „so weit hinabsteigt". Als aber Petrus, der Apostel, den Dichter im Paradiese „buon cristiano" nannte, war dieser schon bekehrt.

Es erübrigt noch, jene Worte Beatrice's zu erklären, welche besonders betont werden zum Beweise, daß die philosophische Richtung, welcher Dante folgte, eine falsche war und ihn zum Abfall vom Offenbarungsglauben geführt hatte. Beatrice hat sich mit dem Dichter versöhnt. Die Vision, in welcher dieser die Geschichte und Zukunft der Kirche schaut, wenngleich deren Sinn sich noch nicht ganz ihm enthüllt hatte, soll er, seinem Gedächtniß eingeprägt, als Wahrzeichen auf die Erde zurückbringen, wie die Palästinafahrer zum Zeichen ihrer vollbrachten Pilgerfahrt ihren Stab mit Palmen geschmückt tragen [3]). Er selbst bekennt, daß der Sinn ihrer Worte noch dunkel sei, aber sein Gedächtniß halte sie fest wie das Wachs die Form des Siegels. Und nun fragt er [4]):

Doch weshalb flieget euer heißersehntes
Wort so viel höher, als mein Blick kann reichen,
Der's mehr verliert, je mehr er ab sich mühet?

Und Beatrice antwortet:

Damit du, sprach sie, jene Schul' erkennest,
Der du gefolgt, und siehst, wie ihre Lehre
Im Stand' ist, meinen Worten nachzufolgen.
Und siehst, wie euer Weg von Gottes Wege
So weit abweicht, als die Erd' entfernt ist
Von jenem Himmel, der am höchsten eilet.

---

[1]) Infern. VI. 60 sq. — [2]) Infern. VI. 79 sq. — [3]) Purgat. XXXIII. 76.
[4]) Purgat. XXX. 82.

Hiermit, folgert man, ist ein Dreifaches ausgesprochen. Dante folgt einer Schule, die in Gegensatz zu Beatrice gesetzt wird; die Jünger dieser Schule sind nicht fähig, ihr Wort — die göttliche Lehre — zu fassen; der Weg, den jene Schule gehen lehrt, ist von dem Wege Gottes so weit entfernt, als von der Erde der höchste Himmel. Gottes Weg ist der „gerade Weg", von welchem Dante abgeirrt. Hierin besteht seine Entfremdung von Beatrice [1]).

Von vornherein muß hier nun bemerkt werden, daß von einer falschen Schule hier keine Rede ist und auch keine Rede sein kann. Denn es ist die „Schule der Religiosen", eines Albertus M., Bonaventura, Thomas v. A., der Victoriner, alle vom Dichter hoch gefeiert. Auch hat Beatrice hier keine Vorwürfe mehr für den Dichter, nur, wie Scartazzini sagt, „eine ernste Erinnerung". Sie erinnert ihn demnach an seine Schuld; Vorwürfe, Reue über dieselbe und Bekenntniß enthalten die beiden vorausgehenden Gesänge, besonders Fegfeuer XXX. 124 ff., XXXI. 22 ff. Der Wortlaut, die Bilder, in welche diese Vorwürfe sowie Wesen und Natur der Schuld eingekleidet und ausgesprochen werden, der Zusammenhang der Rede, die sonst bei Dante gewohnte Art des Ausdrucks lassen auf eine Schuld ganz anderer Art als des Unglaubens erkennen; ja, sie können gar nicht ein Mal von dieser Sünde verstanden werden. Denn wäre wirklich Unglaube seine einzige oder auch nur seine vorzüglichste Schuld, dann mußte Beatrice in ganz andern Worten, klar, bestimmt, nicht mißverständlich diese vor allem dem Dichter in's Gedächtniß zurückrufen, zumal da derselbe, wie vorausgesetzt wird, seine Schuld noch nicht bereut, ja noch nicht ein Mal erkannt hatte [2]). Ist ja doch die Sünde des Unglaubens, worunter auch der Zweifel fällt, als solche [3]) die schwerste von allen Sünden. Diese Schuld mußte darum ganz besonders von Beatrice betont

---

[1]) Scartazzini a. a. O. S. 213 ff. — [2]) Scartazzini a. a. O.

[3]) In genere suo. Thom. II. II. q. 10. a. 3: Omne peccatum formaliter consistit in aversione a Deo. Unde tanto aliquod peccatum est gravius, quanto per ipsum magis homo a Deo separatur. Per infidelitatem autem maxime homo a Deo elongatur, quia nec veram Dei cognitionem habet; per falsam autem cognitionem ipsius non appropinquat ei, sed magis ab eo elongatur. . . . Unde manifestum est, quod peccatum infidelitatis est majus omnibus peccatis quae contingunt in perversitate moram. ad 1: Nihil prohibet, peccatum, quod est gravius secundum suum genus, esse minus grave secundum aliquas circumstantias. Ebenso Suarez, de Fid. disp. XVI. Sect. 2. Lugo, de Fid. disp. XVIII. Sect. 2. Hieraus erklärt sich, daß in der Darstellung der Hölle Dante keineswegs die Anschauung des canonischen Rechts verließ, als er die Ketzer in den sechsten Kreis versetzte (Wegele a. a. O. S. 492). Es sind eben diese „circumstantiae", welche größere Strafe für den Verrath an Verwandten und die That eines Brutus fordern.

werden; statt dessen spricht sie nur davon, daß er folgte, „imagini di ben false, che nulla promission rendono intera“ [1]), und Dante bekennt, daß „le presenti cose col falso lor piacer volsero miei passi, Tosto che il vostro viso si nascose“ [2]). Der Dichter selbst, der ja noch nicht die Erkenntniß seiner Schuld hatte, hätte sie nimmer auf seine Verirrung im Glauben gedeutet. Wie konnte er endlich im Studium der Philosophie eine Schuld erkennen, wenn nicht bloß von Einer sondern von Mehrern die Rede ist, die ihn zur Untreue verleiteten? [3])

Diese Auffassung wird durch die Worte Beatrice's [4]) nicht nur nicht widerlegt, sondern vielmehr bestätigt. Die Schule, sagt Beatrice, welcher Dante folgte, ist nicht fähig, ihre Rede zu fassen, und ihr Weg ist vom Wege Gottes so weit entfernt, als von der Erde der Himmel absteht, „der am höchsten eilet“. Der Dichter wendet die Stelle des Propheten an, um den Abstand (nicht Gegensatz) zwischen den Wegen Gottes und den Wegen der Menschen auszudrücken. Es ist derselbe Gedanke, den Dante in einer seiner letzten Schriften: De natura duorum elementorum aquae et terrae [5]) mit denselben Worten desselben Propheten ausgesprochen, um die Unzulänglichkeit alles menschlichen Forschens auszudrücken, das nimmermehr die Grenzen zu überschreiten vermag, die unserer Erkenntniß gesetzt sind, mit einem Worte die Disproportion der menschlichen Intelligenz gegenüber der göttlichen. So haben auch die ältern Erklärer diese Stelle gefaßt [6]). Aber das alles beweist doch nur einen Abstand des Einen dem Andern gegenüber, keineswegs aber einen Gegensatz, und dies um so weniger, als ja auch zwischen der Erkenntniß durch die Theologie und jener durch die unmittelbare Anschauung Gottes gleichfalls ein Abstand, aber kein Gegensatz besteht. Die Scholastik unterscheidet nämlich eine zweifache theologische Wissenschaft: jene, welche durch die Anschauung Gottes gewonnen wird [7]), und die durch die Offen-

---

1) Purgat. XXX. 130. — 2) Purgat. XXXI. 34.

3) Purgat. XXXI. 29:

> „Und welch' erleichternd Wesen, welcher Vortheil
> Hat auf der Stirn der Andern sich gezeigt,
> Daß du zu ihnen hinzuwandeln brauchtest?“

4) Purgat. XXXIII. 85 sq.

5) § 22 ed. Torri. So weit die Himmel abstehen von der Erde, so weit stehen ab meine Wege von euern Wegen. Jsai. 55, 8.

6) Petrus Dantis zu dieser Stelle: Subdendo quod ita excelse et profunde ipsa theologia loquitur, ut cognoscat aliarum scholarum doctrinam auctor respectu ejus nihil esse. Vgl. die übrigen Commentatoren z. d. St. bei Scartazzini, La Divina Commedia. II. p. 789.

7) Theologia Comprehensorum im Gegensatz zur Theologia Viatorum.

barung empfangene. Für beide ist Gott der gemeinsame Gegenstand; beide sind specifisch von einander verschieden, aber von der natürlichen Theologie — Philosophie — nicht bloß secundum speciem, sondern auch secundum genus [1]) wegen der Verschiedenheit des Erkenntnißprincips. Jene nämlich schöpft ihre Erkenntniß aus Gott, den sie schaut von Angesicht zu Angesicht; diese wird von Gott ihr mitgetheilt und von ihr im Glauben festgehalten [2]). Doch diese Erkenntniß ist immer eine unvollkommene, obgleich sie uns viel höhere Ideen über Gott und die göttlichen Dinge bietet, als sie die rein vernünftige Gotteserkenntniß zu bieten vermag. Denn der Strahl, den das Licht der göttlichen Offenbarung in unsern Geist wirft, verleiht uns nur eine, unserer endlichen menschlichen Natur analoge Erkenntniß, aber er zeigt uns keineswegs den Gegenstand so, wie er an sich ist. Wir steigen eben immer vom Sinnlichen und Sichtbaren zu Gott auf, und erkennen darum das Uebersinnliche auch nur durch Bilder, die dieser sichtbaren Welt entnommen sind. Und so ist denn auch die Theologie unzulänglich, uns das Wesen Gottes vorzustellen, wie es an sich ist [3]). Darum gilt der obige Satz von dem Abstand der „Schule" von den Wegen Gottes nicht bloß von der Philosophie, sondern auch von der Theologie [4]). Von jener gilt er allerdings in höherm Grade, da die Gotteserkenntniß, welche wir durch die philosophische Forschung gewinnen, nicht unmittelbar von Gott, dem Urheber der Offenbarung und Spender des Glaubenslichtes, ausgeht, sondern nur mittelbar durch das jedem Menschen eingeborne Licht der

---

[1]) Thom. Summ. I. q. 1. a. 1.

[2]) Thom. super Boëth. De Trinit. init.: Divinorum notitia potest aestimari secundum modum ipsorum divinorum, ut ipsa divina secundum se ipsa capiantur, quae quidem perfecte in statu viae est impossibilis, sed fit nobis in statu viae quaedam illius cognitionis participatio et assimilatio ad cognitionem divinam, in quantum de divinis per divinam revelationem instruimur, et per fidem nobis infusam inhaeremus ipsi primae veritati propter seipsam.

[3]) Thom. Summ. I. q. 12. a. 13. Conv. III. 9: Onde è da sapere, che di tutte quelle cose, che lo intelletto nostro vincono si, che non può vedere quello che sono, convenevolissimo trattare è per li loro effetti. Onde di Dio e delle sustanze separate e della prima materia cosi trattando potemo avere alcuna conoscenza. cf. III. 15.

[4]) Thom. l. c. Lect. II. q. 6. a. 3: De substantiis illis immaterialibus secundum statum viae (im irdischen Leben) nullo modo possumus scire quid est, non solum per viam naturalis cognitionis, sed nec etiam per viam revelationis, quia divinae revelationis radius pervenit ad nos secundum modum nostrum. Cf. Summ. I. q. 12. a. 13. Parad. XXIX. 70.

Vernunft [1]) und die sichtbare Schöpfung [2]). So bleibt denn der Blick des Dichters „roh" [3]), sein Verstand ganz „versteinert" [4]) gegenüber der Rede, in welcher die ewige Wahrheit sich enthüllt; denn sie zu schauen, wie sie ist, ohne Bilder, dazu bedarf es noch einer weitern Vorbereitung im himmlischen Paradiese [5]).

Nicht darum also erinnert Beatrice den Dichter an die Unzulänglichkeit aller menschlichen Forschung, als ob diese ihrer Natur nach Irrthümer enthielte und den Glauben bestreite, sondern weil sie beschränkt bleibt in den Grenzen der natürlichen Intelligenz, und darum Gott und das Göttliche nur sehr unvollkommen zu erkennen vermag [6]), und so nicht zum Heile führt, was ja doch die Aufgabe der „Göttlichen Komödie" ist [7]).

Selbst im Paradiese erblindet des Dichters Auge beim Anblick des Glanzes, in dem der hl. Johannes [8]) ihm erscheint, wie das Licht der Worte Beatrice's seinen Geist geblendet hatte [9]). Wäre die Beschäftigung mit der Philosophie — Schule — an sich Sünde, dann hätte Dante mit allen übrigen Sünden auch diese vergessen, nachdem er durch Lethe gegangen, die das Bewußtsein aller frühern Sünden tilgt; dies ist aber keineswegs der Fall. Die verschiedenen Stellen in der „Göttlichen Komödie"

---

[1]) Albert. M. Summ. P. I. Tract. 1. q. 4. ad 3: Duo sunt modi revelationis unus quidem modus est per lumen generale nobis inditum, et hoc, modo revelatum est philosophis. Thom. Summ. I. q 1. a. 1 ad 3: De iisdem rebus . . . tractant philosophicae disciplinae secundum quod sunt cognoscibiles lumine naturalis rationis.

[2]) Thom. Sup. Boëth. l. c.: Ex parte nostra cognoscibilia non sunt (divina) nisi ex creaturis, quarum notitiam a sensibus accipimus.

[3]) Purgat. XXXIII. 102: rude. — [4]) XXXIII. 74: impietrato. — [5]) Parad. XXX. 46 sq.

[6]) Thom. Summ. I. q. 1. a. 1. Necessarium fuit ad humanam salutem esse doctrinam quandam secundum revelationem divinam praeter philosophicas disciplinas, quae ratione humana investigantur. Primo quidem, quia homo ordinatur ad Deum sicut ad quemdam finem, qui comprehensionem rationis excedit . . . Finem autem oportet praecognitum esse hominibus, qui suas intentiones et actiones ordinare debent in finem. ad 2: Nihil prohibet, de eisdem, de quibus philosophicae disciplinae tractant, secundum quod sunt cognoscibilia lumine rationis naturalis, etiam aliam scientiam tractare secundum quod cognoscuntur lumine divinae revelationis, quia veritas de Deo ratione investigata a paucis et per multum tempus et cum permixtione multorum errorum homini proveniret.

[7]) Hug. Victor. in coelest. Hierarch. Expos. init.: Mundus creatorem suum specie praedicavit, sed intelligentiam veritatis cordibus hominum non infudit. Per simulacra igitur naturae creator tantum significabatur; in simulacris tamen gratiae praesens Deus intendebatur, quia illa operatus est ut intelligeretur esse, in istis vero operatus est, ut agnosceretur praesens esse.

[8]) Parad. XV. 118. — [9]) Purgat. XXXIII. 75.

und selbst im himmlischen Paradiese, wo er auf die Lehren der Philosophie sich beruft, beweisen mehr als zur Genüge, daß sie durch Lethe nicht aus seiner Erinnerung getilgt worden waren.

Außerdem, was sind es für Worte, deren Sinn der Dichter nicht zu fassen vermag? Es sind nicht Sätze des christlichen Glaubens, welche Beatrice vorträgt, die Dante nicht versteht, sondern Weissagungen bezüglich des Schicksals des symbolischen Baumes; ein Nichtverstehen solcher Weissagungen finden wir aber auch bei den Propheten; nicht wegen ihres Unglaubens verstehen sie nicht, sondern wegen des geheimnißvollen Sinnes dessen, was verkündet wird [1]).

Warum sind denn hier und noch mehr im himmlischen Paradiese Beatrice's Worte so geheimnißvoll? Beatrice hat die Aufgabe, an der Hand der scholastischen und mystischen Theologie ihren Schutzbefohlenen zur Contemplation zu führen, und so ihn mit Gott zu vereinigen; sein Intellect sollte das höchste Licht empfangen, sein Wille zur höchsten Liebe und Seligkeit getragen, er selbst über die Sphäre der menschlichen Natur erhoben werden — Trasumanar:

> Verzückung, sie vermöchte man durch Worte
> Zu schildern nicht; drum g'nüge jenes Beispiel,
> Wem Gnad' es zu erfahren aufbewahret [2]).

Die Offenbarung, durch das kirchliche Lehramt verkündet, ist hierfür die unerläßliche Voraussetzung und Vorbereitung; die Theologie, welche sie dem menschlichen Geiste vermittelt, ist Handreichung und Weg. Doch beide geben immer noch nicht den vollen Inhalt des Ideals, welches der Dichter in Beatrice darstellen wollte. Es ist die unio mystica der Seele mit Gott, in welcher diese, ganz in Gott versenkt, das Irdische und Sinnliche vergißt, und, wenngleich ihrer Natur nach von Ihm geschieden, in ihrer Liebe und Hingebung ganz mit Ihm eins geworden, in Seinem Besitze Ströme des Entzückens trinkt [3]).

---

[1]) Thom. Summ. II. II. q. 173. a. 4: Quia mens prophetae est instrumentum deficiens, etiam veri prophetae non omnia cognoscunt, quae in eorum visis aut verbis aut etiam factis Spiritus sanctus intendit. — [2]) Parad. I. 70.

[3]) Bernard. Serm. XXXI. in Cantic. Bonaventur. Itinerar. mentis in Deum c. 7. Gregor. M. Moral. XXIV. 11. Richard. Victorin. Annotation. mystic. in Ps. 131: Apostolus gloriatur se raptum fuisse in tertium coelum. Primum coelum subtilitas intelligentiae, secundum coelum claritas justitiae, tertium coelum claritas gloriae. In primo coelo contemplatio veritatis, in secundo coelo dilectio veritatis, in tertio coelo plenitudo aeternae jucunditatis. Tauler (Predigt auf den 3. Sonntag nach Pfingsten): Der Mensch wird gottförmig, göttlich und gottig. Bei den Vätern μετοχὴ τῆς θείας ἐλλάμψεως, ὁμοίωσις πρὸς θεόν, θέωσις. Cf. Dionys. Areop. De ecclesiastic. Hierarch. I. 3. Cyrill. Alex. in Joann. VIII. 47. Basil. de Spirit. s. c. 9. 13. Cf. Hug. Victor. in coelest. Hierarch. IV. p. 1002: Sola caritas revelat ea, quae abscondita sunt Dei. p. 1023. VI. 1038 ed. Mign.

innerung befreit zu sein, noch nicht gestatten, ehe er noch einmal vor ihr seine bittere Reue über seine Untreue ausgesprochen hat. Darum macht sie ihm diese Vorwürfe, nicht aber um ein Schuldbewußtsein wegen seines Unglaubens in ihm zu wecken und ihn so zur Beichte vorzubereiten.

„Da brannte mich so sehr der Reue Nessel,
Daß von dem And'ren all, das mich am meisten
Zu seiner Liebe zog, zumeist mir feind ward [1]).

Welches ist demnach die Schuld, die Beatrice ihm vorhält?

Die edle und veredelnde Liebe, mit welcher Dante in seinem „Neuen Leben" auf Beatrice hingeblickt, hatte ihn bewahrt auf dem „geraden Wege", hatte ihn gelehrt, „ein Gut zu lieben, darüber man nichts Höheres kann erstreben"; seine Aufgabe war es nun, „vorwärts zu dringen". Doch als „Beatrice Leben gewechselt hatte", „entzog er sich ihr und ergab sich Andern," „wandte er seine Schritte durch irre Pfade, die falschen Bilder eines Guts verfolgend, die das Versproch'ne nimmermehr erfüllen". „Die gegenwärt'gen Dinge wandten seine Schritte mit falscher Lust," eine andre Liebe, ein „and'res Mägdlein", „andrer Tand vergänglichen Gebrauches" hatte Beatrice's Stelle in seinem Herzen eingenommen. Es ist „die falsche Lust", welche das Geschöpf, das von Natur aus zu Gott emporstrebt, „erdenwärts niederschleudert" [2]). Sämmtliche Ausdrücke weisen auf eine Untreue gegenüber Beatrice hin durch die Liebe zu andern Frauen, auf eine Verirrung von dem „geraden Wege" durch Hingabe an die vergänglichen Dinge dieser Welt. Die Verse

Le presenti cose
Col falso lor piacer volsero miei passi [3])

sprechen wörtlich ein Axiom der Schule aus: „Praesentia movent animum," was das **gerade Gegentheil** besagt von einer Hingabe an die Philosophie; denn diese fordert vielmehr ein Abwenden des Geistes von den „gegenwärtigen Dingen" und ein Versenken in das Bleibende, Ueberirdische, Unsichtbare und Unvergängliche, was Dante darum

---

[1]) Purgat. XXXI. 85.

[2]) Parad. I. 130.

Also von solcher Richtung sich zuweilen
Entfernet das Geschöpf, das so getrieben
Doch Macht hat, anderwärts sich hinzuwenden,
Wenn, wie man Feuer aus den Wolken fallen
Kann sehen, der erste Anstoß abgelenket
Von falscher Lust, es erdwärts niederschleudert.

[3]) Purgat. XXXI. 34.

auch als Aufgabe und Lohn der echten Philosophie bezeichnet[1]). Die Untreue begann mit Beatrice's Tod, durch den „Tugend und Schönheit ihr gewachsen", was nur von der historischen Beatrice, nicht aber von der Theologie oder Kirche gesagt werden kann. Wenn Beatrice, die höchste Lust, zu Staub geworden, die Nichtigkeit alles Irdischen ihm enthüllt hatte, so hätte ihr Tod zur Liebe des Unsterblichen ihn treiben sollen, nicht aber durfte er sich verstricken in Liebe zu andern Frauen und „anderm Tand vergänglichen Gebrauches", d. h. in irdisches Treiben, leidenschaftliche Betheiligung an Parteikämpfen, ehrgeizige und weltliche Bestrebungen[2]). Darum spricht er im Paradiese:[3])

Indeß gelöst von allen diesen Dingen
Ich mit Beatrix oben in dem Himmel
Also bin rühmlich aufgenommen worden.

Die Anklage Beatrice's ist nur die Wiederholung der Worte des Lieblingsschriftstellers Dante's, Boëthius, der die Nichtigkeit der irdischen Güter darstellt[4]). Die Motivirung zuerst im Bilde des unerfahrenen Vögeleins[5]), dessen Jugend seine Unwissenheit und seinen Leichtsinn entschuldigt, sowie durch die Bezeichnung des Gesichtes als „Bart", mit welchem Worte Beatrice auf die Reife seiner Jahre hinweist, die seine Verirrung um so unverzeihlicher erscheinen lassen, bestätigen unsere Auffassung von Verirrungen des Dichters durch Erkaltung seiner frühern idealen Liebe und weisen jede Deutung auf Unglauben zurück. Dieser ist eben keine Versuchung der unreifen und unerfahrenen Jugend, vielmehr tritt sie in der Regel erst im reifern Alter an den Menschen heran. Dagegen liegt es im Wesen aller irdischen Güter, daß sie „nicht halten, was sie versprechen", daß sie „falsche Bilder" des Guten sind und eine „falsche", nicht wahre „Lust"[6]) bringen. Denselben Gedanken hatte Dante eingehend im „Gastmahl" entwickelt. „Diejenigen Dinge," sagt er „die zuerst ihre Fehler nicht zeigen, sind gefährlicher, denn man kann sich häufig vor ihnen nicht in Acht nehmen, wie wir dies beim Verräther sehen, der sich in's Gesicht als unser Freund stellt,

---

[1]) Conv. II. 13. 16. III. 13. IV. 15.

[2]) Witte, Erläuterungen zu Dante Alighieri. 3. Aufl. S. 16. Benvenut. da Imol.: Honores, dignitates, magistratus vel scientias mundanas aut poeticas.

[3]) XI. 1—10, cf. XXII. 133.

[4]) Consol. III. pros. 3: Quodsi neque id valent (efficere, quod promittunt), nonne liquido falsa in eis beatitudinis species deprehenditur? Augustin. Serm. CLVII. 1: Mundi promissa semper fallunt. 5: Bonum sperantes malum invenitis . . . Bona temporalia sperata vos fallunt.

[5]) Sprüchw. 1, 17.

[6]) Purgat. XXXI. 34: Col falso lor piacer.

innerung befreit zu sein, noch nicht gestatten, ehe er noch einmal vor ihr seine bittere Reue über seine Untreue ausgesprochen hat. Darum macht sie ihm diese Vorwürfe, nicht aber um ein Schuldbewußtsein wegen seines Unglaubens in ihm zu wecken und ihn so zur Beichte vorzubereiten.

„Da brannte mich so sehr der Reue Nessel,
Daß von dem And'ren all, das mich am meisten
Zu seiner Liebe zog, zumeist mir feind ward [1]).

Welches ist demnach die Schuld, die Beatrice ihm vorhält?

Die edle und veredelnde Liebe, mit welcher Dante in seinem „Neuen Leben" auf Beatrice hingeblickt, hatte ihn bewahrt auf dem „geraden Wege", hatte ihn gelehrt, „ein Gut zu lieben, darüber man nichts Höheres kann erstreben"; seine Aufgabe war es nun, „vorwärts zu dringen". Doch als „Beatrice Leben gewechselt hatte", „entzog er sich ihr und ergab sich Andern," „wandte er seine Schritte durch irre Pfade, die falschen Bilder eines Guts verfolgend, die das Versproch'ne nimmermehr erfüllen". „Die gegenwärt'gen Dinge wandten seine Schritte mit falscher Lust," eine andre Liebe, ein „and'res Mägdlein", „andrer Tand vergänglichen Gebrauches" hatte Beatrice's Stelle in seinem Herzen eingenommen. Es ist „die falsche Lust", welche das Geschöpf, das von Natur aus zu Gott emporstrebt, „erdenwärts niederschleudert" [2]). Sämmtliche Ausdrücke weisen auf eine Untreue gegenüber Beatrice hin durch die Liebe zu andern Frauen, auf eine Verirrung von dem „geraden Wege" durch Hingabe an die vergänglichen Dinge dieser Welt. Die Verse

Le presenti cose
Col falso lor piacer volsero miei passi [3])

sprechen wörtlich ein Axiom der Schule aus: „Praesentia movent animum," was das gerade Gegentheil besagt von einer Hingabe an die Philosophie; denn diese fordert vielmehr ein Abwenden des Geistes von den „gegenwärtigen Dingen" und ein Versenken in das Bleibende, Ueberirdische, Unsichtbare und Unvergängliche, was Dante darum

---

[1]) Purgat. XXXI. 85.

[2]) Parad. I. 130.

Also von solcher Richtung sich zuweilen
Entfernet das Geschöpf, das so getrieben
Doch Macht hat, anderwärts sich hinzuwenden,
Wenn, wie man Feuer aus den Wolken fallen
Kann sehen, der erste Anstoß abgelenket
Von falscher Lust, es erdwärts niederschleudert.

[3]) Purgat. XXXI. 34.

auch als Aufgabe und Lohn der echten Philosophie bezeichnet[1]). Die Untreue begann mit Beatrice's Tod, durch den „Tugend und Schönheit ihr gewachsen“, was nur von der historischen Beatrice, nicht aber von der Theologie oder Kirche gesagt werden kann. Wenn Beatrice, die höchste Lust, zu Staub geworden, die Nichtigkeit alles Irdischen ihm enthüllt hatte, so hätte ihr Tod zur Liebe des Unsterblichen ihn treiben sollen, nicht aber durfte er sich verstricken in Liebe zu andern Frauen und „anderm Tand vergänglichen Gebrauches“, d. h. in irdisches Treiben, leidenschaftliche Betheiligung an Parteikämpfen, ehrgeizige und weltliche Bestrebungen[2]). Darum spricht er im Paradiese:[3])

> Indeß gelöst von allen diesen Dingen
> Ich mit Beatrix oben in dem Himmel
> Also bin rühmlich aufgenommen worden.

Die Anklage Beatrice's ist nur die Wiederholung der Worte des Lieblingsschriftstellers Dante's, Boëthius, der die Nichtigkeit der irdischen Güter darstellt[4]). Die Motivirung zuerst im Bilde des unerfahrenen Vögeleins[5]), dessen Jugend seine Unwissenheit und seinen Leichtsinn entschuldigt, sowie durch die Bezeichnung des Gesichtes als „Bart“, mit welchem Worte Beatrice auf die Reife seiner Jahre hinweist, die seine Verirrung um so unverzeihlicher erscheinen lassen, bestätigen unsere Auffassung von Verirrungen des Dichters durch Erkaltung seiner frühern idealen Liebe und weisen jede Deutung auf Unglauben zurück. Dieser ist eben keine Versuchung der unreifen und unerfahrenen Jugend, vielmehr tritt sie in der Regel erst im reifern Alter an den Menschen heran. Dagegen liegt es im Wesen aller irdischen Güter, daß sie „nicht halten, was sie versprechen“, daß sie „falsche Bilder“ des Guten sind und eine „falsche“, nicht wahre „Lust“[6]) bringen. Denselben Gedanken hatte Dante eingehend im „Gastmahl“ entwickelt. „Diejenigen Dinge,“ sagt er „die zuerst ihre Fehler nicht zeigen, sind gefährlicher, denn man kann sich häufig vor ihnen nicht in Acht nehmen, wie wir dies beim Verräther sehen, der sich in's Gesicht als unser Freund stellt,

---

[1]) Conv. II. 13. 16. III. 13. IV. 15.

[2]) Witte, Erläuterungen zu Dante Alighieri. 3. Aufl. S. 16. Benvenut. da Imol.: Honores, dignitates, magistratus vel scientias mundanas aut poeticas.

[3]) XI. 1—10, cf. XXII. 133.

[4]) Consol. III. pros. 3: Quodsi neque id valent (efficere, quod promittunt), nonne liquido falsa in eis beatitudinis species deprehenditur? Augustin. Serm. CLVII. 1: Mundi promissa semper fallunt. 5: Bonum sperantes malum invenitis . . . Bona temporalia sperata vos fallunt.

[5]) Sprüchw. 1, 17.

[6]) Purgat. XXXI. 34: Col falso lor piacer.

Peter Pázmány,

Cardinal-Erzbischof und Primas von Ungarn, und seine Zeit.

Von

Dr. Joh. Heinrich Schwicker.



Köln, 1888.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

18328



Politische und kirchliche Zustände Ungarns am Ende des XVI. Jahrhunderts.

Um das Jahr 1570, das Geburtsjahr des spätern Cardinal-Fürstprimas Peter Pázmány, dessen Lebens- und Zeitbild wir im Nachfolgenden zeichnen wollen, befand sich Ungarn politisch und kirchlich im Zustande tiefen Verfalles und trauriger Zerrissenheit und Verwirrung, so daß dieses Königreich, welches zu Anfang des Jahrhunderts noch zu den angesehensten Staaten Mittel-Europa's gezählt hatte, jetzt aus der Reihe der selbständigen europäischen Staaten verschwunden, und sein Gebiet drei verschiedenen Reichen und Herrschern zugetheilt worden war.

Die unglückliche Schlacht bei Mohács (29. Aug. 1526), in welcher der König von Ungarn und Böhmen, Ludwig II., gegen den türkischen Sultan Soliman, den „Prächtigen", Thron und Leben verlor, bezeichnet zugleich den Beginn der Auftheilung des Landes, erstlich zwischen den beiden Gegenkönigen, zwischen Ferdinand von Oesterreich und dem Siebenbürger Wojwoden Johann Zápolya; dann zwischen dem Könige von Ungarn, dem Fürsten von Siebenbürgen und dem Sultan, der seine Macht durch die Besitznahme Ofen's (1541) bis tief in das Herz des Landes vergrößert und von hier aus nach allen Seiten ausgebreitet hatte.

So war also Ungarn im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts drei Herren unterworfen. Den geringsten Theil besaß der rechtmäßige König von Ungarn; es war ein schmaler Landstreifen im Norden und Westen, nicht ganz ein Viertheil des ganzen Gebietes der St. Stephanskrone, über welches der Träger dieser Krone zu gebieten hatte. Das Fürstenthum Siebenbürgen mit einigen angrenzenden Comitaten des östlichen und südöstlichen Ungarn bildete seit 1526 ein unter türkischer Oberhoheit stehendes Land, dessen Regenten in ihrer Stellung oft zwischen dem Kaiser und dem Sultan hin und her schwankten, oft auch als die Führer der ungarischen Unzufriedenen auftraten, im Uebrigen aber für die Magyaren in nationaler Hinsicht von großer Bedeutung waren, da am siebenbürgischen Fürstenhofe, wie auf den siebenbürgischen Landtagen und in der Verwaltung des Landes die ungarische Sprache als das officielle Verkehrs- und Verständigungsmittel in Gebrauch geblieben war und demgemäß auch in den Lehranstalten des Landes gelehrt und geübt werden

mußte. In dem „königlichen" Ungarn dagegen hatte in der Gesetzgebung und Verwaltung die lateinische Sprache allmälig die Vorhand gewonnen, ohne jedoch in dieser Zeit die einheimische Nationalsprache gänzlich verdrängen zu können.

Der Kern Ungarns, dessen fruchtbarster und vordem am meisten bevölkerter Theil befand sich seit 1541 in der unmittelbaren Gewalt des türkischen Sultans, nachdem diese Landstriche schon über ein Jahrhundert früher den verheerenden Einfällen der mohammedanischen Renner und Brenner ausgesetzt waren. Am Ende des XVI. Jahrhunderts besaß demnach von den 5163 Quadratmeilen des Königreiches Ungarn und seiner Nebenländer der rechtmäßige Herrscher insgesammt 1222, der türkische Vasallenfürst Siebenbürgens 2082 und der Sultan selbst 1859 Quadratmeilen; im Verlaufe des XVII. Jahrhunderts wurde diese Auftheilung noch weiter zu Gunsten der Türken abgeändert, so daß die Herrschaft des Halbmondes bis auf wenige Meilen Entfernung von Wien vorgerückt war und dadurch das Herz von Mittel-Europa Jahrzehnte hindurch ernstlich bedroht wurde.

Allein diese Zerstückelung des Landes war mit noch erheblichen andern schlimmen Folgen verbunden. Geraume Zeit hindurch, über hundert Jahre, mußte nämlich nicht bloß der Fürst von Siebenbürgen an die türkische Pforte einen jährlichen Vasallenzins entrichten, sondern auch der König von Ungarn, der zugleich römisch-deutscher Kaiser war, sah sich seit 1547 genöthigt, für den Rest des ihm verbliebenen ungarischen Landes einen Jahrestribut von 30 000 Stück Ducaten an den Sultan zu entrichten. Der Fürst von Siebenbürgen bezahlte jährlich 10 000 Stück Ducaten an seinen Herrn in Stambul, und obgleich die damalige Diplomatie diese Zahlungen nur als „Geschenke", als „Ehrengaben" (munus honorarium) erklärte, so waren sie doch in den Augen der Türken und auch der Natur der Sache nach nichts anderes als pflichtiger Tribut christlicher Fürsten an den Erbfeind der Christenheit, der ja ganz Ungarn und Siebenbürgen als ihm gehöriges Eigenthum betrachtete, in dessen wenigen Theilen er den König und den siebenbürgischen Vasallen nur aus besonderer Gnade bis auf Weiteres beließ.

Denn der Türken Sinn und Streben war unablässig auf die Erweiterung des von ihnen eroberten Gebietes gerichtet. Deshalb begannen die Kriege stets von neuem, und selbst die im Laufe des XVI. Jahrhunderts abgeschlossenen Friedens-Verträge waren im Grunde genommen nur Waffenstillstände, während welcher der „große Krieg" ruhte, aber die Streifzüge, Ueberfälle und Freibeutereien an den schwankenden Grenzlinien oder auf nachbarlichem Gebiete ungeschwächt fortdauerten. Zahlreiche Thatsachen und Documente beweisen es, daß durch länger denn

anderthalb Jahrhunderte im Innern Ungarns eigentlich niemals ein wirklicher, dauernder Friede geherrscht hat. Ein genauer Kenner dieser Zeit, der ungarische Universitäts-Professor Franz Salamon, bemerkt hierüber: „Die Scharmützel zwischen den Besatzungen der türkischen und der gegenüberliegenden ungarischen Grenzfestungen hörten beinahe nie auf. Wo wir auch die Chronik jener Zeitepoche aufschlagen, überall — auf der ganzen langen Linie vom Mátra-Gebirge bis zur Adria — nimmt der Guerillakrieg seinen Fortgang. Friede war überhaupt nur insoweit, daß die beiden Parteien keine größere Festung angriffen und nicht mit größern »Reichsheeren« einander Schlachten lieferten. Allein auch hiervon gibt es trotz der Friedensschlüsse mehr als eine Ausnahme. Oft überfielen mitten in solchem Frieden türkische Begs mit ihren Schaaren christliche Orte, namentlich die oberungarischen Bergstädte, steckten diese in Brand, plünderten sie und schleppten die nicht getödteten Einwohner auf türkisches Gebiet, wo sie entweder an asiatische Sklavenhändler öffentlich feil geboten, oder in den Seraildienst gesteckt, oder, die Knaben und Jünglinge, unter die Schaaren der Janitschaaren, der türkischen Kerntruppen, eingereiht wurden; denn der osmanische Sklavenstaat bildete den besten Theil seines Heeres aus geraubten Christenkindern."

Die Türkenherrschaft war auch in Ungarn gleichbedeutend mit der Ausrottung von Menschen und Eigenthum, und das alte deutsche Sprüchwort bewahrheitete sich auch hier: „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst weder Gras noch Kraut." In den türkischen Gebietstheilen Ungarns trat allmälig vollständige Entvölkerung und Verödung ein. Zwar hatten die unter königlicher und siebenbürgischer Herrschaft stehenden Landstriche von den Kriegsereignissen, von innern Unruhen und Parteikämpfen, sowie von den Ausschreitungen der fremden Söldner ebenfalls vieles zu leiden und Schweres zu ertragen; aber zu einer Vernichtung der Cultur und Ausmerzung der Bevölkerung kam es hier denn doch nicht. Das obgleich kleine und verarmte königliche Ungarn, sowie Siebenbürgen und die dazu geschlagenen ungarischen Landestheile machten auf den besuchenden Ausländer noch immer den Eindruck von Culturländern, verblieben trotz des Verfalles und Nierderganges nach wie vor die äußersten Vorposten der europäischen Civilisation im Osten. Dagegen bezeichneten Ruinen und Verwüstung allerwärts die Spuren der unmittelbaren türkischen Herrschaft. Die Osmanen begehrten keineswegs bloß nach beweglichen Gütern, nach Gold und Silber und sonstiger werthvoller fahrender Habe, sondern sie suchten insbesondere die Menschen selbst in ihre Gewalt zu bekommen, um ihre auf dem System der Sklaverei aufgebauten Staatseinrichtungen zu erhalten. Aber auch die Gesellschaft selbst bedurfte der Sklaverei; die Arbeiter in Haus und Feld, sowie die

Handwerker waren Sklaven; desgleichen wurden die Harems der Türken vorwiegend durch geraubte oder gekaufte Christenmädchen bevölkert.

Diese entsetzliche Menschenverwüstung traf mit ganz besonderer Härte gerade jene Gebiete Ungarns, welche ehedem von Einwohnern magyarischer Nationalität dicht bevölkert waren. Die weiten Ebenen von Belgrad bis Erlau und von Großwardein bis Fünfkirchen, Stuhlweißenburg, Raab und Neuhäusel, somit der Kern Ungarns, waren vor 1526 hauptsächlich von Magyaren bewohnt. Diese Gebiete hatten aber durch die langjährigen Invasionen der Türken und dann später durch die unmittelbare türkische Herrschaft am meisten gelitten; so erklärt sich einerseits das Verschwinden des magyarischen Volkselements aus diesen südlichen Landestheilen und anderseits das Nachrücken serbischer und croatischer Flüchtlinge, welche die frühern magyarischen Wohnorte langsam wieder bevölkerten.

Das Bild des politischen und socialen Elends, unter welchem Ungarn im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts schmachtete, wird aber noch durch andere traurige Momente ergänzt. Mit der Vernichtung der staatlichen Selbständigkeit und der territorialen Einheit des Landes, mit der verheerenden Türkenherrschaft und den unablässigen Kämpfen zwischen Kreuz und Halbmond, mit dem Drucke und der Willkür des türkischen Regiments über Person, Leben und Eigenthum der rechtlosen christlichen Bevölkerung auf dem Boden des unterjochten Gebietes, mit dieser entsetzlichen Menschen- und Besitz-Vernichtung ging Hand in Hand der moralische und der intellectuelle Verfall des Volkes, welches unter so vielen harten Heimsuchungen culturell stets tiefer herabsinken mußte.

Dieser zerstörende Einfluß des türkischen Barbarismus und der moslemitischen Christenverfolgung äußerte sich aber auch in den anliegenden christlich gebliebenen Landestheilen, und so darf es den gerechten Beobachter der geschichtlichen Thatsachen und Zustände nicht Wunder nehmen, wenn der im Laufe des XIV. und XV. Jahrhunderts so vielversprechende Aufschwung der materiellen und geistigen Cultur Ungarns durch die erschütternden Katastrophen des XVI. Jahrhunderts unterbrochen und größtentheils vernichtet wurde. Ja, man muß es angesichts der trostlosen öffentlichen Verhältnisse des Landes in dieser Zeit geradezu als eine staunenswürdige Erscheinung betrachten, daß in diesem von Türken und Tataren, von Paschas und Begs, von einheimischen Aufständischen und fremden Söldnern gemarterten, geplünderten und geschundenen Lande noch überhaupt ein geistiges Leben sich zeigen konnte. Und dennoch war dieses der Fall und zwar auf religiös-kirchlichem Gebiete.

Die Kirche hatte mit der Einführung des Christenthums in Ungarn unter dem ersten Könige, dem h. Stephan († 1038), und seinen Nach-

folgern eine hervorragende Stellung genommen. Der apostolische König war nicht nur eifrigst bemüht, sein Volk der christlichen Lehre zuzuwenden und die Bestrebungen der hauptsächlich deutschen und italienischen Missionäre wirksam zu unterstützen, sondern er legte durch die Errichtung von Bisthümern, Abteien und Klöstern und durch die reiche Dotirung derselben mit irdischen Gütern zugleich die feste Grundlage zum Aufbau und zur Entwickelung einer blühenden äußern Kirchen-Organisation, welche in Ungarn auch für das politische, sociale, geistige und wirthschaftliche Leben von um so größerer Bedeutung wurde, als der Klerus auch in staatlichen Dingen einen weitreichenden gesetzlichen Einfluß erhielt. Nach dem spätern ungarischen Staatsrechte bildete die katholische Religion in diesem Lande die herrschende, die Staats-Religion, in welcher dem gekrönten apostolischen Könige das höchste Patronatsrecht mit ganz speciellen Rechten und Befugnissen innerhalb der Kirche zukam. Diese Rechte, welche dem ersten ungarischen Könige, Stephan dem Heiligen, durch Papst Sylvester II. verliehen wurden, betrachten die Könige Ungarns als die ersten Gründer, Stifter und Verleiher aller im Reiche vorkommenden höhern und niedern Kirchen-Beneficien, und kraft der ihnen übertragenen apostolischen Vollmacht führen die Träger der ungarischen St. Stephanskrone nicht nur den Titel der „apostolischen Könige“, sondern sie üben auch rechtmäßig sehr beträchtliche thatsächliche Verfügungen in der Kirche aus.

Infolge dieses höchsten kirchlichen Patronatsrechtes und der apostolischen Vollmacht ernennen die ungarischen Könige aus eigener Machtvollkommenheit alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Pröpste und Domherren, und es bleibt nur die canonische Bestätigung der vom Könige ernannten Bischöfe dem apostolischen Stuhle vorbehalten. Durch die königliche Ernennung erhält der Betreffende sofort die Befugniß zum Anlegen und Tragen der entsprechenden Kleidung und der Abzeichen seiner kirchlichen Würde und tritt auch in den Genuß der mit dem geistlichen Beneficium verbundenen weltlichen Güter, Einkommen, Vorrechte ꝛc. ein. Dieser letztere Umstand hatte namentlich in ältern Zeiten oft zur Folge, daß die Inhaber hoher kirchlicher Pfründen nicht selten sogar der Priesterweihe entbehrten und demgemäß auch weit mehr für die weltlichen Seiten ihrer Stellung, als um ihre geistlichen Pflichten besorgt waren.

Die Verlockung war hierin um so größer, je bedeutender die Einkünfte dieser Beneficien waren und je größer der Machteinfluß, welchen die kirchliche Stelle im Staatsleben auszuüben befugt war. Und dieser Einfluß war insbesondere bei dem höhern Klerus kein geringer. Unter den Ständen des ungarischen Reiches nimmt staatsrechtlich der geistliche oder der „Prälaten-Stand“ den ersten Platz ein; er hat Sitz und

Stimmrecht im Reichstage und genießt ganz außerordentliche Prärogative, wodurch er auch an der Leitung der Staatsgeschäfte rechtlich einen bestimmten Antheil erhält. Die zahlreichen Privilegien, deren sich der höhere Klerus in Ungarn von Alters her erfreuen konnte, waren allerdings auch mit ernsten Pflichten dem Staate gegenüber, insbesondere mit Rücksicht auf die Vertheidigung desselben durch bestimmte, von den Prälaten erhaltene Banderien verbunden, wobei freilich die eigentlichen Pflichten des geistlichen Berufes nicht versäumt werden sollten.

Die Kirchengeschichte Ungarns erzählt denn auch von hervorragenden Erzbischöfen und Bischöfen, die es wohl verstanden haben, ihren wichtigen Aufgaben gegenüber der Kirche und dem Staate in gleich vortrefflicher Weise gerecht zu werden, und das blühende Gedeihen, die vielversprechende Entwickelung, deren sich das ungarische Volk im Verlaufe des Mittelalters bis zum Ende des XV. Jahrhunderts erfreute, legt auch für diese treue Pflichterfüllung des Klerus ein beredtes ehrendes Zeugniß ab.

Allein die Zeiten kamen und schwanden und die Menschen und Verhältnisse änderten sich. Nach dem Tode des kraftvollen Königs Matthias Corvinus († 1490) traten die schon früher aufgekeimten Symptome des politischen, socialen und sittlichen Verfalles stets deutlicher hervor und brachten das ungarische Königreich gar bald an den Rand des Abgrundes. Mit dem Sinken des Ansehens und der Macht des Königs erhob sich eine zügellose Oligarchie, welche voll tyrannischer Willkür auf den untern Volksklassen lastete und den gedrückten Bauernstand zur Verzweiflung und zu einem blutigen Aufstande trieb (1514).

Das Ueberwuchern oligarchischer Einflüsse im Staate und in der Gesellschaft im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts erschütterte aber nicht nur die Macht und das Ansehen der Krone, rief nicht nur eine tiefgehende Spaltung zwischen dem herrsch- und genußsüchtigen hohen und dem patriotisch gesinnten niedern Adel hervor und übte auf Bürger und Bauern einen entsetzlichen Druck aus, sondern diese zügellosen Gewalthaber trugen auch zur sittlichen Corruption des Volkes vieles bei. Für sie war die Kirche ebenfalls nur ein Object zur Bereicherung oder zur Erhöhung ihrer Macht. Im Uebrigen führten die Meisten dieser herrschenden Magnaten ein ganz unkirchliches, unsittliches Leben, verspotteten und verhöhnten die Religion und deren Vorschriften und verleiteten Andere zur Nachahmung ihres Beispieles.

Leider trugen die Zustände in der damaligen Kirche Ungarns selbst vieles dazu bei, um derlei zerstörende Einflüsse zu begünstigen. Aus den Berichten der päpstlichen Nuntien und der venetianischen Gesandten am ungarischen Königshofe erkennt man deutlich die trostlosen kirchlichen

Verhältnisse in Ungarn. In der Leitung der Kirche herrschte Unordnung, die Disciplin war gelockert, der Klerus oft sittenlos. Die geldbedürftige Regierung und die weltlichen Herren trieben mit ihrem Patronatsrechte offenbaren Mißbrauch; man verkaufte die geistlichen Stellen an die Meistbietenden oder verlieh selbe an unwissende, unmoralische oder weltlich gesinnte Verwandte. Die Bischöfe wetteiferten großentheils mit den weltlichen Magnaten in der Pracht, Verschwendung und sinnlichen Lust, und um die Kosten decken zu können, strebten sie nach möglichst großem Gelderwerb. Einige trieben Handel, andere verbanden sich mit Juden zu Wuchergeschäften oder quälten den niedern Klerus so tyrannisch, daß dieser die Reichsstände um Hülfe anging. Ueberdies waren die meisten Prälaten mehr Staatsbeamte als Würdenträger der Kirche und widmeten ihre Zeit und Kraft viel lieber weltlichen Dingen als ihren geistlichen Obliegenheiten; mehrere hatten so wenig Sinn für die Kirche und für ihre Würde, daß sie nicht ein Mal die Priesterweihe empfingen. So war der Graner Erzbischof, das Haupt der Kirche in Ungarn, Ladislaus Szalkai, erstlich zu dem Waitzener, dann zum Erlauer Bisthum gelangt und wurde endlich (1524) Erzbischof von Gran und damit Fürst-Primas von Ungarn, obgleich er nicht ein Mal die niedern geistlichen Weihen besaß. „Er genoß," bemerkt der ungarische Historiker Dr. W. Fraknói, „die materiellen und politischen Vortheile seiner hohen kirchlichen Stellung, ohne die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen oder sich auch nur die kirchliche Gesinnung anzueignen." Und nach diesem Muster waren leider die meisten der damaligen Bischöfe in Ungarn; nur wenige glichen dem tüchtigen Kalocsaer Erzbischofe, Paul Tomori, der ein eben so eifriger und pflichttreuer Hirt seiner Kirche wie ein opferbereiter Sohn des Vaterlandes war, für dessen Vertheidigung er als Anführer in der unglücklichen Schlacht bei Mohács das Leben verlor.

Dem schlimmen Vorbilde von oben her folgten Viele unter der niedern Geistlichkeit. Die Synodalstatuten aus jener Zeit liefern den Beweis, daß die Sitten der Seelsorger den Gläubigen keine Muster christlichen Lebens darboten. Die Geistlichen in Stadt und Land waren zumeist unwissend, verweltlicht und vernachlässigten die Bildung und Erziehung des Volkes, das in Unwissenheit und Aberglaube heranwuchs und deshalb auch von der Lehre der Religion keinen Begriff hatte. Diese verlor überhaupt ihre Macht über die Gemüther; die Religion und der Gottesdienst sanken vielfach zu gewohnheitsmäßigen, äußerlichen Ceremonien herab und es bedurfte nur einer geringen Veranlassung, um in den religiösen Anschauungen und kirchlichen Einrichtungen, welche in Folge der eingerissenen Mißbräuche so viel Unzufriedenheit erzeugt hatten, eine tiefgreifende Umgestaltung hervorzurufen.

Diese Veranlassung bot sich auf zweifache Weise: einmal durch das Auftreten Martin Luther's und dessen Bestrebungen auf kirchlich-reformatorischem Gebiete, und dann durch die politisch-socialen Folgen der Katastrophe bei Mohács.

Die von Luther hervorgerufene Bewegung warf ihre Wellenschläge auf mehrern Wegen gar bald bis nach Ungarn. Der erste Canal, durch welchen diese geistige Fluth hierhergeleitet wurde, eröffnete das deutsche Bürgerthum in den ungarisch-siebenbürgischen Städten, das mit Deutschland seit Jahrhunderten in fortwährenden Handelsverbindungen gestanden, zahlreiche Jünglinge zur wissenschaftlichen Ausbildung dahin gesendet und nicht selten von dort seine Seelsorger und Lehrer berufen hatte. So wurden Luther's Lehren bereits im Jahre 1522 in Oedenburg, Kremnitz, Ofen, Leutschau, Neusohl und zu Hermannstadt in Siebenbürgen verkündigt und zwar großentheils durch die dortige Pfarrgeistlichkeit selbst: außerdem erschienen zahlreiche Mönche des Franciscaner-Ordens als eifrige Verbreiter der kirchlichen Neuerungen und der lutherischen Schriften, welche von den Bürgern willig aufgenommen und in öffentlichen Versammlungen gelesen wurden. Der ungarische Adel, namentlich der niedere Landadel, verhielt sich dagegen im Anfange den kirchlichen Reformbestrebungen gegenüber entschieden feindlich gesinnt, und zwar nicht bloß aus religiösen Motiven, sondern auch aus national-politischen Gründen, denn nach den Berichten der päpstlichen Gesandten war „ein Anschluß der ungarischen Nation an Luther schon darum nicht zu besorgen, weil Ungarn und Deutschland natürliche Gegner seien. Was in dem einen Lande aufgegriffen werde, das wünsche man eben deshalb in dem andern Lande nicht."

Es war auch der Adel, welcher durch seinen Führer, den spätern Palatin Stephan Verböczy, den Verfasser des berühmten ungarischen Gewohnheitsrechtes „Tripartitum", den König auffordern ließ, „die lutherische Ketzerei von Ungarn fern zu halten", und im Jahre 1523 wurde ein Gesetz geschaffen, dem zu Folge „die Lutheraner und deren Gönner" mit dem Tode und mit dem Verlust ihrer Güter bestraft werden sollten. Die Schärfe dieses Gesetzes kam nur ausnahmsweise zur Anwendung; denn die neue Lehre konnte sich am ungarischen Königshofe selbst hoher Protection erfreuen. Der Vetter der Königin, der Markgraf Georg von Brandenburg, war ein Freund der kirchlichen Bewegung und wurde in seinen Bemühungen durch den damaligen kaiserlichen Gesandten Johann Schnaidpeck unterstützt. Diese beiden Männer wußten denn auch die Sympathien der Königin Maria, der Schwester des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, für die Ziele und für die Verkündiger der kirchlichen Reformation zu erregen. Die Königin, eine lebensfrohe, geistvolle Dame in jugendlichem

Alter, interessirte sich lebhaft für die Lehre Luther's, betrachtete dessen Angriffe gegen das Oberhaupt und die Institution der Kirche mit Wohlgefallen und sah Luther's Boten gern an ihrem Hofe. Doch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie niemals daran gedacht hat, sich von der katholischen Kirche zu trennen und einer neuen Glaubenspartei zu folgen; wie denn in jener Zeit (um 1524) noch Wenige geahnt hatten, daß das Auftreten des Wittenberger Mönches eine dauernde kirchliche Spaltung nach sich ziehen werde.

Jedenfalls trug aber das Wohlwollen der Königin und ihrer Umgebung vieles dazu bei, daß die Maßregeln gegen die Verbreitung der kirchlichen Neuerungen nur lässig, mangelhaft und unzureichend in Anwendung kamen und schon darum keineswegs geeignet waren, die im Zuge befindliche Bewegung zum Stillstand zu bringen. Diese griff vielmehr stets weiter um sich und wurde durch die Katastrophe von Mohács noch besonders gefördert. Von zehn Bischöfen waren sieben, darunter die Erzbischöfe von Gran und Kalocsa, auf dem Schlachtfelde geblieben; der König erstickte auf der Flucht beim Uebersetzen des Sumpfbaches Csele, das Land stand dem siegreichen Heere des Sultans offen.

Die nach Mohács folgenden Ereignisse waren der Ausbreitung der neuen kirchlichen Lehren um so günstiger, als einerseits die mit einander kämpfenden Thronprätendenten, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und der siebenbürgische Wojwode Johann Zápolya, aus politischen Parteirücksichten gegen die Neuerungen und deren Anhänger mit aller Schonung vorgingen, und als anderseits die verwaisten Bisthümer von einzelnen Parteigängern occupirt und zu ihren Privatzwecken ausgebeutet wurden. Dieser widerrechtliche Besitz kirchlichen Eigenthums oder das Verlangen nach Erwerb desselben bildete denn auch den kräftigsten Antrieb, daß die oligarchischen Gewalthaber sich der neuen Kirchenlehre voll Eifer zuwendeten. Es war kaum ein Vierteljahrhundert verstrichen, seitdem der Adel die schärfsten Strafen gegen die „Lutheraner und andern Ketzer" vom Könige gefordert hatte, als derselbe Adel in seinen mächtigsten Familien dem Protestantismus zugethan war. Peter Perényi, der das Bisthum Erlau für sich occupirt hatte, war einer der ersten Magnaten, welche sich zum neuen Glauben bekannten. Nach ihm der Palatin Thomas Nádasdy und dessen Gemahlin, welche im Jahre 1541 eine ungarische Uebersetzung der Bibel auf ihre Kosten drucken ließ. Dann Valentin Török, der das Bisthum Neitra „annectirt" hatte, Franz Batthyany, Peter Petrovics, Kaspar Drágfy, Nicolaus Bánffy, Kaspar Magócsy, Franz Révay, Simon Forgács, Nicolaus Zrinyi, die Podmanitzky, Báthory, Ostfy, Esterházy, Illésházy, Horváth, Balassa, Bocskay u. A. vom Herrenstande und die Mehrzahl des niedern Adels bekannten sich zu der

neuen Kirchenlehre. Dasselbe geschah in den Städten, wo die Magistrate unter Beistimmung der Bürgerschaft die Lehren Luther's als verpflichtend für die Einwohner vorschrieben, die treu gebliebenen Priester ihres Amtes enthoben und aus der Stadt wiesen und an deren Stelle Anhänger der neuen Richtung in ihre Kirchen und Schulen beriefen. Die Ausbreitung der neuen Lehre unter den leibeigenen Bauern machte um so geringere Schwierigkeiten, als diese ja auch in ihrem kirchlichen Bekenntnisse dem Befehle ihres Grundherrn folgen mußten. Da hieß es: „Cujus regio, ejus religio" („Wessen das Land, dessen der Glaube"), und es geschah nicht selten, daß die rechtlosen Unterthanen ihr Glaubensbekenntniß auf Befehl ihres Gutsherrn mehrmals zu ändern hatten.

Wie schlimm es um die geistliche Disciplin beim damaligen Klerus in Ungarn bestellt war, das beweisen auch die häufigen Uebertritte höherer kirchlicher Würdenträger in das Lager der Neuerer. Hierbei muß jedoch bemerkt werden, daß man hier in Ungarn (wie in Deutschland) geraume Zeit hindurch den Anschluß an die Lehre Luther's keineswegs als einen Abfall von der Kirche betrachtete, wie denn die Freunde der kirchlichen Bewegung ebenfalls im Anfange so klug waren, an den Glaubenssymbolen und selbst an den kirchlichen Einrichtungen möglichst wenig zu ändern. Es sollten ja bloß die „Mißbräuche" abgestellt werden. Man betrachtete demnach in Ungarn die Augsburger Confession gleichsam für einen „verbesserten" Katholicismus und deren Annahme für unverfänglich, wohl gar für eine Pflicht, da sie sich ja überall auf die Bibel und auf die Einrichtungen der alten Kirche berief. Die heftigsten Verbreiter lutherischer Lehren standen darum nicht an, die gottesdienstlichen Gebräuche im Aeußerlichen unverändert fortzusetzen; sie lasen die Messe, aber in der Landessprache, nahmen die Beichte ab und hielten Gemeinschaft mit ihren katholischen Amtsgenossen, ja, sie verblieben selbst im Verbande mit ihren Bischöfen und Pröpsten, die sie als ihre Vorgesetzten ehrten, entrichteten ihnen den „Kathedralzins", besuchten die jährlichen Capitels- und Dekanats-Versammlungen und wurden von ihnen auch als ihre „ehrwürdigen Brüder" anerkannt und in ihren Rechten geschützt. „So gab es," sagt ein protestantischer Historiker Ungarns, „dem äußern Schein nach (in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts) zwei noch nicht getrennte Kirchen und es traten Tausende der sich fast unmerklich bildenden neuen bei, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß sie aus der alten Kirche ausgeschieden waren."

Dieser im Allgemeinen friedliche Proceß erhielt jedoch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine gewaltige Veränderung. Die Evangelischen besaßen nämlich bis dahin noch keine eigene Kirchenverfassung, bildeten also keine geschlossene Körperschaft, sondern jede Gemeinde

stand allein und war mit den übrigen bloß durch Glauben und Gesinnung verbunden. Da versammelten sich zuerst die Pfarrer der sächsischen Gemeinden Siebenbürgens im Jahre 1545 zur ersten evangelischen Synode in der Stadt Mediasch, auf welcher Versammlung sie einstimmig die Augsburger Confession als Glaubensregel annahmen, die im Kurfürstenthum Sachsen üblichen Kirchengebräuche einführten, die Abbrechung der „überflüssigen" Altäre bis auf einen in der Kirche beschlossen, den Zehnt als Besoldung der Pfarrer beibehielten und die Wahl eines Superintendenten für nothwendig erklärten.

Diese Mediascher Synodalbeschlüsse wurden später (1547) durch wiederholten Beschluß der Sachsen-Universität, dieser obersten Municipalvertretung des Sachsenvolkes, von einer Anzahl Prediger in eine ordentliche „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen" zusammengestellt und als bindende Regel allen unterstehenden Sachsen-Gemeinden aufgetragen.

Im eigentlichen Ungarn machte die Reformation nunmehr auch weitere Schritte zur Organisirung des neuen Kirchenwesens. Schon auf dem Reichstage von 1548 bestand die Mehrzahl der Stände aus Anhängern der Augsburger Confession; dennoch brachte dieser Reichstag einige zum Theil wohlgemeinte Gesetze zur Hebung der katholischen Kirche. Danach wurde verordnet, daß die Kirchengüter den Weltlichen abgenommen, die Bisthümer und Prälaturen mit wissenschaftlichen Männern besetzt, die Ernannten vom Papste unentgeltlich bestätigt werden sollen. Auch haben die Bischöfe in ihren Sprengeln zu residiren. Der König und die Bischöfe mögen Schulen errichten und zu diesem Zwecke auch die Besitzungen verlassener Klöster und Domstifter verwenden. Endlich, und dieser Artikel ist bezeichnend für die Mehrzahl der Stände, sollen „die Anabaptisten und Sacramentirer (Zwinglianer) der Ermahnung Seiner Majestät gemäß überall aus dem Lande vertrieben werden".

Denn mittlerweile war in den Reihen der Freunde und Anhänger der kirchlichen Bewegung auch in Ungarn eine tiefgehende Spaltung eingetreten, nachdem seit dem Jahre 1543 die Lehre Zwingli's hier erst durch den Prediger Matthias Biró von Déva (gewöhnlich „Dévay" genannt, gestorben 1547 zu Debreczin) Verbreitung und großen Anhang, namentlich unter den Magyaren, gefunden hatte. Gar bald übertraf die Zahl der Zwinglianer oder der Calviner jene der Lutheraner, zu welchem Umschwunge vor allem auch nationale Gründe vieles beitrugen. Die Magyaren gaben dem Calvinismus, der aus Frankreich und der Schweiz kam, den Vorzug vor dem deutschen Lutherthum. Darum nennt der Magyar auch heute das calvinische Bekenntniß das „magyarische", die Augsburger Confession dagegen den „deutschen" oder den „slovakischen"

Glauben. Die protestantischen Kernmagyaren hängen vorwiegend dem Calvinismus an; lutherisch sind in Ungarn und Siebenbürgen die Deutschen und die Slovaken.

Es ist ferner unleugbar, daß die Pflege der Volkssprache in Wort und Schrift der kirchlichen Bewegung bedeutenden Vorschub geleistet hat. Die magyarische Nationallitteratur trägt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen fast ausschließlich protestantischen Charakter an sich. An diesem Punkte mußte auch von Seiten der Katholiken die Arbeit zur Wiedergewinnung des verlorenen Bodens im Volke aufgenommen werden.

Ein gewaltiger Hebel zur Verbreitung und Befestigung der kirchlichen Neuerungen war ferner das protestantische Schulwesen, wie selbes insbesondere in den Städten Ungarns und Siebenbürgens unter dem Einflusse der kirchlichen Bewegung sich entwickelt hatte. Während nämlich die alte Kirche und deren Träger und Anstalten in Ungarn durch innere Schuld und äußere Heimsuchungen schwer darniederlag, entfalteten die Männer der kirchlichen Reform nach dem Beispiel ihrer Vorbilder in Deutschland und in der Schweiz auch auf dem Gebiete der Jugendbildung eine ungemeine Rührigkeit. Studirende Jünglinge aus Ungarn ziehen schaarenweise an die Hochschule nach Wittenberg, wo im 16. Jahrhundert allein über 1000 Ungarn ihren Studien oblagen. Außerdem waren noch die Universitäten in Basel, Frankfurt a. d. O., Breslau, Heidelberg, Jena, Krakau, Straßburg von ungarischen Jünglingen gern besucht. Von dorther brachten sie nicht bloß wissenschaftliche Kenntnisse, sondern auch Sympathieen für die kirchliche Bewegung nach ihrem Vaterlande zurück.

Luther und Melanchthon waren selber „Schulmeister“ und ihre gesammten Bestrebungen hatten ein nach ihrem Geiste eingerichtetes Schulwesen zur Voraussetzung; die protestantischen Synoden ergriffen in Ungarn ebenfalls die Angelegenheiten der Schule mit besonderm Eifer: Schule und Lehrer blieben auf allen Stufen des Unterrichts im engen Zusammenhang mit der Kirche.

In Ungarn wetteiferten einzelne Magnaten und die Städte in der Gründung von Schulen, in der Berufung trefflicher Lehrkräfte, in der Unterstützung dürftiger Studenten. Als besonders schuleifrige Städte sind zu nennen: Bartfeld, Neusohl, Eperies, Kaschau, Kesmark, Kremnitz, Leutschau, Schemnitz, Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Weißenburg u. a. Um nicht zu weitläufig zu werden, führen wir nur die eine Thatsache an, daß gegen Ende des XVI. Jahrhunderts die Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen die stattliche Anzahl von 129 Gymnasien besaßen, indessen die Katholiken nur 24 Lehranstalten dieser Art aufzu-

weisen vermochten. Diesen beiden Ziffern entsprach auch ungefähr das Verhältniß der Confessionen in der Bevölkerung selbst.

Inzwischen hatten auch die Evangelischen im eigentlichen Ungarn zuerst auf der Synode zu Erdöd im Szatmárer Comitat (1544) und die Pfarrer der fünf oberungarischen Freistädte (Kaschau, Eperies, Bartfeld, Zeben und Leutschau) zu Eperies (1546) in besondern Beschlußfassungen sich für die Artikel der Augsburger Confession offen erklärt, und auf der zu Tornya im Komitate Bereg 1550 abgehaltenen Versammlung beschlossen die anwesenden Pfarrer dieses Bekenntnisses die Wahl der Superintendenten, und setzten deren Obliegenheiten fest. Die Siebenbürger Sachsen wählten ihren ersten Superintendenten auf der Hermannstädter Synode 1552; im eigentlichen Ungarn fand die erste Superintendentenwahl zu Ovár bei Szatmár im Jahre 1554 statt. In andern Theilen des Landes wurden diese Beispiele nachgeahmt und auf diese Weise lösten sich auch die letzten Bande zwischen den Anhängern Luther's und der katholischen Kirche und deren Bischöfen. Erst von da an trat ein neues Kirchenwesen in's Leben, das indessen seinen Bestand nicht bloß gegenüber der alten Kirche zu vertheidigen, sondern noch weit größere Gefahren von Seite der „Reformirten" zu bestehen hatte.

Denn trotz des Widerstandes, welchen Katholiken und Lutheraner den Bestrebungen der Jünger Calvin's entgegensetzten, nahm diese „reformirte" Kirche in Ungarn dennoch einen ungemein raschen Aufschwung. Der Kampf zwischen den Evangelischen und den Calvinern war ein sehr heftiger, ein erbitterter und schonungsloser. Er wurde zuerst in Siebenbürgen durch ein Landesgesetz im Wesentlichen abgeschwächt. Hier hatte nämlich nach der Ermordung des Cardinal-Bischofs und Statthalters Georg Martinuzzi (1551) die österreichische Partei bald wieder dem Türkenschützling, dem Fürsten Johann Sigismund Zápolya weichen müssen. Dieser war selber ein Anhänger der kirchlichen Neuerungen, und nachdem der von Kaiser Ferdinand ernannte katholische Bischof aus dem Lande vertrieben worden war, erklärte der siebenbürgische Landtag zu Torda (1557), daß „es Jedermann freistehe, sich zu der Religion zu bekennen, welche ihm gefällt", und sieben Jahre später (1564) wurde ebenfalls zu Torda gesetzlich Jedermann gestattet, „sich zu der Klausenburger (reformirten) oder zur Hermannstädter (lutherischen) Kirche zu bekennen". Nun wählten auch die „Reformirten" in Siebenbürgen ihren ersten Superintendenten und organisirten ihr besonderes Kirchenwesen.

Länger und heftiger dauerte der Streit zwischen den beiden feindlich gewordenen protestantischen Strömungen in Ungarn, wo die Städte Debreczin und Großwardein der Hauptsitz des Calvinismus geworden waren. Erst auf der Synode zu Tarczal (1562) geschah der erste Schritt

zur äußerlichen Trennung der Reformirten von den Lutherischen; die völlige Scheidung erfolgte auf der Synode zu Debreczin im Jahre 1567, wo die Aufrichtung eines besondern Kirchenthums unter Feststellung eines kurzen Glaubensbekenntnisses und einer ausführlichen Kirchenorganisation von den Anhängern Calvin's beschlossen wurde.

Während die Christen in solcher Weise mit einander haderten, drang der Türke bis tief in das Herz des Landes vor und besetzte im Jahre 1541 dessen Hauptstadt Ofen, von wo aus er dann seine Macht nach allen Richtungen ausbreitete. Diese Türkenherrschaft traf mit besonderer Härte die katholische Kirche. Vor allem vernichtete sie in den occupirten Landestheilen die kirchliche Verwaltung. Die Gebiete und Güter des Graner Erzbisthums mit Gran selbst und jene des Neitraer Bisthums geriethen größentheils, die von Raab zu einem Drittel in die Gewalt des Osmanen; vollständig eroberten diese die Kirchensprengel von Kalocsa, Waitzen, Fünfkirchen, Csanád, Weßprim und Bosnien; später auch einen großen Theil von Großwardein mit dieser Stadt und Festung selbst.

Die Bischöfe dieser Bisthümer trugen nur den Titel ihrer Diöcesen; denn ein Besuch derselben oder gar ein Wohnen daselbst war ihnen von den Ungläubigen nicht gestattet. Es blieben nur einzelne Klöster hier und da bestehen, oder Pfarreien, die jedoch, ohne Verbindung mit ihren Bischöfen und ohne hierarchische Ordnung, nur ein kümmerliches Dasein fristen konnten. Dem Türken war jedwedes christliche Bekenntniß ein Greuel, er verabscheute alle in gleichem Maße; allein bei seiner sonstigen Indolenz duldete er die vorhandenen Christengemeinden, gestattete die Ausübung ihres Gottesdienstes; nur den Katholiken waren bedrückende Einschränkungen auferlegt. Denn die katholische Kirche erschien dem Sultan als ein natürlicher Bundesgenosse seines zumeist gefürchteten Gegners, des deutschen Kaisers und Königs von Ungarn. Da die Protestanten in mancher Hinsicht in demselben ebenfalls einen Hauptgegner ihrer Bestrebungen erkennen mußten, so entfaltete sich eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Türken und Protestanten in Ungarn. In Folge dieser Interessengemeinschaft behandelten die Moslim die Lutheraner und Calviner mit einiger Schonung, und darin bestand die ganze, von einigen modernen Historikern so hoch gepriesene „Toleranz der Türken in Glaubenssachen". Uebrigens lag es ja schon im eigensten Interesse der Eroberer, die Bevölkerung nicht mit einem Schlage auszurotten; aber immerhin gaben sie den Protestanten vor den Katholiken den Vorzug, weil die letztern schon vermöge ihrer kirchlichen Verfassung dem ungarischen Könige mehr zugethan waren und dadurch bei den Türken in politischer Beziehung Verdacht erregten. Wo also zwischen den Anhängern

der alten Kirche und den Neuerern ein Streit entstand, da stellten sich die türkischen Behörden in der Regel auf die Seite der Protestanten, und wo der Katholicismus nicht gänzlich zu vertilgen war, da waren die Osmanen bemüht, den Gläubigen und Priestern das Leben möglichst zu verbittern. Die Katholiken erhielten nur selten die Erlaubniß, einen Pfarrer zu besitzen. Wo aber ein Seelsorger war, dort gab es keine Kirche, und die Erlaubniß zum Bauen einer solchen konnte nur um hohen Preis erlangt werden.

Auf diese Weise erklärt es sich wohl zur Genüge, daß in den unmittelbar der türkischen Herrschaft unterworfenen Landestheilen der Katholicismus zu Ende des XVI. Jahrhunderts fast gänzlich ausgestorben war. In Südungarn, auf dem Gebiete der Csanáder Diöcese, dem „Temeser Banate", dann in dem Zwischenstromlande der Donau und Theiß gab es kaum einige katholische Pfarreien, welche aber sehr häufig des Seelsorgers entbehren mußten. Die nichttürkische Bevölkerung war zum überwiegenden Theile nichtkatholisch geworden.

In den Zeiten des politischen und socialen Elends im XVI. Jahrhunderte gedieh übrigens das kirchliche Sectenwesen auch in Ungarn auf üppige Weise. Zu den Anhängern des Lutherthums und des Calvinismus kamen bald in Siebenbürgen die Arianer oder Unitarier, welche die göttliche Trinität leugneten, und die Sabbatharier, die sich dem Judenthum näherten. Daneben lebten in Siebenbürgen und Südungarn zahlreiche Bekenner der griechisch-orientalischen Kirche; sodann gab es noch „Neu-Christen" oder Anabaptisten und Juden in beträchtlicher Menge; nicht zu übersehen waren endlich auch die herrschenden Mohammedaner selbst, so daß das Gemisch in confessioneller Hinsicht wahrlich erschreckende Manchfaltigkeit aufwies.

Seit dem ersten Auftreten Luther's waren kaum zwei Menschenalter verstrichen und doch genügte diese Zeit, um das Bild der kirchlichen Zustände in Ungarn total zu verändern. Das Reich des h. Stephan war zu Ende des XVI. Jahrhunderts ein Land des Protestantismus geworden, in welchem man über 2000 protestantische Pfarreien zählte und wo selbst in den königlich verbliebenen Landestheilen die Bevölkerung kaum noch zu einem Drittel der alten Kirche treu geblieben war. „Die ungarische Kirche," so schrieb der Graner Propst Nicolaus Telegdy am 12. Mai 1567 an den Papst, „steht am äußersten Rande des Unterganges. . . . Die Furcht vor dem Verderben, das über uns hereingebrochen ist und uns zu verschlingen droht, zwingt uns, in dieser höchsten Noth den gnädigen und huldvollen Beistand Euerer Heiligkeit zu erflehen." Dies war zu jener Zeit, da unter Kaiser Maximilian II. die kaiserlichen Feldherren Schwendi und Rueber selbst in Ober-Ungarn lutherische Gemeinden

stiften und mit Predigern versehen durften. Man erzählt, daß gegen Ende der Regierung Maximilian's († 1576) in Ungarn nur noch drei Familien von hohem Adel der katholischen Kirche angehört haben. Thatsächlich stand die übergroße Mehrheit des ungarischen Adels auf Seiten der kirchlichen Neuerer und mit ihm auch die leibeigene Bauernschaft in den Dörfern; desgleichen gehörte in den Städten entweder die ganze Bürgerschaft oder doch die überwiegende Mehrzahl derselben den protestantischen Bekenntnissen an. In Siebenbürgen waren die drei Confessionen der Lutheraner, der Calviner und der Unitarier gesetzlich anerkannt und gleichberechtigt, die katholische Kirche und deren Priester dagegen landesverwiesen; die griechisch-orientalischen Rumänen daselbst besaßen weder bürgerliche noch kirchliche Rechte. Nur in den königlich verbliebenen Theilen von Croatien und Slavonien konnte die Reformation keinen Boden gewinnen; hier behauptete die Kirche ihr alte Stellung.

Als Kaiser Maximilian II. in's Grab stieg, war bereits jener Mann geboren, dessen Wirksamkeit man in erster Linie die Wiedergewinnung des größten Theiles der Bevölkerung Ungarns für die katholische Kirche zuschreiben muß. Es war Peter Pázmány, erst Mitglied der Gesellschaft Jesu und dann Cardinal-Fürstprimas von Ungarn.

Peter Pázmány's Herkunft und Jugendzeit.

Die ungarischen Chronisten erzählen, daß bereits am Ende des X. Jahrhunderts, als nach der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg (10. Aug. 955) den verheerenden Einfällen der heidnischen Magyaren nach Deutschland ein Ziel gesetzt worden war und diese Fremdlinge unter ihrem Herzoge Geisa sich einem mehr friedlichen Leben zuzuwenden begannen, zahlreiche Geistliche und Ritter in das Land an der Donau gezogen seien, um hier theils als Missionäre der Verbreitung des Wortes Gottes und der Bekehrung des Magyaren-Volkes zum Christenthume zu dienen, theils um ihren Arm und ihr gutes Schwert dem ungarischen Herzoge zu leihen.

Unter den ritterlichen Ankömmlingen sollen sich auch zwei Grafen, die Brüder Hunt und Páznán (Pazman) befunden haben. Als deren Heimath wird von den Einen Bayern, von Andern Schwaben genannt. Sie kamen mit großem Gefolge von Bewaffneten hierher, um durch Ungarn ihren Weg nach dem heiligen Lande fortzusetzen. Auf die Bitten des Herzogs Geisa änderten sie jedoch ihre Absicht, blieben im Ungarnlande und erfreuten sich eines besondern Ansehens am herzoglichen Hofe. Ihnen wurde die Auszeichnung zu Theil, den Sohn und Nachfolger

des Herzogs, Vajk, den nachmaligen ersten König von Ungarn, Stephan den Heiligen, am Granflusse nach deutscher Sitte durch die Umgürtung des Schwertes zum Ritter zu schlagen, und sie bildeten sodann des Prinzen und nachherigen Königs Leibwächter und Beschützer. In dieser Eigenschaft führten sie später auch rühmlich das Heer des Königs gegen die innern Aufständischen, namentlich gegen den Stammeshäuptling Kupa im Somogyer Comitat, der des christlichen Königs Autorität, sowie dessen politische und kirchliche Anordnungen und Einrichtungen nicht anerkennen wollte. Für ihre Treue erhielten die Grafen Hunt und Páznán weitläufige Güter an den Flüssen Gran und Eipel in Oberungarn zu Eigen; sie wurden die Gründer des adeligen Geschlechts der Hunt-Páznán, von welchem mehrere ausgezeichnete ungarische Magnaten-Familien, so z. B. die Grafen Forgách, ihre Abkunft herleiten.

Der berühmteste Sprößling aus dem Stamme Hunt-Páznán war jedoch Peter Pázmány, der nachmalige Erzbischof von Gran und Cardinal-Fürstprimas von Ungarn.

Ob er selber die Tradition der Abstammung von den obgenannten deutschen Grafen für historische Wahrheit gehalten, läßt sich genau nicht nachweisen, wohl aber vermuthen, da er in einer Schrift an den ungarischen Reichstag im Jahre 1608 sich darauf beruft, daß seine Ahnen „von den Zeiten des heiligen Königs Stephan an begüterte Edelleute gewesen seien“. Das Geschlecht der Hunt-Páznán erscheint übrigens wiederholt in Urkunden aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, doch erst vom Jahre 1430 an kann man den Stammbaum der Familie lückenlos bis auf unsern Peter P. verfolgen.

Dessen Vater war Nikolaus P. de Panaß, Besitzer der Ortschaft Panaß im Biharer Comitate, wo er im Jahre 1565 auch das Amt eines Vicegespans bekleidete. Die Mutter, Margaretha, war von italienischer Abkunft, eine geborene Massai, aus dem alten Markgrafen-Geschlecht der Massa, von denen ein Zweig sich in Ungarn niedergelassen hatte.

Peter P. wurde am 4. October 1570 zu Großwardein geboren, wohin die Eltern wegen der größern Sicherheit vor den streifenden Türkenhorden übergesiedelt waren. Großwardein war eine Lieblingsstadt des ungarischen Königs Ladislaus des Heiligen, der hier auch das Bisthum gegründet hatte, und gehörte schon seit dem vierzehnten Jahrhundert zu den bedeutendsten Städten des Landes. Hier hatte nach 1526 der König Johann (Zápolya) wiederholt seinen Sitz aufgeschlagen; seit 1556 bildete die Stadt den Vorort der mit Siebenbürgen vereinigten ungarischen Landestheile und blieb ein strategisch wichtiger Stützpunkt der ganzen Gegend. Gern nahmen die siebenbürgischen Fürsten in der wohl befestigten, bevölkerten und gewerbthätigen Stadt ihren Aufenthalt, und

Fürst Christoph Báthory verlieh in dem Privilegium vom Jahre 1580 allen Bürgern der Stadt adeligen Rang und Wappen.

Wie bereits angedeutet, war eben das Heimaths-Comitat P's, Bihar, und vorab die Stadt Debreczin, der Hauptsitz des Calvinismus in Ungarn; die meisten magyarischen Adelsfamilien bekannten sich damals zu der seit 1567 hier constituirten „reformirten" Kirche. Auch in Großwardein hatte der Protestantismus die Oberhand gewonnen; der Bischof, das Domcapitel und die übrigen katholischen Geistlichen verließen die Stadt, welche zu einem Brennpunkte der kirchlichen Bewegung geworden war. Gleich dem übrigen Adel von Bihar bekannten sich auch P's Eltern zum Calvinismus, und sie ließen ihren Sohn in demselben Glaubensbekenntnisse erziehen. Als der Knabe dreizehn Jahre alt war, schickten ihn die Eltern zur weitern Ausbildung nach Klausenburg und zwar in das dortige Jesuiten-Collegium, welches trotz seines kurzen Bestandes sich bereits eines großen Rufes und zahlreichen Besuches von Katholiken und Nichtkatholiken erfreuen konnte.

Obwohl nämlich die katholische Kirche in Siebenbürgen verpönt war, hatte Fürst Stephan Báthory, später König von Polen, seinem Bruder und Nachfolger auf dem siebenbürgischen Fürstenthron, Christoph Báthory, im Jahre 1579 zwölf Jesuitenpatres gesendet, denen der Letztere die Abtei von Kolosmonostor und mehrere Ortschaften verlieh. Die Väter der Gesellschaft Jesu legten voll Eifer die Hand an's Werk und besaßen bald in Kolosmonostor, Klausenburg und Weißenburg Collegien und Schulen, welche sich rasch einen guten Namen errangen. Fürst Christoph Báthory übertrug den Jesuiten auch die Erziehung seines Sohnes und Nachfolgers, des nachmaligen Fürsten Sigismund. Die ausschließlich protestantischen Landstände betrachteten die Niederlassung und den Aufschwung der Jesuiten allerdings mit großem Verdruß, und obgleich sie bezüglich der drei Collegien in Kolosmonostor, Klausenburg und Weißenburg sich schließlich zufrieden gaben, stellten sie dennoch im Jahre 1581 an den Fürsten das bestimmte Ersuchen, daß er „weder in einer Stadt noch in einem Dorfe irgendwo in diesem Lande solcherlei Lehrer mit Gewalt oder Androhung weiter bestellen oder ansiedeln möge". Die glücklichen Unterrichtserfolge der Jesuiten lockten, wie erwähnt, zahlreiche Schüler herbei, und die Großen und Adeligen des Landes ohne Unterschied der Confession sendeten ihre Söhne in diese Anstalten. Deshalb erhoben die siebenbürgischen Stände auf dem Landtag zu Mediasch im Jahre 1588 neuerdings offene Klage und beschuldigten die Jesuiten, daß „sie ihre Netze auch über Siebenbürgen auswerfen, indem sie die Söhne den Armen ihrer Väter zu entreißen und in ihr Netz zu bringen suchten". In

Klausenburg hätten sie unter dem Namen einer Akademie eine mächtige Veste gegen den Protestantismus aufgerichtet.

Thatsächlich übten jedoch die Jesuiten in erster Line dadurch einen großen Einfluß auf ihre Zeitgenossen aus, daß ihr Unterricht ein besserer war als derjenige in den gleichzeitigen protestantischen Lehranstalten. Diese Thatsache wurde selbst von Seiten der Protestanten, wenn auch mit begreiflichem Bedauern, anerkannt. Die höhere Bildung, welche die Jünglinge bei den Jesuiten sich erwerben konnten, war sicherlich bei den protestantischen Eltern das Hauptmotiv, daß auch sie ihre Söhne den sonst gemiedenen katholischen Geistlichen und ihrer Leitung anvertrauten.

Die Eltern P's wurden offenbar auch durch diesen Umstand veranlaßt, ihren Sohn Peter dem Klausenburger Jesuiten-Collegium zur Erziehung anzuvertrauen. Ueberdies wirkte hier noch ein anderer Factor bedeutsam ein. Als Peter P. ungefähr zehn Jahre alt war, starb seine Mutter; der Vater vermählte sich zum zweiten Male mit Barbara Toldi, welche zu den begütertsten Familien in Bihar und zu jenen wenigen Adelsgeschlechtern gehörte, die inmitten der kirchlichen Neuerungen dem katholischen Glauben unwandelbar treu geblieben waren. Fast gleichzeitig trat in Großwardein Pater Stephan Szántó, der erste ungarische Jesuit, als Prediger und Seelsorger der kleinen Katholikengemeinde auf, die ihn wie einen Schutzengel begrüßte und verehrte. P. Szántó war sicherlich auch im Hause des Vicegespans P. ein gern gesehener Gast, und seinem Einflusse, verbunden mit den Bestrebungen der katholischen Stiefmutter, hat man es ohne Zweifel im Wesentlichen zuzuschreiben, daß der hochbegabte Sohn des Hauses, Peter, in seinem dreizehnten Lebensjahre (1582) ebenfalls zur katholischen Kirche übertrat, deren Zierde und Leuchte er werden sollte. Peter blieb bis etwa 1583 im väterlichen Hause, und wurde dann in das Jesuiten-Collegium nach Klausenburg geschickt. Hier genoß der hochbegabte heranreifende Jüngling einen vortrefflichen Unterricht in den Fächern des Gymnasial-Unterrichts, wie solchen die Jesuiten in ihren Anstalten ganz eigenartig, doch für alle Länder, wo sie auftraten, gleichmäßig organisirt hatten. P. verbrachte mehrere Jahre in Klausenburg und begann daselbst wahrscheinlich auch die philosophischen Studien. Das gründliche Wissen und die umfassende Bildung seiner Lehrer, deren selbstlose Hingebung und herablassende Bescheidenhit gewannen das Herz des Jünglings, der voll aufrichtiger religiöser Begeisterung sich dem Gedanken hingab, in die Fußstapfen dieser seiner hochverdienten Lehrer zu treten. Es war im Jahre 1587, als Peter P. den weittragenden Entschluß faßte, in seinem siebenzehnten Lebensjahre ein Mitglied der Gesellschaft Jesu zu werden. Die Eltern mochten diesen Schritt ihres Sohnes gebilligt haben.

Die Obern des Jesuiten-Ordens begrüßten ihrerseits den Eintritt eines so begabten Sprößlings einer angesehenen Adelsfamilie mit großer Freude. Sie schickten den jungen Novizen mit vier andern ungarischen Jünglingen, die gleichzeitig eingetreten waren, nach Krakau, wo sie das strenge, zweijährige Noviziat bestehen sollten. Das rauhe nördliche Klima war jedoch der Gesundheit P's abträglich, und so wurde derselbe nach zwei Jahren in das Wiener Jesuiten-Collegium versetzt. Hier verbrachte er unter eifrigen religiösen Uebungen und fleißigen Studien drei Jahre (1589—1592), während welcher Zeit er namentlich die philosophischen Vorlesungen des P. Wilhelm Wright besucht hatte. Nach Beendigung der Studien in Wien kam P. (10. März 1593) nach Rom, um daselbst im Centrum der Christenheit sich insbesondere mit den theologischen Wissenschaften unter der Leitung ausgezeichneter Gelehrten, der PP. Vasquez, Valentin, Mutius de Angelis a. A., zu beschäftigen. In dieser Zeit (1593) stand an der Spitze des Jesuiten-Collegiums zu Rom Robert Bellarmin, der spätere Cardinal und größte katholische Theologe seines Jahrhunderts. Er hatte eben damals (1592) sein Hauptwerk: „Disputationes de controversiis christ. fidei adversus hujus temporis haereticos“ (Romae 1581—92, vol. 3), beendigt; sowohl dadurch wie durch das lehrende lebendige Wort, den persönlichen Umgang und durch seinen musterhaften Lebenswandel übte Bellarmin einen überwältigenden Eindruck auf P. aus, der in dem gelehrten, gottbegeisterten Priester und sittenstrengen Manne ein Vorbild für sich selber erblickte, und der seine eigene schriftstellerische Laufbahn mit der Vertheidigung des hervorragenden Theologen und Polemikers eröffnete (1603).

Ueberhaupt genoß P. in der Hauptstadt der Christenheit nicht nur die Lehre und den bildenden Verkehr bedeutender Männer, sondern er war auch Zeuge der mächtigen Ereignisse, welche damals insbesondere auf kirchlichem Gebiet die Geister und die Schwerter in Bewegung setzten. Der aufstrebende Jesuiten-Orden feierte bereits seine Triumphe auf dem Felde der Wissenschaft wie in der Vertheidigung katholischer Lehre und in der freudigen Aufopferung der Freiheit und des Lebens seiner Mitglieder für die Kirche. Die Verfolgungen der Katholiken und ihrer Priester in England, Schottland, in den skandinavischen Reichen, in Holland und in der Schweiz trafen vor allem die Söhne des h. Ignatius von Loyola, die eben zu dieser Zeit die Heilslehre des Evangeliums zum ersten Male den Heiden in China und Japan verkündeten.

„Die Schule und das Leben,“ sagt der ungarische Biograph P's, Dr. Wilhelm Fraknói, „erinnerte P. unaufhörlich daran, daß er kein anderes Lebensziel habe, als im Interesse der Verbreitung des Glaubens und des Gedeihens der Kirche seine ganze Kraft zu entfalten, alle seine

Fähigkeiten und selbst sein Leben zum Opfer zu bringen." Er (P.) selber schreibt später: „Seitdem Gott der Herr in Seiner großen Gnade meine Unwürdigkeit für den geistlichen Beruf gewählt hatte, hielt ich kein anderes Ziel vor Augen, als dem Herrn zu dienen, mit meinen schwachen Kräften Seine heilige Wahrheit zu beschützen, zu verbreiten und die im Glauben Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen."

Ungefähr zehn Jahre dauerte die religiöse und wissenschaftliche Vorbereitung P's für seinen künftigen Beruf als Priester und Lehrer. Im Jahre 1596 hatte er den Rang eines Doctors der Theologie erlangt. Seine Vorgesetzten, welche die ungewöhnlichen geistigen Anlagen und Fähigkeiten des strebsamen Jünglings erkannt hatten, waren bemüht, dem jungen Jesuitenpater einen entsprechenden Wirkungskreis anzuweisen.

Pázmány als Lehrer.

Am 26. October 1597 erhielt der Baccalaureus und Licentiat Peter Pázmány an der Universität zu Graz das Magisterium der Philosophie und wurde nach empfangener Priesterweihe erstlich zum Präfect des Jesuiten-Convicts und 1598 zum Professor der Philosophie an der Grazer Hochschule bestellt. In Graz hatte der Erzherzog Karl von Innerösterreich die Gründung eines Jesuiten-Collegiums schon im Jahre 1571 beschlossen und diesen Entschluß dann im Jahre 1572 thatsächlich ausgeführt; doch datirt die erzherzogliche Stiftungsurkunde des Grazer Jesuiten-Collegiums erst vom 12. November 1573, in welchem Jahre auch die Lateinschule an diesem Collegium eröffnet wurde. Nachdem das Collegium und die Schule durch Neubauten, durch die Errichtung eines Convictes und durch Vermehrung der Schulklassen, sowie durch die Herstellung einer Buchdruckerei in den nächsten Jahren sich beträchtlich vergrößert und auch die geistliche und litterarische Thätigkeit der Jesuiten in Steiermark, Kärnthen und Krain einen namhaften Umfang angenommen hatte, dehnten die Jesuiten seit 1579 ihre Lehrthätigkeit auch auf die höhern philosophischen und theologischen Studien aus, bis dann im Jahre 1584 Erzherzog Karl die Gründung einer Universität in Graz beschloß und diese mittels Stiftungsurkunde vom 1. Januar 1585 in's Leben rief. Unter demselben Datum wurde die neue Hochschule auch vom Papste bestätigt, während die kaiserliche Genehmigung erst unter dem 29. April 1586 erfolgte.

Das Lehramt an dieser Universität war von ihrem Stifter den Jesuiten anvertraut worden, und als Pater P. seine Lehrthätigkeit daselbst begann, hatte diese Hochschule eben das erste Jahrzehnt ihres Bestandes

zurückgelegt. Nichtsdestoweniger erfreute sich dieselbe durch die besondere Gunst des Erzherzogs Karl, ihres Stifters, und dessen Sohnes und Nachfolgers, des Erzherzogs Ferdinand (nachmaligen Kaisers und Königs), der an der Grazer alma mater studirt hatte, sowie durch den Eifer und die wissenschaftliche Bedeutung der Professoren gar bald eines raschen und blühenden Aufschwunges; schon zu Anfang des Studienjahres 1594/95 betrug die Gesammtzahl der Studenten 600, und diese Zahl hob sich nicht lange danach bis auf tausend und darüber. Es waren Angehörige verschiedener Nationalitäten (Deutsche, Polen, Ungarn, Croaten, Slavonier, Italiener u. a.) und Stände (vom Erzherzog bis herab zum bäuerlichen Bettelstudent), welche die Universität besuchten.

P. eröffnete seine Lehrerlaufbahn mit Vorlesungen über Logik oder Dialektik im Studienjahre 1597/98; darauf folgten Vorträge über Physik und Metaphysik, selbstverständlich auf Grund jenes Systems und jener Principien, wie solche in den Lehranstalten der Jesuiten angenommen worden waren. P. war jedoch ein viel zu selbständig angelegtes Talent, als daß er nur sklavisch den Spuren seiner Vorgänger gefolgt wäre. Er arbeitete demnach für jene Fächer, welche er in seinen Vorlesungen behandelte, besondere Leitfäden oder Lehrbücher zum Gebrauch seiner Schüler aus.

In seiner „Dialektik" legte er das Hauptgewicht auf die Entwickelung jener Fragen, welche mit den übrigen Partieen der Philosophie und mit der Theologie in Verbindung stehen. Vor allem wünschte er die Beleuchtung und Vertheidigung der Geheimnisse und Wahrheiten des katholischen Glaubens zu befördern. Die Darstellung ist klar, deutlich und übersieht nie, daß sie den Neulingen in der Wissenschaft zu dienen bestimmt ist. Der „Dialektik" folgte die „Physik", in welcher der Verfasser die Grundursachen, den Urstoff und die Urgestalten der natürlichen Wesen untersucht. Eingehend behandelt er die Fragen von Ursache und Wirkung, von der Schwere, von Zeit, Raum und Ferne, von der Bewegung und Veränderung u. s. w. Nach der Auffassung seiner Zeit bespricht P. in seiner „Physik" auch die anorganischen und organischen Wesen, und zwar diese letztern nach Plinius. Die Schrift zeugt von reichen Kenntnissen und großer Belesenheit. Der Verfasser ist ebenso bei den alten Griechen wie bei den mittelalterlichen Scholastikern und den neueren Philosophen zu Hause.

Außer diesen beiden im Manuscripte vorhandenen Lehrbüchern verfaßte P. noch eine „Metaphysik", als den Abschluß der philosophischen Disciplinen. Diese Schrift ist jedoch nicht mehr vorhanden.

Nachdem P. seine lehramtliche Thätigkeit von 1601—1603 durch einen Aufenthalt in Ungarn, auf welchen wir noch zu sprechen kommen,

unterbrechen mußte, übernahm er im September 1603 auf Geheiß seiner Obern für kurze Zeit das Amt eines akademischen Predigers und Studienpräfecten, dann aber (seit Anfang November 1603) die Lehrkanzel der sogenannten scholastischen Theologie an der Grazer Universität. Dieser systematische Unterricht in der Theologie bot ihm zugleich Gelegenheit, noch tiefer einzudringen in jenen Kreis der Kenntnisse, woraus er dann die Waffen für seine zahlreichen theologischen Streitschriften entnahm. Auch konnte er der rein wissenschaftlichen und litterarischen Arbeit jetzt abermals ungestört seine Kraft widmen, und die reiche Bibliothek der Universität bot ihm alle jene gelehrten Hülfsmittel, deren er in Ungarn damals entrathen mußte.

Auch als Professor der Theologie erfüllte ihn in erster Reihe das Bestreben, den lernbegierigen Hörern das Studium durch die Abfassung eines zweckmäßigen Lehrbuches zu erleichtern und fruchtbringender zu machen. Die Universitätsbibliothek in Budapest bewahrt eine Handschrift von dritthalbtausend Seiten, auf denen P. seine theologischen Vorlesungen in den vier Jahren 1603—1607 niedergeschrieben hatte, und worin er die vorzüglichsten Quellenwerke und selbst die neuesten litterarischen Producte sorgfältig benützte.

Da die Jesuiten auch in der Theologie den Spuren des h. Thomas von Aquino folgten, resp. die „Summa“ dieses Kirchenlehrers zur Grundlage der theologischen Studien nahmen, so ist auch die „Theologia Scholastica“ P's nach diesem System eingerichtet. Sie handelt von Gott und dem Schöpfer, von dem Endziele des Menschen, von den Tugenden und Lastern und endlich von der Erlösung und den Sacramenten. Der Verfasser konnte bei seinen Vorlesungen natürlich auch die Behandlung jener Fragen nicht ausschließen, welche am Ende des 16. Jahrhunderts auf theologischem Gebiete den Gegenstand lebhaften Streites zwischen den katholischen Gelehrten und den kirchlichen Neuerern bildeten. Er beschäftigte sich namentlich eingehend mit den Irrlehren des Löwener Professors Ludwig Bajus, denen zufolge die Natur des Menschen keiner guten Handlungen fähig sei, sondern nur sündige Thaten vollziehen könne. P. acceptirt in der Bekämpfung dieser Lehren das System des spanischen Jesuiten Johann Molina und dessen Nachfolger Suarez und Vasquez. Desgleichen erörtert er aus Anlaß des Conflictes des Papstes mit der Republik Venedig, welche sich Eingriffe in die Freiheit der Kirche erlaubte, die Fragen über den Ursprung, die Berechtigung und den Umfang der kirchlichen Freiheit. Auch in diesem Werke hat P. die damalige neueste Litteratur fleißig zu Rathe gezogen.

In diesem Werke P's findet man ferner eine von P. selbst aufgezeichnete Namenliste seiner theologischen Hörer von 1604—1607.

Diese waren theils Zöglinge der Jesuiten, theils solche, die von ihren kirchlichen Obern zur Beendigung ihrer Studien an die Grazer Universität gesendet wurden. Der theologische Lehrcurs bestand schon damals aus vier Jahrgängen. Die Anzahl der Hörer P's betrug im Studienjahre 1603/4 34, im folgenden Jahre 43, dann 48 und im Jahre 1607 49 Studirende, unter denen sich auch mehrere aus Ungarn befanden.

Die amtlichen Berichte seiner Ordensvorsteher bezeugen, daß P. alle jene Eigenschaften besaß, welche ihn zur erfolgreichen Erfüllung seines Berufes als akademischer Lehrer befähigten. Allein er hatte nicht die Neigung und Absicht, sein ganzes Leben diesem Professorenamte zu widmen. Seine natürlichen Anlagen und Triebe drängten ihn auf ein anderes Gebiet öffentlicher Thätigkeit, und es war eine weise Praxis der Jesuiten von Anbeginn, daß sie die Fähigkeiten und Neigungen ihrer Mitglieder genau beobachteten und Jedermann an den für ihn passenden Platz stellten. So geschah es auch mit P. Der Kampfplatz, auf welchem er mit gewaltiger Kraft, mit geschickten Waffen und glücklichem Erfolge den Interessen der Kirche die wesentlichsten Dienste leistete, war die mündliche und schriftliche Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen dessen Angreifer und Feinde. Hier kämpfte er mit Wort und Schrift gegen den Protestantismus, und dazu bot sich ihm vor allem in seinem Vaterlande Ungarn selbst reichliche Gelegenheit. Für diese Aufgabe hatte sich P. jahrelang vorbereitet, und gleich zum Beginn dieser seiner eigentlichen Lebensaufgabe stand das Ziel ihm deutlich vor der Seele: Sein Vaterland sollte für die katholische Kirche wieder gewonnen, die katholische Religion hier in ihrem frühern Glanze wieder hergestellt und die aus dem Schooße derselben Ausgeschiedenen in den Verband mit der Kirche zurückgeführt werden. Das große Werk der katholischen Restauration in Ungarn bildete P's Lebensaufgabe. Sehen wir, wie er dieselbe gelöst hat!

Der Missionär und Glaubensstreiter.

Peter P. hatte Siebenbürgen kaum verlassen, als über die katholische Kirche, insbesondere über die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, neuerdings böse Tage hereinbrachen. Die ungeahnten Erfolge ihrer lehramtlichen und kirchlichen Thätigkeit, sowie die Gunst, welche der Fürst Sigismund Báthory ihnen schenkte, riefen in der vorwiegend protestantisch gewordenen Bevölkerung eine große Bewegung und steigenden Unmuth hervor. Die siebenbürgischen Stände liehen diesen Gefühlen auf

den Landtagen heftigen Ausdruck und brachten den jugendlichen und auch sonst wankelmüthigen Fürsten dazu, daß er in jenes Gesetz des Mediascher Landtages vom Jahre 1588 einwilligte, wodurch die Jesuiten aus Siebenbürgen verbannt wurden. Die Vertriebenen zogen sich nach Ungarn zurück, wo sie in der Ortschaft Sellye am Ufer der Waag im Neitraer Comitate hauptsächlich für ihre Ordensangehörigen eine Schule und Erziehungs-Anstalt errichteten. Von hier aus zogen dann die Lehrer und Missionäre nach allen Theilen des Landes, um in dieser doppelten Eigenschaft der Kirche und Volksbildung zu dienen.

Der traurige Zustand des Katholicismus in Ungarn hatte bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts einzelne pflichteifrige Bischöfe zu ernsten Versuchen einer Wiederaufrichtung des kirchlichen Lebens bewogen. Der gelehrte und staatsmännisch gewandte Fürstprimas und Erzbischof von Gran, Nicolaus Oláh, der diese Würde seit 1553 bekleidete, bot alle seine Kraft und seinen mächtigen Einfluß auf, um die katholische Kirche Ungarns aus ihrem Falle wieder emporzuheben. Auf sein Andringen wurden die erledigten Bisthümer besetzt, wurde eine strengere Kirchenzucht beim Klerus gehandhabt, die zerrüttete Ordnung in den Klöstern hergestellt und Synoden abgehalten. Von besonderm Erfolge begleitet war die von Erzbischof Oláh im Jahre 1559 erfolgte Berufung der Jesuiten nach Ungarn, wo diese in Tyrnau ihren Sitz nahmen und daselbst eine höhere Schule gründeten, auch sofort ihre Missionsthätigkeit eröffneten. Kaiser Ferdinand I. unterstützte sie in ihren Bestrebungen, und sein Beispiel ahmten auch seine Nachfolger nach, namentlich Kaiser und König Rudolph, der den Jesuiten im Jahre 1586 die reichbegüterte Thuróczer Propstei verlieh, zu welcher auch die oben erwähnte Ortschaft Sellye gehörte.

Die Bemühungen der Erzbischöfe Oláh und Verancsics sowie ihrer Mitarbeiter aus der Gesellschaft Jesu hatten indessen nicht den gehofften Erfolg. Der ungarische Historiker Dr. W. Fraknói findet eine Hauptursache dieser geringen Resultate in dem Umstande, daß sie die lateinische Bildung überschätzten. Die nationale Sprache und das angeborene Volksthum traten zu jener Zeit mehr und mehr in den Vordergrund, und die Rücksichtnahme auf das nationale Moment in Sprache und Schrift von Seite Luther's und seiner Anhänger war, wie wir schon erwähnt haben, sicherlich ein wesentlicher Factor zur raschen Ausbreitung der kirchlichen Bewegung. Wollte die katholische Kirche das verlorene Terrain auch nur theilweise wieder gewinnen und dem Fortschreiten des Protestantismus Einhalt thun, dann mußte sie sich in ihrem Kampfe derselben Waffen wie ihre Gegner bedienen. Das begeisterte lebendige Wort von der Kanzel und die

anziehende Behandlung der Volkssprache in katholischen Büchern und Schriften boten den Vertheidigern des alten Glaubens die wirksamsten Gegenmittel, deren sie sich jetzt auch in Ungarn bedienten.

Das erste Beispiel dieser neuen erfolgreichen Art der Vertheidigung und des Angriffes zeigte Peter P.; seine geistigen Anlagen und seine Studien befähigten ihn in vorzüglicher Weise zum Vorkämpfer der kirchlichen Restauration, indem er die zweifache Waffe des Wortes und der Schrift in seiner Muttersprache meisterhaft handhabte und Andere zur Nachfolge aufmunterte.

Im Jahre 1601 wurde P. von seinen Obern von Graz in das Ordenshaus nach Sellye an der Waag gesendet. Damals verlangte der kaiserliche Obercapitain Ferdinand Gonzaga in Kaschau einige Jesuitenpatres zur Versehung des geistlichen Dienstes an seinem Hofe. Auf diesen Wunsch kamen P. Peter P. und sein Ordensgenosse P. Jakob Némethy nach Kaschau, dieser Hauptstadt Oberungarns, wo der Protestantismus gleichfalls feste Wurzeln geschlagen und weite Verbreitung gefunden hatte. Die beiden Jesuiten beschränkten ihre Thätigkeit daselbst keineswegs bloß auf den Hof des Obercapitains, sondern suchten auch die wenigen katholischen Bürger auf, stärkten und trösteten sie im Glauben und begannen zugleich das Werk der Bekehrung. Ihre Predigten in ungarischer und deutscher Sprache machten einen bedeutenden Eindruck, welchen das vom Papste ertheilte Jubiläum noch steigerte. Zahlreiche Katholiken, die seit Jahren die Sacramente nicht mehr empfangen hatten, erschienen jetzt vor dem Beichtstuhle, und sieben Protestanten und eine mohammedanische Frau wurden von den Jesuiten in die katholische Kirche aufgenommen. Vergebens warnten die evangelischen Pfarrer und Prediger ihre Gläubigen, daß sie den Jesuiten aus dem Wege gehen sollten; sie selber sahen sich genöthigt, den theologischen Kampf in Wort und Schrift mit den Jüngern Loyola's aufzunehmen, ohne dabei als Sieger zu bestehen.

P. verließ noch im Jahre 1601 Kaschau, denn seine Wirksamkeit daselbst hatte die Aufmerksamkeit des Bischofs von Neitra, Franz Forgách, eines der vorzüglichsten Kirchenfürsten Ungarns, in dauernder Weise auf sich gezogen, so daß er P., der ja seiner Herkunft nach mit Forgách verwandt war, zu seinem Mitarbeiter und Bundesgenossen zum Zwecke der Wiederaufrichtung des Katholicismus in Ungarn sich erkor. Es entstand zwischen dem Bischof und dem Jesuiten eine edele Freundschaft, welche durch die Gemeinsamkeit der Lebensziele und mehr noch durch die Verwandtschaft der Seelen enger geknüpft wurde und bis zum Grabe fortdauerte. An der Seite dieses Bischofs half P. demselben bei der canonischen Visitation der Diöcese, bei der Reconstruirung des Domcapitels

im Geiste und nach den Vorschriften des Tridentinischen Concils, und im Jahre 1602 hielt er in Neitra höchst wirkungsvolle Predigten.

Bischof Forgách war es auch, der P. zur Abfassung seiner ersten polemischen Schrift in ungarischer Sprache veranlaßte. Im Jahre 1602 veröffentlichte nämlich der lutherische Prediger von Sárvár, Stephan Magyari, in ungarischer Sprache eine Streitschrift: „Ueber die Ursachen der vielen Gebrechen des Landes und über die beste Art zur Befreiung von denselben“ (Sárvár, 1602. 4°), worin er findet, daß die schweren Schicksalsschläge, von denen Ungarn heimgesucht werde, als eine Geisel Gottes für die begangenen Sünden zu betrachten seien; unter diesen Sünden sei aber die größte die Befolgung einer falschen Religion. Der katholische Glaube trage alle Merkmale einer falschen Religion an sich: seine Lehren und Einrichtungen seien päpstliche Erfindungen; er treibe Götzendienst, bete die Heiligen an, seine Geistlichen führten ein unsittliches Leben u. s. w. Deshalb werde Gott das Land, wo diese Religion fortbestehe, auch härter als bisher bestrafen.

Bischof Forgách von Neitra erkannte sofort die Nothwendigkeit einer gründlichen Widerlegung der in dieser Schrift mit Geschick und Schärfe geführten Angriffe gegen die katholische Kirche, und er ermunterte hierzu P., dem er sein in reizender Gebirgsgegend gelegenes Sommerschloß Radosnya zum ruhigen Arbeitsort anbot. Hier beendigte P. binnen einigen Monaten im October 1602 seine Gegenschrift: „Antwort auf Stephan Magyari's Buch über die Ursachen des Verfalles von Ungarn.“ (Tyrnau, 1602, 4°, 295 Seiten.) In dieser Schrift analysirt der Verfasser vor allem jene Hauptthesen des Protestantismus, daß „die katholische Kirche sich schon längst von der wahren Lehre Christi entfernt und erst Luther die Christenheit wieder auf den rechten Weg des Evangeliums und der Kirchenväter, der ersten Päpste und Concilien zurückgeleitet habe“. „Mit einem reichen historischen Apparate“, referirt Dr. Fraknói,“ liefert er den Nachweis, daß jene Dogmen und Institutionen, welche Magyari und die übrigen protestantischen Schriftsteller als päpstliche Erfindungen darstellen, in den Evangelien sowie in den Traditionen der Urkirche ihre Grundlage haben. Er anerkennt ferner, daß zwischen den Behauptungen Luther's und den Denkmälern aus den ersten Jahrhunderten der Kirche die Uebereinstimmung allerdings in mehrern Punkten nachweisbar sei; aber nur in Betreff solcher Lehren, zu denen die katholische Kirche sich ebenfalls bekennt. Und doch müßten die Gegner diese Uebereinstimmung in solchen Dogmen rechtfertigen, wodurch der Protestantismus von der katholischen Kirche sich unterscheidet.“

Mit Bezug auf die Anklagen gegen das moralische Betragen und das Verhalten der katholischen Geistlichen gegen Andersgläubige bemerkt

P., daß diese Beschuldigungen zum großen Theile unwahr seien, daß anderseits Calvin und Beza in sittlicher Beziehung wahrlich auch kein musterhaftes Beispiel gegeben und daß Luther selbst sich wiederholt über die Ausschweifungen seiner Anhänger beschwert habe. „Wenn Jemand vom alten Glauben sich aus dem Grunde trennen will, weil es unter den Lehrern derselben einige Schurken gibt, so bitte ich ihn, sich so lange nicht loszureißen, bis er eine Wissenschaft und einen Glauben findet, wo Alle, Bekenner und Jünger, unschuldig und heilig sind." Die weltliche Macht und der Reichthum der Kirche stehen mit der h. Schrift nicht in Widerspruch. Die Fürsten und Könige haben die Kirche von den ältesten Zeiten an mit Schenkungen und Vorrechten ausgezeichnet; ihrem Beispiele folgte auch Ungarns erster König, der h. Stephan. Die Verfolgung der Irrlehrer und der Ketzer sei desgleichen in der Kirche von den frühesten Zeiten an geschehen, weil man ja das Falsche und Böse nicht dulden dürfe. Uebrigens habe man dabei stets Schonung und Milde walten lassen, und die Katholiken hätten weit mehr Grund, sich über erlittene Verfolgungen in England und Frankreich ernsthaft zu beklagen. Gegen die Anschuldigung des Götzendienstes vertheidigt P. die Kirche in der Weise, daß er erstlich den Begriff des Götzendienstes oder der Abgötterei feststellt und dann beweist, daß die Katholiken keiner Creatur göttliche Ehren bezeugen.

Hierauf geht P. von der Vertheidigung zum Angriffe über, indem er die Waffen Magyari's gegen diesen selbst kehrt. Er stellt die These auf, daß die Verbreitung der Lehre Luther's den Zorn Gottes gegen die ungarische Nation erregt habe; denn diese sei vordem sittlich und religiös gewesen und habe als starke Schutzmauer gegen die Türken gedient. Seitdem aber die neuen Lehren in ihr Platz gegriffen, seien ihre Sitten verfallen und sie in ihrer Kraft geschwächt. Die Ungarn hätten auch in frühern Zeiten wiederholt Niederlagen erlitten; allein Gott habe jedesmal die Kraft und den Verstand des Feindes in der Art abgelenkt, daß er sich im Lande nicht festsetzen konnte. Jetzt aber sei es ganz anders; ein großer Theil des Landes befinde sich in den Händen der Ungläubigen. „Die Ursachen des Verderbens in unserm Vaterlande sind demnach nicht wir, sondern die Lutheraner."

Diese erste polemische Schrift P's war zugleich die erste katholische Streitschrift in magyarischer Sprache, und wenngleich der Verfasser hier noch mit den Schwierigkeiten des ersten Versuches ringt und manche seiner Argumente schwächlich sind, das Ganze überhaupt das Gepräge großer Eilfertigkeit an sich trägt, so treten doch bereits in dieser Schrift alle spätern Vorzüge der P'schen Polemik hervor. Man erkennt die glänzende, gewandte Dialektik, den Reichthum an Kentnissen, die große

Belesenheit, die Wärme und das volle Interesse für den Gegenstand und eine seltene Kraft und Meisterhaftigkeit in der Behandlung der ungarischen Sprache, wie solche bis dahin ganz unbekannt gewesen. Dabei hält der Verfasser sich stets fern von Schwerfälligkeit und Ueberladung; er fesselt stetig das Interesse des Lesers. Seine ernsten Untersuchungen und Beweise wechseln nicht selten mit Ironie und Scherz ab, wodurch er den Gegner oder dessen Ansichten lächerlich zu machen sucht. Objectivität und ruhiges Abwägen der Gründe waren ja in jenen Tagen der heftigsten confessionellen Kämpfe bei allen Parteien unbekannt; P. folgte darin nur dem Beispiele seines Gegners und seiner Zeit im Allgemeinen, in der man Mäßigung als ein Zeichen der Schwäche angesehen hätte.

Wir haben bei dieser ersten polemischen Schrift P's länger verweilt und können jetzt rascher seinem fernern Wirken auf dem Gebiete der Ausbreitung und Vertheidigung des Glaubens folgen. Während seines zweiten Aufenthaltes an der Universität in Graz behielt er die Glaubenskämpfe und öffentlichen Ereignisse in seinem Vaterlande unverwandt im Auge. Neben seinen theologischen Vorlesungen und der Abfassung theologischer Werke sorgte er durch die ungarische Uebersetzung der „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis und durch die Verfassung und Herausgabe eines Gebet- und Gesangbuches in ungarischer Sprache in hervorragender Weise für die Seelenbedürfnisse seiner Landsleute.

Inzwischen waren in Ungarn durch die Erhebung der protestantischen Stände unter der Führung des siebenbürgischen Fürsten Stephan Bocskay neue Unruhen und Kämpfe entstanden. Die Aufständischen forderten für sich die Anerkennung der freien Religionsübung; sie selber aber verfolgten die Katholiken und vertrieben die Jesuiten; Bischof Forgách von Neitra wurde von ihnen in der Neitraer Burg belagert. Der katholischen Kirche Ungarns drohte der gänzliche Untergang.

Da griff P., von Schmerz und Zorn erfüllt, abermals zur Feder, um seiner Kirche und seinem Orden für das ihnen angethane Unrecht Genugthuung zu verschaffen. Er veröffentlichte unter dem Titel: „Zehn öffentliche Zeugnisse über die Falschheit der modernen Wissenschaft“ (Graz, 1605, 4°, 126 S.), eine Schrift, worin er sich nicht nur an die Katholiken, sondern auch an lutherische und calvinische Leser in seinem Vaterlande wendet; denn die meisten neuern Gegner der katholischen Kirche bekämpfen diese nur deshalb, weil deren Lehren ihnen unbekannt sind. P. erörtert dann die Kennzeichen der wahren Kirche und untersucht die Falschheit oder Unrichtigkeit der neuen Lehren. Die Schrift trägt einen entschieden aggressiven Charakter an sich; sie kennt keine Schonung, greift den Gegner mit Leidenschaftlichkeit an und richtet die schärfsten Geschosse gegen die kirchlichen Neuerungen, welche teuflischen Ursprunges seien. Die Lehren

Luther's und Calvin's geben ihrer Natur nach die Freiheit zu allem Bösen und Gottlosen; sie machen die alte wahre Religion durch Lügen und Entstellungen verhaßt. Besonders scharf weist P. die Ausstreuungen und Verleumdungen gegen die Jesuiten zurück. Er vergleicht die Angreifer mit „unverschämten Hunden", in deren Natur es liege, daß, „wenn einer von ihnen auf der Gasse zu bellen anfängt, sofort die Nachbarhunde auch einfallen, obgleich sie außer dem Gebell weder etwas sehen noch hören". Die Falschheit der neuen Lehren ergebe sich auch aus dem Schwanken und aus der Uneinigkeit ihrer Urheber. Luther und Melanchthon, Calvin und Beza bekämpfen einander; dagegen leben die Gläubigen der wahren Kirche unter sich in Frieden und Freundschaft. Uebrigens seien diese „neuen Wissenschaften" nur der „zusammengescharrte wüste Kehricht alter Irrthümer". Die Neuerer tragen nur wieder die längst verurtheilten Lehren von Arius, Jovinianus, Novatus, der Manichäer, Pelagianer u. s. w. vor. Endlich beweisen auch die Sitten und das Betragen der neuen Apostel, daß sie falsche Hirten sind und daß sie eigentlich gegen ihr eigenes Gewissen die Neuerungen unternommen haben. Die Neuerer könnten weder vor Gott noch vor den Menschen ihre Losreißung von der Gemeinschaft mit Rom stichhaltig begründen.

P. hat diese Schrift mit wenigen Abänderungen vollständig in sein Hauptwerk, in den „Führer" („Hodegetos") aufgenommen.

Bald darauf schrieb P. seine dritte polemische Schrift; sie war gegen den Prediger von Helmecz, Nicolaus Gyarmati, gerichtet, der in einem umfassenden Buche die katholische Anschauung über die Anrufung und Verehrung der Heiligen angegriffen hatte. P's „Christliche Antwort" hierauf (Graz 1607, 4°, 218 S.) erörtert in ruhiger, sachlicher Weise die hierauf bezüglichen Lehren und Anschauungen der Kirche.

Durch diese Schriften hatte P. nicht bloß von seiner theologischen Wissenschaft, seiner glänzenden polemischen Fertigkeit und von seinem persönlichen Muthe außergewöhnliche Proben gegeben, sondern er bewies sich auch als einen Meister in der Behandlung der Sprache und wurde schon dadurch zu einem berühmten Manne in seinem Vaterlande. Die Katholiken kamen ihm voll Verehrung entgegen, die Protestanten betrachteten ihn mit steigender Besorgniß, alle waren aber einig in der Anerkennung der ungemeinen Geistesgaben dieses Mannes.

Der Wiener Friedensschluß von 1606 hatte dem Lande Ungarn mindestens äußerlich die Ruhe wiedergegeben. Kaiser und König Rudolph war genöthigt, den Aufständischen bedeutende Gewährungen auf confessionellem Gebiete einzuräumen, durch welche bei den Anhängern der alten Kirche die Angst vor weitern Fortschritten des Protestantismus in Ungarn erheblich vermehrt wurde. Um dieser Gefahr für den Katho-

licismus zu begegnen, hatte Rudolph den eifrigen Neitraer Bischof, Franz Forgách, zum Erzbischofe von Gran und Fürstprimas von Ungarn ernannt (1607) und ihm zugleich das Amt eines königlichen Statthalters übertragen. Erzbischof Forgách setzte sich nun die Restauration der katholischen Kirche zur Aufgabe und berief zu diesem Werke als brauchbarste Mitarbeiter die Mitglieder der Gesellschaft Jesu. An seine Seite als getreuen und besten Rathgeber erbat er sich von den Ordensobern seinen Freund, P. Peter P., der in Folge dessen im Sommer 1607 Graz verließ und sich an den erzbischöflichen Hof begab.

Erzbischof Forgách war ein entschlossener, unbeugsamer Charakter, der mit den siegreichen protestantischen Malcontenten keinen Frieden schließen wollte und auch nach Abschluß des Wiener Tractates keinen Augenblick nachließ, um den Gegnern die errungenen Vortheile zu entreißen. Er war in dieser Richtung bis zur Unversöhnlichkeit starr und nahm auf Umstände und Verhältnisse keine Rücksicht.

P. trat somit in ein kampfreiches Leben ein. Er begleitete seinen Erzbischof im September 1607 von Preßburg nach Wien, wo die Berathungen über die neue Einrichtung der weltlichen und kirchlichen Dinge in Ungarn nach Beendigung des Bocskay'schen Aufstandes geführt wurden. P. fand hier Gelegenheit, die traurige Lage seines Vaterlandes auch in politischer Hinsicht kennen zu lernen. Allein trotz seines Feuereifers für die Kirche war er im Leben dennoch der verständigen Nachgiebigkeit und den Transactionen nicht abgeneigt. Er hielt fest an den Principien; aber er war klug genug, einzusehen, daß man bei deren Durchführung Unmögliches nicht fordern dürfe. Er beugte sich zwar nicht vor der vollendeten Thatsache, wußte aber wohl, daß man diese nicht ignoriren könne, wollte man der eigenen Sache keinen empfindlichen Schaden zufügen. Auch er strebte gleich dem Erzbischofe Forgách nach Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Ungarn; aber angesichts der festen Positionen, welche die protestantischen Bekenntnisse im Lande sich errungen hatten, sowie im Hinblick auf die von den Türken fortwährend drohenden Gefahren, erkannte er für die katholischen Politiker und Staatsmänner Ungarns die Nothwendigkeit, sich zu mäßigen und nur das Mögliche anzustreben.

Zur gesetzlichen Regelung der verworrenen Verhältnisse des Landes wurde der ungarische Reichstag für den Anfang des Jahres 1608 nach Preßburg einberufen. Als Vertreter der den Jesuiten verliehenen Thuróczer Propstei wohnte auch P. diesem Landtage bei; aber erst im Herbste 1608 fand er Gelegenheit, in einer wichtigen kirchlichen Frage hier seine Stimme zu erheben.

Die Aufständischen vom Jahre 1606 hatten nämlich bei den Wiener Friedensverhandlungen die Forderung gestellt, daß die Jesuiten des Landes

verwiesen werden sollten. Der Kaiser und König Rudolph verweigerte standhaft die Annahme dieses Punktes; endlich reducirten die Malcontenten ihr Begehren dahin, daß „die Jesuiten keine liegenden Güter in Ungarn besitzen sollen". Allein auch dieser Punkt erhielt nicht die Bestätigung des Königs. Auf dem Reichstage brachten die protestantischen Stände die Jesuitenfrage neuerdings auf die Tages-Ordnung. Sie zögerten, den Vertreter der Jesuiten als Mitglied des Reichstages anzuerkennen. Darauf überreichte P., der von seinem Orden entsandte Vertreter, den Ständen eine Denkschrift, worin er die Ungültigkeit des betreffenden Artikels VIII des Wiener Friedensvertrages in glänzender Weise nachwies; gleichwohl beharrte die protestantische Majorität der Stände trotz des ernstlichen Widerstandes der katholischen Mitglieder des Reichstages auf dem ablehnenden Beschlusse.

Die Anerkennung der Wiener Beschlüsse, welche den Protestanten die freie Religionsübung gestatteten, begegnete in katholischen Kreisen Ungarns heftigen Anfechtungen; P. wurde vom Kaiser und König aufgefordert, darüber seine Ansichten zu äußern. Er that dies in einem umfassenden Memorandum, in welchem er unter Festhaltung des entschieden kirchlichen Standpunktes dem Monarchen gegenüber auf die Nothwendigkeit hinweist, daß man bei dieser Frage nicht nur in Betracht ziehen dürfe, was Rechtens, sondern auch, was räthlich sei. „Nach dem Zeugnisse der Erfahrung ist es zweckmäßiger, inmitten von Verwirrungen Concessionen zu machen, um zur Wiedereroberung der verlorenen Vortheile Zeit zu gewinnen, als durch Verweigerung der Concessionen alles auf immer zu verlieren. Kaiser Karl V. hatte es in seiner Gewalt, die Secte Luther's auszurotten; allein er garantirte seinen protestantischen Unterthanen dennoch die freie Ausübung der Religion, weil er einsah, daß er durch die Anwendung gewaltthätiger Mittel nur größeres Uebel hervorrufen würde." Weiter verweist P. auf die Duldung der Hussiten in Böhmen, der Protestanten in den spanischen Niederlanden, und kommt dann auf die speciellen Verhältnisse in Ungarn zu sprechen. Die protestantischen Stände daselbst seien eher bereit, sich der türkischen oder tatarischen Herrschaft zu unterwerfen, als der freien Ausübung ihrer Religion zu entsagen. Unter solchen Umständen sei die Frage, was man durchführen könne und nicht, was vom streng kirchlichen Standpunkte aus wünschenswerth erscheine. P. spricht dabei die Hoffnung aus, daß die Genehmigung der freien Religionsübung für die Protestanten auch auf die Katholiken einen wohlthätigen Einfluß ausüben werde; sie werde den Glaubenseifer beleben und die Gläubigen im Interesse der Beschützung ihrer Kirche und der Verbreitung ihres Glaubens zu größerer Thatkraft anspornen.

Diese Denkschriften zeigen den besonnenen Politiker, den weltkundigen Mann, der da weiß, daß im Leben der Völker und Staaten nicht stets die starren, unbeugsamen Principien als Maßstab des Handelns dienen dürfen. Zwischen der Besonnenheit, klugen Mäßigung und staatsmännischen Auffassung und Beurtheilung der Verhältnisse, welche P. bei seinem Verhalten in staats- und kirchenpolitischen Fragen von Anbeginn bekundete, und dem entschiedenen, oft leidenschaftlichen Auftreten desselben in seinen theologischen Streitschriften besteht allerdings ein scheinbarer Widerspruch, der jedoch seine Lösung in den verschiedenen Standpunkten des Politikers und des theologischen Polemikers findet. Wenn übrigens P. in seinen Streitschriften die Gegner mit aller Schärfe schonungslos angreift, dann befolgt er nicht bloß deren Beispiel und huldigt dem Geschmacke seiner Zeit, sondern es bestimmt ihn hierzu außer dem Eifer der eigenen Ueberzeugungstreue vor allem auch das Bestreben, die Katholiken aus ihrem Schlummer oder aus ihrer Muthlosigkeit aufzurütteln und emporzurichten, sie zum Widerstande und zur Vertheidigung ihrer kirchlichen Interessen zu kräftigen. Der Landtag von 1608 hatte die Schwäche der katholischen Stände auf's deutlichste geoffenbart; mußten sie doch auch gestatten, daß die oberste Landeswürde, das Amt des Palatins, einem protestantischen Magnaten (Stephan Illésházy) verliehen wurde. Der ungarische Protestantismus stand damals im Zenithpunkte seiner Entwickelung, indessen die katholische Kirche im Reiche des h. Stephan auf ihrem Tiefstande angekommen war.

Um so überraschender zeigt sich der Umschwung, den man schon in den nächsten Jahren wahrnehmen konnte. Peter P. hatte daran den wesentlichsten Antheil. Seine Thätigkeit wendete sich auch in der folgenden Zeit wesentlich nach zwei Richtungen: auf der einen Seite suchte er die von der Kirche Entfremdeten durch das lebendige Wort wiederzugewinnen, anderseits bekämpfte er die kirchlichen Gegner in einer Reihe von Streitschriften.

Er bereiste verschiedene Gegenden des Landes, wobei er mit Vorliebe die Höfe der protestantischen Magnaten aufsuchte und sich bemühte, dieselben zur katholischen Kirche zurückzuführen. Er wußte wohl, daß mit dem bekehrten Gutsherrn auch seine Untergebenen gewonnen würden. Seine Bemühungen waren auch von Erfolg gekrönt; denn, wie berichtet wird, binnen einigen Jahren hatte er dreißig hervorragende ungarische Familien in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt. Aufsehen erregte es auch, daß durch die Bemühungen P's selbst einige der protestantischen Prediger sich der katholischen Kirche zuwendeten.

Als Polemiker entwickelte P. in der Zeit von 1609—1616 einen ganz außerordentlichen Eifer. Seine Kampflust und die Kühnheit seiner

Angriffe brachten ihn in eine Reihe von Polemiken, so daß er innerhalb der obigen acht Jahre zwölf Streitschriften veröffentlichte. Im Jahre 1609 erschienen nicht weniger als drei. Nach Umfang und Manier zeigen diese Schriften die größten Verschiedenheiten; es sind darunter kleine Flugschriften und dicke Bände, jene in ihren Angriffen leichten Schwerthieben vergleichbar, während diese das feindliche Lager mit schwerem Geschütz bestürmen. Unter seinen Gegnern war der hervorragendste Peter Alvinczi, calvinischer Prediger von Kaschau, der durch seine leidenschaftlichen Reden und durch seinen persönlichen Einfluß ein bedeutsamer Factor in der Vorbereitung des Bocskay'schen Aufstandes gewesen war. Aber auch seither hörte er nicht auf, die Lehren, Ceremonien und Geistlichen der katholischen Kirche mit den heftigsten Angriffen zu verfolgen.

P. veröffentlichte erstlich in der Form von Briefen und Unterredungen eine Schrift gegen Alvinczi, welche diesen zu einer ungemein heftigen Entgegnung veranlaßte, worauf dann wieder P. mit einer „kurzen und christlich milden" Antwort erwiderte, außerdem aber noch in einer andern polemischen Schrift das Glaubensbekenntniß Calvin's einer scharfen Kritik unterzog. Diese letztere Schrift, welche in ihren Ausführungen und Schlußfolgerungen allerdings die Grenzen einer sachlichen Polemik nicht immer eingehalten hatte, rief namentlich unter den calvinischen Reichsständen eine ungemeine Aufregung hervor. Die Protestanten besaßen hier noch immer die Mehrheit, weshalb ihnen auch noch im Jahre 1609 die Wahl des Grafen Georg Thurzó, des Führers der protestantischen Stände, zum Reichspalatin gelang.

Dadurch ermuthigt, forderten die Protestanten abermals die Vertreibung der Jesuiten aus dem Lande, und mehrere von ihnen erhoben laute Beschwerden über P., den „gottlosen Jesuiten", und über dessen „gottschänderisches" Buch gegen die Calviner. Die Vertheidiger P's wurden zum Schweigen genöthigt, und dann stürmten die protestantischen Stände zum Palatin und verlangten P's Bestrafung. Der Palatin versprach, daß er den Beschuldigten vor den Reichstag zur Verantwortung citiren werde. Aber P. lehnte in einem ehrerbietigen Schreiben an den Palatin das Erscheinen ab, da Streitigkeiten in Religions-Angelegenheiten vor das kirchliche Forum gehören, nicht aber in die Competenz weltlicher Richter fallen. Nur vor seinem Bischofe oder vor dem päpstlichen Nuntius könne er sein Verhalten rechtfertigen. Dieses correcte Benehmen P's verfehlte seinen Eindruck nicht: der Palatin selber bewog die klageführenden Stände, von ihrem Verlangen abzustehen.

Der Palatin Georg Thurzó entwickelte im Interesse seiner protestantischen Glaubensgenossen großen Eifer, und ihm hatten diese es zu

danken, daß ihre Kirche auf der Synode zu Sillein im Jahre 1610 die annoch mangelnde Organisation und die kirchlichen Vorsteher oder Superintendenten erhielt.

Die neugewählten Superintendenten veröffentlichten eine Apologie der Silleiner Synodalbeschlüsse, gegen welche der Fürstprimas, Erzbischof Franz Forgách, verwahrenden Protest einlegte, indem er dieselben für ungültig erklärte. P. aber trat mit einer Widerlegung der Silleiner Apologie auf. Er bestreitet darin den Superintendenten den episkopalen, sowie ihren Predigern den priesterlichen Charakter. Die Synodalbeschlüsse ständen auch mit den Landesgesetzen in Widerspruch. Die Ausführungen P's imponirten den lutherischen Theologen in Ungarn derart, daß Keiner von ihnen eine Vertheidigung wagte; Palatin Thurzó ersuchte deshalb den Prediger von Freiwaldau in Sachsen, Peter Petschi, zur Abfassung der Widerlegung. Diese erschien erst nach zwei Jahren und hatte wiederum eine Gegenschrift P's zur Folge.

Aber P. war nicht bloß in der Verbreitung und Vertheidigung des katholischen Glaubens durch Wort und Schrift thätig, sondern er nahm auch regen Antheil an dem Reformwerke in der Kirche selbst. Seinem Scharfblicke waren ja die zahlreichen Schäden und Mängel in der katholischen Kirche Ungarns keineswegs entgangen, und es ist nur natürlich, wenn er seinen erzbischöflichen Oberhirten, Gönner und Freund in dessen Bestrebungen zur Heilung der vorhandenen Uebelstände werkthätig unterstützte. Unzweifelhaft ist es seiner wirksamen Einflußnahme zuzuschreiben, daß der Fürstprimas Erzbischof Forgách im Jahre 1611 eine Provincial-Synode nach Tyrnau einberief. An derselben nahmen außer dem Fürstprimas noch acht Bischöfe und die Vertreter der Domcapitel, der Abteien und Propsteien Theil. P. hatte als Vertreter der Thuróczer Propstei seinen Sitz in der Synode erhalten. Auch Marco Placidus, der päpstliche Nuntius in Wien, war zugegen. Die Verhandlungen betrafen die Pflichten der Bischöfe, die Sitten der Geistlichen, die Ausspendung der Sacramente und die Frage der kirchlichen Güter. Als ein Hauptgebrechen des Zustandes der katholischen Kirche in Ungarn wird bezeichnet: der Mangel an Geistlichen, deren ungenügende Geistesbildung und ihr geringer Eifer. Die Synodalbeschlüsse, welche ein trauriges Bild vom damaligen kirchlichen Leben in Ungarn entwerfen, bringen die tridentinischen Concils-Vorschriften in Erinnerung und fordern strenge Einhaltung derselben.

Pázmány's theologisches Hauptwerk.

Die litterarische Thätigkeit, welche P. bisher entwickelt hatte, bewegte sich zunächst auf polemischem Gebiete; daneben beschäftigte er sich aber geraume Zeit hindurch mit dem Plane, in seiner ungarischen Muttersprache ein größeres Werk zu schreiben, in welchem er auf verständliche Weise, doch nach wissenschaftlichem System, die Grundwahrheiten der katholischen Religion, namentlich mit Bezug auf die von den Protestanten geführten Angriffe, erläutern und begründen wollte. Es sollte ein Magazin sein, in welchem Geistliche und Weltliche die Waffen zur Vertheidigung der Religion, sowie die Orientirung und Beruhigung in religiös-kirchlichen Dingen finden sollten. Als Vorbild schwebte ihm bei Abfassung dieser Apologie der katholischen Kirche das Werk seines berühmten Lehrers, des Cardinals Bellarmin („Disputationes de controversiis Christianae fidei adversus huius temporis haereticos") vor Augen.

So entstand der im Jahre 1613 vollendete „Führer zur göttlichen Wahrheit" („Isteni Igazságra vezérlö Kalauz"), Preßburg 1613, 816 Folioseiten; eine zweite Auflage erschien 1623, eine dritte 1637; diese beiden Ausgaben wurden vom Verfasser vermehrt und verbessert. Auch nach P's Tode wurde das Werk wiederholt neu aufgelegt.

P's „Führer" („Kalauz") zerfiel in vierzehn Bücher (später kam noch ein fünfzehntes dazu); jedes Buch umfaßte wieder mehrere Theile mit mehrern Capiteln. Trotz dieser complicirten Eintheilung bildet das Werk dennoch ein organisches Ganzes, in dessen Hauptheilen die schönste Logik waltet. Von dem Satze des h. Augustinus ausgehend: „Wer nüchtern ist, der streitet nicht gegen die Vernunft; wer ein Christ ist, kämpft nicht gegen die h. Schrift, und wer den Frieden liebt, greift auch die Kirche nicht an", zeigt P. im ersten Theile seines Buches durch Vernunftgründe, daß die Welt einen göttlichen Schöpfer habe, den wir nach dem wahren Glauben und nach der wahren Religion verehren sollen. Dieser wahre Glaube ist aber außerhalb des Christenthums nicht zu finden. Da jedoch unter der Fahne des Christenthums viele einander bekämpfende Parteien sich erheben, so beweist der Verfasser, daß nur die römisch-katholische Kirche der Sitz und Inhalt der wahren Religion sein kann.

In der zweiten Abtheilung forscht P. nach der Wurzel jener Uneinigkeiten in der Christenheit, deutet den Weg zur Beilegung derselben an, und nachdem er den Begriff der wahren Kirche dargelegt, führt er den weitern Nachweis, daß die römische Kirche die allein wahre Kirche sei, gegen deren Lehren man nicht streiten dürfe. Ebenso beweist er die

Würde des Papstes als des Oberhauptes der Kirche und Stellvertreters Christi auf Erden.

Die dritte Abtheilung des Werkes bringt einige der wesentlichen Differenzpunkte zwischen der Kirche und den Neuerern zur Sprache, wobei der Verfasser zeigt, daß die h. Schrift die Ansichten der Neuerer nicht unterstützt oder bestätigt; ja, wenn man den Aussprüchen der Schrift keine Gewalt anthut, sondern sie in ihrer natürlichen Folge und in ihrem ursprünglichen Sinne auffaßt, dann bekräftigen sie in allem die Lehren der katholischen Kirche.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, den Inhalt des umfassend angelegten Werkes hier im Einzelnen des Nähern darzulegen; wir begnügen uns mit einigen Andeutungen über die hervorragendsten Partieen desselben, wobei wir der Analyse des Historikers W. Fraknói folgen.

Die Grundlage des Christenthums bildet (nach P.) die Lehre vom Dasein und von der Natur Gottes. In dieser Beziehung stimmt die menschliche Vernunft mit der göttlichen Offenbarung wunderbar überein. Die Natur und ihre Producte weisen mit Nothwendigkeit auf einen Urheber oder Schöpfer hin. Ueberall erkennt man die Einheit, die Unendlichkeit, Allmacht, Unveränderlichkeit, Allgegenwart und Weisheit Gottes. Da Gott ein so unendlich vollkommenes Wesen ist und wir Seiner Güte so unendlich vieles verdanken, so haben wir auch die Pflicht, Ihm zu dienen. In welcher Religion kann man aber Gott den Herrn am wahrsten und auf die wohlgefälligste Weise verehren? Zahlreiche Argumente leiten dahin, daß der christliche Glaube unter allen Religionen den größten Werth hat. Das höchste Zeugniß für die Wahrheit des christlichen Glaubens ist die Person Jesu Christi, den Gott zur Erlösung der Welt gesendet, und der Seine Lehren durch zahlreiche Wunder bewiesen hat. Ein weiteres Zeugniß liefert die Art und Weise der Bekehrung der Welt zum Christenthum, bei deren Betrachtung man ausrufen muß: „Digitus Dei est hic!“ („Hier ist Gottes Finger!“). Einige unbedeutende Fischer eroberten in wenigen Jahren die Welt dem Evangelium. Das dritte Zeugniß für die Wahrheit der christlichen Lehre bieten die Leiden der Martyrer. Ferner sind Zeugen für die Wahrheit des Christenthums: die Erfüllung der Prophezeiungen im alten Testamente, die Wunder, die unbesiegbare Kraft und Stärke, womit das Christenthum sich alles unterwarf und durch keine Gewalt verdrängt werden konnte, die Heiligkeit der christlichen Religion und der Christen, das Verderben der Verfolger des Christenthums und endlich die göttliche Vorsehung, die es nicht gestattet hätte, daß der christliche Glaube so viele Zeichen der Wahrheit besitzen könnte, wenn er nicht wahr wäre.

Da jedoch mehrere Religionen sich als „christliche" bezeichnen, so fragt es sich, welche von diesen die wahre sei; denn in der Christenheit kann nur eine Religion wahr und seligmachend sein. Diesen wahren Glauben findet man in der Religion der neuen Lehrer nicht, denn diese stürzen den Menschen in verzweifelnde Ungewißheit. Da sie die Autorität der h. Väter und der Concilien in Erklärung der Bibel verwerfen, so ist bei ihnen eine Ausgleichung der Streitigkeiten in Glaubenssachen unmöglich. Sodann haben die neuen Lehren keine von Gott berufenen Seelenhirten. Die Neuerer berufen sich auf eine außergewöhnliche Sendung Gottes; nun stehen die Lehren Luther's und Calvin's in vielen Punkten in großem Widerspruch miteinander, und doch erklärt sich jeder von ihnen als „Gesandten Gottes". Die angeblichen Wunder und Prophezeiungen Luther's und Calvin's seien hinfällig; die Verbreitung ihrer Bekenntnisse mehr eine Folge äußerer Umstände; in Ungarn z. B. der vielen Kriege und innern Wirren. P. hebt dann die Neuheit dieser kirchlichen Lehren, die Unrichtigkeiten und Widersprüche in ihren „Bekenntnißschriften" hervor und geht dann auf die Erörterung von der Verpflichtung zum Glauben über, wodurch wir zum richtigen Verständniß der h. Schrift gelangen können. Die Tradition bildet einen nothwendigen Bestandtheil des Glaubens, dessen richtige Erklärung und Auslegung nur die Kirche bietet, deren Lehren wir zu befolgen haben; denn ihr ist der h. Geist für alle Zeiten innewohnend. Unter der Kirche hat man aber jene Gemeinschaft zu verstehen, welche durch das Bekenntniß des wahren Glaubens und die Ausspendung der Sacramente zusammengehalten wird. Dieser Kirche ist der Bestand bis zum Ende aller Zeiten versichert, sie kann nicht irren und ist sichtbar. Als Kennzeichen der wahren Kirche gelten: die Einheit, die Wunder, die Heiligkeit, die Katholicität oder Allgemeinheit, der Ursprung von den Aposteln und das consequente Festhalten an den apostolischen Lehren. Daraus folgt, daß die neuen Secten die wahre Kirche nicht sein können; die wahre Kirche ist nur allein die römisch-katholische Kirche, welche eben alle obigen Kennzeichen an sich trägt.

Das sichtbare Oberhaupt dieser Kirche ist der Papst, den die Neuerer als „Antichrist" beschimpfen. „Ein entlaufener Knecht spricht nie Gutes von seinem Herrn; wer gegen seinen Fürsten sich erhebt, der belegt diesen mit dem Schimpfnamen eines Tyrannen. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Urheber der kirchlichen Trennung allen Unglimpf gegen den römischen Papst schleudern." Der Papst als Oberhaupt der Kirche, als oberster Bischof und Nachfolger des h. Petrus in der Leitung der Kirche Christi wurde von den h. Vätern und von den Christen zu allen Zeiten anerkannt.

Zum Schlusse untersucht und erklärt P. noch die Lehre und Auffassung der katholischen Kirche über das Altarssacrament und dessen würdigen Genuß, über das Meßopfer, über die Rechtfertigung durch den Glauben, über die Freiheit des menschlichen Willens und über den Werth und die Bedeutung der guten Werke sowie des Gebetes für die Verstorbenen.

Dieses Buch P's wurde selbst von den Gegnern als eine reiche Fundgrube der Beredtsamkeit und der geistlichen Belehrung bezeichnet. Und in der That, dieser „Führer" bildet die Krone der litterarischen Thätigkeit P's. „Der Fleiß," bemerkt Dr. Fraknói, „mit welchem die einzelnen Fragen bearbeitet, und die Gewandtheit, mit der dieselben zu einem organischen Ganzen verbunden sind, verdienen in gleicher Weise volle Anerkennung. Seine Argumente und seine Zeugnisse versteht er in eine Form zu kleiden, wodurch deren Beweiskraft noch erhöht wird. Allein diese äußerlichen Kunstgriffe verrathen nicht nur die philosophische Bildung des Verfassers, sondern in seinen theologischen Erörterungen räumt er neben dem historischen Elemente auch der Autorität der menschlichen Vernunft jederzeit den gebührenden Platz ein. Den unmittelbaren Werth der Beweisführung erhöht dann noch der moralische Eindruck, welchen das Werk beabsichtigt. Er wünschte seine Leser nicht nur von der Wahrheit des katholischen Glaubens zu überzeugen, sondern er gießt zugleich heilige Begeisterung in ihr Herz. Er bot einen Seelenführer allen denjenigen, welche die Wahrheit suchten und aufrichtig wünschten, daß sie aus den Irrgängen der neuen Lehren oder aus moralischen Verirrungen befreit würden."

P's „Führer" wollte ein Lehrbuch für's Volk, eine religiöse Lectüre der Gebildeten desselben sein. Darum strebte er nach allgemeiner Verständlichkeit, ohne jedoch banal zu werden. Er nahm einen höhern Standpunkt ein, um seine Leser zu sich emporzuheben. Die Darstellung im Buche strebt nach Objectivität, hört aber nicht auf, stellenweise scharf, ja schonungs- und rücksichtslos zu sein. Der Verfasser begnügt sich nicht mit den Waffen der Wissenschaft und der Dialektik, sondern er bedient sich zuweilen auch der verletzenden Pfeile des Spottes. Dazu kommt eine bis dahin noch nicht bekannte Gewandtheit in der Behandlung der ungarischen Sprache. P. erweist sich als ein Meister des Stils; er gilt mit Recht als einer der Schöpfer der ungarischen Kunstprosa, und seine Schriften erregen noch heute durch die Kraft, Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Fülle, sowie durch die glückliche Benutzung des volksthümlichen Elements in Ausdrücken und Vergleichungen bei dem Kenner volle Bewunderung. In diesen Punkten lassen sich seine Schriften mit denen Luther's vergleichen. Beide handhaben ihre Muttersprache

mit vollendeter Meisterschaft und unter Festhaltung des volksthümlichen Charakters.

Auf die Zeitgenossen war die Wirkung dieser Schrift P's geradezu überraschend, verblüffend, überwältigend. Von dem Beifall, mit welchem die Katholiken das epochale Werk P's aufnahmen, zeugt schon die Nothwendigkeit der wiederholten Auflage des umfangreichen und darum auch nicht wohlfeilen Buches. Ebenso laut spricht dafür das Verhalten der Gegner. Diese erkannten und fühlten die Schwere des Schlages, welchen das Erscheinen des „Führers" ihnen zugefügt hatte und suchten deshalb durch Widerlegungen das Gewicht desselben von sich abzuwenden oder doch zu vermindern. Allein man kann es ohne Gefahr der Parteilichkeit aussprechen, daß unter den damaligen protestantischen Theologen und Schriftstellern Ungarns kein einziger einem Manne von der geistigen und litterarischen Bedeutung P's gewachsen war. Die Calviner zögerten darum anfänglich mit einer Erwiderung und suchten diese Zurückhaltung durch verächtliche Geringschätzung zu rechtfertigen. Die Lutheraner forschten nach einem ebenbürtigen Widerleger P's unter den Theologen Deutschlands. Der „Führer" wurde aus dem Ungarischen in's Lateinische übersetzt und die theologische Facultät in Wittenberg gebeten, eines ihrer Mitglieder mit der Abfassung der Replik zu betrauen (1617). Die Facultät entsprach dem Ersuchen und übertrug die Arbeit dem Professor Friedrich Balduinus, der aber wieder ein Jahrzehnt bedurfte, bis endlich im Jahre 1626 sein „Phosphoros Veri Catholicismi" (Wittenberg, 1626) erscheinen konnte. Balduinus gestand in ehrlicher Bescheidenheit, daß an dieser verspäteten Erwiderung außer seiner geschwächten Gesundheit vor allem die Schwierigkeit der Aufgabe und die Schwäche seiner eigenen geistigen Kraft die Schuld tragen.

Inzwischen wurde aber der Federkrieg zwischen P. und seinen kirchlichen Gegnern mit unvermindertem Eifer fortgesetzt. Auf Calvinischer Seite war es der uns schon bekannte Peter Alvinczi, auf Seite der Lutheraner der Prediger Blasius Zvonarich von Csepreg, der Schulmeister Benedict Nagy von Sármellék u. A., die theils in Uebersetzungen deutscher Schriften, theils in selbständigen Werken einzelne Capitel des P'schen „Führers", namentlich die Abschnitte über den Heiligen- und Marien-Cultus, über das Fegfeuer, über das Fastengebot, über den Papst bekämpften und zu widerlegen suchten. P. erwiderte meist in kürzern Flugschriften, welche er theilweise pseudonym herausgab und in denen er oft mit rücksichtsloser Schärfe und Derbheit seine Gegner behandelt. Er zahlte hierin nur mit derselben Münze, die er aus den jenseitigen Lagern erhalten hatte. In dem mehrjährigen, heftig geführten Streit stand P. auf katholischer Seite geraume Zeit allein

und ohne Mitwirkung da; erst im Jahre 1616 fand er einen tüchtigen Gehülfen und Mitstreiter in Thomas Balásfi, dem Bischof von Syrmien, dessen reiche geistige Begabung und vielseitige gelehrte Bildung leider nur zu oft beeinträchtigt wurde durch heftig aufbrausenden Charakter, der sich zuweilen in Gewaltthätigkeiten und Zügellosigkeiten kundgab. In seinem leidenschaftlichen Jähzorn schonte er weder Freund noch Feind. Mit P. verband ihn eine auf Hochachtung und Verehrung beruhende Freundschaft, und gern trat er dem Vorkämpfer des Katholicismus helfend zur Seite.

Das große Werk der Restauration des katholischen Glaubens in Ungarn förderte P. aber nicht nur durch seine in blühender, kräftiger Sprache verfaßten Schriften, sondern er suchte auch durch das unmittelbare lebendige Wort die Geister und Herzen zu gewinnen. Er feierte auch als Prediger glänzende Triumphe. Schon sein Aeußeres kam ihm hierin zu Statten. Seine mittlere, schlanke Gestalt mit dem geistvollen Haupt, an welchem die hohe offene Stirne den tiefen Denker verrieth, sowie die unter dichten Brauen glänzenden Augen, das reiche Haar und der nach spanischer Mode getragene Bart fesselten sofort die Aufmerksamkeit des Beschauers. In seinem ganzen Wesen prägten sich Intelligenz, fester Wille und Selbstbeherrschung aus; es lag darin nichts Einschmeichelndes, sondern weit eher gebietende Hoheit, welche die Achtung erzwingt. Desgleichen hatte die Stimme P's nicht jenen biegsamen, melodischen Wohllaut, der die Stufenleiter der Gefühle auszudrücken weiß; er war ein Mann der Gedanken, der strengen Logik, dessen Wort sich vor allem an den Verstand und an die Vernunft seiner Hörer wendete.

In seinen Reden herrscht deshalb weniger die Begeisterung als vielmehr die Logik; seine Absicht ist es, den Zuhörer zu überzeugen durch die Kraft und die Deutlichkeit der Argumente sowie durch deren Vielseitigkeit und geschickte Gruppirung. Niemals verliert er sich in mystische Dunkelheiten, nie muthet er dem Hörer zu, ihm mit Adlerschwingen auf schwindelnde Geisteshöhe zu folgen; er vertraut nur ihrer nüchternen Einsicht und ihrem gesunden Menschenverstand. „Er verweist," wie Dr. Fraknói zutreffend sagt, „stets zum Himmel, verläßt aber niemals die Erde." Wortreiche Declamation, schallendes Pathos waren ihm fremd; ja er legt zuweilen zu geringes Gewicht auf die Schönheit der rhetorischen Formen. Ihm war die Predigt ein apostolisches und kein künstlerisches Werk. Den höchsten Ruhm eines wahren Seelenhirten fand er in der Ausrottung der Irrthümer aus den Seelen seiner Zuhörer, in der Darlegung des Abscheulichen der Sünde, in der Aufmunterung und Bewegung zur Buße und Besserung. Anderseits bewahrte er sich aber auch

vor allem Trivialen, vor dem Schlendrian; er haßte das Improvisiren, jede seiner Reden arbeitete er sorgfältig aus oder entwarf mindestens eine eingehende Disposition davon. Er wußte dabei stets seine Ansprachen dem geistigen, sittlichen oder socialen Standpunkte und der Auffassungsfähigkeit seiner Zuhörer gemäß einzurichten. Seine Bilder und Vergleiche wählte er gern aus dem Alltagsleben, erhebt sich zuweilen aber auch zu echt poetischer Stimmung. P's Predigten haben vorzugsweise einen positiven Inhalt. Er beleuchtet die Lehren des Evangeliums, führt die Hörer in die Geheimnisse des Glaubens ein, erklärt oft die schwierigsten dogmatischen Fragen, ohne jedoch in eine Polemik zu gerathen. Während seine Schriften oft vom Feuer der Begeisterung erfüllt sind und er selber in der Hitze des Streites sich zur Maßlosigkeit hinreißen läßt, herrscht in seinen Kanzelreden, von denen 115 gedruckt vorliegen, friedliche Stille. „An der Schwelle der Kirche," sagt Dr. Fraknói, „legte er die Waffen nieder, mit denen er auf dem Gebiete der Litteratur so viele Wunden geschlagen. Er begnügt sich damit, die Lehren seiner Kirche mit den starken Schutzmauern der Beweise zu umgeben, welche sie vor jedem Angriff bewahren sollen." Mit besonderer Vorliebe behandelt P. in diesen Predigten die verschiedenen Richtungen des Lebens, die Pflichten desselben, das Verhältniß von Fürst und Unterthan, Herr und Knecht, Mann und Weib, er bespricht die Verpflichtungen der Eltern, der Wittwen, der Soldaten und der Kranken, zeigt die Mittel und Wege zur Erwerbung der Tugenden und zur Vermeidung der Sünde und des Lasters u. s. w. Seine Predigten sind reich an Citaten aus der heiligen Schrift und aus den Kirchenvätern, doch benutzt er auch gern profane Schriftsteller, namentlich die römischen Klassiker.

Als Prediger war P. im Jahre 1601 zuerst in Kaschau aufgetreten und hatte sofort Aufsehen erregt; seitdem verbreitete sich der Ruhm und Eindruck seiner Beredtsamkeit in stets weitere Kreise. Katholiken und Protestanten kamen oft aus weiter Ferne zur Anhörung seiner Predigten herbei und lauschten voll Andacht und Aufmerksamkeit dem Redner, dessen Lippen das ungarische Wort mit unerreichter Kraft und Leichtigkeit entströmte. Und dieser Zauber haftet den Predigten P's noch heute, nach mehr als zweihundert Jahren an; sie erwecken im Leser noch immer großes Vergnügen und bieten reichliche Belehrung und Tröstung. Man betrachtet sie mit Recht als Muster der geistlichen Beredtsamkeit.

Pázmány wird Erzbischof.

Anderthalb Jahrzehnte waren verstrichen, seitdem P. in seinem Vaterlande das Werk der Restauration des Katholicismus in Wort und Schrift begonnen hatte, und während dieses kurzen Zeitraumes war seinen Bemühungen schon mancher bedeutende Erfolg gelungen. Die katholische Kirche Ungarns, welche dem völligen Aussterben nahe war, erhob sich nicht bloß in erneuter Kraft, sondern sie gewann auch mit jedem Jahr mehr von dem verlorenen Terrain in der ungarischen Gesellschaft zurück. Auf dem Gebiete der Litteratur und der theologischen Wissenschaft stand P. in vorderster Reihe. Seine Schriften in lateinischer und ungarischer Sprache machten ihn zum Mittelpunkte der litterarischen Bewegung seiner Zeit; durch seinen ungarischen Stil wurde er der Begründer einer neuen Aera in der Litteratur-Entwickelung seines Volkes. Die Katholiken fanden in diesen Schriften ermuthigende Aufrichtung und Selbstvertrauen, den Protestanten waren sie ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens. Die Leser seiner Schriften und die Hörer seiner Predigten wurden zahlreich für die katholische Kirche wiedergewonnen oder in dem Bekenntniß derselben befestigt. Aber P's litterarische und missionale Wirksamkeit äußerte ihren wohlthätigen Einfluß auch auf die Sitten und den Bildungsstand des Klerus wie auf die Förderung der kirchlichen Angelegenheiten überhaupt. Noch als einfacher Jesuit war er nicht nur der erste Rathgeber und Gehülfe des Cardinal-Fürstprimas Forgách, sondern auch der päpstliche Nuntius in Wien folgte seinen Rathschlägen und Wohlmeinungen.

Es war deshalb begreiflich, daß die leitenden Kreise unter den Katholiken Ungarns gleichwie auch die Regierung in Wien ihr Augenmerk darauf richteten, wie sie die eminente Kraft und Persönlichkeit P's im Dienste der Kirche und des Staates je mehr und ausgiebiger verwerthen könnten. Insbesondere der Cardinal-Fürstprimas Forgách beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens eingehend mit diesem Gedanken. Zur Verwirklichung desselben suchte er P. je öfter zu maßgebenden Sendungen und Unterhandlungen herbeizuziehen. Als es galt, für die Jesuiten in Tyrnau zur Einrichtung des Collegiums an Stelle der nach Preßburg versetzten Clarissinnen die Zustimmung des Papstes zu gewinnen, schickte Cardinal Forgách im Herbst 1614 P. nach Rom, wo derselbe die günstigste Erledigung der Angelegenheit erwirkte. Von Rom zurückgekehrt, hielt P. zur Herstellung seiner geschwächten Gesundheit sich einige Zeit in Graz auf; allein schon am 22. Mai 1615 war er wieder beim Car-

dinal Forgách, den er nach Wien begleitete, wo Friedensverhandlungen mit den Türken abgehalten wurden.

Cardinal Forgách begab sich in P's Begleitung von Wien in das Bad nach Heiligenkreuz, wo er am 16. October 1615 starb. Sein Tod bedeutete einen schweren Verlust für die katholische Kirche Ungarns, in deren Vertheidigung er eben so entschlossen und unbeugsam war wie unwandelbar treu in seiner Anhänglichkeit an den legitimen König. Er hatte deshalb von Seiten der ungarischen Protestanten und politischen Malcontenten die härtesten Angriffe zu ertragen, und sein Name war ebenso verhaßt als gefürchtet. Bei der Nachricht von seinem Tode erhoben sich denn auch sofort die Unterthanen auf den erzbischöflichen Gütern, und an mehrern Orten suchten die Protestanten die verlorenen Kirchen und Schulen gewaltsam wieder in Besitz zu nehmen. Der päpstliche Nuntius berichtete schon unter dem 9. November 1615 nach Rom, daß in Folge des Ablebens des Cardinals Forgách in Ungarn große Verwirrung herrsche.

Unter solchen Umständen mußte man besorgt sein, den erledigten erzbischöflichen Stuhl von Gran je eher mit einer geeigneten Persönlichkeit zu besetzen. Auch Cardinal Forgách hatte zwei Tage vor seinem Tode in Vorahnung seines baldigen Hinscheidens den päpstlichen Nuntius schriftlich gebeten, derselbe wolle dahin wirken, daß der Graner Erzstuhl nach seiner Erledigung nicht lange verwaist bleiben möge. Die entsprechende Besetzung war indessen keine leichte Aufgabe; denn unter den damaligen Bischöfen Ungarns gab es kaum einen oder zwei, die eine bedeutende Rolle spielten, ja es befand sich unter ihnen kein Einziger, der bei Hofe einen maßgebenden Einfluß, bei den Reichsständen aber hinreichendes Ansehen gehabt hätte, um die Interessen des Katholicismus und die Principien einer besonnenen, nüchternen Politik mit Erfolg vertreten zu können. Nicht minder war es nöthig, eine Persönlichkeit an die Spitze der ungarischen Kirche zu stellen, die auch den kirchlichen Gegnern Achtung einflößte oder denselben mindestens imponirte, und die geeignet erschien, den vereinten Bemühungen der Protestanten kräftigen Widerstand entgegenzusetzen.

In dieser Ueberzeugung einigten sich die ungarischen katholischen Magnaten mit den österreichischen Staatsmännern in Wien, wo damals Cardinal Khlesl die Leitung der Staats- und Kirchen-Angelegenheiten in Händen hatte. Um die Mitte November 1615 kam man unter Zustimmung des päpstlichen Nuntius darin überein, daß von der künftigen Person des Graner Erzbischofs und Fürstprimas von Ungarn die Gegenwart und Zukunft des Katholicismus in diesem Lande abhängig sei, und

daß unter den vorhandenen Bischöfen des Landes kein einziger zur Erfüllung der großen Mission tauglich erscheine.

Wohl aber betrachtete man hierfür als vorzüglich geeignet den einfachen Jesuitenpater Peter Pázmány, dessen glänzende Fähigkeiten und dessen große Erfolge als Schriftsteller und Missionar ebenso bekannt waren, wie sein glühender Eifer und seine jugendliche Thatkraft im Dienste der Kirche. Hatte doch schon, wie erwähnt, Cardinal Forgách sich mit dem Gedanken beschäftigt, P. die Wege zum Erzstuhle von Gran zu bereiten. Er erblickte in ihm seinen würdigsten Nachfolger. Und in dieser Meinung kamen jetzt die maßgebenden Kreise überein. Die ungarischen katholischen Magnaten lenkten die Aufmerksamkeit des päpstlichen Nuntius auf P.; der Nuntius erfaßte die Idee mit Freuden und berathschlagte sich sofort mit dem Cardinal Khlesl und mit dem kaiserlichen Oberstkämmerer, dem Grafen Maghan, indem er sie bat, dahin zu wirken, daß der Kaiser und König für das erledigte Erzbisthum Gran keinen Andern als P., diesen ausgezeichneten wissenschaftlichen und angesehenen Mann, ernennen möge. Beide Minister gingen auf diesen Vorschlag mit Freuden ein.

Mittlerweile waren in Rom bereits früher Schritte gethan worden, um P. von seinen Ordensgelübden zu lösen und ihm den Austritt aus dem Verbande der Gesellschaft Jesu zu ermöglichen. Sicherlich unter Einflußnahme des Cardinals Forgách, der seinem Freunde und Berather zunächst durch Zuwendung der Thuróczer Propstei die ersten Stufen der kirchlichen Hierarchie eröffnen wollte, hatte der Kaiser schon im Sommer 1615 die erforderlichen Anregungen bei der römischen Curie unternehmen lassen.

Die Sache ging nicht so leicht; denn die Jesuiten verpflichten sich bei Ablegung ihrer feierlichen Gelübde, daß sie höhere geistliche Würden nur auf Befehl ihrer Obern annehmen werden. Den Leitern des Ordens mußte es aber von Anbeginn her unthunlich erscheinen, daß die hervorragendsten Mitglieder die Gesellschaft verlassen; ebenso hatten sie darüber zu wachen, damit nicht weltlicher Ehrgeiz und Privatinteressen der selbstverleugnenden Arbeit an den gemeinsamen Aufgaben des Ordens hinderlich wurden. Deshalb zögerte der Jesuitengeneral auch jetzt mit dem gewünschten Befehl an P., wohingegen Papst Paul V., der Letztern persönlich kannte und schätzte, den Plan mit bereitwilliger Freude aufgriff. Um in dieser Angelegenheit sowohl den Standpunkt der Jesuiten wie das Interesse der Kirche zu wahren, kam man schließlich darin überein, P. solle vorerst in einen andern geistlichen Orden übertreten, und sobald er aufgehört habe, Jesuit zu sein, möge der Papst ihn zur Annahme einer höhern kirchlichen Würde ermächtigen. Ohne daß P. vorherige Kenntniß von der Sache

hatte, wurde die Regularen-Congregation vom h. Majolus, auch die Congregation der „Somasker“ (von ihrem Stammhause Somasco zwischen Bergamo und Mailand) vom Papst beauftragt, P. in die Reihen ihrer Mitglieder aufzunehmen. Nachdem dies geschehen war, verständigte der Papst P. von dem Geschehenen und ertheilte ihm die Weisung, daß es seine Pflicht sei, jedes kirchliche Beneficium, welches ihm der Kaiser als König von Ungarn verleihen werde, anzunehmen.

Inzwischen hatten sich in Wien selbst der Ernennung P's zum Fürst-Erzbischof von Gran neue Schwierigkeiten entgegengestellt. Cardinal Khlesl, der anfänglich dieser Wahl zugestimmt hatte, änderte später in diesem Punkte seine Ansicht, indem er meinte, daß diese Ernennung bei den Protestanten eine ungünstige Aufnahme finden werde. Auch wollte er das Erzbisthum einige Jahre unbesetzt lassen, um einerseits dessen Einkünfte für die Grenzfestungen gegen die Türken zu verwenden und anderseits, um nach erreichtem Alter dem jugendlichen Preßburger Propst, Nikolaus Pálffy, dem Sohne des berühmten Feldherrn und Siegers bei Raab, die Primatial-Würde und das Erzbisthum zuwenden zu können. Mittlerweile sollte P. als Propst von Thurócz zum Administrator des Erzbisthums bestellt werden. Dieser Vorschlag begegnete jedoch dem ernstesten Widerstande von Seiten des Nuntius, der in diesem Bestreben von einer Deputation katholischer Magnaten aus Ungarn und durch wiederholte Weisungen aus Rom wirksam unterstützt wurde. So entschloß sich denn Kaiser und König Matthias II. zur Ernennung P's zum Erzbischof von Gran.

Wir haben diese Einzelheiten deshalb hier angeführt, weil aus dieser urkundlich getreuen Darstellung deutlich die Grundlosigkeit jener Beschuldigung hervorgeht, als ob P. in ehrgeiziger und herrschsüchtiger Absicht nach dieser hohen kirchlichen Würde, mit der zugleich eine einflußreiche Stellung im Staate verbunden war, gestrebt habe. Es war die volle Wahrheit, wenn er in seiner Erklärung über die Annahme des Erzbisthums sagt, daß er hierzu bereit sei; denn obgleich er nach dem Glanze dieser Würde nie begehrt, so schrecke er doch auch vor ihrer Last nicht zurück.

Im letzten Stadium ihrer Entwickelung traf die Angelegenheit noch auf eine Reihe unerwarteter Hindernisse. Auf die Nachricht von der bevorstehenden Ernennung P's erhoben nämlich mehrere ungarische Bischöfe für sich den Anspruch auf die Beförderung zum Fürstprimas von Ungarn und wandten sich in Beschwerde- und Bittschreiben theils an den kaiserlichen Hof nach Prag, theils nach Rom; vornehme Magnaten-Familien verwendeten sich zu Gunsten des jungen Propstes Nicol. Pálffy; ja man scheute sich nicht, durch Verleumdungen beim römischen Stuhle

P's Sittenreinheit anzutasten. Auf Grund dieser Denunciationen leitete dann der päpstliche Nuntius nach erhaltenem Befehle eine strenge Untersuchung ein, welche die völlige Grundlosigkeit der Anschuldigungen ergab. Von allen Seiten bestätigte man das untadelige, sittenreine Leben P's. Papst Paul V. wurde auch in dieser Beziehung vollkommen beruhigt.

Diese Intriguen verzögerten die Ausführung der beschlossenen Ernennung für einige Zeit, während welcher P. am 25. April 1616 zum Propst der h. Jungfrau von Thurócz ernannt worden war. Diese Propstei wurde im 13. Jahrhundert durch König Béla IV. für den Prämonstratenser-Orden im Orte Znió-Váralja gegründet. Nach der Schlacht bei Mohács verließen die Mönche das Kloster, welches später (1586) sammt den Besitzungen Kaiser und König Rudolph den Jesuiten schenkte. Diese wurden von den Aufständischen unter Bocskay vertrieben, und der Artikel VIII des Wiener Friedens (1606) verbot den Jesuiten überhaupt den Besitz liegender Güter in Ungarn. Darum hatte Kaiser Matthias II. den Ausweg getroffen, daß er die Thuróczer Propstei dem Cardinal-Fürstprimas Forgách verlieh unter der Bedingung, daß er das gesammte Einkommen dieser Propstei dem Jesuiten-Collegium in Tyrnau überantwortete. P. verpflichtete sich nun, diesem Collegium im ersten Jahre 2000 und dann in jedem folgenden Jahre 3000 Gulden so lange zu entrichten, bis die Landesgesetze den Jesuiten den Besitz liegender Güter gestatteten. Alsdann würde er dieses Beneficium ihnen vollständig übergeben.

Noch hatte P. den Versuch der Hofkammer abzuwehren, die Güter des Erzbisthums, welche ohnehin für die Erhaltung der Grenzwache jährlich bedeutende Summen beitrugen, zu Gunsten des Aerars noch mehr zu belasten. Aus den Einkünften des Erzbisthums in der Höhe von 80 000 fl. blieben dem Erzbischof nur 25- bis 30 000 Gulden. P. lehnte vor seiner Ernennung jede weitere Verpflichtung in dieser Richtung entschieden ab; er wollte selbst nicht den Schein einer Simonie auf sich laden.

Ohne deshalb ein Uebereinkommen P's mit der königlichen Hofkammer abzuwarten, vollzog Kaiser und König Matthias II. am 28. September 1616 die Ernennung P's zum Erzbischofe von Gran. Die bischöfliche Weihe erhielt der vom Papste bestätigte Erzbischof in der Prager königlichen Schloßkirche, und am 29. November hielt er seinen feierlichen Einzug in Tyrnau, dem damaligen Sitze der Graner Erzbischöfe, seitdem deren Residenz Gran sich in den Händen der Türken befand. Ungarns Katholiken begrüßten P. mit freudiger Begeisterung und waren voll schöner Hoffnungen, ihn an der Spitze der Kirche ihres Landes zu sehen. Diese Hoffnungen theilte auch das Herrscherhaus,

und der künftige Thronerbe, Erzherzog Ferdinand, betrachtete in seinem Glückwunsch-Schreiben an Erzbischof P. dessen Ernennung als eine Gnade der göttlichen Vorsehung. „Gott der Herr," heißt es daselbst, „wollte in diesen wirrvollen Zeiten an die Spitze der Graner Kirche einen Mann stellen, der im Stande sein wird, durch seine Weisheit und durch seinen Eifer die Sinkende wieder zu erheben, die Erhobene zu kräftigen."

Mit andern Augen betrachteten die Protestanten den neuen Erzbischof, in dessen Ernennung sie eine Art von Kriegserklärung gegen sich erblickten. Um derlei Besorgnisse zum voraus zu zerstreuen, wurde dem (protestantischen) Palatin Thurzó durch den Cardinal Khlesl in wiederholten Zuschriften die Versicherung gegeben, der neue Erzbischof werde sein hohes Kirchenamt in Mäßigung, zur Befestigung des Friedens und in der Liebe zur ungarischen Nation bekleiden. Man dürfe keinerlei Trübung des Religionsfriedens von Seiten desselben befürchten. P. selbst zeigte durch einen Canoniker seine Ernennung dem Palatin an und empfahl sich dessen Wohlwollen. Thurzó erwiderte höflich, doch reservirt. Man sah auf protestantischer Seite mit Bangen der Zukunft entgegen.

Pázmány als Kirchenfürst.

Nachdem P. nach Empfang des erzbischöflichen Palliums, welches Heinrich Derlaye, Propst von Mainz, ihm überbracht hatte, und nach der Ablegung des vorgeschriebenen Eides in den Vollbesitz seiner oberhirtlichen Gewalt gelangt war, entfaltete er sofort jene umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete der Kirche, des Staates, der Gesellschaft und des moralisch-geistigen Lebens, durch welche er in mehrfacher Hinsicht zu einem Hauptfactor des damaligen öffentlichen Wesens, der Mittelpunkt und Haupthebel zur Wiederaufrichtung des Katholicismus in Ungarn wurde. Wir betrachten nun die verschiedenen Hauptrichtungen in dem Wirken des Erzbischofs P. in ihren wesentlichsten Zügen.

Im Jahre 1616, als P. den erzbischöflichen Stuhl von Gran bestieg, befand sich die katholische Kirche in Ungarn, deren Haupt er geworden war, trotz des Eifers seiner Vorgänger, der Erzbischöfe Oláh und Forgách, fortwährend in bedauerlichem Zustande. In dem unter drei Herrschern vertheilten Lande bekannte sich die Mehrzahl der Einwohner zum calvinischen Bekenntnisse; katholische Geistliche konnten nur zeitweilig und auch dann meist nur verkleidet die vereinzelten Gläubigen aufsuchen. Es fehlte überhaupt an Priestern, und die Bischöfe bestellten deshalb sogen. „Licentiaten", d. i. eifrige Laien, die aus gedruckten Büchern der ver-

sammelten Gemeinde Predigten vorlasen, tauften, die Eheleute einsegneten und die Todten begruben. In Siebenbürgen und in den dazu gehörigen ungarischen Landestheilen gab es ebenso wie auf dem türkischen Gebiete in Ungarn keinen einzigen katholischen Bischof. Nur in dem königlich verbliebenen Landstriche behauptete sich die Kirche im Kampfe gegen die kirchlichen Neuerer, und hier machte auch die Restauration des Katholicismus die ersten und namhaftesten Fortschritte, so daß schon im Jahre 1622 die Mehrzahl der Magnaten wieder dem katholischen Glauben angehörte. Schwieriger ging die Rekatholisirung in den Kreisen des mittlern Adels und in den niedern Volksschichten, namentlich auch bei den Bürgern in den Städten, vor sich, wo der Protestantismus noch immer die Herrschaft behauptete.

Von den katholischen Bischöfen Ungarns konnten nur der Erzbischof von Gran, dann die Bischöfe von Neitra, Raab, Weßprim und Agram ihre Diöcesen unmittelbar leiten, und auch diese Kirchensprengel waren durch die türkische Occupation wesentlich geschmälert worden. Um nun das darniederliegende kirchliche Wesen in neuen Aufschwung zu bringen, war in erster Linie die Gewinnung und Heranbildung der erforderlichen Seelsorger von Nöthen. Wie groß der Priestermangel gewesen, lehrt schon die eine Thatsache, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Graner Erzdiöcese ungefähr 900 Pfarrer wirkten, zu Anfang des 17. Jahrhunderts gab es deren kaum 100 und auch unter diesen herrschte viel Rohheit, Unbildung und Sittenlosigkeit. Die Bischöfe mußten hierin die größte Nachsicht üben, wollten sie die Pfarreien nicht gänzlich unbesetzt lassen und damit der protestantischen Propaganda das Terrain völlig frei geben. Die Pfarrer litten übrigens vielfach auch materielle Noth und erhielten oft selbst ihre elenden Bezüge von 50—100 fl. Jahres-Einkommen nur unpünktlich oder gar nicht. Die Kirchen und Kapellen waren im Verfall und entbehrten zuweilen der allernöthigsten Ausstattung und Einrichtung; von dem Regularklerus hatten sich nur einige spärlich bewohnte Pauliner- und Franciscanerklöster erhalten u. s. w. Ueberall zeigten sich die kirchlichen Zustände in trauriger Verwirrung und Zerrüttung.

Erzbischof P. wollte sofort nach der Uebernahme seines oberhirtlichen Amtes die Hand zur Abstellung der zahlreichen Schäden anlegen, allein die eingetretenen politischen Unruhen mit dem Siebenbürger Fürsten Gabriel Bethlen, auf die wir noch zu sprechen kommen, verhinderten ihn an der Ausführung seines Vorhabens; war er doch persönlich zur Flucht nach Wien genöthigt, und fast zwei Jahre mußte die katholische Kirche Ungarns ohne obere Leitung, allen Stürmen ihrer zahlreichen Gegner ausgesetzt, verbleiben.

Welche Gesinnung gegen den Katholicismus damals die Protestanten erfüllte, das zeigte schon das Auftreten der protestantischen Stände auf dem Landtage von 1618. Diese Stände waren nämlich mit der Sicherung ihrer bisherigen Rechte nicht zufrieden, sondern sie strebten nach Erweiterung derselben. Sie forderten in allem die vollständige Gleichberechtigung und Gleichstellung ihrer Bekenntnisse mit der katholischen Religion und Kirche. Die protestantischen Stände stellten unter anderm das Begehren, daß, wenn in einer Ortschaft die Unterthanen zu einem der protestantischen Bekenntnisse gehören, sie auch das Recht haben sollen, die auf ihrem Ortsgebiete befindliche katholische Pfarrkirche zu occupiren, wenngleich der Grundherr ein Katholik ist oder die Ortschaft einer geistlichen Person oder Corporation gehört.

Diese Forderung der Protestanten begegnete dem heftigsten Widerstande der katholischen Reichsstände, und der heiße Redekampf dauerte fünf Tage. Die Katholiken leitete und beeinflußte der Fürstprimas P., der wiederholt erklärt hatte: „Die Grundunterthanen mögen lieber die Dörfer verlassen und diese veröden; denn er werde es niemals zugeben, daß jene Unterthanen mit Verletzung der Patronatsrechte die Kirchen in Besitz nehmen." Da die Landesgesetze die verschiedenen Glaubensbekenntnisse gestatteten, so wolle er seine Unterthanen um ihres Glaubens willen nicht behelligen; aber eine Ueberschreitung der gesetzlichen Schranken werde er nimmer zugeben. Ja, er stellte offen die Forderung, daß die von den Protestanten occupirte Kathedralkirche in Kaschau den Katholiken zugestellt werden solle. Dieses energische Auftreten hatte auch insofern Erfolg, als die Freiheit zur Occupation der katholischen Pfarrkirchen durch die protestantisch gewordenen Unterthanen in das Krönungsdiplom des neugewählten Königs Ferdinand II. nicht aufgenommen wurde. Ebenso vergeblich war das Bemühen der protestantischen Stände, die Jesuiten aus dem Lande zu vertreiben.

Um nämlich eine bessere Bildung der katholischen Jugend, insbesondere auch des Klerus zu erzielen, und dem darniederliegenden Katholicismus aufzuhelfen, wurde im Jahre 1616 das Jesuiten-Collegium zu Tyrnau errichtet. Die Missions- und Lehrthätigkeit der Väter von der Gesellschaft Jesu machte überraschende Fortschritte. Von 1616—1618 erfolgten 217 Uebertritte zur katholischen Kirche. Die Schulen der Jesuiten in Tyrnau zählten bei ihrer Eröffnung im Sommer 1616 schon 300 Schüler, zwei Jahre später stieg die Zahl derselben beinahe auf das Doppelte. Auch Akatholiken sendeten ihre Söhne hierher.

Damit begnügte sich jedoch P. keineswegs. Schon im Jahre 1619 errichtete er in Tyrnau ein Convict für adelige Jünglinge und beschloß ferner, in Wien eine Erziehungs-Anstalt für Geistliche zu gründen. Die

kaiserliche Residenzstadt hatte der Erzbischof deshalb gewählt, weil die dortige theologische Facultät sich eines guten Rufes erfreute und somit den ungarischen Klerikern die Gelegenheit zu einer gründlichen Vorbereitung für ihren künftigen Beruf darbot. Nachdem er die erforderlichen Baulichkeiten theils käuflich an sich gebracht, theils hergestellt hatte, stiftete er im Jahre 1623 mit einem Capital von 115 000 fl. das noch heute blühende Priesterseminar „Pázmáneum" in Wien. Durch spätere Erweiterungen konnte er im Jahre 1631 die Zahl der aufzunehmenden Kleriker auf 40 erhöhen. Diese geistliche Erziehungs-Anstalt, welcher Ungarn seit mehr als 200 Jahren seine hervorragendsten Theologen und kirchlichen Würdenträger verdankt, bildete eine mit besonderer Sorgfalt gepflegte Lieblingsschöpfung P's.

Umfassendere Maßregeln zur Wiederbelebung des Katholicismus in Ungarn berathschlagten die Bischöfe auf einer unter P's Vorsitz im Jahre 1622 zu Oedenburg abgehaltenen Conferenz, als deren wesentliches Resultat man die gefaßte Ueberzeugung bezeichnen kann, daß die Wiederaufrichtung der katholischen Kirche weder durch Gewalt noch durch materielle Mittel überhaupt, sondern nur allein durch moralische Einwirkung möglich sei. Die Kirche müsse durch wissenschaftliche Bildung und sittlichen Charakter ihrer Leiter und Diener im ungarischen Volke jenes Ausmaß des Einflusses und der geistigen Macht zurückgewinnen, ohne welche die hohen Lehren des Christenthums zum todten Buchstaben zusammenschrumpfen. Die Bischofs-Conferenz betonte deshalb insbesondere die Nothwendigkeit einer verbesserten Erziehung und des Unterrichtes im katholischen Geiste. Die verschwundenen Lehranstalten sollten wieder errichtet und namentlich für die entsprechende Heranbildung des Klerus Sorge getragen werden. Zu diesem Behufe wollte man auch den Papst um eine jährliche Subvention bitten, und es verpflichteten sich die Bischöfe, nach Verhältniß ihrer Einkommen zur Erhaltung des Priester-Seminars in Tyrnau beizutragen. Ferner solle der Papst ersucht werden, die Zahl der ungarischen Kleriker im ungarisch-deutschen Collegium zu Rom zu vermehren. Zur Abhaltung von Missionen auf türkischem Gebiete in Ungarn seien in den Kirchen und bei den Gläubigen Geldsammlungen zu veranstalten; desgleichen solle der Provincial des Franciscaner-Ordens mehrere tüchtige Mönche ungarischer Zunge zu den katholisch gebliebenen Széklern nach Siebenbürgen senden.

Die verwickelten und wiederholt gefahrvollen politischen Verhältnisse beanspruchten einen wesentlichen Theil der Aufmerksamkeit und der aufopfernden Thätigkeit P's, so daß er im ersten Jahrzehnt seines erzbischöflichen Wirkens nicht in die Lage kam, gemäß den Vorschriften des Tridentinischen Concils die Bischöfe und den Klerus um sich zu einer

Synode zu versammeln oder die persönliche Visitation seiner Erzdiöcese vorzunehmen; selbst die Aussendung der Erzdechanten zur Besichtigung der Pfarreien konnte er erst im Jahre 1625 bewerkstelligen, wobei er in dem betreffenden Rundschreiben erklärte, daß er selber diese Visitationen überwachen, die Protokolle studiren uud die nöthigen Verfügungen treffen werde.

Endlich, am 4. October 1629, war er im Stande, die Aebte, Pröpste, Capitulare und Seelsorger seines Kirchsprengels zu einer Diöcesan-Synode nach Tyrnau einzuberufen. P. präsidirte dieser sehr besuchten Versammlung und eröffnete die Berathungen mit einer denkwürdigen Ansprache. „Der Ruhm Gottes und das Seelenheil der Gläubigen," sagte er unter anderm, „möge uns vor Augen schweben. Verschweiget nichts, sondern gebet aufrichtig kund, was ihr zur Ausbreitung des katholischen Glaubens, zur Wiederherstellung der kirchlichen Disciplin und zur Verbesserung der Sitten der Geistlichen und Gläubigen für zweckdienlich erachtet." Zugleich legte er der Synode ein Elaborat zur Berathung und Beschlußfassung vor. Die angenommenen Beschlüsse beziehen sich auf die Verabreichung der Sacramente, regeln die Erwerbung und Auflassung der geistlichen Beneficien, ordnen die erzdechantlichen Visitationen; ferner verfügen sie hinsichtlich der Abstellung von eingeschlichenen Mißbräuchen im kirchlichen Leben, erneuern die hierauf bezüglichen ältern Kirchengesetze und ermahnen den Pfarrklerus zur eifrigen und gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten.

Seitdem hielt P. in jedem Jahre die Diöcesan-Synode, deren Erfolge sich auch alsbald durch den erfreulichen Aufschwung im kirchlichen Leben zu erkennen gaben. Der persönliche Einfluß des Erzbischofes, die bessere Erziehung des jungen Klerus in den Seminarien zu Tyrnau, Wien und Rom, die Vermehrung und entsprechendere Dotirung der Pfarreien, zu welchem Behufe Erzbischof P. im Jahre 1629 eine Stiftung von 30 000 fl. gemacht hatte, sowie die strenge Beaufsichtigung des moralischen Lebenswandels der Seelsorger bildeten eben so viele Factoren zur Hebung des geistlichen Ansehens und der segensvollen Wirksamkeit des Klerus. Dadurch hob sich aber auch das religiöse Gefühl und die Opferbereitschaft der Gläubigen. Zahlreiche neue Kirchen wurden erbaut, alte restaurirt und das Innere derselben durch die Geschenke des Volkes reichlich ausgestattet.

Einen wichtigen Hebel zur Beförderung des priesterlichen Eifers erblickte P. mit Recht in dem Anspornen des edeln Ehrgeizes des Klerus, weshalb er bei Besetzung der Domherrenstellen an den Capiteln zu Gran, Preßburg und in der Zips stets nur auf Männer von gesittetem Lebenswandel und wissenschaftlicher Bildung Rücksicht nahm. Das Graner Domcapitel namentlich wurde zu einem „Seminarium für Bischöfe", denen

übrigens auch sonst das Walten P's als leuchtendes und nachahmungswürdiges Beispiel diente. Der ungarische Episkopat gewann unter seiner Einflußnahme bald eine Reihe von wahrhaften Zierden der Kirche. Erzbischof P. benützte jede Gelegenheit, um mit seinen apostolischen Berufsgenossen in Berührung und Verkehr zu treten. Er hielt nicht nur wiederholt Conferenzen mit den übrigen Bischöfen ab, sondern zur Herstellung der Gleichförmigkeit im kirchlichen Leben und in den gottesdienstlichen Verrichtungen fanden unter seinem Vorsitze, als des Fürstprimas von Ungarn, zwei Mal (1630 und 1633) auch National-Synoden statt, welche zahlreiche bedeutsame Beschlüsse faßten.

Kaiser und König Ferdinand II. hörte in politischen und kirchlichen Dingen gern den Rath P's und befolgte denselben in der Regel um so mehr, als der Graner Erzbischof, bei allem Eifer für die Kirche und deren Interessen, dennoch stets Recht und Gesetz hochachtete und zur Durchführung der Gegenreformation niemals Gewaltmaßregeln in Vorschlag brachte. P. wußte nur zu wohl, daß gewaltthätig aufgerichtete Institutionen von keiner Dauer sind; dagegen befürwortete er jederzeit die Zuwendung von Begünstigungen und Vortheilen an katholische Jünglinge, sprach der Verleihung von Hofstellen, Hofwürden und Auszeichnungen an Katholiken das Wort, empfahl diese zur Besetzung der obersten Staatsämter, der Grenzcapitanate und Militair-Commandanten-Stellen und rieth dem Kaiser und Könige, die Verleihung des Adels und liegender Güter an Protestanten einzuschränken. Desgleichen sollte die Einwanderung protestantischer Emigranten nach Ungarn verhindert werden.

Wie P. seine eigenen Rechte selbst den obersten Behörden gegenüber von Anbeginn her mit aller Energie und Standhaftigkeit vertheidigte, so war er in gleicher Weise bemüht, auch die Rechte der übrigen Bischöfe Ungarns, namentlich den Uebergriffen des staatlichen Fiscus gegenüber, kräftig zu schützen und die entzogenen Rechte und Besitzthümer wieder zu gewinnen. Eine der wichtigsten Errungenschaften war in dieser Beziehung die Wiedererwerbung und Regulirung des Testir-Rechtes der ungarischen Bischöfe, welches seit 1580 die ungarische Hofkammer willkürlich beschränkt, ja völlig annullirt hatte. Auf Grund gemeinsamer Berathungen mit dem Episkopate und mit den Abgesandten der Domcapitel trug P. seine Vorschläge in Betreff des bischöflichen Testirrechtes dem Kaiser und Könige vor. Die Hofkammer opponirte heftig gegen diese Absicht des Fürstprimas; aber schließlich siegte dennoch das Recht, und eine allerh. Urkunde vom 11. December 1625 regelt das Testirrecht der ungarischen Bischöfe und Prälaten in folgender Weise: Nach dem Tode eines Bischofs oder Domherrn werden aus dessen Hinterlassenschaft zuerst die Leichenkosten gedeckt und Almosen unter die Armen vertheilt, sowie die Diener und Gläubiger

des Verblichenen befriedigt. Die Bücher fallen der Capitular-Bibliothek, die kirchlichen Geräthschaften und Gewänder der Domkirche zu. Der Rest der Hinterlassenschaft wird in zwei gleiche Theile getheilt. Die eine Hälfte dient zur Gründung von Priester-Seminarien oder zur Aufbesserung armer Pfarreien; die andere Hälfte wird zu den im Testamente des Verstorbenen angeführten Zwecken verwendet. Ebenso erfolgreich waren P's Bemühungen zur Rückerwerbung der entzogenen oder vorenthaltenen geistlichen Güter. Es gelang ihm, von Kaiser Ferdinand II. unter dem 20. September 1627 ein Rescript zu erlangen, in welchem der Monarch der katholischen Kirche Ungarns die feierliche Versicherung ertheilt, daß die kirchlichen Beneficien fernerhin nicht mehr verpfändet, mit Schulden belastet oder zu irgend welchen weltlichen Zwecken verwendet werden dürfen, sondern stets verdienstvollen Männern der Kirche verliehen werden sollen. P. begann auch sofort mit der Aufbringung des Geldes zur Auslösung der weitläufigen Güter der Abtei zu St. Gotthardt, und seinem Beispiele folgten die übrigen Bischöfe.

„So gab es also in der Reihe der bedeutsamen Factoren der kirchlichen Interessen, sowie unter den Bedingungen der Macht und des Einflusses der Kirche kein einziges Moment, welches der Aufmerksamkeit P's entgangen wäre." Seine schaffende, leitende, überwachende, belohnende und strafende Hand machte sich auf allen Gebieten des kirchlichen und geistlichen Lebens geltend, und überall folgte dieser Wirksamkeit reicher Segen, blühendes Gedeihen.

Pázmány als Staatsmann und Politiker.

Die Würde des Graner Erzbischofs und Fürstprimas von Ungarn ist nach dem ungarischen Staatsrechte auch mit hohen Ehren und mit eminenten Rechten und Pflichten ihres Inhabers auf dem Felde der Politik und der Leitung des Staates verbunden. Nach den bis zum Jahre 1848 in voller Geltung befindlichen Bestimmungen oder rechtlichen Gewohnheiten des ungarischen Saatsrechtes ist der Erzbischof von Gran als der Primas der katholischen Kirche zugleich der vornehmste Prälat seit Anbeginn des ungarischen Königreichs, der seit 1715 auch die Würde eines Fürsten des römisch-deutschen Reiches (daher „Fürst-Primas") besitzt und stets oberster Geheimschreiber oder Secretär und Kanzler der Könige von Ungarn gewesen ist und als solcher das doppelte königliche Siegel in seiner Verwahrung hat. Ferner ist der Graner Erzbischof nach dem Reichspalatin der erste Magnat des Landes und Mitglied der Magnatentafel. Zugleich übt er als Mitrichter des obersten Gerichtshofes Einfluß auf

die Rechtspflege; ja er hat das Recht, auch bei dem Appellations-Gerichtshofe zweiter Instanz, der sogenannten „Königlichen Gerichtstafel" zwei Beisitzer mit gleichem Sitz- und Stimmrechte zu ernennen. Außerdem nimmt der Fürstprimas als eines der ersten Mitglieder des Königlichen Statthaltereirathes an den Verhandlungen dieser höchsten politischen Behörde im Lande Theil. Ihm gebührt das Amt eines immerwährenden wirklichen Ober-Gespans des Graner Comitats; er setzt dem von ihm gesalbten Könige in Gemeinschaft mit dem Reichspalatin die Krone auf's Haupt; er liest dem neuen Könige die Eidesformel vor. Ja der Fürstprimas konnte auch Mannslehen und den Adel verleihen, und seine Vasallen, ja selbst seine unterthänigen Colonen genossen im ganzen Lande gleich den Edelleuten die Befreiung von Weg- und Brücken-Mauthen und von den Zoll- oder Dreißigstgebühren. Der Erzbischof von Gran durfte vor Gericht den Eid durch Stellvertretung ablegen; auch besaß er das Münzrecht und war als Reichs-Münzwardein berechtigt und verpflichtet, über das „Schrot und Korn" der neugeprägten Reichsmünze die Oberaufsicht zu führen, wofür ihm die Abfälle, das sogenannte „Pisetum" (= 1/48 von jeder Mark Gold und Silber) zu Gute kamen. Dieses Einkommen des Erzbischofs hatte von 1573 bis 1625 geruht; aber Peter P. gelang es, die Wiederherstellung desselben zu erwirken und dasselbe den Graner Erzbischöfen in Zukunft sicherzustellen.

Gleich ernsthaft wie er die kirchlichen und dinglichen Rechte und Besitzthümer des Erzbisthums und der hohen kirchlichen Würde zu schützen, zu erhalten und zu restituiren bestrebt war, ebenso getreu und eifrig erfüllte P. auch seine eminenten Rechte und Pflichten auf politischem Gebiete und gegenüber dem Staate.

Als P. das verantwortungsreiche Amt des ersten Prälaten Ungarns übernahm, befand sich das Land, ja die Länder der habsburgischen Dynastie überhaupt am Vorabende folgeschwerer politischer Ereignisse. Das bereits früher angedeutete schwankende Verhältniß des Fürstenthums Siebenbürgen zum Kaiser als dem Träger der ungarischen Krone bildete den Anlaß zu häufigen Wirren und Conflicten. Es war ein natürliches Streben der Kaiser und ihrer politischen Rathgeber, Siebenbürgen, diesen integrirenden Bestandtheil des ungarischen Königreiches, wieder in die historisch und gesetzlich engere Verbindung mit dem eigentlichen Ungarn zu bringen. Als ein Mittel hierfür betrachteten sie die Einsetzung solcher Fürsten, die dem kaiserlichen Hofe und seinen Interessen zugethan waren. Solche Fürsten waren nach dem Tode Bocskay's die Fürsten Siegmund Rákóczi und Gabriel Báthory. Von ganz anderm Charakter als diese zwei Vorgänger erschien jedoch der im Jahre 1614 gewählte Fürst Gabriel Bethlen, von dem man in Wien befürchtete, daß

er dem Kaiserhofe gegenüber weniger freundschaftliche Beziehungen unterhalten, die innere Ruhe in Ungarn stören und die katholische Kirche in Siebenbürgen neuen Verfolgungen aussetzen werde. Man hielt ihn für einen heimlichen Mohammedaner, meinte aber doch auch, daß der Sultan seine Wahl nicht bestätigen und Bethlen sich auch gegenüber einer starken Opposition im Lande selbst nicht lange behaupten werde.

Aus diesen Motiven unterstützte die Wiener Regierung die ehrgeizigen Absichten des ungarischen Magnaten Georg Drugeth von Homonna in Oberungarn, der in seiner Jugend zwar unter der Fahne des Fürsten Bocskay gegen den Kaiser und König gekämpft hatte, aber seit seinem Eintritt in die katholische Kirche, wozu P. ihn bewogen hatte, zu den eifrigsten Anhängern des kaiserlichen Hauses gehörte. Drugeth strebte nach dem Siebenbürgischen Fürstenstuhle, und er wurde in diesem Streben nicht bloß von der Wiener Regierung und von P., sondern auch von andern bedeutenden Männern in Ungarn aufgemuntert und befördert. Dagegen gab es eine namhafte Partei, selbst unter sonst königstreuen und katholischen Magnaten, welche die Aspirationen Drugeth's auf das entschiedenste bekämpften. Der Palatin Georg Thurzó that dies schon als Protestant, allein selbst der eifrige katholische Convertit, ebenfalls ein Schüler P's, der oberungarische königliche Obercapitain Siegmund Forgách, widerstrebte dem Beginnen Drugeth's aus politischen Gründen. Das Fürstenthum Siebenbürgen sollte nach der Auffassung dieser Männer auch fernerhin eine Schutzwehr der magyarischen Nationalität und ein Gegengewicht gegen die anti-constitutionellen und nach Unificirung strebenden Pläne der Wiener Staatsmänner verbleiben.

Als demnach Drugeth von Homonna trotz der im Frühling 1615 zu Tyrnau erfolgten Anerkennung Bethlen's durch den Kaiser und König Matthias II. Söldner warb, sich mit den siebenbürgischen Malcontenten in Verbindung setzte, die Unterstützung des Königs von Polen erlangt und bei der Pforte in Constantinopel wie bei dem Pascha in Ofen die glänzendsten Versprechungen gemacht hatte, da stand das Land abermals vor der nahe drohenden Gefahr eines Bürgerkrieges, denn auch Bethlen säumte nicht mit seinen Gegenmaßregeln, und er traf diese mit überraschender Schnelligkeit und mit glücklichem Erfolge. Der Hof in Prag, wo der Kaiser und König seine Residenz hatte, war deshalb in großer Besorgniß und betraute den ernannten aber noch nicht präconisirten Erzbischof P. als königlichen Commissar mit der Beruhigung der aufgewühlten Gemüther. Die Aufgabe war keine leichte. Die in Kaschau versammelten oberungarischen Stände empfingen Mitte Juni 1616 den „Jesuiten“ P. mit offenem Mißtrauen; Drugeth von Homonna ließ sich nur schwer bereden, die Waffen bis auf künftige bessere Zeiten vorläufig

aus der Hand zu legen, und Bethlen war durch diesen Scheinfrieden nicht beruhigt. Die Situation blieb eine gespannte, und schon nach wenigen Monaten sammelte der ehrgeizige Drugeth von Homonna abermals ein Heer, mit welchem er in Siebenbürgen einbrach, aber am 20. November 1616 bei Deés eine schwere Niederlage erlitt. Fürst Bethlen richtete nun seine Waffen gegen den König von Ungarn, weil er meinte, der Angriff Homonnai's sei mit Wissen und Unterstützung des Königs geschehen. Allein, so angenehm dem Letztern ein Erfolg Homonnai's gewesen wäre, so hatte dieser doch auf eigene Faust und Gefahr gehandelt, und in Prag war man nicht wenig besorgt, daß der Friede in Ungarn neuerdings in Frage gestellt sei. Wieder erhielt P. den Auftrag, im Verein mit dem Palatin Georg Thurzó das gestörte Verhältniß zu Bethlen zu ordnen und den Letztern in seinem Vormarsche gegen Oberungarn aufzuhalten. Bethlen selbst wollte keinen offenen Bruch, und so wurde der drohende Conflict zu Anfang des Jahres 1617 mindestens für einige Zeit abermals beigelegt.

Ein dauernder Friede zwischen dem Kaiser-König und Bethlen war jedoch aus mehrfachen Gründen nicht zu hoffen; die politischen und confessionellen Interessen standen hier zu einander in fast unversöhnlichem Gegensatz. Erzbischof P. hatte dies bald in voller Deutlichkeit erkannt, und er war es, der auf königlicher Seite dem hochbegabten Siebenbürger Fürsten als ein ebenbürtiger Gegner gegenübertrat.

Zu Anfang des Jahres 1617 starb der Reichspalatin Georg Thurzó und der Kaiser und König übertrug die königliche Statthalterschaft in Ungarn dem „Primas des Reiches", dem auf sein Bitten noch ein aus sieben Mitgliedern bestehender Staatsrath an die Seite gegeben werden sollte. P. hatte die verantwortliche Stellung nur zögernd und bloß für die Dauer eines Jahres übernommen, innerhalb welcher Zeit der Landtag zur Wahl des neuen Palatins einzuberufen sei. In dieser seiner politischen Eigenschaft leitete er im März 1617 die neuen Friedensverhandlungen mit Bethlen, welche erstlich in Prag, dann in Tyrnau ihren Verlauf nahmen und in der Uebereinkunft vom 31. Juli desselben Jahres ihren befriedigenden Abschluß fanden. Der glückliche Erfolg war wesentlich ein Verdienst P's. „In seinem Verhalten" (gegen den Fürsten Bethlen), bemerkt Dr. Fraknói, „trat eine wesentliche Aenderung ein, seitdem er sich überzeugt hatte, daß diejenigen, welche den Sturz Bethlen's als durchführbar, ja als eine leichte Aufgabe hinstellten, den Hof und auch ihn (P.) auf einen Irrweg verleitet hatten. Nachdem er diesen Thatbestand erkannt hatte, zögerte er nicht, die Consequenzen daraus zu ziehen. Er suchte einen Ersatz für die vereitelten Hoffnungen der Candidatur Homonnai's in dem zu finden, daß er Bethlen von dem

Bündnisse mit den Türken abwendig zu machen und von demselben Concessionen für die katholische Kirche Siebenbürgens zu erhalten sich bemühte."
Doch der errungene Erfolg war abermals von keiner langen Dauer.

Wir befinden uns überhaupt am Eingange jener trauervollen Epoche in der Geschichte Mitteleuropa's, da der dreißigjährige Religions- und Eroberungs-Krieg seine Schrecknisse über die Länder und Völker im Herzen unseres Erdtheiles verbreitete und insbesondere die Herrschaft der Habsburgischen Dynastie von zahlreichen Feinden im Innern und von Außen auf das ernstlichste bedroht und gefährdet war. In Ungarn wurde der Landtag zur Königs- und Palatinswahl für den 6. Januar 1618 einberufen. Die Verhandlungen der Stände über allerlei Gravamina, unter denen, wie wir gesehen haben, die Beschwerden in Religionssachen obenan standen, schleppten sich Monate lang hin, und und erst im Mai waren die Parteien durch Compromisse und unter Verwahrungen zu einer Einigung gelangt. Darauf erfolgte am 16. Mai die einstimmige Wahl des in Preßburg persönlich anwesenden Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich zum König von Ungarn, der in kurzen Worten den Ständen die Versicherung gab, daß er zur Vertheidigung des Landes und seiner Freiheiten, falls es nöthig sei, mit seinem Blute bereit sei. Die begeisterten Stände hoben ihren neuen König unter lauten Jubelrufen auf ihre Arme.

Nach dem feierlichen Gottesdienste erfolgte die Wahl des Reichspalatins, und es ist sicherlich eine bezeichnende Thatsache, welche die mittlerweile erfolgte Erstarkung des Katholicismus deutlich bezeugt, daß die Wahl jetzt den eifrigen katholischen Landesoberrichter Siegmund Forgách, den Schüler P's, traf. Die Protestanten gaben denn auch ihren Unmuth gar bald zu erkennen.

Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten, denn schon wenige Tage nach den Wahlfeierlichkeiten in Preßburg brach der Aufstand in Prag los, wodurch die protestantischen Stände Ungarns wieder Muth erhielten, indessen die königliche Partei mit erheblichen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatte und die Ereignisse in Böhmen ihre Festigkeit und Zuversicht keineswegs zu steigern vermochten. Schon regten sich auch die Malcontenten im benachbarten Oesterreich, dessen evangelische Stände den Obersten Königsberg nach Preßburg sandten, um dem ungarischen Landtag ihre Beschwerden vorzutragen und dessen Intervention anzusuchen. Königsberg trat zugleich mit den Protestanten Ungarns in geheime Beziehungen. Die Deputation der evangelischen Stände Oesterreichs erschien Ende Mai in Preßburg; im Juni kam auch Jessenius, der Abgesandte der protestantischen Stände Böhmens, hierher; dieser hatte die Aufgabe, das Bündniß zwischen Czechen und Magyaren zu erneuern sowie die Frage der gegenseitigen Hülfe und Unterstützung der beiden

Länder Böhmen und Ungarn in Anregung zu bringen. Aber noch wagten die ungarischen Protestanten nicht, sich mit den österreichischen und böhmischen Malcontenten in ein förmliches Bündniß zu setzen; denn eben damals feierte die katholische Sache in Ungarn eine Reihe von Erfolgen. Am 1. Juli 1618 setzte der Erzbischof P. dem gewählten Könige Ferdinand in Preßburg die Krone des h. Stephan auf's Haupt; der Versuch, die Jesuitenfrage im Landtage wieder aufzuwerfen, mißlang den Protestanten vollständig; die erledigten obersten Reichswürden wurden nur mit eifrigen Katholiken besetzt; mit einem Worte: unter P's bestimmendem Einflusse bezeichnet der Landtag 1618 einen Triumph des ungarischen Katholicismus.

Bald darauf folgten um so schlimmere Tage. Die protestantischen Stände verließen den Landtag mit Groll im Herzen und befreundeten sich je länger je mehr mit dem Gedanken, nach dem Beispiele der Böhmen und Oesterreicher ihre Ansprüche mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Es fehlte ihnen nur noch an dem entsprechenden Führer; dieser fand sich in der Person des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen.

Dieser hatte den Aufstand in Böhmen freudig begrüßt; denn er faßte die Hoffnung, daß mit Hülfe der Türken es ihm jetzt gelingen werde, dem bedrängten Hause Habsburg den Besitz Ungarns völlig zu entreißen und sich auf den ungarischen Thron zu erheben. Allein er ging bei diesem Plane sehr vorsichtig zu Werke. Er bat erst im Frühjahr 1619 bei der Pforte um die Erlaubniß eines Krieges gegen Ferdinand und erhielt diese mit der hochmüthigen Versicherung des Großvezirs, daß er (der Großvezir) den Bethlen zum König von Ungarn machen werde. Zugleich suchte er aber durch heuchlerische Freundschaftsversicherungen, Gratulationen, Hülfsangebote und dergl. den kaiserlich-königlichen Hof in Täuschung über seine wahren Absichten zu erhalten. Als jedoch Bethlen die Erlaubniß der Pforte zur Kriegführung erlangt hatte (August 1619), rückte er sofort mit seinen bereitgehaltenen Kriegsschaaren nach Ungarn vor und forderte die oberungarischen Stände zum Anschlusse auf. Viele folgten diesem Rufe. Die erste That der Aufständischen war die Ermordung zweier Jesuiten und eines Domherrn in Kaschau; dieser Greuelthat folgten andere. Als P. davon Kunde erhielt und das Vordringen Bethlen's und seiner zunehmenden Anhänger sah, da mahnte er die Jesuiten, ihre Schüler zu entlassen und der drohenden Gefahr auszuweichen. Er selber zog sich nach Wien zurück. Bethlen kam fast ohne Widerstand bis Kaschau und Tyrnau, wo er am 9. October 1619 seinen Einzug hielt und im erzbischöflichen Palast Wohnung nahm.

Gleich seinen Freunden, Gesinnungs- und Bundesgenossen in Deutschland proclamirte auch Bethlen sich als den Vertheidiger der

„Religion und der Libertät“, und seine Publicisten, vorab der schon mehrmals genannte calvinische Superintendent Peter Alvinczi, suchten durch Flugschriften und Pamphlete die Pläne des hochstrebenden Fürsten zu befördern. Peter Alvinczi's „Querela Hungariae“ ist davon die bekannteste geworden. Es wird darin gesagt: Der Satan habe Ungarn seinen höllischen Zorn fühlen lassen wollen und bediente sich dazu der katholischen Geistlichkeit. Diese hetzten die gegen die Türken entsendeten Truppen auf die Bürger des Landes, und brachten so unerhörtes Elend über dasselbe. Der protestantische Glaube sollte ausgerottet, die Kirchen der Protestanten occupirt und ihre Prediger vertrieben werden. Auf solche Weise habe man den Aufstand Bocskay's hervorgerufen. Die Protestanten hätten damals den katholischen Klerus vernichten können, aber in der Hoffnung seiner Besserung sei er geschont worden. Doch diese Geistlichkeit habe den Samen der Zwietracht bald wieder ausgestreut, den Angriff gegen den Fürsten von Siebenbürgen veranlaßt, die den Protestanten günstigen Gesetze verletzt, die Wahl König Ferdinand's erzwungen u. s. w. An der Spitze der Feinde des Protestantismus wird in dem Pamphlete P. genannt, dem insbesondere vorgeworfen wird, daß er mehrere protestantische Kirchen weggenommen, die Prediger verfolgt und gewaltsame Mittel zur Ausbreitung der katholischen Kirche angewendet habe. Durch ihn sei die Abstellung der protestantischen Gravamina auf dem Landtage vereitelt, die freiheitsfeindlichen Vorschläge des Königs aber angenommen worden u. s. w. Deshalb wollen die Malcontenten kämpfen, bis sie die völlige Religionsfreiheit und Gleichberechtigung für sich errungen, den katholischen Klerus aber von dem Einflusse auf die öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen haben.

Die Antwort auf diese heftigste Anklage schrieb P. selbst. Er verweist zunächst auf die Thatsache, daß seit zweihundert Jahren keine solche Ruhe im Lande geherrscht habe, als während der letzten drei Jahre. Mit der Türkei und mit Siebenbürgen habe man in Frieden gelebt, ja Fürst Bethlen sei wiederholt erbötig gewesen, mit 10 000 Mann dem König gegen die Böhmen zu Hülfe zu kommen. Da hätten einige Unruhestifter aus jugendlichem Unverstand oder aus Haß gegen die „berühmte deutsche Nation“ oder aus Herrsch- oder Abenteurersucht den siebenbürgischen Fürsten zum Angriff gegen den König bewogen. Die Wahl Ferdinand's II. sei nach Recht und Gesetz in völliger Ordnung vor sich gegangen; daß der König seine feierlichen eidlichen Versprechungen gehalten, dessen Zeuge sei das Gesetzbuch des Landtages von 1619. Sollte aber etwas versäumt worden sein, so trifft die Schuld nicht ihn, sondern den Palatin, den Bevollmächtigten des Königs. Die gegen seine Person erhobene Anklage weist P. gleichfalls im Einzelnen auf das entschiedenste zurück,

namentlich den ihm zuschriebenen Ausspruch: „Es sei besser, wenn das ganze Land von wilden Thieren bewohnt werde, als daß man die Ketzer in demselben dulde.“ „Ich schwöre,“ erklärt er, „daß ein solcher Ausspruch mir weder in den Mund noch in den Sinn gekommen ist“.

Mittlerweile hatte Bethlen die damalige Haupt- und Krönungsstadt Preßburg, das königliche Schloß und die Krone selbst in Besitz genommen, ja, der Reichspalatin Forgách schloß sich ebenfalls den Aufständischen an und berief über Aufforderung Bethlen's einen Landtag nach Preßburg, zu welchem er insbesondere auch P. einlud, indem er demselben freundschaftlichen Empfang und volle Freiheit zusicherte. Allein P. wies die Einladung entschieden zurück; hatte doch auch der König allen seinen Getreuen den Besuch der Preßburger Versammlung untersagt. Nichtsdestoweniger war dieselbe zahlreich besucht, und die malcontenten Stände boten ihrem Haupte Bethlen die ungarische Königskrone an. Dieser lehnte die Wahl wenigstens vorläufig ab, ja, er zeigte sich sogar zu Friedensverhandlungen mit König Ferdinand geneigt, stellte aber freilich unannehmbare Bedingungen. Es kam deshalb auch nur zum Abschlusse eines achtmonatlichen Waffenstillstandes. Inzwischen hatte die Preßburger Stände-Versammlung Bethlen „zum bevollmächtigten Fürsten von Ungarn“ gewählt, den Protestanten eine Anzahl von Begünstigungen zugesprochen, die Jesuiten verbannt und auch mehrere Große des Reiches, darunter in erster Linie den Erzbischof P., als „Feinde des öffentlichen Wohles und der Freiheit“ erklärt, deren ewige Verbannung der nächste Landtag aussprechen werde. P. legte im Namen des ungarischen Klerus gegen die verletzenden und beleidigenden Preßburger Beschlüsse feierliche Verwahrung ein.

Ueberhaupt spitzte sich der Kampf zugleich zu einem persönlichen Streite zwischen Bethlen und P. zu und beide suchten einander möglichst wehe zu thun. Daß der Wiener Hof den Ansprüchen des Siebenbürgers gegenüber eine entschieden ablehnende Haltung beobachtete, war wesentlich ein Werk P's, dessen Wort sowohl in dem geheimen Staatsrathe des Kaisers wie in den Conferenzen der königlich-ungarischen Räthe von entscheidendem Gewicht war. „Alle wichtigern Schreiben, Instructionen oder Veränderungen, Waffenstillstands- oder Friedens-Urkunden kamen unter seinem Einflusse, unter seiner Mitwirkung zu Stande.“

Fürst Bethlen unterhielt auch während der Dauer des Waffenstillstandes freundschaftliche Beziehungen mit den böhmischen Unzufriedenen, denen er sogar Hülfstruppen sandte. Auch sonst beachtete er die festgesetzten Bedingungen nicht. Er breitete seine Macht in Ungarn fortwährend aus, verpfändete occupirte Kirchengüter, wies dem Palatin zwölftausend Thaler aus den Einkünften des Graner Erzbisthums an

u. s. w. Es wurde stets deutlicher, daß Bethlen neuerdings zum Kriege entschlossen war. Jeder Zweifel über seine Absichten schwand, nachdem er am 3. Juli 1620 den von ihm veranlaßten Ständetag zu Neusohl eröffnet und die versammelten Stände zu einem kriegerischen Bündnisse gegen ihren legitimen König aufgefordert und bewogen hatte. Auf Anrathen P.'s trat nun auch Ferdinand II. entschieden gegen die Unzufriedenen auf. Der Neusohler Landtag wurde für aufgelöst und seine etwaigen Beschlüsse als ungültig erklärt. Bethlen's Anhänger riefen dafür ihren Führer zum König von Ungarn aus und drangen in ihn, er möge nach dem Beispiele des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich, sich auch krönen lassen. P.'s heftigster Gegner, der Hofprediger Alvinczi, erklärte sich bereit, dem Fürsten die Krone des h. Stephan auf's Haupt zu setzen. „Du bist aber," entgegnete lächelnd Bethlen, „nicht der Erzbischof von Gran". „Es hängt nur von Ew. Majestät ab, mich zum Graner Erzbischof zu ernennen," meinte der ehrgeizige Prediger. „Ja, aber nur ein gekrönter König kann eine solche Ernennung vollziehen," lautete die Antwort des Fürsten, dessen politischer Scharfsinn ihn von der verhängnißvollen Nachahmung des traurigen Beispiels, das der böhmische „Winterkönig" gegeben, abgehalten hatte.

Außerdem befaßte sich die Neusohler Versammlung noch mit umstürzenden Beschlüssen in Bezug auf die Organisation der katholischen Kirche in Ungarn, gegen welche P. in einer gedruckten Schutzschrift vor der Oeffentlichkeit Protest erhob und begründete Verwahrung einlegte. Die von den unzufriedenen Ständen gegen den katholischen Klerus geschleuderten Anklagen weist er im Einzelnen als unberechtigt zurück, gleichwie er auch die Verdächtigungen und Verleumdungen, welche auf dieser Versammlung gegen seine eigene Person, deren Abstammung, politische Haltung und dergl. in ihrer Nichtigkeit und Böswilligkeit darlegt. „Auf mein Gewissen," heißt es in diesen „Vindiciae ecclesiasticae", „kann ich es sagen, daß ich niemals, weder mit der Feder noch durch die That das Verderben des Landes angestrebt habe. Wenn aber Widerstand gegen die Aufständischen, Befreiung meines geliebten Vaterlandes vom Joche Bethlen's, Vertheidigung der Autorität des legitimen Königs, Wiederherstellung der katholischen Kirche und des katholischen Klerus in ihren alten Rechtszustand, Abwehr gesetzwidriger Gewaltthaten durch gesetzliche Selbstvertheidigung, wenn alles das in den Augen Bethlen's so viel bedeutet, als nach dem Ruin des Vaterlandes streben, dann anerkenne ich allerdings, daß ich all' das aus allen meinen Kräften gethan habe. . . . Allein damit habe ich nur die unterdrückte Freiheit meines Vaterlandes, nicht aber dessen Verderben und Untergang angestrebt. Das kann ich mit gutem Gewissen behaupten."

Von den Verhandlungen im Landtagssaale und von den Kämpfen mit der Feder kam es bald wieder zu blutigen Waffengängen auf dem Schlachtfelde. Die Entscheidung führten jedoch die Siege der katholischen Liga unter Anführung des baierischen Herzogs Maximilian in Oesterreich und Böhmen herbei. Fürst Bethlen suchte für sich die Vermittelung Frankreichs beim Kaiser und König Ferdinand II. an, der jedoch des Siebenbürgers ungemessene Ansprüche hauptsächlich auf Abrathen des Erzbischofs P. zurückwies. Der Bürgerkrieg dauerte fort, aber es mehrte sich im Lager Bethlen's die Unzufriedenheit; P. suchte namentlich auf die katholischen Unzufriedenen einzuwirken, und es gelang ihm, eine Anzahl derselben, darunter auch den Palatin Forgách, dann den einflußreichen Magnaten Graf Emerich Thurzó u. A. zur Aussöhnung mit dem Könige zu bestimmen. Bethlen selbst sah sich zur Anknüpfung neuer Verhandlungen gedrängt. P. war von Seite des Königs der hervorragendste Vertreter, dem es schließlich gelang, den gestörten Frieden im Vertrage von Nikolsburg (Neujahr 1622) wieder herzustellen. Bethlen verließ das königliche Ungarn und alles kehrte in seinen alten Zustand zurück. Der im Mai 1622 zu Oedenburg versammelte Reichstag verwischte die letzten Spuren des Mißtrauens zwischen dem Könige und den Ständen. Zum Reichspalatin wurde der von P. gewonnene Protestant Graf Stanislaus Thurzó gewählt, doch besaßen die protestantischen Stände im Uebrigen keinen vorherrschenden Einfluß mehr. Die entfremdeten Kirchengüter sollten zurückgegeben, in Religionssachen die frühern gesetzlichen Verhältnisse wieder in Kraft gesetzt und beobachtet werden.

In der darauf folgenden kurzen Friedenszeit entwickelte Erzbischof P. theils als Mitglied der ungarischen Statthalterei, theils selbständig in politischen Dingen eine derartige Thätigkeit, daß Fürst Bethlen ihn mit Recht den „Statthalter von Ungarn" nennen konnte. „Seine Paläste zu Preßburg und Tyrnau," erzählt Dr. Fraknói, „waren wiederholt die Versammlungsorte der Mitglieder der Regierung. Er stand in lebhafter Correspondenz mit den oberungarischen Capitainen und Magnaten und wurde von jeder bemerkenswerthen Erscheinung genau verständigt. Mit dem Kaiser-Könige hatte er ununterbrochenen Verkehr, erstattete ihm Berichte und machte seine Rathschläge. Insbesondere eiferte er den Kaiser zur Herstellung des Friedens in Deutschland und in den österreichischen Erblanden an; dies war auch vom Standpunkte Ungarns sehr wünschenswerth, da er überzeugt war, daß bei herrschendem Frieden außerhalb des Landes auch Fürst Bethlen sich ruhig verhalten werde." P. war kein Fürstenschmeichler, sondern ein unerschrockener Freund und Vertheidiger der Wahrheit. Deshalb schilderte er dem Könige auch getreulich den traurigen Zustand in Ungarn und bemerkte, daß, „wenn

Bethlen jetzt heranziehen würde, er das Land ohne Widerstand in Besitz nehmen könnte".

Der Siebenbürger Fürst trug sich damals freilich mit ganz andern Gedanken. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin faßte er nämlich den Plan, eine Prinzessin des kaiserlichen Hauses sich zur zweiten Lebensgefährtin zu erringen. Neben dem Ehrgeize, der ihn dazu veranlaßt hatte, bewogen den Fürsten unzweifelhaft auch sachliche politische Gründe. Seine Absicht, das königliche Ungarn mit Siebenbürgen zu vereinigen, sah er seit 1621 völlig vereitelt, die Unterstützung der protestantischen Mächte war ihm von geringem Nutzen, das türkische Protectorat mehr und mehr zu offenbarem Nachtheil. Er beschloß also eine totale Aenderung in seiner Politik, indem er im Frühjahre 1623 bei Ferdinand II. um die Hand der jüngsten Tochter desselben, der Erzherzogin Cäcilia Renata, anhalten ließ. Für die Erfüllung seines Ansuchens machte er dem Kaiser und Könige bedeutende Verheißungen, unter denen namentlich ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß an erster Stelle zu erwähnen ist. Interessant erscheint auch des Fürsten Aeußerung in Betreff der Türkei und gegenüber der katholischen Kirche. Er erklärte sich bereit, an der Seite des Kaisers die Türken zu bekämpfen und gelobte, daß er die Katholiken „in ihrer Religion nicht stören wolle", ja, er verspricht ihnen den besten Willen, gestattet die Errichtung von Collegien, die Erbauung der Kirchen, und „wenn es Gott gefallen sollte, daß er in der katholischen Religion die Wahrheit erkennt, so werde vielleicht auch er selber noch ihr Bekenner werden."

Die Bitten und die Anträge des Fürsten wurden beim kaiserlichen Hofe und auch von P. mißtrauisch aufgenommen. Man verkannte nicht die großen Vortheile, falls Bethlen's Anerbietungen erfüllt würden; aber es erhob sich immer wieder die Frage, ob dieser Schritt Bethlen's ernsthaft und aufrichtig gemeint sei und ob der Fürst sich auch in der Lage befinde, seine Zusagen einlösen zu können. Bethlen hatte schon wiederholt feierliche Versprechungen nicht eingehalten, seine Politik war bisher stets eine zweideutige gewesen und es mußte jetzt ganz besonders auffällig erscheinen, daß dieser eifrige Vorkämpfer des Protestantismus mit einem Male die Rolle eines Beschützers und Beförderers der katholischen Kirche übernehmen wollte. Ebenso zweifelhaft erschien seine Zusage hinsichtlich seiner künftigen Stellung zur Pforte und die plötzliche Freundlichkeit für die österreichische Dynastie, der er doch Ungarn völlig entreißen wollte. Man war demnach am kaiserlichen Hofe geneigt, das Heirathsproject Bethlen's nur als eine diplomatische Intrigue zu betrachten; gleichwohl erschien auch die schroffe Ablehnung des Antrages nicht rathsam. Wie richtig die Wiener Auffassung der Bethlen'schen An-

gebote gewesen, zeigten bald die Thatsachen selbst. Ohne die definitive Antwort des Kaisers und Königs auf die Ehewerbung abzuwarten, folgte Bethlen noch im Jahre 1623 der Einladung der protestantischen Verbündeten in Deutschland, schloß sich denselben an und überfiel mitten im Frieden mit 10 000 Mann das unvorbereitete königliche Ungarn. P. und die übrigen ungarischen Regierungsmänner verloren trotzdem den Muth nicht und riethen dem Könige zu ernstlichem Widerstande. Sie selber rüsteten ihre Banderien sofort aus, und ihr Eifer spornte auch die übrigen Edelleute zur Waffenbereitschaft an. Bethlen spielte seine zweideutige Politik weiter. Trotz seines Vormarsches in Ungarn hatte er die Verhandlungen mit dem Kaiser nicht abgebrochen; ja, als seine protestantischen Bundesgenossen durch die katholische Liga eine Schlappe erlitten, da war er allsogleich bereit, das Heirathsproject wieder aufzunehmen. Auf P's Rath wurde dem Fürsten erklärt, die Heiraths-Angelegenheit dürfe gar nicht erwähnt werden, so lange Bethlen mit seinen Truppen noch auf ungarischem Boden verweile. Ueberhaupt befürwortete P. mit allem Nachdruck, daß dem Siebenbürger gegenüber eine entschiedenere Haltung angenommen werden möge.

Bethlen sah sich nämlich in Folge der fortgesetzten Niederlagen seiner Freunde in Deutschland zur Nachgiebigkeit gezwungen; er bat ernstlich um einen Waffenstillstand, und hierauf begannen zu Anfang 1624 wiederum die Friedensverhandlungen. Es geschah das innerhalb vier Jahre zum zehnten Male. P. und die übrigen ungarischen Räthe des Königs beriefen sich auf den wiederholten Wort- und Friedensbruch Bethlen's und meinten: „Wenn der König, trotz so vieler Beleidigungen, jetzt mit dem wortbrüchigen Fürsten abermals Frieden schließt, so werden das die auswärtigen Mächte und die eigenen Unterthanen nicht der Gnade des Königs, sondern seiner Schwäche zuschreiben, und er bei Freund und Feind sein Ansehen verlieren." Man müsse den unruhigen und ehrgeizigen Fürsten mit Gewalt zum Frieden zwingen. Ferdinand II. entschied sich jedoch nach langem Kampfe für die Friedenspartei, und so wurden gegen den Willen P's und der ungarischen Räthe die Verhandlungen mit Bethlen wieder aufgenommen.

Der Siebenbürger erhob neue Ansprüche, welche jedoch von den Ungarn mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen wurden, und insbesondere P. erörterte in einer umfassenden Staatsschrift (vom 7. April 1624) die Stellung des Kaisers und Ungarns zu Siebenbürgen und dessen Fürsten, von dem er feste Bürgschaften forderte, damit ein dauernder Friede geschlossen werden könne. Sollte Bethlen solche Bürgschaften nicht bieten, dann sei der Krieg dem unsichern Frieden vorzuziehen. Die Denkschrift P's machte in den Wiener Regierungskreisen großen Eindruck, und

der Kaiser wäre geneigt gewesen, den Vorschlägen des Erzbischofs zu folgen, wenn nicht die Rathschläge der deutschen Minister, des spanischen Gesandten und selbst eines Theiles der ungarischen Herren zur Nachgiebigkeit gerathen hätten. So kam denn endlich am 26. März 1624 die Erneuerung des Friedens mit Bethlen unter folgenden wesentlichen Bedingungen zu Stande: „Der Fürst entsagt dem königlichen Titel und Siegel, gibt die beiden schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor zurück, räumt die besetzten ungarischen Landestheile und läßt die Gefangenen frei. Dagegen behält er auch ferner die sieben ungarischen Comitate und bekommt noch Csed sowie die Bergwerke von Nagy- und Felsö-Bánya dazu."

„Die Friedensbedingungen," bemerkt Dr. Fraknói, „boten nicht im entferntesten jene Garantieen, welche P. und andere ungarische Räthe zu Anfang der Friedensverhandlungen gefordert hatten. Unter der Einwirkung seiner deutschen Minister und der spanischen Diplomatie (sowie eines Theiles der ungarischen Regierung) hatte Kaiser Ferdinand II. seine entschlossene und thatkräftige Haltung, zu welcher vor allem P. ihn angeeifert hatte, bald wieder aufgegeben. Allein Bethlen hatte dennoch Concessionen gemacht und einige Opfer gebracht. P. begnügte sich mit diesen Errungenschaften und erklärte die Friedensbedingungen als erträglich."

Von langer Dauer war allerdings auch dieser Friede mit Bethlen nicht. Kaum hatte nämlich auf dem Landtage zu Oedenburg (October und November 1625) die Wahl des eifrigen Katholiken Nicolaus Esterházy zum Reichspalatin und des jugendlichen Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn, trotz der eifrigen Gegenwirkungen Bethlen's, stattgefunden, als Fürst Bethlen neuerdings den Frieden bedrohte. Er trat dem englisch-dänisch-holländischen Bündnisse gegen das Haus Habsburg bei und verpflichtete sich, mit 14 000 Mann dem aus Böhmen über Schlesien nach Ungarn ziehenden Grafen Mansfeld die Hand zu reichen. In der That setzte er sich im August 1626 in Bewegung und war gegen Ende September bereits in Rimaszombat, indessen Mansfeld den oberungarischen Bergstädten sich näherte. Die Gefahr für die habsburgische Dynastie in Ungarn war eine eminente geworden. Allein die Rathgeber des Kaisers und Königs verloren keineswegs den Muth. In der geheimen Berathung zu Tyrnau, an welcher außer dem Erzbischof P. und dem Palatin Esterházy noch Wallenstein, Trautmannsdorff und Questenberg Theil nahmen, wurde beschlossen, daß Wallenstein und Esterházy dem Fürsten Bethlen entgegenziehen sollen. Dieser wich aber jeder Entscheidung auf dem Schlachtfelde klüglicher Weise aus und verlegte sich neuerdings auf's Diplomatisiren. Abermals wurden langwierige Friedensverhandlungen angesponnen, abgebrochen und wieder angeknüpft; es war

stets das gleiche Spiel der hinterhältigen List und Zweideutigkeit, der Gelegenheitsmacherei und des ruhelosen Ehrgeizes, wodurch Bethlen trotz seiner sonstigen bedeutenden Herrscher- und Feldherrngaben bei seinen Zeitgenossen in argen Verruf gekommen war. Nur der entschiedenen Festigkeit P's hatte man es auch dies Mal zu verdanken, daß der Fürst gezwungen wurde, die ihm gestellten Bedingungen anzunehmen (December 1626). Aber erst der am 15. November 1629 erfolgte Tod Bethlen's befreite den Kaiser und König Ferdinand II. und dessen Rathgeber von der steten Besorgniß über die Unzuverlässigkeit dieses Fürsten, der sein Land, dessen bedeutendster Regent er gewesen, zu europäischem Rufe erhoben und dasselbe auch im Innern in erfreulichen Zustand gebracht hatte. In Ungarn stand ihm nur der Erzbischof P. als ebenbürtiger Staatsmann und Politiker gegenüber, weshalb der Fürst auch in der letzten Zeit seines Lebens eifrig bemüht war, die Gunst des von ihm ehedem so hart bekämpften Kirchenfürsten zu erlangen.

Nach Bethlen's Tode herrschte einige Zeit dessen Wittwe, Katharina von Brandenburg, in Siebenbürgen; allein die Stände waren mit dem Regimente einer „Fremden und Katholikin“ unzufrieden. Katharina mußte das Land verlassen, und die Stände erwählten auf dem Landtage zu Schäßburg (December 1630) den ungarischen Magnaten Georg Rákóczi von Sáros-Patak, einen eifrigen Führer der Protestanten, zum Fürsten. Der Wiener Hof zögerte anfangs mit der Anerkennung des neuen Fürsten, dem insbesondere der Reichspalatin Nicolaus Esterházy ein persönlicher Feind war; aber P. bemühte sich unablässig, zwischen dem Kaiser und Könige und Rákóczi ein friedlich-freundschaftliches Verhältniß anzubahnen und festzustellen. Es gelang ihm unter vielen Schwierigkeiten, und daß ihm diese Erhaltung des Friedens zwischen dem Kaiser, Siebenbürgen und der Pforte gerade in dem kritischen Jahre 1632 möglich geworden ist, muß als ein ganz besonderes Verdienst P's hervorgehoben werden. Man denke nur an die unabsehbaren Folgen, wenn in derselben Zeit, da König Gustav Adolph von Schweden zum Todesstreich gegen das Haus Habsburg und den Katholicismus in Deutschland ausholte, auch noch der Fürst von Siebenbürgen den Einflüsterungen des schwedischen Gesandten gefolgt wäre, und der Sultan den Kaiser mit einem Kriegsheere überfallen hätte! Daß dies nicht geschehen, ist wesentlich dem allseitig beruhigenden, mäßigenden Einflusse P's zuzuschreiben, der eben beim Kaiser wie bei Rákóczi das unbedingte volle Vertrauen besaß. Die politische Einsicht, die klare Erkenntniß des Richtigen, die Ruhe im Urtheil und die unerschütterliche Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe kennzeichnen das Verhalten P's in all' den oft sehr verwickelten politischen Verhältnissen von 1630 bis zu seinem Tode.

In der Politik des Erzbischofes treten die Hauptgesichtspunkte deutlich zu Tage. P. war ein getreuer Anhänger der habsburgischen Herrscher-Dynastie, deren Ruhm und Größe ihm ebenso am Herzen lag, wie das Wohl seines Vaterlandes und das Gedeihen seiner von Leiden aller Art gedrückten Nation. Er suchte mit aller Kraft, dem Könige Ungarn zu erhalten; aber er war nicht minder bemüht, daß die Regierung dieses Landes im Sinne der bestehenden Gesetze geführt werde. Fürstenschmeichelei und Fürstenknechtschaft lagen ihm fern; er diente seinem Könige und seinem Vaterlande mit der gleichen Treue, Wahrheit und Freimüthigkeit. Besonders charakteristisch war des Erzbischofs Haltung gegenüber Siebenbürgen und dessen Fürsten. Obgleich P. gleich allen Ungarn die Zerrissenheit des Landes in drei Theile und namentlich die barbarische Herrschaft der Türken in demselben auf das tiefste beklagte, so war er doch wieder nicht geneigt, den Plänen einer unmittelbaren Einverleibung Siebenbürgens in das königliche Ungarn Vorschub zu leisten. Auch er erblickte in dem Fortbestande des siebenbürgischen Fürstenthums eine Schutzwehr der magyarischen Nationalität, sowie ein Mittel zur Abhaltung der centralistischen, freiheitsfeindlichen Unificirungs- und Nivellirungs-Bestrebungen der Wiener Regierung. Er sagte bei einer Gelegenheit den Abgesandten des siebenbürgischen Fürsten: „Wir haben jetzt bei unserm gnädigen christlichen Kaiser hinreichendes Vertrauen und Ansehen; allein dies dauert nur so lange, als in Siebenbürgen ein ungarischer Fürst regiert. Ist das nicht der Fall, dann gerathen wir sofort in Verachtung, und der Deutsche spuckt uns in's Genick." Sein Bestreben ging also stetig dahin, den König von Ungarn und den Fürsten von Siebenbürgen im friedlichen Einvernehmen zu erhalten und beide zu vermögen, daß sie ihre gemeinsame Kraft zur Befreiung des Landes vom Türkenjoche verwendeten.

Im Hinblick auf dieses leitende Ziel in seiner Politik legte Erzbischof P. es dem Kaiser und seinen übrigen Räthen immer wieder nahe, in Deutschland und in den österreichischen Ländern den Frieden herzustellen, und zu diesem Zwecke unternahm der Erzbischof auch eine besondere feierliche Mission des Kaisers an den Papst. Die Bewerkstelligung des friedlichen Zustandes unter den christlichen Herrschern und Völkern, um dann deren Kräfte vereint gegen den „Erbfeind christlichen Namens" führen zu können, — das war ja auch die immerwährende und oft bethätigte Politik des h. Stuhles.

Noch wollen wir an dieser Stelle hervorheben die Nüchternheit, Klarheit und Objectivität des politischen Urtheils bei P. Er ließ sich in der praktischen Politik ebenso wenig von der Leidenschaft hinreißen, als er in seiner seelsorgerlichen und bischöflichen Thätigkeit dem un-

bedachten, vordringlichen Zelotismus das Wort redete oder durch die That huldigte. Kluge, vorsichtige Mäßigung unter genauer Abwägung der erreichbaren Ziele, der Mittel und Wege bei den gegebenen Umständen und Verhältnissen sicherten der politischen Anschauung P's wiederholt den Erfolg und erwarben ihm nicht nur die wohlverdiente Anerkennung seines eigenen Monarchen und dessen Bundesgenossen, Freunde und Anhänger, sondern verschafften ihm auch die Achtung der Gegner, die, wie z. B. Fürst Gabriel Bethlen, aus entschiedenen Feinden zu Verehrern des Erzbischofs wurden und, wie Fürst Georg I. Rákóczi, den Hingang des klugen und gerechten Rathgebers aufrichtig beklagten.

Pázmány wird Cardinal und übernimmt eine Gesandtschaft nach Rom.

Zwischen Kaiser Ferdinand II. und P. hatte sich im Laufe der Jahre ein Verhältniß entwickelt, welches weniger die Beziehungen zwischen Herrscher und Unterthan, als weit mehr die Intimität eines väterlichen Freundes gegenüber dem höchstgestellten Sohn und Schüler bezeichnet. Kaiser Ferdinand hörte in geistlichen und weltlichen Dingen gern und willig auf den Rath des Erzbischofs, dessen Weisheit, Treue und Hingebung dem oft von den schwierigsten Lebenslagen heimgesuchten Fürsten Zuversicht und Festigkeit verliehen und ihm den günstigen Erfolg seiner Absichten und Unternehmungen sicherten.

Es war daher nur natürlich, daß der Kaiser voll Anerkennung war über die Verdienste des Graner Erzbischofs und sich bemühte, dieser Anerkennung auch durch Zuwendung äußerlicher Ehren Ausdruck zu verleihen. Wir haben gesehen, wie er nach Erledigung des Palatinats den Erzbischof als Fürstprimas von Ungarn mit der königlichen Stellvertretung betraut hat, wie dann nach der Wiederbesetzung dieser obersten weltlichen Würde des Landes der Kaiser dem Graner Erzbischofe dennoch bei öffentlichen Gelegenheiten den Ehrenplatz vor allen übrigen Würdenträgern zuerkannte; wie P. überall als einer der ersten und maßgebendsten Rathgeber, Bevollmächtigten und Vertrauten des Kaisers auf die Führung der Staatsgeschäfte einen entscheidenden Einfluß ausübte.

Man begreift es daher, daß der Tod des Kaisers und Königs Ferdinand II. († 15. Februar 1637) P. ganz besonders erschüttern mußte. Wenn er an den Nachfolger desselben, Ferdinand III., schreibt, daß er mit dem verstorbenen Kaiser „länger als zwei Jahrzehnte hindurch in guten und schlimmen Tagen im intimsten, man kann sagen freundschaftlichen Verhältnisse gestanden, daß er dessen Vertrauen und Achtung im vollen Ausmaße besessen, und seine Erfolge auf kirchlichem und poli-

tischem Gebiete großentheils diesen engen Beziehungen zu danken habe", so entsprach diese Darstellung vollständig der Wirklichkeit. Die zahlreichen Schreiben des Kaisers Ferdinand II. an P. sind mit lobpreisenden Ausdrücken der Anerkennung und der Verehrung erfüllt. Es konnte demnach nicht überraschen, daß der Kaiser bereits im Jahre 1629 in Rom Schritte zur Erlangung der Cardinalswürde für P. unternehmen ließ. Papst Urban VIII. kam dieser Anregung gern entgegen und nahm im geheimen Consistorium vom 19. November 1629 den Graner Erzbischof und Fürstprimas von Ungarn, Peter P., in das Cardinals-Collegium auf.

„Es war uns kein Geheimniß," schreibt der Papst an den neuen Cardinal, „mit welch' vorzüglichen Eigenschaften die göttliche Vorsehung Dich begnadigt hat, der Du durch den Adel Deiner Abstammung, durch Deine wissenschaftlichen und christlichen Tugenden sowie durch Deinen religiösen Eifer und durch Deine Anhänglichkeit an diesen h. apostolischen Stuhl glänzest. Deshalb gestattete es nicht der Herr, daß Deine Thätigkeit sich nur auf die Leitung einer Metropole beschränke und wünschte, Dich auf die Zinne der allgemeinen Kirche zu stellen."

Und in einem andern Breve heißt es: „Reich in der freiwillig übernommenen Armuth und triumphirend in der Demüthigkeit zogst Du schon in der Einsamkeit des Klosters durch Deine Tugenden die Aufmerksamkeit der irdischen und himmlischen Herrscher auf Dich. Zuletzt zur Leitung der Graner Kirche berufen, zeigtest Du den Völkern Ungarns, wie der Geistliche mit der Andacht, wodurch er Gott versöhnt, die zur Beförderung des öffentlichen Wohles nöthige Klugheit zu verbinden weiß. Wir, die Wir Deine löblichen Eigenschaften kennen, waren deshalb nicht wenig erfreut, als der Kaiser für Dich den kirchlichen Purpur erbeten hatte."

Der Kaiser, der die Erhebung P's am 28. November erfahren, gab seiner Freude sofort in einem herzlichen Glückwunsch-Schreiben Ausdruck, worin er bemerkt, daß er hierbei ganz Ungarn beglückwünsche, denn er sei überzeugt, daß diese Beförderung der ganzen Christenheit, vor allem aber Ungarn zu großem Heile gereichen werde. Unter den zahlreichen Glückwunsch-Schreiben, welche P. aus diesem Anlasse erhielt, gedenken wir nur noch jenes Schreibens, in welchem Cardinal Scaglia seine Ueberzeugung ausspricht, daß „durch den Purpur nicht so sehr der Erzbischof ausgezeichnet worden sei, als vielmehr das Cardinals-Collegium, welches einen so großen Mann unter seine Mitglieder aufnehmen konnte".

Wie P. selbst über seine Erhebung gedacht, das zeigt unter anderm sein Dankschreiben vom 6. December 1629 an das Graner Domcapitel, worin er derlei Auszeichnungen dem rasch verflackernden Glanze der Fackel vergleicht und den Wunsch ausspricht, Gott möge ihn bei dieser neuen Vermehrung der kirchlichen Würden doch auch in den Gaben seiner

Gnaden bereichern, damit er um so mehr wirken könne zur Ehre Gottes und zum Heile der Kirche.

Das Cardinalsbirett überreichte in den ersten Tagen des Jahres 1630 der Kaiser auf feierliche Weise dem neuen Cardinal. Interessant ist, daß P. bei Ausstellung der üblichen Schwurformel gegen zwei Punkte derselben Einwendungen erhob. Er sollte darin eidlich anerkennen, daß er die von den Päpsten über die Cardinäle ausgestellten Bullen acceptiren und sich denselben unterwerfen und dann, daß er von der Erfüllung seiner Cardinalspflichten niemals Dispens verlangen, daß er namentlich in den bestimmten Zwischenzeiten nach Rom reisen werde. Da jedoch P. die Einhaltung dieser Zeiten unter den obwaltenden unsichern Zuständen seines Vaterlandes für unmöglich hielt, jene päpstlichen Bullen aber nicht kannte, so unterfertigte er die Eidesformel nur mit Weglassung dieser beiden Punkte. In Rom erhob man deshalb keine Schwierigkeiten.

Cardinal P. benützte ohnehin seine höhere kirchliche Würde sofort zur umfassendern Reformthätigkeit in der Kirche Ungarns. Schon im Jahre 1630 berief er die von uns bereits erwähnte National-Synode, welche das römische Missale und Brevier für alle Diöcesen des Landes annahm, und auf sein Bitten geschah es, daß der Papst die Officien des h. Königs Stephan von Ungarn und des h. Adalbert, der diesen König getauft hatte, in das Brevier aufnahm. Eben damals (1631) verschaffte er den ungarischen Prälaten wiederum das ihnen vorbehaltene Testirrecht, wofür der Papst in einem Breve vom 21. Juli 1631 ihm seine volle Anerkennung aussprach.

Schon in's vierzehnte Jahr dauerte der verderbliche Krieg in Deutschland und in den österreichischen Erbländern. Im Ganzen genommen war das Waffenglück dem Kaiser günstig, und man konnte den Eintritt des heiß ersehnten Friedens als nahe bevorstehend erwarten. Da nahmen die Dinge eine plötzliche Wendung zum Schlimmern. Die deutschen protestantischen Stände fanden nämlich in Gustav Adolph, dem König von Schweden, nicht bloß einen Verbündeten sondern zugleich einen heldenmüthigen, glücklichen Feldherrn, der durch die siegreiche Schlacht bei Leipzig (7. Sept. 1631) alle Errungenschaften der kaiserlichen Truppen mit Einem Schlage vernichtete. Jetzt schloß sich auch Frankreich, der geschworene Feind des habsburgischen Fürstenhauses, dem protestantischen Bunde an.

Die Lage des Kaisers war eine höchst bedenkliche. Auf seiner Seite standen fast nur Baiern und Spanien, deren Kräfte aber durch den langen Krieg gleichfalls erschöpft waren. Zudem konnte er auch auf die Unterstützung des Papstes nicht rechnen; denn der französische König, oder vielmehr dessen allmächtiger Minister, der berühmte Cardinal Richelieu

wußte in Rom der Ansicht Geltung zu verschaffen, daß „die Machtbestrebungen des Hauses Oesterreich das europäische Gleichgewicht und die Unabhängigkeit des h. Stuhles bedrohen". Ebenso machte man den Papst glauben, der König von Schweden bekämpfe zwar die Habsburger, sei aber kein Feind der Kirche, weshalb der h. Stuhl den Kaiser zu unterstützen nicht verpflichtet sein könne.

Am kaiserlichen Hofe war man von der Gefährlichkeit der Lage wohl überzeugt und wußte, daß Gustav Adolph's siegreich vordringende Macht nur dann zu bewältigen sein werde, sobald es gelinge, den französischen König von dem Bündnisse mit den Schweden abzulenken und die katholischen Mächte, den Papst an der Spitze, zu einer gemeinsamen Action zu vereinigen. Zur Erreichung dieses Zieles mußte in erster Linie der Papst selbst gewonnen werden.

Diese Mission übertrug Kaiser Ferdinand II. zu Anfang des Jahres 1632 dem Cardinal-Erzbischof P., den man allein für fähig hielt, den Einfluß Richelieu's in Rom paralysiren zu können. Obgleich der Gesundheitszustand des Cardinals sowie die verworrenen Verhältnisse in Ungarn von der beschwerlichen und langwierigen Reise abriethen, so zögerte P. doch keinen Augenblick, seinem königlichen Herrn und dem allgemeinen Wohle der Christenheit dieses persönliche Opfer zu bringen. Als ideales Ziel schwebte dem Cardinal ein ewiges Bündniß aller katholischen Mächte vor Augen, die einander niemals bekriegen, sondern ihre gesammte Macht zur Bekämpfung der Ketzerei und zur Vertreibung der Türken vereinigen sollten. Was sie dabei an Land und Leuten eroberten, das möchten sie nach Uebereinkommen unter sich vertheilen.

Der kaiserliche Hof verfolgte weniger fern liegende Zwecke, und so wurde dem Cardinal die concrete Aufgabe gestellt, dem Papst den Schmerz des Kaisers darüber auszudrücken, daß katholische Herrscher mit den Feinden des katholischen Glaubens sich verbündet hätten. Der Kaiser habe niemals danach gestrebt, sein Reich auf Kosten Anderer auszubreiten, und sein Wunsch bestehe nur in der Sicherung des Friedens und in dem Gedeihen der katholischen Kirche. Dagegen werde der König von Schweden, den Frankreich zum feindlichen Angriffe aufgemuntert, nicht ruhen, bis er die katholische Kirche und deren Oberhaupt vernichtet habe. P. solle also dahin wirken, daß der Papst den Kaiser durch Geldsubventionen unterstütze, daß er den französischen König zum Aufgeben des Bündnisses mit Gustav Adolph bewege und daß er einen Bund der katholischen Mächte zu Stande bringe.

Cardinal P. machte sofort seine Reisevorbereitungen und am 14. Februar verließ er mit einem Gefolge von 48 Personen Preßburg, um nach einer mühseligen Fahrt von 41 Tagen am 27. März vor den

Thoren der h. Stadt anzukommen. Die Reise hatte fünftausend Gulden gekostet.

Im Vatican hatte man die Nachricht von der Sendung P's nicht freudig aufgenommen; denn man war hier zum Festhalten an der Neutralität entschlossen, wollte jedoch auch einen Conflict mit dem Kaiser vermeiden. Zudem hatte der Uebereifer des Cardinals Borgia, des Gesandten des Königs von Spanien, den Papst durch heftige Anklagen im Cardinal-Consistorium erzürnt; Borgia hatte bei dieser Gelegenheit auch die Drohung geäußert, der unterwegs befindliche ungarische Cardinal werde mit derselben Entschiedenheit sprechen. Der Cardinal-Staatssecretair Barberini ließ deshalb durch den bosnischen Bischof Johann Tomka dem Cardinal-Erzbischof P. zur Mäßigung rathen; außerdem wollte er demselben den Titel und die Rechte eines kaiserlichen Gesandten verweigern unter dem Vorwande, daß die Cardinäle als Kirchenfürsten nicht Vertreter der weltlichen Herrscher sein könnten. P. wies in seiner Erwiderung darauf hin, daß in ältern und neuern Zeiten Cardinäle wiederholt als Abgesandte der Fürsten aufgetreten wären, und auch er werde den Befehlen des Kaisers Folge leisten, im Uebrigen aber die Bitten des getreuesten Sohnes der Kirche verdolmetschen.

Am 28. März hielt P. seinen feierlichen Einzug in Rom; der Staatssecretair Cardinal Barberini hatte ihm seine Prachtcarosse entgegengeschickt. Fürst Colonna begrüßte ihn beim Betreten des römischen Stadtgebietes, innerhalb dessen eine lange Reihe sechsspänniger Staatswagen der Cardinäle, der römischen Patricier und der Gesandten seiner harrten. Die Straßen füllte eine große Menge Volkes, welche (nach den schriftlichen Aufzeichnungen) an der Haltung der ungarischen Reiter und an deren National-Kostümen großes Vergnügen fand; die glänzend gekleidete Dienerschaft hielt man für vornehme Edelleute.

P. eilte direct in den Vatican, wo Papst Urban VIII. ihn mit auszeichnender Herzlichkeit empfing. Diese erste Audienz hatte einen vollständig vertraulichen Charakter; dennoch gedachte der Papst auch der politischen Angelegenheiten und drückte im Verlaufe des Gespräches seine Freude darüber aus, daß die Schweden ihr weiteres Vordringen aufgegeben hätten. P. verglich diese momentane Kriegspause den Intervallen eines Wechselfiebers; der Schwedenkönig habe nur wegen des Winters und wegen der Conferenz in Leipzig seinen Vormarsch vorläufig unterbrochen; es unterliege aber keinem Zweifel, daß er mit Anbruch des Frühlings seine kriegerischen Unternehmungen fortsetzen werde.

Noch glänzender war P's Einzug, den er mit seinem in Prachtcostüm gekleideten Gefolge und unter dem üblichen Geleite beim Donner der Geschütze am 1. April von den Porta del Popolo in das Cardinal-

Consistorium hielt, wo der Papst ihm unter den herkömmlichen Ceremonien den Cardinalshut aufsetzte. Erst hierauf machte P. beim Papst und bei den Cardinälen seinen officiellen Besuch und überreichte den letztern die an sie gerichteten kaiserlichen Schreiben. Aber der allseits freundliche Empfang konnte ihn doch gleich zu Anfang seiner Mission über die Schwierigkeiten derselben nicht täuschen. Zwar zeigte der Papst große Bereitwilligkeit, dem Kaiser gefällig zu sein; aber in der Wirklichkeit standen die Dinge ganz anders. Das erfuhr P. schon am 6. April bei Gelegenheit seiner officiellen Audienz beim Papst, der ihn bei Ueberreichung seiner Creditive fragte, ob in derselben P. als „kaiserlicher Gesandter" bezeichnet sei. Wenn das der Fall sei, könne er (der Papst) die Creditive nicht annehmen, da es den Cardinälen, die mit den Fürsten eines Ranges sind, nicht gestattet sei, die Gesandtschaft weltlicher Herrscher zu übernehmen. P. bemerkte voll Ehrfurcht, daß weltliche Fürsten in zahlreichen Fällen Cardinäle mit Gesandtschaften betraut hätten, worauf der Papst ganz erregt erwiderte: „Wer das gethan, der war unbewandert in kirchlichen Dingen." P. kam jedoch nicht in Verwirrung, sondern suchte dem unangenehmen Zwischenfall dadurch ein Ende zu machen, daß er erklärte, der Kaiser habe ihn nicht deshalb nach Rom gesendet, damit er hier darüber streite, ob die Cardinäle den Titel von Gesandten führen dürfen oder nicht, sondern deshalb, damit er die Lage des deutschen Reiches darstelle und die Hülfe des h. Stuhles erbitte. Er werde also das vortragen, womit der Kaiser ihn betraut habe. Diese unerwartete Wendung überraschte den Papst, so daß er keine weitern Bemerkungen machte und P. nun in einem ausführlichen Vortrage die Zustände in Deutschland und die Verhältnisse des Kaisers schildern konnte. Zum Schlusse trug er die schon erwähnten drei Bitten des Kaisers dem Papst vor. Letzterer gab eine kurze, ausweichende Antwort, doch unter Versicherung der freundschaftlichsten Gesinnungen für Kaiser Ferdinand. In der hierauf folgenden vertraulichen Unterredung erwähnte P. ganz offen, daß Viele der Ansicht seien, es bestehe zwischen dem Papst und dem französischen König ein Vertrag zur Vernichtung des österreichischen Herrscherhauses; er (P.) selber habe die Copie eines Schreibens des Pariser Nuntius gesehen, in welchem gesagt werde, daß der Papst die Uebertragung der kaiserlichen Würde auf die baierische Dynastie wünsche, und er habe auch den Vertrag gesehen, welchen der König von Frankreich vor einigen Jahren mit mehrern Fürsten abgeschlossen habe und worin die Theilung Spaniens beabsichtigt werde; das Königreich Neapel sei darin dem h. Stuhle zugedacht. Auch daß Se. Heiligkeit seine Truppen vermehre und seine Festungen verstärke, erkläre man sich nur in der Weise, daß der Papst sich auf einen großen Krieg vorbereite, ja, es gebe

Leute, die bemerkten, daß Se. Heiligkeit sich in guter oder schlechter Laune befinde, je nachdem die Angelegenheiten der Habsburger eine schlimmere oder bessere Wendung nähmen; denn selbst die geheimsten Thatsachen blieben den mächtigen Herrschern nicht verborgen.

Diese kühne Rede P's setzte den Papst in Verwirrung; er verwahrte sich lebhaft gegen die Behauptung, als ob er gegen das österreichische Fürstenhaus irgend welche feindliche Gefühle hege, und bezeichnete die darüber umlaufenden Gerüchte als Lügen. Die Menschen plauderten vieles, was sie nicht beweisen könnten. Zum Schlusse machte der Papst dem Cardinal noch einige vertrauliche Mittheilungen, welche der letztere selbst in seinem geheimen Tagebuche verschweigt. Die Audienz nahm, mindestens äußerlich, einen freundlichen Abschluß.

Allein im Uebrigen wollte die Angelegenheit, wegen deren P. nach Rom gekommen, keinen Fortgang nehmen. Der zufällige Umstand, daß wahrscheinlich durch ein Versehen des Schreibers im kaiserlichen Creditiv-Schreiben Cardinal P. nicht ausdrücklich als „Gesandter des Kaisers“ bezeichnet wurde, diente zum Vorwande, daß man P's Eigenschaft als Gesandter überhaupt in Zweifel zog. Dieses Zaudern versetzte den Cardinal in große Aufregung, er verlor für den Moment seine sonstige Ruhe und Gelassenheit und richtete ein Schreiben voll heftiger Vorwürfe an den päpstlichen Staatssecretair und an die Cardinäle, in welchem es unter anderm heißt: „Ich kann nicht zugeben, daß man Sr. Kaiserlichen Majestät das Recht entziehen will (Cardinäle zu Gesandten zu ernennen), welches die Fürsten jederzeit ausgeübt haben. Insolange also Se. Majestät nicht anders verfügt, werde ich mich als kaiserlichen Gesandten betrachten.“ Dem Schreiben war ein Memorandum beigefügt, in welchem P. mit historischen Daten dieses bezweifelte Recht nachweist.

Dieses Auftreten P's brachte bei der Curie eine ungemeine Bestürzung hervor; es gab solche, welche darin ein Attentat gegen die Stellung des Papstes erblicken wollten. Indem P., meinten sie, gegen eine Auffassung des Papstes bei den Cardinälen eine Verwahrung einlege, betrachte er diese gleichsam als Richter über den Papst. Nichtsdestoweniger gab man dem erregten Cardinal beruhigende Versicherungen und wünschte, die Verhandlungen mit ihm fortzusetzen. In Wien selbst billigte man vollkommen die Haltung des Cardinals, ertheilte ihm deshalb alles Lob und der Kaiser beauftragte ihn, dem Papste mitzutheilen, daß die erhobenen Schwierigkeiten wegen des Gesandtentitels den Kaiser schmerzlich berührt hätten. Zugleich erhielt P. die Weisung, sofort unter wiederholter Verwahrung Rom zu verlassen, falls der Papst ihm auch fernerhin den Titel eines kaiserlichen Gesandten verweigern sollte. Der Streit zog sich noch bis Ende Mai hin; zuletzt blieb P. der Sieger;

denn der Papst wollte wegen einer Formsache keinen Bruch mit dem Kaiser gestatten, und so wurde Cardinal P. als kaiserlicher Gesandter vom h. Stuhle anerkannt.

Inzwischen waren aber die Verhandlungen über die Bitten des Kaisers ununterbrochen fortgesetzt worden. P. setzte alles in Bewegung, um den feindseligen Einfluß Frankreichs zu paralysiren. Vor allem war er bemüht, den Cardinal-Staatssecretair Barberini für des Kaisers Sache zu gewinnen. Das gelang ihm jedoch nicht völlig; der kluge Diplomat beschränkte sich auf die Zusage, daß er bei Sr. Heiligkeit alles thun werde, was in seiner Macht stehe. Am 24. April übergab der Papst dem Cardinal P. schriftlich seine Antwort auf die vorgetragenen Bitten des Kaisers.

Danach war es sein heißer Wunsch, den Kaiser und die deutschen Katholiken mit reichlicher Hülfe zu unterstützen; allein das zu thun, sei er gegenwärtig nicht im Stande. Auch bisher habe er sich bemüht, den französischen König vom Bündnisse mit den Schweden abzulenken; er werde diese Bestrebungen fortsetzen und seinem Nuntius in Paris die entsprechenden Weisungen ertheilen. Den Vorschlag über das Bündniß der katholischen Mächte habe er erwogen, finde aber darin mehrere Schwierigkeiten, welche ihm den Beitritt verwehrten. Wenn indessen ein Bündnißplan ausgearbeitet werde, der mit seinem väterlichen und oberhirtlichen Berufe vereinbarlich sei, und auch die übrigen katholischen Herrscher befriedige, dann sei er bereit, denselben anzunehmen. Im Uebrigen versichert er den Kaiser und dessen Haus seiner Liebe und Anhänglichkeit.

Cardinal P. empfing diese ablehnende Antwort des Papstes mit tiefer Niedergeschlagenheit; dennoch gab er noch nicht alle Hoffnungen auf. Er machte neue Vorschläge und legte dem Papste die Sache des Kaisers und der deutschen Katholiken in wiederholten Denkschriften an's Herz. Die Noth in Deutschland war inzwischen auf's Höchste gestiegen. Der Schwedenkönig hatte am Lechflusse das Heer der katholischen Liga geschlagen, einen großen Theil von Bayern erobert und bedrohte die Kaiserstadt Wien. P., der durch Krankheit an's Zimmer gefesselt war, bat beim Einlangen dieser Hiobsposten den Cardinal-Staatssecretair in dringlichster Weise um sofortige Hülfe des Papstes für die deutschen Katholiken. Leider bestand die Antwort wieder nur in vertröstenden Worten. Da machte P. am 13. Mai noch einen letzten Versuch. Er erschien vor dem Papste in Castel-Gandolfo und schilderte demselben nochmals in lebendigen Worten die bedrohliche Lage des Kaisers und der katholischen Kirche in Deutschland. Es war vergeblich; er erhielt nur wieder die bekannten Entschuldigungen und Einwendungen. Darauf

erklärte P., daß er in kurzer Zeit in sein Vaterland zurückkehren werde. Das Schweigen des Papstes auf diese Erklärung gab deutlich zu erkennen, daß er nichts dagegen habe.

Cardinal P. war denn auch zur Rückkehr entschlossen; am 26. Mai hatte er die feierliche Abschieds-Audienz beim Papste, welcher ihm mittheilte, daß er zur Abwendung der Gefahr durch den Schwedenkönig öffentliche Gebete angeordnet habe; ferner werde er einen außerordentlichen Nuntius nach Wien senden, um daselbst die finanzielle Lage des h. Stuhles und dessen Unfähigkeit zu weitern materiellen Opfern darzulegen. Nichtsdestoweniger sei er bereit, zu Lasten der üblichen Monatssubventionen einen größern Vorschuß zu senden. Zugleich sprach der Papst die Hoffnung aus, daß der Bericht P's den Kaiser beruhigen werde. Thatsächlich schickte der Papst auch sofort 60 000 Thaler nach Wien und versprach binnen wenigen Tagen einen weitern Subventionsbetrag; in dem Begleitschreiben versicherte er den Kaiser nochmals seiner besten Gesinnungen und hofft auf die Siege der kaiserlichen Waffen. „Daß Wir dieses empfinden," heißt es weiter, „kann auch Unser geliebter Sohn, Cardinal Peter P., bezeugen, der durch die Verbreitung des katholischen Glaubens und die Beförderung der heiligen Interessen sich bei Kaiser und Papst in gleicher Weise Verdienste erworben hat. Wir haben ihn gern angehört, als er mit beredten Worten die Sache Deutschlands unserer Aufmerksamkeit empfohlen hat. Unser, von apostolischer Liebe erglühtes Herz wurde vom Schmerze durchbohrt, als Wir die unglückliche Lage Deutschlands mit dem verglichen, was das Elend Italiens Uns zu thun gestattet."

Vor seiner Abreise wurde Cardinal P. noch mit allerlei Auszeichnungen bedacht. Der Papst verlieh ihm durch ein Breve in ungewöhnlicher Weise die Cardinals-Kirche zum h. Hieronymus; er gestattete die erbetenen Ablässe für die Kirche von Preßburg und Steinamanger in Ungarn; dispensirte den Cardinal von der Verpflichtung des periodischen Besuches in Rom, ertheilte den ungarischen Bischöfen die Befreiung von den Ernennungs-Taxen, gewährte die Bitte, daß die Propaganda einige ungarische Jünglinge erziehe, verlieh zwei Begleitern P's die päpstliche Kämmererwürde rc.

Allein, all' diese Vergünstigungen und Höflichkeiten konnten bei P. den Mißerfolg seiner Mission nicht verschleiern, konnten die kühle und gleichgültige Aufnahme seiner Propositionen nicht vergessen machen. Er war hierüber erbittert und gab seinen Gefühlen auch in vertrauten Kreisen unverhohlen Ausdruck. Cardinal Borgia, der spanische Gesandte, berichtet nach Madrid, daß P. entrüstet sei über die Hartherzigkeit des Papstes, und der florentinische Gesandte weiß zu melden, P. habe erklärt,

„unter allen Gnaden, deren er theilhaftig geworden, schätze er jene am höchsten, daß er sich aus Rom wieder entfernen dürfe“.

Seine Abreise erfolgte am 31. Mai; über Loretto ging er nach Ancona, wo der Klerus ihn feierlich begrüßte. Doch auch hier machte er von seinen erbitterten Gefühlen kein Hehl und klagte, daß der Papst die bedrohliche Lage der Christenheit nicht in Betracht ziehe, daß er sich weigere, dem vom Kaiser vorgeschlagenen Bündnisse beizutreten, daß er aber in engen Beziehungen stehe zu den Feinden des Kaisers, zu den Franzosen und Schweden. In Rom war man von diesen Aeußerungen des Cardinals eben so überrascht als beleidigt.

Auf zwei Galeeren, welche der Doge von Venedig auf Ansuchen des Kaisers dem Cardinal P. in Ancona zur Verfügung gestellt hatte, kehrte dieser nach Ungarn zurück und bestieg in Fiume wieder den heimathlichen Boden. Ende Juni traf er in Preßburg ein und eilte dann nach Wien, wo er am 8. Juli vom Kaiser empfangen wurde und in ausführlicher, vertraulicher Weise Bericht erstattete über die Zustände in Rom, über seine Verhandlungen und über die erzielten Resultate. Auch hier verheimlichte er seine Ueberzeugung nicht, daß der h. Stuhl gegen das kaiserliche Haus unfreundlich gesinnt sei und vollständig unter der Herrschaft des französischen Einflusses sich befinde. Ja, P. wollte sogar den Kaiser zu einer entschiedenen Kundgebung gegen die römische Curie bewegen; allein Ferdinand II. konnte sich zu einem solchen offenen Bruche nicht entschließen, obwohl auch der spanische Hof die Bemühungen P's wärmstens unterstützte. Ueberhaupt erfreute sich der Cardinal in Madrid der größten Werthschätzung, so daß von hier aus sogar angeregt wurde, der Kaiser möge P. als seinen ständigen Gesandten nach Rom schicken.

P. war ungeachtet seiner geschwächten Gesundheit zur Uebernahme dieses schwierigen Postens geneigt. Die Unterhandlungen hierüber wurden während des ganzen Jahres 1634 zwischen Wien, Madrid und dem Cardinal-Fürstprimas geführt; sie scheiterten jedoch hauptsächlich an finanziellen Schwierigkeiten, da P. bei Uebernahme des Gesandtenpostens das Erzbisthum Gran hätte niederlegen müssen. Er war auch dazu bereit, doch sollte der Kaiser ihm ein jährliches Einkommen von 24 000 Gulden sicher stellen. Darauf konnte der geldarme Kaiser nicht eingehen.

Ungarn kann das Scheitern dieses Projectes nur als ein Glück betrachten. Denn obgleich P. durch seinen hervorragenden Geist und seinen Eifer für die Interessen des Kaisers und der katholischen Kirche in Rom Großes hätte wirken können, so war er doch in seinem Vaterlande selbst weit nothwendiger. Seine Lebenstage neigten freilich ihrem nahen Ende zu; aber in den beiden letzten Jahren seines Daseins leistete

er Ungarn noch wesentliche Dienste. Ihm hatte man es zu danken, daß die zu Anfang des Jahres 1636 von Siebenbürgen und den Türken her durch die Umtriebe Stephan Bethlen's drohende Gefahr glücklich abgewendet wurde, und er war es, der in der Gründung der Universität zu Tyrnau an der Neige seines Lebens sich noch ein unvergängliches Denkmal errichtete.

Pázmány und das katholische Unterrichtswesen.

Wir haben bereits in der allgemeinen Schilderung der politischen und kirchlichen Zustände Ungarns am Ausgange des XVI. Jahrhunderts den bedeutsamen Umstand hervorgehoben, daß die Schule als ein wichtiger Hebel zur Verbreitung und Befestigung der neuen kirchlichen Richtungen verwendet worden ist. Dagegen lag das Schulwesen der Katholiken lange Zeit im Argen. Die Gesetzartikel von 1548 und 1550 über die Gründung von Schulen, zu deren Errichtung auch die Besitzungen und Einkünfte der verlassenen Kirchen, Domcapitel und Convente ohne Verzug gewidmet werden sollten, kamen nur sehr spärlich zur Ausführung. Außer den traurigen politischen Zuständen und den kirchlichen Neuerungen lag die Hauptursache des Verfalles und Rückganges der katholischen Lehranstalten in dem Mangel an tüchtigen und eifrigen Lehrkräften. Erst seitdem der Graner Erzbischof und Fürstprimas Nicolaus Oláh († 1568) die Jesuiten nach Ungarn berufen (1559) und ihnen die von ihm gegründete Akademie zu Tyrnau übergeben hatte (1561), begann für das katholische Unterrichtswesen in Ungarn eine neue Aera. Die Tyrnauer erzbischöfliche Synode vom Jahre 1560 hatte den Gemeinden die allgemeine Einführung von Pfarrschulen anbefohlen und es den Seelsorgern zur Pflicht gemacht, daß sie die Lehrer beaufsichtigen und ihnen hülfreich an die Hand gehen sollten.

Die Jesuiten hatten außer in Tyrnau noch in Turócz, in Sellye, in Klausenburg, Großwardein und Weißenburg ihre Lehranstalten, welche gar bald mit Schülern überfüllt waren und auch von den protestantischen Eltern gern beschickt wurden. Aber erst unter P's Protectorat konnten die Mitglieder der Gesellschaft Jesu ihre Lehr- und Erziehungsthätigkeit in Ungarn zur vollen Entfaltung bringen.

P. hatte, wie schon erwähnt, deutlich erkannt, daß zur Wiederherstellung des frühern gedeihlichen Zustandes der Kirche in Ungarn die Anwendung von Gewaltmitteln eben so unmöglich als unzweckmäßig sei; man müsse nothwendiger Weise zu moralischen Mitteln seine Zuflucht nehmen und durch deren Einfluß den verlorenen Boden wieder zu ge-

winnen streben. Aus dieser Ueberzeugung erflossen dann des Erzbischofs Maßnahmen zur Regelung und Hebung der Bildung des geistlichen Standes, sowie seine Bemühungen zur Verbesserung der Sitten des Seelsorge-Klerus, dessen Beispiel und religiöser Eifer auf die Gläubigen und auf die Fernstehenden eine bedeutende Wirkung ausüben mußte.

Unter den moralischen Mitteln, welche P. für seine Absichten in Verwendung brachte, stand überhaupt die Erziehung und der Unterricht der Jugend im katholischen Geiste an erster Stelle. In seinen Briefen an den Papst und an den Kaiser betonte er wiederholt, daß es kaum eine andere Nation gebe, welche ihre Kinder so gern den Studien widme, als eben die ungarische Nation; deshalb betrachtet er die Errichtung von niedern und höhern Schulen für dieselbe als eine dringliche Nothwendigkeit. Was er selber für die bessere Heranbildung des Klerus gethan, das haben wir bereits in Kürze erzählt.

Allein auch für die Erziehung der Jugend zu weltlichen Berufsarten trug er Sorgfalt. Für die Söhne armer Edelleute errichtete er in Tyrnau ein Convict, zu dessen Erhaltung er jährlich 5000 fl. bestimmte. Das Institut sollte nach den Worten des Stiftungsbriefes seine Zöglinge „zu Stützen und Zierden des Vaterlandes" erziehen, welche als Entgelt für die genossenen Wohlthaten nur jene Verpflichtung übernehmen, daß sie „ihrem Vaterlande und ihrer Nation in Treue dienen". Das Institut, welches der Leitung des Jesuiten-Ordens anvertraut war, hatte gar bald keinen hinreichenden Raum für die herandrängenden Zöglinge; im Jahre 1626 zählten die sechs Klassen des Collegiums nahe an tausend Schüler. Die Jesuiten besaßen übrigens in Tyrnau noch ein anderes Convict für Nichtadelige. P. gründete ferner für sie das Collegium zu Preßburg (1626), welches gleichfalls binnen wenigen Jahren übervölkert war.

Diesen Collegien folgten bald andere, so in Raab, in Homonna, in Szatmár und Gyöngyös. Das Beispiel P's munterte die übrigen Großen des Landes zur Nachahmung auf, und bald entwickelte sich unter solcher Protection eine ungemein rührige und fruchtbare Thätigkeit der Väter der Gesellschaft Jesu, die nicht nur als Lehrer und Erzieher, sondern auch als eifrige Prediger, muthige Missionäre, Beichtväter, Rathgeber 2c. eine vielseitige Thätigkeit entfalteten und zur Restauration der katholischen Kirche in Ungarn Außerordentliches leisteten.

Erzbischof P. schenkte auch der Erziehung des weiblichen Geschlechts seine Aufmerksamkeit. Zu diesem Zwecke ließ er im Jahre 1628 für die hierher berufenen Clarissinnen in Preßburg ein Kloster herrichten und übertrug diesen die Leitung einer Mädchenschule.

Die von P. gestifteten und durch die Jesuiten geleiteten Lehranstalten waren Gymnasien, in denen außer der Religionslehre noch lateinische

Sprache, Philosophie, Naturwissenschaften und Arithmetik gelehrt wurde. Diese Schulen bildeten aber gleichwohl nur Vorhallen zu der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung. Eine Hochschule, an welcher der lernbegierige ungarische Jüngling gründliche Kenntniß in der Theologie und Philosophie oder in den juridischen und medicinischen Wissenschaften sich erwerben und die akademischen Grade erlangen konnte, — eine solche Hochschule gab es damals in Ungarn noch nicht.

Cardinal P. fühlte am meisten den Mangel einer solchen wissenschaftlichen Lehranstalt. Da entstand ein kühner Gedanke in seiner Seele. „Als wir oft voll Bekümmerniß darüber nachdachten," schreibt er selbst, „auf welche Weise man die Verbreitung des katholischen Glaubens in Ungarn und zugleich den Glanz der ungarischen Nation erhöhen könnte, erschien uns als das sicherste Mittel hierzu die Errichtung einer wissenschaftlichen Universität, an welcher die Sitte der kriegerischen Nation gemildert und zur Verwaltung der Kirche und des Staates taugliche Männer herangebildet werden. Zur Schaffung eines solchen Instituts fehlte es bei uns weder an Neigung noch am Bestreben; allein die Gefahren, in denen das Vaterland geschwebt, und andere nothwendige Stiftungen haben bisher die Ausführung unseres heißen Wunsches verhindert. Jetzt endlich, nachdem Gott unsere Bemühungen gesegnet und uns mit Seinen himmlischen Gnaden überhäuft hat, stehen uns einige Geldsummen zur Verfügung, mit deren Hülfe wir, wie wir hoffen, etwas zu Stande bringen können, wenn es auch mit der Größe des Zieles nicht übereinstimmt, aber dennoch den Bedürfnissen unseres bedrängten Vaterlandes entspricht."

Mit diesen Worten motivirt der Cardinal P. im Jahre 1635 die Stiftung der Universität zu Tyrnau. Er widmete derselben als erstes Stammcapital den Betrag von 60,000 Fl., den er wenige Monate später auf 100,000 Gulden erhöhte. Die Universität sollte in enger Verbindung mit dem Jesuiten-Collegium in Tyrnau stehen und gänzlich nach dem Lehrplan der Jesuiten eingerichtet werden. Vorerst wollte er nur die theologische und die philosophische Facultät errichten und diese schon im Herbst des Jahres 1635 eröffnen.

Sofort unternahm er auch die Schritte, um von Kaiser und Papst für seine Universitätsstiftung die erforderliche Bestätigung und die Verleihung der üblichen Freiheiten und Privilegien zu erwirken. Hierbei begegnete er in Rom unerwarteten Schwierigkeiten. Da die Tyrnauer Anstalt der juridischen und der medicinischen Facultät noch entbehrte, so zögerte der Papst, derselben die einer Universität gebührenden Rechte beizulegen. Leichter erfolgte die kaiserliche und königliche Bestätigung durch die Ausfertigung der goldenen Bulle vom 6. Mai 1635, worin Kaiser Ferdinand II.

unter Lobsprüchen auf die Freigebigkeit P's, die in Ungarn ihres Gleichen nie gehabt, sowohl als römisch-deutscher Kaiser wie als König von Ungarn die neugegründete Universität bereitwillig bestätigt und ihr seine und seiner Nachfolger Unterstützung zusichert. Zugleich verlieh er derselben alle jene Rechte und Privilegien, welche die Universitäten zu Wien, Köln, Prag und sonst in Deutschland besaßen, und ertheilte ihr auch das Recht zur Verleihung der akademischen Grade.

Gleichsam im Vorgefühl seines nahen Heimganges betrieb P. mit fieberhafter Eile alle Vorbereitungen, damit die Eröffnung der Universität je eher erfolgen könne. Das geschah am 13. November 1635 in Gegenwart einer glänzenden Versammlung geistlicher und weltlicher Großen des Landes. Die Vorlesungen selbst nahmen in den ersten Tagen des folgenden Jahres (1636) ihren Anfang. Der erste Rector war P. Georg Dobronoki; die ersten Dekane P. Thomas Jászberényi und P. Stephan Kereßturi. Gleich im ersten Album der Universitätshörer begegnet man Namen aus den ersten Familien Ungarns; es sind da vertreten die Pázmány, die Erdödy, Pálffy, Forgách, Esterházy, Károlyi, Perényi, Czobor, Koháry, Bálintffy u. A.

So hatte Ungarn abermals eine wissenschaftliche Hochschule erhalten; denn die Universität zu Fünfkirchen war nach der Schlacht bei Mohács (1526) zwar noch einige Zeit aufrecht geblieben, verschwand aber bald gänzlich in den blutigen Wirren fortgesetzter Türkenkriege, denen ja schließlich Fünfkirchen selbst zur Beute fiel. Die Schöpfung P's hat ihren Stifter Jahrhunderte überdauert und erfreut sich in unsern Tagen noch immer eines blühenden Gedeihens. Die Nachfolger P's auf dem Graner Erzstuhle, die Erzbischöfe Lósy und Lippay, erweiterten P's Universität durch die Hinzufügung der juridischen Facultät, die Kaiserin-Königin Maria Theresia ergänzte dieselbe durch die medicinische Facultät und begabte sie reichlich mit Gütern aus den Besitzungen des aufgehobenen Jesuiten-Collegiums in Tyrnau. Zugleich wurde die Universität von dem abseits gelegenen Städtchen Tyrnau in die Mitte des Landes, nach der Hauptstadt Ofen, später nach Pest verlegt, wo sie bis heute besteht. Allerdings hat der ihr ursprünglich eigenthümliche katholische Charakter dieser Universität seit 1848 eine harte Einbuße erlitten, da die Anstalt ohne weiteres zur Staats-Institution erklärt wurde und dermalen ihre Jahresdotation auch zum großen Theil aus den Mitteln des ungarischen Staatsbudgets erhält.

Nichtsdestoweniger behalten die Stiftungen P's und seiner beiden Nachfolger Lósy und Lippay ihren ursprünglichen Charakter. Ebenso bleibt ungemindert das Verdienst und der Ruhm P's als Stifter dieser Universität. „Die Weltgeschichte," bemerkt Dr. Fraknói, „kennt wenige Privatmänner, Ungarn aber keinen einzigen, der von der Wichtigkeit

wissenschaftlicher Bildung auf religiöser Grundlage derart durchdrungen war, daß er deren Interessen mit solch' fürstlicher Freigebigkeit aufgegriffen haben würde."

Diese opferwillige Freigebigkeit für religiöse und Bildungszwecke bildet überhaupt einen hervorragenden Zug im Charakter P's, der in der relativ kurzen Zeit von etwa zwei Jahrzehnten nach ungefährer Schätzung eine Million Gulden zur Stiftung von Kirchen und Klöstern und zur Gründung von Schulen, zur Erbauung von Schul- und Gotteshäusern, zur Errichtung von Schüler-Convicten, zur Auslösung verpfändeter Kirchengüter, zur Beförderung der Priester-Erziehung u. s. w. verwendet hat.

Pázmány als Gutsherr und Geschäftsmann.

Solche ungewöhnliche Stiftungen und Gründungen waren aber nur möglich in Folge der weisen Sparsamkeit, der Selbstlosigkeit und der umsichtigen Wirthschaftlichkeit, mit welcher Cardinal P. die erzbischöflichen Güter und Einkommen verwaltete. Er unterschätzte die ökonomische Seite seiner Stellung keineswegs; denn er wußte gar wohl, daß sie ihm die erforderlichen materiellen Mittel zur Erreichung seiner geistigen und moralischen Zwecke verlieh. Dabei vertheidigte er die Rechte des Graner Erzstuhles gegenüber den fiscalischen Ansprüchen der ungarischen Hofkammer, der obersten Finanzbehörde des Landes, mit aller Entschiedenheit und gestattete in dieser Hinsicht ebensowenig eine Schmälerung seiner Rechte und seines Besitzes als in Betreff seiner kirchlichen und politischen Stellung, ihrer Bedeutung und ihres Wirkungskreises.

Als P. den erzbischöflichen Stuhl von Gran bestieg, betrug das jährliche Einkommen des Erzbisthums kaum dreißigtausend Gulden. Ein Theil der erzbischöflichen Besitzungen befand sich in den Händen der Türken, der andere Theil derselben war verwahrlost; die Zehnt-Einkünfte des Erzbisthums hatte die königliche Hofkammer in Pacht, aber zu Preisen, welche kaum der Hälfte oder dem Drittel der Erträgnisse gleich kamen. Außerdem war das Erzbisthum mit schweren Ausgaben belastet. So hatte es für die Erhaltung der Besatzung von Neuhäusel 25,000, für jene der Schlösser von Putnok und Murány 1000 Fl. jährlich zu entrichten. Daß bei solcher Belastung der ohnehin geschmälerten Bezüge des Erzbischofs demselben für die höhern geistlichen und wissenschaftlichen Zwecke keine materiellen Mittel übrig bleiben konnten, liegt auf der Hand.

P. war deshalb vor allem bemüht, sein Bisthum von den militairischen Belastungen zu befreien. Das gelang ihm; denn im Jahre 1622 wurde er von der Besoldung der Neuhäusler Besatzung befreit. Im darauffolgenden Jahre erhielt er das den Graner Erzbischöfen gebührende Pisetum, die Gebühren bei der Neuprägung der Münzen, in dem jährlichen Ertrage von etwa 7000 Fl. zurück. Ferner erwarb er den Zehnt der Herrschaft Lißka, wofür das Zipser Domcapitel ihm jährlich 2000 Fl. Pachtzins entrichtete. Durch die testamentarische Verfügung des Präsidenten der ungarischen Hofkammer, Ladislaus v. Pethe, kam das Graner Erzbisthum in den Besitz ausgedehnter Güter im Comitate Somogy. Seit 1626 sollte Erzbischof P. auch eine Jahressubvention von 4500 fl. vom spanischen Hofe beziehen; allein diese Subvention wurde thatsächlich erst vom Jahre 1631 an flüssig gemacht. Zu diesen glücklichen Entlastungen und Erwerbungen gesellte sich dann noch eine sorgfältige Verwaltung der erzbischöflichen Güter und Zehntgefälle, wodurch Erzbischof P. die Jahreseinkünfte des Erzbisthums auf mehr als achtzigtausend Gulden steigerte.

Dem Graner Erzbischof gebührte auf dem ganzen Gebiete des Erzbisthums vom Getreide und Wein, von den Böcken und Lämmern der Zehent, welchen P. großentheils in natura einholen ließ; nur einen geringen Theil verpachtete er an die königliche Hofkammer und an einzelne Grundherren. Das Zehnterträgniß betrug jährlich ungefähr 12,000 Fl. Ein beträchtlicher Theil der erzbischöflichen Güter, namentlich im Graner, Komorner, Barser, Neograder und Honter Comitat, war von den Türken besetzt, P. selber war genöthigt, im Jahre 1618 einige Besitzungen an die Ungläubigen abzutreten. In den Jahren 1619—1624 und im Jahre 1626 hatten die erzbischöflichen Güter von den Aufständischen und von den Verwüstungen des Krieges vieles zu leiden; überdies waren die in der Nähe der türkischen Grenze gelegenen Besitzungen steten Raubzügen der Türken ausgesetzt.

Alle diese Umstände müssen in Betracht gezogen werden, wenn man die Wirthschaftsführung P's und deren Ergebnisse richtig beurtheilen will. Im Uebrigen war der Erzbischof selbst der oberste Verwalter seiner Gutsherrschaften. Inmitten seiner vielfachen kirchlichen, politischen und litterarischen Beschäftigungen fand er noch immer Zeit, selbst auf die kleinsten Details der Wirthschaft seine Aufmerksamkeit auszudehnen, so daß dies billig die Verwunderung seiner Zeitgenossen erregte. In der Regel verfaßte er selber die Instructionen und Verordnungen für seine Wirthschaftsbeamten; bei Neubauten besorgte er selbst die nöthigen Bestellungen; die Rechnungen seiner Beamten unterzog er einer strengen Prüfung, und nichts entging seinen scharfen Blicken. Wenn seine Be-

amten in seinen Dienst traten, mußten sie sich schriftlich nicht nur zu gewissenhafter Dienstleistung und zum Schadenersatz bei selbstverschuldeten Verlusten verpflichten, sondern sie hatten auch allen ihren adeligen Privilegien zu entsagen und stellten sich mit ihrem Eigenthum und mit ihrer Person dem Erzbischof gänzlich zur Disposition. Als guter Hauswirth wachte der Primas auch über Küche und Keller, sorgte selber für die Bedürfnisse seiner Tafel und war überall als wachsamer Herr und Gebieter thätig.

Daß jedoch diese Wirthschaftlichkeit keineswegs schnödem Geiz oder hart gesinnter Habsucht entsprang, das bezeugen lautredend die von uns angeführten großartigen Stiftungen und Gründungen, zu welchen der Erzbischof P. die erforderlichen Summen freigebig spendete. Aber auch andere Thatsachen bekunden es, daß P. als Cardinal-Fürstprimas von Ungarn auch im äußerlichen Auftreten, in der Einrichtung und Führung seines erzbischöflichen Hofhaltes in keinem Momente die Pflichten der Repräsentation übersah, welche seine hohe kirchliche Würde und seine ausgezeichnete Stellung im Staate verlangten.

Sein Hofhalt war glänzend, nicht bloß in der Fremde, in Wien und Rom, wo die Pracht seines Gefolges allgemeines Erstaunen erregt hatte, sondern auch daheim in Ungarn. Seine Paläste zu Preßburg und Tyrnau sowie seine Sommer-Residenzen zu Sellye und Heiligenkreuz waren beliebte Sammelpunkte der geistlichen und weltlichen Würdenträger und Magnaten des Landes. Häufig fanden die Räthe des Kaisers und Königs sich hier zu wichtigen und längern Berathungen ein. Erzbischof P. empfing und bewirthete seine Gäste mit ausgezeichneter, liebenswürdiger und freigebiger Gastfreundschaft. Seine Tafel war reich und wohl versehen. Die Speisen wurden in silbernem Gedeck aufgetragen, seine Weine, namentlich die berühmten Wermuthweine von Oedenburg und die Tokayer Ausbruchweine, trank man aus silbernen Pocalen. Eine sorgfältig gepflegte Obstbaumzucht lieferte dem Erzbischof edeles Obst, schmackhafte Melonen, Pfirsiche. Ferner rühmte man die Trüffeln, das Wild und die Fische der erzbischöflichen Tafel.

Für seine jüngern Gäste hatte der Erzbischof vortrefflich erhaltene Jagdgehege, edele Pferde, Windspiele und Jagdfalken in Bereitschaft; die ältern Herren fanden Zerstreuung und angenehme Beschäftigung in der reichhaltigen erzbischöflichen Bibliothek, deren fortgesetzte Ergänzung eine wesentliche Sorge des Erzbischofs bildete. Interessant ist, daß P. dem Pascha in Ofen eine Summe von dreißigtausend Gulden anbot für die Ueberlassung der Reste jener berühmten Corvinianischen Bibliothek des ungarischen Königs Matthias I. († 1490), welche im Jahre 1541 in türkische Gewalt gerathen und jetzt in Ofen dem Verderben ausgesetzt

war. Die Engherzigkeit des Türken lehnte das hochherzige Anerbieten des patriotischen Erzbischofs ab.

Daß endlich bei solchem Hofhalt ein großes Dienstpersonal von Nöthen war, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung und Begründung. Man muß wahrhaft bewundern die wirthschaftliche Geschicklichkeit des Erzbischofs P., der bei all' seinen bedeutenden Opfern für öffentliche Zwecke und trotz der großen Auslagen eines glänzenden Hofhaltes nicht nur keine Schulden machte, sondern das Erzbisthum vielmehr von ältern Belastungen befreien und überdies noch bedeutende Ersparnisse aufweisen konnte.

Erzbischof P. hatte bei seiner Erhebung auf den Erzstuhl von Gran nur noch einen Bruder, Georg, als nächsten Verwandten. Diesen berief er von den väterlichen Erbgütern aus Bihar an seinen Hof, betraute ihn auch wiederholt mit wichtigen Sendungen nach Wien und hatte denselben wahrscheinlich zu höheren politischen Stellungen ausersehen. Auch war es des Erzbischofs Absicht, für den Bruder eine größere Besitzung anzukaufen; allein die mißlichen Verhältnisse, unter denen P. im ersten Jahrzehnt seiner oberhirtlichen Thätigkeit zu leiden hatte, verhinderten ihn an der Durchführung dieser Absicht, ja er konnte nicht ein Mal die Verpfändung der väterlichen Erbgüter verhindern, noch dieselbe aufheben, obgleich die Pfandsumme nur etwa 600 Fl. betrug. Als jedoch die Einkünfte des Erzbisthums durch die energische Umsicht und Fürsorge P's in bessern Stand gebracht waren, da starb Georg P. im 45. Lebensjahre (1. März 1627) und hinterließ nur einen vierjährigen Sohn, Nikolaus.

Der Erzbischof wendete nun diesem seinem Neffen, dem einzigen männlichen Sprößlinge des altberühmten Geschlechts, seine volle Sorgfalt zu. Sein Neffe sollte der würdige Träger und Fortpflanzer der Familie werden. Einige Monate nach dem Tode seines Bruders kaufte der Erzbischof für dessen Sohn um den Preis von 38,000 Fl. die Herrschaft Litterschitz bei Kremsier in Mähren und im Jahre 1639 in demselben Lande die vier Quadratmeilen große Herrschaft Wsetin um den Preis von 56,000 Thaler. Außerdem veranlaßte P. die Erhebung seines Neffen in den ungarischen Magnaten- oder Freiherrnstand und ließ ihn zugleich in die Herren-Curie des Königreiches Böhmen mit dem Titel eines Grafen aufnehmen.

Als Graf Nikolaus P. zehn Jahre alt war, kam er in das Gymnasium der Jesuiten nach Gran, später nach Tyrnau und im Herbst 1636 nach Wien. Der junge P. war erst vierzehn Jahre alt, als der Tod seinen berühmten Onkel und väterlichen Freund dahinraffte. Alsdann beendigte Graf Nikolaus P. seine Studien unter der Leitung des

Bischofs Johannes Püspöki in Olmütz und machte größere Reisen im Auslande. Er war jedoch in geistiger und moralischer Hinsicht seines großen Oheims nicht würdig und erfüllte keine der Erwartungen, die sich an seinen Namen knüpften; ja er zog durch Impietät und Undankbarkeit gegen das Andenken und die Verfügungen seines väterlichen Wohlthäters mit Recht scharfen Tadel auf sich. Graf Nikolaus P. hinterließ keinen Sohn; mit ihm erlosch der Mannesstamm seines Geschlechts.

Weit glücklicher war des Erzbischofs Einfluß auf einen andern Knaben und Jüngling, auf Niklas Zrinyi, den Sohn des croatischen Banus Georg Zrinyi und später selber Banus von Croatien. Nach des Vaters Tode nahm P. dessen hinterlassene Söhne Niklas und Peter unter seine Vormundschaft, ließ ihnen eine vortreffliche Erziehung angedeihen und schickte (1636) den hochbegabten Niklas Zrinyi unter der Leitung eines gelehrten Graner Domherrn auf eine Studienreise nach Italien, wo der junge Zrinyi zum vollen Bewußtsein seines dichterischen Talents gelangte und die Anregung zu seinem spätern Epos, der „Belagerung von Sziget“, der hervorragendsten ungarischen Dichtung des XVII. Jahrhunderts, erhielt. So ist die Litteratur des magyarischen Volkes auch in dieser Richtung dem Cardinal P. zu großem Danke verpflichtet.

Pázmány's Krankheit und Tod.

Beten und arbeiten ohne Unterlaß — das war die Devise P's von Jugend an, und dieser blieb er getreu bis an sein Lebensende, welches früher eintrat, als dies der natürliche Lauf der Dinge gefordert haben würde. Sein Hingang war zum unsäglichen Schaden für Kirche und Staat, für Wissenschaft und Jugendbildung. P's leibliche Constitution zeigte niemals besondere Stärke und Kräftigkeit, obgleich er im Uebrigen auch kein Schwächling genannt werden konnte. Aber dem Ansturme der physischen und geistigen Anstrengungen, denen P. seinen Körper von früh an in der Erfüllung seiner Berufspflichten beharrlich aussetzte, konnte er doch keinen langdauernden Widerstand leisten. Das an Mühen und Kämpfen reiche Leben, welches er durch vier Jahrzehnte geführt hatte, mußte auch die festeste Gesundheit untergraben. Seitdem P. die öffentliche Laufbahn betreten, kannte er den Genuß der Ruhe nicht mehr. Seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichts, der Litteratur, der apostolischen Missionen, der Leitung einer großen Diöcese, ja, der Kirche eines ganzen Landes, sowie seine vielseitige Beschäftigung in den verzweigten und schwierigen Angelegenheiten des Staates, sowie in der

Bewirthschaftung der weitläufigen erzbischöflichen Güter berechtigen wohl zu der Frage: wie war es möglich, daß die Kraft und die Zeit eines Mannes zur Besorgung all dieser Geschäfte ausreichen konnte? Dazu kamen noch seine strengen Andachtsübungen und jene aufreibenden kirchlichen und politischen Kämpfe, welche er jahrelang zu führen hatte. Endlich darf man nicht übersehen jene Sorgen und Bekümmernisse, welche durch die zahlreichen Gefahren und Schäden in Staat und Kirche in der Seele dieses eben so patriotischen wie tief religiös gesinnten Mannes hervorgerufen wurden. Aus seinen Schriften, Predigten und Briefen erkennt man die zarte Empfindlichkeit des Gemüths, das den ein Mal erfahrenen Schmerz lange nicht zu überwinden vermochte.

So kam es, daß die körperliche Kraft P's lange vor der Zeit geschwächt, gebrochen wurde; namentlich seit der an Kämpfen und Mißerfolgen reichen Gesandtschaftsreise nach Rom (1632) konnte der Cardinal nicht wieder in den Besitz seiner vollen Gesundheit gelangen. Das Uebel, ein vernachlässigtes Gichtleiden, brach zu Anfang des Jahres 1633 mit verstärkter Heftigkeit hervor, und der Kranke wurde oft von außerordentlich heftigen Schmerzen gepeinigt. Er ertrug sie mit Geduld, indem er dem Palatin Nicolaus Esterházy hierüber schreibt: „Alles muß so geschehen, wie es dem lieben Gott gefällt."

Zeitweilige Linderung seiner Krankheit fand er in den heißen Bädern zu Pystyan, welche er wiederholt benützte. Allein im Mai 1635 schreibt er: „Mit meiner zerrütteten Gesundheit ist es derart bestellt, daß ich den armen zerfallenden Leib wie ein baufälliges Haus stützen muß, so lange, bis Gott der Herr jene Stunde schickt, die er in Seiner weisen Vorsehung zu meinem Lebensende bestimmt hat." Trotz der günstigen Wirkung der Bäder war doch die Gesundheit des Cardinals eine andauernd schwankende geblieben. Am Weihnachtstage des Jahres 1635 betrat er zum letzten Male die Kanzel; er vermochte nur unter mühseliger Anstrengung die Predigt zu Ende zu bringen und mußte von da ab dieser seiner Lieblingsbeschäftigung gänzlich entsagen.

Auch während des Jahres 1636 war sein Gesundheitszustand ein wechselnder. Man begreift deshalb den verdoppelten Eifer, mit welchem der hochgesinnte Mann sich bemühte, vor seinem Dahinscheiden seine weitreichenden Pläne und Stiftungen möglichst bald zu erfüllen. Ungeachtet seiner zunehmenden Kränklichkeit spendet er im März 1636 noch das Sacrament der Firmung aus, macht dann unausgesetzt Fahrten zwischen Sellye, Preßburg, Tyrnau, Bad Pystyan und seinem Sommeraufenthalte zu Heiligenkreuz im Barser Comitate; am 28. September 1636 feierte er das zwanzigste Jahr der Erhebung zum Erzbischof, am 4. October desselben Jahres seinen 60. Geburtstag. Aber mit dem Vor-

rücken der schlimmen Jahreszeit wuchs auch sein Uebel, und am 12. November 1636 setzte er sein Testament auf, welches abermals ein deutliches Zeugniß seiner lautern Frömmigkeit und Demuth, aber auch seiner fortdauernden patriotischen und pflichteifrigen Gesinnung ist.

Den Winter von 1636 auf 1637 verbrachte der Cardinal in leidlichem Zustande, so daß er im Fasching 1637 noch häufig vornehme Gäste an seiner Tafel begrüßen konnte. Allein im März trat plötzlicher Verfall der Kräfte ein. Der Kaiser und König Ferdinand III. schickte auf die erhaltene Nachricht hiervon sogleich zwei seiner Leibärzte; doch es war zu spät. Am 19. März 1637 hatte der Cardinal in seinem Palaste zu Preßburg einige Jesuitenpatres zu sich geladen. Bei Tisch ergriff ihn heftiges Unwohlsein; er wurde von Brustkrämpfen befallen. Als man ihn in's Schlafgemach brachte, konnte er nicht mehr sprechen; nur durch Mienen und Handzeichen gab er zu verstehen, daß er beichten wolle; doch vermochte er nur unter Anstrengung die Namen Jesus und Maria zu nennen. Der Bischof Jakusich, zwei Jesuiten, zwei Franciscanermönche und einige seiner Hofbediensteten umgaben den Sterbenden. Nach einem kurzen Todeskampfe hauchte P. zwischen 10 und 11 Uhr Abends seine edele Seele aus.

Die Nachricht von seinem Tode rief im ganzen Lande und weit über dessen Grenzen hinaus Schmerz und Bestürzung hervor; Alle beklagten den unersetzlichen Verlust, und selbst seine Gegner mußten seine Größe zugestehen. Das Leichenbegängniß wurde erst auf den 3. April angesetzt, damit die zahlreichen Verehrer des Cardinals auch aus weiter Entfernung erscheinen konnten. Und in der That versammelten sich zahlreiche geistliche uud weltliche Magnaten, um dem großen Manne die letzte Ehre zu erweisen. Der Kaiser und König ließ sich durch den Grafen Tieffenbach vertreten. Die Professoren der Tyrnauer Universität, die Abgesandten der Jesuiten und der andern Orden, sowie eine unzählbare Menge Volkes war zu den Trauerfeierlichkeiten in Preßburg erschienen.

P's Leichnam wurde nach seinem letzten Willen unbalsamirt in einem einfachen Holzsarge gebettet; ebenso durfte man keinerlei Abzeichen seiner hohenpriesterlichen Würde ihm in den Sarg geben. Er trug das schmucklose Gewand des Jesuiten mit dem schwarzen Birett auf dem Haupte. Sein Leichnam wurde in der Preßburger Domkirche zur Ruhe bestattet, und sein Grab erhielt nach seinem Wunsche einen Denkstein mit der einfachen Aufschrift: „Petrus Pázmány Cardinalis“.

Als man nach 222 Jahren (1859) das Grab P's öffnete, fand man, daß der Sarg, der Leichnam und die Gewandstücke der Verwesung auf ungewöhnliche Weise widerstanden hatten. Das zusammengeschrumpfte Gesicht, das Haupthaar, der Bart und ein großer Theil der Knochen

waren noch erhalten; ebenso das Biretum, die Reverenda und die Schuhe. In unsern Tagen hat der gegenwärtige, das Graner Erzbisthum und die Kirche Ungarns ruhmvoll leitende Nachfolger P's, Cardinal-Fürstprimas Dr. Johann Simor, im Graner Dome durch Künstlerhand seinem berühmten Vorgänger ein würdiges Denkmal aus carrarischem Marmor errichtet. Ebenso bewahrt die Gesellschaft Jesu diesem ihrem hervorragenden einstigen Ordensgenossen bis zur Gegenwart auf dem ganzen Erdenrund ein dankbar ehrendes Angedenken. Sein Bildniß ziert überall die Hallen der Bibliothek oder die Räume der Studirzimmer als leuchtendes Vorbild auf dem Wege der christlichen Tugenden, der geistlichen und bürgerlichen Arbeit und Pflichterfüllung, der aufopfernden Treue und Hingebung für Gott, die Kirche, den König und das Vaterland. Sein dauerndstes Angedenken, sein unvergängliches Denkmal hat sich aber P. selber in seinen Werken errichtet.

Schluß.

Am Schlusse unserer Lebens- und Zeit-Skizze überschauen wir nochmals in raschem Ueberblick die Hauptmomente im Leben und in der Entwickelung Peter P's und fassen die wesentlichsten Züge seines Charakters und seiner öffentlichen Wirksamkeit kurz zusammen.

Als der Sprößling einer protestantischen Familie empfängt derselbe von seiner katholischen Stiefmutter und von seinem Lehrer die ersten Anregungen zum Anschlusse an die katholische Kirche, und diese Anregungen entwickeln sich bei dem mit glänzenden Fähigkeiten begabten Jünglinge zu solch' ernster Neigung und festem Entschluß, daß er nach erfolgter Conversion in seinem 17. Lebensjahre in den Orden der Gesellschaft Jesu eintritt. Hier findet sein Geist und sein tief religiöses Gemüth die sorgsamste Pflege. Als Novize, dann als Hörer der philosophischen und theologischen Studien entfaltet sich sein Wesen planmäßig und harmonisch; die Ueberzeugung, daß das Heil des Einzelnen wie das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft nur in der katholischen Kirche und durch dieselbe zu finden und zu befördern ist, schlägt bei ihm feste, dauernde Wurzeln. Daraus entsprang dann mit naturnothwendiger Consequenz die weitere Gewißheit, daß es für die Menschheit wie für das Individuum nichts Gefährlicheres, nichts Schädlicheres geben könne, als der Abfall von der Kirche, die Häresie, das Ketzerthum. Die Beförderung und Verbreitung des katholischen Glaubens und die Einschränkung, Zurückdrängung und Ueberwindung der Ketzerei erweisen sich danach als hauptsächliche Pflichten eines jeden getreuen Sohnes der Kirche, insbesondere aber als heiliges

Gelübde der Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche für die Interessen der Kirche alles, ja sich selber aufzuopfern bereit sind. Das ist der Inhalt, das die Tendenz ihres Losungswortes: „Alles zur größern Ehre Gottes!" („Omnia ad majorem Dei gloriam!") Daß dieses Wort bei den Jesuiten nicht bloß Phrase, nicht bloß äußerlicher Schmuck, sondern der Ausdruck innerster Ueberzeugung und Lebensziel ist, das bezeugen die Thatsachen der Geschichte mit tausend Beispielen zur Genüge. Die Jesuiten haben durch die freudige Aufopferung ihres Lebens, durch die Erduldung unsäglicher Peinen und Qualen die Wahrheit ihres Losungswortes bethätigt.

Von derselben Ueberzeugung war P. erfüllt, und was bei ihm die Erziehung und Bildung im Schooße der Gesellschaft Jesu angeregt, entwickelt und befestigt hat, das brachte seine Zeit und deren Verhältnisse, namentlich die Zustände in Ungarn, zur völligen Reife. Die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts zeigt uns in Europa eine Reihe der heftigsten Glaubenskämpfe. In England, Schottland, Schweden, Dänemark und in der Schweiz vollzieht sich die Lostrennung von der alten Kirche, gegen welche hier der Vernichtungskrieg geführt wird; das protestantisch gewordene Holland stand noch in Waffen gegen Spanien, um sich zugleich die politische Unabhängigkeit zu erkämpfen. In Frankreich gab es wiederholte Aufstandsversuche der Hugenotten, und Deutschland befand sich in fortwährender Gährung; in Ungarn und in den übrigen Ländern der habsburgischen Dynastie schlossen die Anhänger der kirchlichen Neuerungen nicht selten einen Bund mit den politischen und nationalen Unzufriedenen gegen den katholischen und legitimen Herrscher und scheuten selbst die Verbindung mit den „ungläubigen" Türken nicht, wenn sie dadurch für ihre confessionellen oder politischen Tendenzen Förderung hoffen konnten.

In Rom, wo P. seine theologischen Studien beendigte, hatte er zugleich die beste Gelegenheit, in das wirre Getriebe dieser verwickelten Zeitverhältnisse einen genauen Einblick zu nehmen; hier erfaßte er aber auch die hohe Bedeutung der geistigen und sittlichen Macht, welche in dem Papstthume, in dem einheitlichen, sichtbaren Oberhaupte der Kirche ruht.

Nach siebenjähriger sorgfältiger Vorbereitung sendeten die Obern den vielversprechenden gelehrten Mann als Professor an die Universität nach Graz, welches damals durch den katholischen Eifer des Erzherzogs Karl zum Mittelpunkt der rekatholisirenden Bewegung geworden war. Einige Jahre widmete P. sich hier voll Hingebung dem akademischen Lehramte und ist während dieser Zeit mit abstracten Fragen und theoretischen Untersuchungen beschäftigt, welche jedoch für sein späteres Wirken von Wichtigkeit waren. Sie bereicherten und befestigten seine philoso-

phischen und theologischen Kenntnisse, schärften und übten seinen Geist und nährten die Flamme religiöser Begeisterung. Das innerliche Wesen P's gedieh hier zu abschließender Ausgestaltung.

Aber seine thatendurstige Natur wies ihn auf ein anderes Gebiet hin. Das stille Wirken und Arbeiten in der Schule und in der Gelehrtenstube sagte ihm weniger zu; da schickten ihn seine Obern in sein Vaterland nach Ungarn zurück, und jetzt öffnet sich vor ihm sein eigentliches Arbeitsfeld. Sein patriotisches Herz wurde indessen bei der Rückkehr in die Heimath vom tiefsten Schmerze ergriffen.

Das Land seufzte großentheils unter dem barbarischen Drucke der Türkenherrschaft, und was der Halbmond noch verschont hatte, das wurde von politischen und religiösen Kämpfen unterwühlt und zerstört. Die ehedem blühende katholische Kirche war fast verschwunden, und deren Gegner feierten allenthalben die glänzendsten Triumphe.

Die Befreiung und Wiederaufrichtung des niedergedrückten, schwer heimgesuchten Vaterlandes bildete von da an das Lebensziel P's. Die Verwirklichung dieses Zieles erblickte er jedoch in erster Linie in der Zurückleitung seiner Nation zur katholischen Kirche. Nach seiner Ueberzeugung wird Gott das ungarische Volk, wenn es sich wieder zum katholischen Glauben bekennt, auch von seinem Elende auf politischem Gebiete erlösen und das Land wieder mit blühendem Gedeihen segnen. Eifer um das Seelenheil verband sich bei P. mit dem lautersten Patriotismus, indem er als Missionar, Prediger und Schriftsteller mit der gleichen Begeisterung und mit demselben Erfolge zur Wiederherstellung des Katholicismus in Ungarn auftrat. Sein Wort hemmt den Protestantismus in dessen Siegeslaufe, ja, es drängt denselben allmälig zurück; zahlreiche Familien, insbesondere aus den höhern Schichten der Gesellschaft, treten unter seiner mächtigen Einwirkung wieder in den Schooße der katholischen Kirche ein.

So wurde P's Name bald Gegenstand der Verehrung und Hochachtung bei den Katholiken, aber Anlaß des Zornes und der Befeindung bei deren Gegnern; beide entgegengesetzte Empfindungen steigerten sich noch, als der einfache Jesuitenpater P. zur obersten kirchlichen Würde in Ungarn erhoben wurde. Dadurch gesellte sich zur moralischen Macht seiner Beredtsamkeit und seiner kräftig geführten Feder noch die hohe kirchliche und politische Stellung und der dadurch eröffnete und gesicherte Einfluß bei Hofe und in den maßgebenden Kreisen der Gesellschaft.

Allein diese überraschende Veränderung in der äußerlichen Stellung berührte nicht im mindesten die Richtungen und Lebensziele P's. Der Erzbischof und Cardinal kämpfte für dieselben Principien, für die gleichen Zwecke wie der frühere Jesuit, Gelehrte, Missionar und Pole-

miker. In allen diesen Kämpfen treten mit besonderer Deutlichkeit zwei Hauptcharakterzüge P's hervor: die lebendige Wahrheit seiner Ueberzeugung, verbunden mit der vollständigen Selbstlosigkeit, und dann die unbeugsame Consequenz in der Verfolgung der für wahr erkannten Principien und der daran geknüpften Interessen.

Die Wiederaufrichtung des Katholicismus und die Bekämpfung des Protestantismus in Ungarn blieb die Lebensaufgabe des Cardinal-Erzbischofs; ihr widmete er sich bei Tag und Nacht, sie bildete den Mittelpunkt, die Triebfeder und den Leitstern seiner rastlosen Bemühungen, seiner anstrengenden Arbeiten, seiner staunenswürdigen materiellen und geistigen Opfer. Wenn er in diesem Streben und Kämpfen oft schroff, rücksichtslos, ja unbarmherzig erschien, so lag das einerseits in seiner tief-innern Ueberzeugung von dem alleinigen Heil in der Kirche, und anderseits im Geiste und in den Sitten jener rauhen, kampferfüllten Zeit, welche für den kirchlichen Gegner keine Schonung kannte, von demselben keine Schonung erwartete. Nichtsdestoweniger nahm P. niemals zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht. Er machte kein Hehl daraus, daß er die protestantischen Richtungen am liebsten ausrotten würde, aber er bediente sich hierbei keiner ungesetzlichen Mittel.

Doch die Bekämpfung des Gegners war nur die eine Seite der restaurirenden Arbeit; die andere, weit wichtigere, bestand in der geistigen und sittlichen Hebung des eigenen Klerus, dessen Verfall ja den Ursprung und die rasche Verbreitung der kirchlichen Neuerungen wesentlich veranlaßt und befördert hatte. Deshalb verwendete P. alle Mühe, Sorgfalt und Opferbereitschaft zur bessern Bildung und Erziehung der katholischen Geistlichkeit; denn erst dadurch konnte er hoffen, die eigene Kirche zu neuer Blüthe bringen und die Gegner mit dauerndem Erfolge zurückdrängen zu können. Die Errichtung von Priester-Seminaren sowie die Abhaltung kirchlicher Synoden und die strengere Handhabung der geistlichen Disciplin verfolgten diesen Zweck einer Restaurirung des katholischen Klerus und damit auch der katholischen Kirche.

Die religiös-kirchliche Tendenz, welche P. zeitlebens verfolgte, bestimmte im Wesentlichen auch seine politische Haltung. Gegen den legitimen Herrscher erfüllte ihn nicht bloß die schuldige Pflicht des staatsbürgerlichen Gehorsams, sondern er war zugleich gegen ihn, als den Träger und Vertheidiger des Katholicismus, voll hingebender Treue und Anhänglichkeit. Im Hause Habsburg erblickte er die feste irdische Schutzwehr der katholischen Kirche und die Hoffnung auf Wiederherstellung derselben in seinem Vaterlande. Aber P. kannte den blinden Gehorsam nicht; er war kein willenloser Sklave und scheute sich nicht, wiederholt selbst dem Könige gegenüber sein gutes Recht und die gesetzlichen Freiheiten und

Institutionen seines Vaterlandes zu vertheidigen. Die Gleichheit der Interessen zwischen dem habsburgischen Fürstenhause und den kirchlichen wie politischen Intentionen P's bildeten kein Hinderniß, daß er gebotenen Falles nicht mit aller Ehrerbietung, aber doch mit unbeugsamer Entschiedenheit seiner Ueberzeugung, wo sie von jener des Herrschers oder der übrigen Rathgeber desselben abwich, Ausdruck verliehen hätte.

Indem er für die Herrschaft des habsburgischen Fürstenhauses in Ungarn und dessen Machtstellung in Europa eintrat und dafür unentwegt kämpfte, weil dadurch zugleich die Interessen des Katholicismus mächtige Förderung gewannen, war er doch anderseits nicht blind gegen die Gefahren, welche aus der unbedingten Vorherrschaft der absolutistischen Regierungs-Principien für sein Vaterland und für seine Nation entstehen konnten.

Die Wiener Politiker und Staatsmänner verfolgten seit der Vereinigung Ungarns mit dem habsburgischen Herrscherhause das Ziel möglichster Nivellirung und Unificirung der politischen und nationalen Verschiedenheiten in den einzelnen Königreichen und Ländern dieser Dynastie. Ein solches Streben mußte nothwendiger Weise mit den ständischen Rechten und Freiheiten in unvermeidlichen Conflict kommen, und da jene centralistischen Tendenzen der Wiener Staatspolitiker zugleich zu Gunsten der sprachlichen Unificirung thätig waren, so erblickten die Patrioten Ungarns darin auch eine Gefahr für den Bestand und die Erhaltung des magyarischen Volksthums, der ungarischen Nation.

P. liebte sein Vaterland aus vollem Herzen, er war Ungar im Fühlen und Denken, und so wie von seinen Lippen seine Muttersprache in voller Reinheit und mit bewältigendem, kräftigem Zauber floß, ebenso schlug unter der Soutane des Jesuiten ein warmes patriotisches Herz. Um sein Volk vor den Gefahren der Centralisirung und der Germanisirung zu behüten, trat er, wie wir gesehen haben, für die Forterhaltung des abgesonderten siebenbürgischen Fürstenthums in die Schranken; denn in den Fürsten dieses Landes erblickte er die Wächter der constitutionellen Freiheiten und die Förderer der ungarischen Nationalsprache, des angestammten magyarischen Volksthums. Aus diesem Streben erklärt sich auch der scheinbare Widerspruch, daß der eifrig katholische P. auf politischem Gebiete wiederholt zu Gunsten der protestantischen Fürsten Siebenbürgens in Action tritt.

Sein gesammtes Verhalten liefert übrigens den Beweis, daß er es stets wohl verstanden hat, den pflichtgetreuen Kirchenfürsten mit dem königs- und volksgetreuen Patrioten zu vereinigen. In beiden Richtungen verfolgte er aber seine Ziele stets offen, ehrlich. Zweideutigkeit und Intrigue sind ihm fremd. In seinem Wesen wie in seinen Werken findet

sich kein Widerspruch. Er sagte, was und wie er es dachte und empfand, bald voll Schonung, bald mit verletzender Rücksichtslosigkeit, aber stets wußte man, was seine Meinung war. Er kämpfte mit offenem Visir, unter entrollter Fahne und lebte in der Ueberzeugung, daß er nur das Heilsame, das Rechte wolle und thue.

Als Mensch war er auch mit menschlichen Fehlern behaftet. Sein religiöser Eifer sowie seine dynastische Loyalität rissen ihn manchmal zu weit fort, und er gestattete zuweilen den augenblicklichen Eindrücken der Laune und der Leidenschaft zu großen Spielraum. Dann erschien er willkürlich, abstoßend, verletzend; aber er scheute sich auch nicht, begangene Irrthümer einzugestehen, geschehene Fehler und Uebereilungen wieder möglichst gut zu machen. Sein Privatleben war von tadelloser Reinheit; seine Neider versuchten allerdings auch hier die Schatten der Verleumdung auszubreiten, aber sie mußten ihre Schande selber erkennen. Man hat P. bei seinen Lebzeiten auch der Habsucht und des Geizes beschuldigt. Wir wissen, daß er bestrebt war, die Besitzungen des Graner Erzbisthums möglichst zu bewahren und zu vermehren und daß er ein strenger Verwalter dieser Güter war. Allein, welches war der Zweck dieser Wirthschaftlichkeit, dieser Sparsamkeit? Die Thatsachen bezeugen es, daß P. auf vernünftige, natürliche und rechtliche Weise sich nur die Mittel zu beschaffen versuchte, um seine weitreichenden religiösen, wissenschaftlichen und patriotischen Zwecke verwirklichen zu können. Wenn er ohne Benachtheiligung seiner kirchlichen und staatsbürgerlichen Pflichten und ohne Schädigung seiner Nebenmenschen und des allgemeinen Wohles auch darauf bedacht war, den Glanz und das Vermögen seiner Familie zu erhöhen, so ist das ein berechtigtes menschliches Verlangen, dessen gesetzliche Erfüllung ihm kein billig Denkender zum Vorwurf machen kann.

Für sich selber, für seine Person begehrte er von dem Glanze und von dem Einkommen seiner hohen Stellung äußerst wenig. Er blieb der einfache, strenge Jesuitenpater, der seine persönlichen Interessen und Neigungen höhern Zwecken unterzuordnen weiß. Wie er selber voll Opferwilligkeit und Selbstverleugnung war, so forderte er Gleiches auch von Andern. Die Menschen erschienen ihm nur als Werkzeuge im Dienste höherer Ideen. Diese Auffassung machte ihn zuweilen schonungslos, ja ungerecht gegen Andere, die er auch nicht selten seine geistige und persönliche Superiorität in empfindlicher Weise fühlen ließ. Von seinen Mitarbeitern verlangte er unbedingte Huldigung und Unterwerfung. Aber auch diese stolze Schroffheit war nöthig zu einer Zeit, wo es galt, die ohnehin spärlichen Kräfte zusammenzufassen und in strammer Weise nach dem bestimmten Ziele zu führen. Im Kampfe ist strenge Disciplin,

willenlose Unterordnung der Massen unter die Führung des leitenden Hauptes erste Bedingung zum Erfolg.

P. ist als Schriftsteller einer der hervorragendsten Prosaisten seiner Zeit. Die ungarische Litteratur nennt ihn unter ihren ersten Zierden; denn sie verdankt ihm die Schaffung einer noch heute vielfach als musterhaft anerkannten Schriftsprache. Im Ganzen hat P. vierunddreißig litterarische Werke verfaßt, darunter zweiundzwanzig in magyarischer Sprache. Diese Schriften gaben dieser Sprache eine unerwartete Ausbildung. Sie zeichnen sich ebenso durch grammatikalische Präcision wie durch Volksthümlichkeit in Redensarten, Sprichwörtern, Vergleichungen u. s. w. aus. Der Verfasser schöpfte aus dem reinen Quell der unmittelbaren Volkssprache und veredelte diese durch die Schönheit stilistischer Formen. P. wurde in Wahrheit der Begründer einer neuen sprachlich-litterarischen Aera in Ungarn. Daß er auch sonst für die Cultur seiner Nation Fruchtbares geschaffen, das haben wir in vorstehender Lebensskizze eingehend mitgetheilt.

„Aber das Meiste“ — und hier überlassen wir seinem Biographen Dr. Fraknói [1]) uneingeschränkt das Wort, — „aber das Meiste verdankt die katholische Kirche Ungarns dem Erzbischof P. Dieser hat sie von dem Untergange gerettet; denn man kann mit Recht behaupten, daß diese, falls sie in jenem leidenden und verlassenen Zustande, in welchem P. sie vorgefunden, verblieben wäre, selbst mit größter Kraftanstrengung nicht im Stande gewesen wäre, den Angriffen des Protestantismus, vor allem unter der Anführung eines Gabriel Bethlen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Als aber P. in die Grube stieg, da hatte der Protestantismus in Ungarn den größten Theil seiner hochgestellten Beschützer und einen bedeutenden Theil seiner Gläubigen bereits verloren; er hatte aber auch jene culturelle und politische Superiorität eingebüßt, welche er zu Anfang des XVII. Jahrhunderts sich errungen hatte.

„Gerade durch diesen Umschwung wurde die definitive Befestigung der habsburgischen Dynastie auf dem ungarischen Throne wesentlich befördert oder eigentlich erst erwirkt. Wenn der Protestantismus sein Vor-

---

[1]) Wir fühlen uns verpflichtet, an dieser Stelle noch anzumerken, daß der Abt und Domherr Dr. Wilhelm Fraknói, General-Secretair der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest, das Leben und Wirken des Cardinal-Erzbischofs Peter Pázmány zum Gegenstande langjähriger Forschungen und Studien in den Archiven zu Gran, Budapest, Wien, Graz, Rom, Florenz, Simancas u. a. gemacht und die reichen Resultate derselben in dem dreibändigen Werke (in ungarischer Sprache): „Peter Pázmány und seine Zeit“ (Pest 1868 bis 1872) und neuestens in dem ebenfalls ungarisch geschriebenen Buche: „Peter Pázmány, 1570—1637“ (Budapest, 1886) niedergelegt hat. Selbstverständlich beruht auch das vorliegende Zeit- und Charakterbild im Wesentlichen auf diesen grundlegenden und maßgebenden Arbeiten Fraknói's.

wärtsschreiten fortgesetzt und die gewonnenen ersten Familien des Landes behauptet hätte, dann wären die Habsburger nicht im Stande gewesen, sich in Ungarn zu behaupten, gleichwie ihnen das in Holland nicht gelungen war. Diese Behauptung erscheint um so stichhaltiger, als der religiöse Eifer Kaiser Ferdinand's II. sich den politischen Exigentien eben so wenig untergeordnet haben würde als dies König Philipp II. von Spanien gethan hat.

„Ueberdies war Cardinal-Erzbischof P. derjenige, der in den kritischen Tagen des dreißigjährigen Krieges erstlich gegenüber dem Fürsten Gabriel Bethlen die verzweifelnden Getreuen des Königs zusammengehalten und zu Opferbereitschaft und ausharrender Treue begeistert hatte, und später, als die Sache Kaiser Ferdinand's II. in Deutschland am schlimmsten stand, war es der Graner Erzbischof, der die vom Fürsten Georg I. Rákoczy her drohende Gefahr glücklich abzulenken wußte.

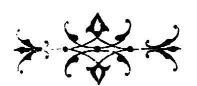
„Die Erfolge, welche P's öffentliches Wirken aufzuweisen hatte, gaben demnach nicht nur den Verhältnissen seiner Zeit eine neue, mit seinen Zielen übereinstimmende Gestalt, sondern sie übten zugleich auf die künftige Entwickelung der ungarischen Nation einen bestimmenden Einfluß aus. Mehr als zweihundert Jahre sind verstrichen, seitdem die sterblichen Ueberreste dieses großen Mannes in der Gruft ruhen; aber seine Werke, seine Schöpfungen und Errungenschaften wachen, bis hinauf in unsere Tage, über jene hohen Interessen, für welche er lebte und wirkte, und jene großartigen Bauten, welche auf dem Gebiete der Litteratur, der Kirche und des staatlichen Lebens in Ungarn seitdem aufgeführt wurden, erheben sich auf jenen Grundsteinen, welche Cardinal-Erzbischof Peter P. mit fester, sicherer Hand gelegt hat."

Aber auch die katholische Christenheit überhaupt und ganz Europa schulden dem Wirken dieses bedeutenden Mannes dauernde Anerkennung. Denn durch ihn wurde nicht nur ein bedeutsames Glied der Kirche, die ungarische Nation, neu belebt, geistig gekräftigt und moralisch gehoben, sondern die Befestigung der habsburgischen Herrschaft in Ungarn, die engere Verbindung von Thron und Volk, der intimere Verkehr der maßgebenden Kreise Ungarns mit den politischen und socialen Factoren in Oesterreich und Deutschland, sowie die angesehene Stellung, welche Cardinal P. seinem Volke in Rom erwarb, und das Interesse, welches die Väter der Gesellschaft Jesu an dem Reiche des h. Königs Stephan gewonnen hatten — alle diese Umstände bereiteten die Zurückdrängung der Türken und deren endliche Vertreibung aus Ungarn in wirksamer Weise vor. Sie bildeten aber zugleich mächtige Grundpfeiler, auf denen dann im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte die Monarchie der Habsburger als Schutzwehr von Mitteleuropa und Vorkämpfer christlicher Civilisation gegen Osten zu ehrfurchtgebietender Größe sich entwickelt hat.

Cardinal P. hat in seinem arbeitsreichen Leben es niemals übersehen, daß den Habsburgern und ihren Völkern, darunter aber, schon vermöge ihrer geographischen Lage, insbesondere auch den Ungarn, diese Mission der Vermittelung des Westens mit dem Osten zugewiesen sei. Eben darum war er aus allen Kräften bemüht, sein Volk aus der politischen und geistigen Isolirung zu befreien und dasselbe unter Wahrung und Veredelung seines nationalen Wesens in Sprache und Gesittung zugleich einzuführen in den Ideenkreis der europäischen Menschheit, es zu einem leistungsfähigen Mitgliede dieser christlichen Staats- und Völker-Gemeinschaft zu machen. Liebevolle Pflege und Entwickelung der Nationalität im Geiste christlicher Humanität und im engen Anschlusse und Wechselverkehr mit den übrigen katholischen Völkern Europa's — das war in dieser Beziehung der Standpunkt und das Ziel des hochgesinnten Mannes, der auch darin seiner Zeit und der Nachwelt als ein nachahmenswerthes Muster voranleuchtet.



Inhalt.



Die veränderlichen Sterne.

Darstellung
der
wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse
und
Erklärungs-Versuche.

Von
Joseph Plaßmann.



Köln, 1888.
Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.
29298

Vorwort.

Es ist auf den nachfolgenden Blättern der Versuch gemacht worden, ein Gebiet der Astrophysik, das scheinbar eng umgrenzt ist, in Wirklichkeit aber mit mehrern Theilen der Kosmologie Berührungspunkte aufweist, durch descriptive Behandlung einem größern Leserkreise zugänglich zu machen. Die wichtigsten sog. typischen Vertreter der einzelnen Gruppen sind etwas ausführlicher behandelt; bei den übrigen Sternen konnte dann kürzer zu Werke gegangen werden. Daß eine solche Behandlung ihre principiellen Vorzüge hat, wenigstens da, wo keine vollständige Synopsis angestrebt wird, zeigen mehrere vortreffliche neuere Schriften über Naturgeschichte, die ohne Zweifel in Schule und Haus einen größern Nutzen gestiftet haben, als die systematischen Arbeiten aus älterer Zeit. Wie weit es hierbei dem Verfasser gelungen ist, zwischen den beiden gefährlichen Klippen, der schulmäßig trockenen Rede einerseits und anderseits der unwürdig tändelnden Verflachung, das Schifflein seines Vortrages hindurchzusteuern, muß competenten Richtern zur Beurtheilung überlassen bleiben.

Eine der wichtigsten Vorfragen für den Verfasser eines astronomischen Buches bezieht sich auf das Maß der Kenntnisse, welches er billiger Weise bei seinem Publicum voraussetzen darf. Fast immer wird man fürchten müssen, dem einen Theil der Leser unverständlich zu bleiben oder den andern mit bekannten Dingen zu langweilen. Der Verfasser hat geglaubt, gewisse Begriffe, die der Leser in hundert Büchern erklärt findet, wie Rectascension und Declination, die Kepler'schen Gesetze und die Stern-Spectra, nicht weiter behandeln zu sollen. In den Noten ist angegeben, wo man allenfalls Belehrung über diese Sachen erhalten kann. Hingegen wurde die Wellenlehre des Lichtes, die sich nur selten aus den eigentlichen Lehrbüchern in Schriften für das größere Publicum verirrt, auf einigen Seiten auseinandergesetzt.

Daß die verschiedenen Hypothesen, durch welche man den Lichtwechsel der Veränderlichen begreiflich zu machen gesucht hat, noch mit manchem Wenn und Aber behaftet sind, ist an vielen Stellen scharf betont; unter derselben Reserve sind ein paar eigene Erklärungsversuche des Verfassers mitgetheilt worden.

Die Entwickelungsgeschichte der Fixsterne, welche hauptsächlich auf der Sonnen-Physik und der Lehre von den Veränderlichen sich aufbaut, weist mit unwiderstehlicher Gewalt auf metaphysische Fragen hin. Dieser Zusammenhang ist in neuerer Zeit in so vielen und trefflichen Schriften erörtert worden, daß in einem zunächst die quaestio facti behandelnden Büchlein die einfache Erwähnung desselben genügen konnte.

Warendorf, im Herbst 1888.

J. Plaßmann.

Einleitung.

Großartig und überwältigend ist der Eindruck, den in klaren, ruhigen Nächten der Sternhimmel auf das unverdorbene Menschenherz macht. Es ist die im Ganzen waltende Gleichmäßigkeit, die sich auch in der scheinbaren Aufhebung aller Entfernungsunterschiede ausspricht; es ist die trotz dieser allgemeinen Gleichheit im Einzelnen ausgeprägte, aber bloß geometrisch und dynamisch abgestufte Verschiedenheit, die Vertheilung des Lichtes nach einzelnen Punkten und die Abwesenheit größerer, intensiv leuchtender und beleuchteter Flächen, welche jenen gewaltigen Eindruck zum Theil erklärt; damit paart sich eine Ruhe und Unveränderlichkeit, die den sterblichen Menschen mit dem Gefühl des Erhabenen eben so erfüllt, wie eine großartige Gebirgslandschaft im Sonnenlichte. Die Erscheinung des Funkelns, ein Spiel unserer Lufthülle mit Licht und Farben, verhindert, daß die Erhabenheit zur Todesstarre ausarte. Wie Blätter eines Baumes leise im Winde zittern, wie kleine Wellen den Spiegel des unbegrenzten Oceans kräuseln, so wird der Lichtstrahl des Sternes, herabgekommen aus ungemessener Ferne, hienieden von neckischen Lüften in Empfang genommen, gespalten, hin und her geworfen und dem Auge in verschönter Gestalt vorgeführt; so belebt sich des Himmels einsame Ruhe, und die kalte Leuchtkraft seiner Flammen wird gemildert durch das Lebens-Element des Erdbewohners: die allnährende Luft.

Wer, auf dem Culm eines Hochgebirges stehend, die Brudergipfel des Berges zu seinen Füßen, tiefer den Faltenwurf der Vorberge und den glänzenden Streifen der Küste, hoch am fernen Horizonte das Meer mit seinen Inseln erschaut, wer dieses Schauspiel jahraus, jahrein genießt, ohne daß Wolken und Gewitter, Schnee- und Wasserstürze, Ebbe und Fluth die großen Hauptlinien des Gemäldes für die Dauer merkbar verschieben, der mag wohl denken, sein Gebirge und seine Meeresküste seien für die Ewigkeit gegründet, Wasser und Luft und die allumfassende Schwerkraft vermöchten den gewaltigen Bau nicht zu zerstören. Und doch hat er Unrecht, und schon nach einigen Jahrtausenden, einer kurzen Episode in dem langen Leben unseres Planeten, würde auch das gröbere

Auge das Antlitz der Berggipfel verändert, den Flußlauf und die Grenzen vom Reich des Neptun verschoben sehen: Inseln und Riffe verbreitert oder vom Meere verschlungen, Berggipfel abgetragen, lange Gebirgsrücken vielfach zerrissen, Plateau-Schollen durch die modellirende Kraft des Wassers in Berglandschaften verwandelt. Es ist nicht die brutale Gewalt plötzlicher Erschütterungen, die, wie man früher glaubte, unsern Planeten so umgestaltet hat, daß er den jetzigen Anblick gewährt; mit leiser, vorsichtiger Hand greift der Schöpfer ein und läßt die zahlreichen Naturkräfte nach und nach den Kosmos aufbauen und zerstören; hier ist es das herabstürzende oder gefrierende Wasser, das die Schollen zertheilt, dort der Wechsel von Feuchtigkeit und Dürre, von Frost und Hitze, der die Felsen zerreibt, und der Wind, welcher aus den Trümmern anderwärts neue Landschaften aufbaut; leise und unmerklich zieht der erkaltende Erdball sich zusammen, aber in diesem Spiel der molecularen Kräfte steckt eine Kraft, welche Gebirge aufwirft und die harten Gesteinsschichten wie Wachstafeln aufrollt und umlegt.

Und auf ähnliche Weise vollziehen sich die Aenderungen an den Sternen des Himmels. Wähnen wir nicht, daß die feierliche Ruhe, mit welcher das Weltgebäude sich über uns wölbt, etwas anderes sei, als eine höchst verlangsamte Bewegung. Schon die Beobachtung des Firmamentes während einiger Stunden und Tage zeigte den ältesten Völkern, daß jenes Panorama des Weltalls nicht unbeweglich dasteht, sondern im Laufe eines Tages einen ganzen Kreislauf von Ortsveränderungen durchmacht, daß es dem Anscheine nach um eine feste, aber unsichtbare Axe gewälzt wird; und gelang es auch, diese scheinbare Bewegung durch eine wahre, nämlich die Umdrehung des Erdballs um seine Axe, zu ersetzen, so blieben doch noch einige Körper übrig, wie der Mond und die Planeten, denen man nach wie vor eine eigene Bewegung zuschreiben mußte. Ja, die Beobachtung der letzten Jahrhunderte hat gezeigt, daß auch die früher für unbeweglich gehaltenen Fixsterne in langsamem Fortschreiten begriffen sind, der eine hierhin, der andere dorthin, nach Gesetzen, die im Allgemeinen offen liegen, deren Anwendung auf die Einzelfälle aber nicht vollkommen klar ist. Es vollziehen sich diese Bewegungen der selbstleuchtenden Himmelskörper an sich mit bedeutender Schnelligkeit, die bei den meisten mit der Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn um die Sonne[1]) vergleichbar ist; aber ihre Entfernung von einander und von uns ist eine so große, daß diese rasenden Geschwindigkeiten auch für

---

[1]) Etwa drei Myriometer in der Secunde. Ein Myriometer ist gleich 10 Kilometer oder 10 000 Meter; es wird von einem Fußgänger durchschnittlich in zwei Stunden zurückgelegt. Wir werden uns dieses Längenmaßes bedienen, da es kleinere Zahlen als das Kilometer ergibt.

unser bewaffnetes Auge nur sehr gering, vielfach mit den feinsten Instrumenten kaum nachweisbar sind[1]), daß sie jedenfalls den Entfernungen selbst gegenüber fast verschwinden. Aber allmälig, im Laufe vieler Jahrtausende, verwandelt sich durch die Bewegungen der Fixsterne und durch die eigene Bewegung unseres Sonnensystems[2]) das sichtbare Himmelsgewölbe eben so sehr in einen Complex von neuen Bildern, wie die bunten Scheiben im Kaleidoskop durch einen plötzlichen Ruck. Es kommt hinzu, daß die Lage der Erdaxe und mit ihr des ganzen Erdballs im Raum durch die Störungen beständig verdreht wird, und daß diese Drehung, die sog. Präcession, an sich von sehr geringem Betrage[3]), doch am Ende ganz andere Sternbilder als vordem über den Horizont eines bestimmten Beobachtungsortes bringt. Und so können wir sagen, daß nicht nur das Irdische, nicht nur das hochgethürmte Gebirge und die scheinbar so fest gezogene Grenze zwischen Meer und Land veränderlich ist, sondern daß auch der Himmel, der darüber sich wölbt und zu welchem der Mensch mit einer Ahnung des Ewigen, Unwandelbaren aufblickt, in einer beständigen Bewegung begriffen ist.

Es ist nicht die grobe mechanische Bewegung allein, in welcher das Leben des Sternenhimmels pulsirt. Licht und Wärme senden die Gestirne uns zu; die meisten zwar nur geringe Lichtmengen und noch geringere Wärmezufuhr, namentlich im Vergleich mit der Sonne; aber es ist *eigenes* Licht und *eigene* Wärme der Sterne, wie mit den Mitteln der neuern Physik auf's bestimmteste nachgewiesen wird. Wo aber solche Naturkräfte an einem Körper auftreten, da muß ein inneres Leben auf demselben herrschen, ein Leben im allgemeinern Sinne des Wortes, welches als ein beständiger Compromiß zwischen Werden und Vergehen sich nach außen bethätigt. Die Physik beweist nun zwar

---

[1]) Man denke sich einen leuchtenden Punkt, der in Berlin mit einer so geringen Schnelligkeit von Norden nach Süden weiterrückt, daß er im Jahre sich bloß um 16 Meter verschiebt, die Breite der Straße „Unter den Linden" also erst nach beinahe vier Jahren zurücklegt; in dem etwa 48 Myriometer entfernten Köln denke man sich einen Beobachter, der diesen Punkt mit dem Fernrohr sehen kann und die schwierige Aufgabe hat, die Bewegung messend zu verfolgen. So viel der leuchtende Punkt in seinem Fernrohr weiter rückt, eben so viel scheint ein gewisser kleiner Fixstern im „großen Bären" weiterzugehen; und das ist noch der Stern (Groombridge 1830), dem man die *größte* scheinbare Eigenbewegung zuschreibt.

[2]) Dieselbe ist nach einem Punkte im Sternbilde des Herkules gerichtet; die Lage dieses Punktes ist verschiedentlich bestimmt worden.

[3]) Man denke sich einen Fußgänger, der mit der Geschwindigkeit von einem Meter in der Secunde, also ziemlich langsam, die Erdbahn entlang geht. Ungefähr mit derselben Geschwindigkeit rücken die Durchschnittspunkte einer durch den Sonnenmittelpunkt parallel zur Ebene des Erdäquators gelegten Ebene mit der Erdbahn auf dieser weiter.

ferner, daß Licht und Wärme sich vollständig auf mechanische Probleme, auf die zitternde Bewegung der kleinsten Theilchen eines Körpers zurückführen lassen. Vor ihrem Tribunal gibt es überhaupt nur im uneigentlichen Sinne des Wortes Einzelwesen, sie kennt nur ein Heer von Atomen, das bald hier, bald dort für einige Zeit in größerer Menge sich zusammendrängt und einen Cyclus von Bewegungen gemeinsam durchmacht, der uns veranlaßt, von einem Individuum, einem Naturkörper zu reden.

Die Philosophie verhilft der Ansicht des täglichen Lebens wieder zu ihrem Rechte gegenüber der atomistischen Auffassung. Indem sie der letztern für die Aetiologie oder Ursachenerklärung durchaus freies Feld läßt, fordert sie für jeden Complex von Atomen, der offenbar als Ganzes Bestand hat und Veränderungen durchläuft, das Recht, als substantiirtes Einzelwesen betrachtet zu werden. Solche Einzelwesen sind nun auch die Sterne. Es sind Wesen, die, wie erwähnt, durch Licht- und Wärme-Entwickelung ein gewisses inneres Leben verrathen; aus den schwachen Strahlen, die unsere Augen und Instrumente treffen, müssen wir, in Anbetracht der ungemein großen Entfernung, auf eine sehr lebhafte Ausstrahlung ebenso schließen, wie aus den geringfügigen scheinbaren Bewegungen auf schnelle wirkliche Bewegungen. Es erhebt sich die Frage, ob dieses Leben der Gestirne, von dessen langem Bestande uns ein Vergleich unserer Himmelskarten und Sternverzeichnisse mit den in frühern Jahrhunderten angefertigten überzeugen kann, wirklich ein ewiges genannt zu werden verdient; oder, weil das von vornherein unwahrscheinlich ist, ob die Aenderungen, welche in der Lebensthätigkeit der Gestirne eintreten mögen, so große sind, daß sie wenigstens im Laufe der Jahrtausende sich der feinern Messung nicht zu entziehen vermögen.

Die beobachtende Astronomie gibt auf diese Frage eine Antwort, die in den nachfolgenden Blättern etwas eingehender wiedergegeben, hier aber schon angedeutet werden soll: die Sterne sind wirklich veränderlich, ihr Licht, ihre Färbung erreichen Maxima und Minima; sie werden und wachsen, und sie erkalten zuletzt. Aber auch bei ihnen bleibt die Natur ihrem Grundsatze getreu, keine Sprünge zu machen, sondern das Größte allmälig durch das Kleinste zu bezwingen. Wie sie durch das Ausstrahlen einer molecularen Kraft, der Wärme, die Oberfläche des gewaltigen Erdballs nach und nach zusammenschrumpfen und Hochgebirge durch Faltung entstehen läßt; wie sie durch zugeführte Sonnenwärme den Kreislauf der Luft und des Wassers mit Hülfe der Schwerkraft regelt und so den feinern Ausbau der rohen Massen besorgt, so weiß sie auch auf jenen Himmelskörpern, welche unsern Planeten an Rauminhalt millionen Mal übertreffen, aus den einfachen Factoren Wärme und Schwerkraft eine Fülle von Erscheinungen hervorzuzaubern, die, indem sie einen einzelnen Stern

von seiner Geburt bis zum Erkalten führen, ihn fast zu einem organischen Wesen stempeln und uns gestatten, von einer Biologie des Himmels zu sprechen.

Allerdings ist hier ein Umstand nicht zu vergessen. Trotz dieser Analogie mit einem Lebewesen fehlt doch den Himmelskörpern das eigentlich organische Princip, die vegetative Seele; sie sind trotz ihrer ausgeprägten Individualität am Ende doch äußern Kräften preisgegeben und können sich nicht aus innerm Grunde verändern. Mit dieser Individualisation ohne organische Zunahme und Fortpflanzung hängt es zusammen, daß der Artbegriff am Sternenhimmel nur eine eingeschränkte Anwendung finden kann [1]). Und so werden wir finden, daß besonders von denjenigen Sternen, bei welchen sich deutliche Licht- und Farbenänderungen zeigen, von den veränderlichen Sternen, sich wohl gewisse mehr oder weniger umfassende und ausgeprägte Typen, aber keine genau definirten Arten aufstellen lassen, daß wir in den einzelnen „Veränderlichen“ nur Individuen, aber keine Exemplare, wie im Thier- oder Pflanzenreich, zu studiren haben.

Hat nun die Kenntniß der veränderlichen Sterne ein hohes sachliches Interesse für jeden Gebildeten, weil sie an dem ruhig-erhabenen Himmel Werden und Vergehen betrachten lehrt, so kommt noch ein äußeres Moment hinzu, das sie dem denkenden Freunde der Naturwissenschaft besonders anziehend erscheinen läßt. Die Ergebnisse der exacten Forschung werden gegenwärtig durch zahlreiche Bücher dem größern Publicum zugänglich gemacht. Mancher Leser hat wohl schon den Wunsch gehegt, sich, wenn möglich, selber nutzbringend mit diesen Wissenschaften zu beschäftigen, glaubt aber, er könne ohne kostbare Instrumente und Bücher nichts Ersprießliches leisten. Und doch kann man auf verschiedenen Gebieten mit mäßigem Kostenaufwande bei gehöriger Benutzung der Zeit und eifrigem Streben Verdienstliches leisten und zugleich sich selbst eine Quelle unerschöpflichen Genusses erschließen. Wer kein Mikroskop kaufen kann, um Bakterien und Bacillarien zu erforschen, der kann die Umgebung seines Wohnortes nach Insecten und Samenpflanzen absuchen; er wird mit ganz anderm Interesse als der gewöhnliche Spaziergänger durch den grünen Wald gehen. Und so kann auch am Himmel von unterrichteten Leuten selbst mit ganz geringen instrumentalen Mitteln vieles gefunden werden. Auf diesen Umstand hat schon vor einem halben Jahrhundert Argelander [2]) aufmerksam gemacht. Seine

---

[1]) Umgekehrt tritt z. B. bei den Mineralien, auch in der Krystallisation, der Charakter des Individuums hinter den Art-Charakter zurück.

[2]) Friedrich Wilhelm August Argelander, geb. 1799 zu Memel, gest. 1875 zu Bonn, wirkte an den Sternwarten Königsberg, Abo, Helsingfors und Bonn. Außer seinen

darauf bezügliche „Aufforderung an Freunde der Astronomie" ist leider fast vergessen. Ein Beispiel dafür, wie gewaltig die Wissenschaft durch Beobachtungen mit freiem Auge oder mit einfachen Instrumenten gefördert werden kann, liefern die Beobachtungen, welche Heis [1]) anstellte oder durch seine zahlreichen Schüler anstellen ließ. Für die Lehre von den Meteoriten ist sein großer Katalog, der, außer den genauen Daten über mehr als 15000 von ihm selbst oder unter seiner unmittelbaren Leitung beobachteten Meteoren, noch die Resultate über viele Tausende von anderwärts beobachteten enthält, geradezu grundlegend geworden, wie dieses, namentlich auch von außerdeutschen Gelehrten, mehrfach anerkannt wurde. Aehnliches gilt von den Einzeichnungen des Zodiakallichtes, eines der zartesten und am schwierigsten zu verfolgenden Objecte des Himmels, welche er selbst vornahm oder durch Weber, einen fleißigen Dorfschulmeister in dem weltvergessenen Peckeloh, ausführen ließ. Und so hat der unermüdliche Heis auch die Kenntniß der Veränderlichen durch Beobachtung mit freiem Auge oder schwachen Tuben erheblich gefördert. Seine Lichtschätzungen, verknüpft mit denen Argelander's, gestatteten dem Letztern, die merkwürdige Curve des Lichtwechsels bei dem vielgenannten Stern β Lyrae mit großer Genauigkeit festzusetzen. Selbständig veröffentlichte Heis eine lange Beobachtungsreihe über den Stern Mira Ceti, und ein dritter Veränderlicher, ε Aurigae, dessen früher beobachteter Lichtwechsel in Vergessenheit gerathen war, wurde von ihm geradezu neu als solcher entdeckt.

Indem wir den doppelten Zweck verfolgen, unsern Lesern außer den Resultaten der Veränderlichen-Forschung auch den Weg anzugeben, auf welchem man zu denselben gelangt ist, und ihnen so auch die Freude des eigenen Beobachtens zu verschaffen, müssen wir zunächst zur Beantwortung der Frage schreiten: Wie werden Lichtänderungen gemessen?

---

zahlreichen Ortsbestimmungen der Fixsterne sind die Arbeiten über die Veränderlichen seine wichtigste Leistung. Er verbesserte die Beobachtungs-Methoden, verfolgte selbst anhaltend eine Reihe von Veränderlichen und leitete die Elemente ihres Lichtwechsels ab.

[1]) Eduard Heis, geb. 1806 zu Köln, gest. 1877 zu Münster, wirkte am Gymnasium zu Köln, an der Realschule zu Aachen und an der Akademie zu Münster. Er ist eine der edelsten und liebenswürdigsten Erscheinungen in der Gelehrtenwelt. Die Hauptwerke, welche ihn als Astronomen berühmt machten, sind: Atlas coelestis novus. Coloniae 1872, mit der besten Darstellung der Milchstraße, die man kennt. — Zodiakallicht-Beobachtungen. Münster 1875. — Resultate der 1833—1875 angestellten Sternschnuppen-Beobachtungen. Münster 1877. Es ist der im Text erwähnte Katalog.

Die Natur des Lichtes und die instrumentale Lichtmessung.

Schon Aristoteles und nach ihm die philosophische Schule des Mittelalters hat geahnt, daß das Licht durch die Bewegung eines zwischen dem leuchtenden Körper und dem Auge gelegenen Mittels sich fortpflanze. Doch haben erst in unserm Jahrhundert die Versuche und theoretischen Arbeiten vorzüglich von Fresnel und Young dieser Ansicht zum Siege verholfen gegenüber der andern Meinung, welche materielle, vom leuchtenden Körper ausgeschleuderte und das Auge treffende Theilchen annahm. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft müssen wir annehmen, daß die kleinsten Theilchen eines glühenden Körpers in beständiger zitternder Bewegung begriffen sind, und daß diese Bewegung sich einem äußerst leichten und zarten elastischen Mittel, dem sog. Lichtäther mittheilt. Jedes Theilchen dieses Aethers hat eine gewisse Gleichgewichtslage, in welcher es durch die Anziehungen der Nachbartheilchen festgehalten wird. Die Erschütterung aber, welche von dem sich bewegenden Theilchen des leuchtenden Körpers ausgeht, reißt das Aethertheilchen aus dieser Gleichgewichtslage heraus; ist es um eine gewisse Strecke, deren Länge mit der Gewalt der Erschütterung in einfachem Zusammenhange steht, seitwärts verschoben, so suchen jene anziehenden Kräfte es ebenso in die Gleichgewichtslage zurückzuschnellen, wie etwa die Schwerkraft ein aufgehobenes und wieder losgelassenes Pendel; und gleichwie beim Pendel die Trägheitskraft bewirkt, daß es nicht nur bis in die Gleichgewichtslage zurückgelangt, sondern über dieselbe hinaus zu einem Punkte ansteigt, der, von den Bewegungs-Hindernissen abgesehen, dem zuerst erreichten genau entgegengesetzt ist, so wird auch das Aethertheilchen weiter geführt, als zur Gleichgewichtslage. Da es nun wieder zurückgezogen wird, so läge die Möglichkeit vor, daß es unaufhörlich hin und her „schwingen" oder „oscilliren" würde. Es wird aber zur Ruhe gebracht, indem es seine lebendige Kraft auf die Nachbartheilchen überträgt. Da nämlich jedes einzelne Theilchen von jedem andern angezogen wird, am stärksten von den am nächsten gelegenen, und da das gegenseitige Aufheben aller auf einen Punkt wirkenden Kräfte es ist, was als Gleichgewicht bezeichnet wird, so muß durch Verschiebung auch nur eines Theilchens die Ruhe aller andern, hauptsächlich aber der unmittelbar benachbarten, gestört werden. So wird jedes erschütterte Aethertheilchen wieder zum Mittelpunkt einer neuen, nach allen Seiten fortgepflanzten Bewegung. Mit Hülfe eines sinnreichen, von Huygens aufgestellten Princips läßt sich jedoch beweisen, daß alle diese in's Spiel gesetzten Kräfte sich größtentheils wieder aufheben und daß der Gesammt-Effect derselbe ist, als wenn nur von dem leuchtenden

Körper aus nach allen Seiten, im Allgemeinen in gerader Linie, eine Bewegung sich fortpflanzte. Man denke sich um den leuchtenden Körper, oder eigentlich um die kleine Molekel, deren Bewegung gerade betrachtet wird, eine Reihe von Kugelflächen beschrieben und eine Menge von Punkten der letzten Fläche durch Radien mit der Molekel verbunden; dann sind jedes Mal alle auf einer Kugelfläche gelegenen Theilchen in derselben Phase der Bewegung, d. h. sie werden alle zugleich verschoben, gehen auf einmal durch ihre Gleichgewichtslagen und weichen dann zugleich alle nach der Seite ab, welche der ersten Abweichung entgegengesetzt ist. Die auf einem Radius gelegenen Theilchen sind dagegen im Allgemeinen in verschiedener Phase, d. h. ein weiter vom Centrum abgelegenes Theilchen beginnt seine Bewegung zur Seite erst, wenn das zum Centrum hin liegende Nachbartheilchen bereits einen Theil seiner Schwingung vollendet hat; wenn auch jenes ein Stück seines Weges absolvirt hat, kommt ein noch ferneres in Bewegung u. s. w. Man kommt am Ende zu einem Theilchen, welches gerade dann seine erste „Schwingung", d. h. seinen ersten Hin- und Hergang beginnt, wenn das Theilchen, von dem wir ausgingen, zur zweiten Schwingung sich anschickt. Beginnt dieses die dritte, jenes die zweite Schwingung, so wird abermals ein Theilchen, das um eine gleich große Strecke weiter auf dem Radius liegt, zur ersten Schwingung schreiten, u. s. w. Diese sich stets gleich bleibende Strecke heißt eine Wellenlänge, weil die ganze fortschreitende Bewegung in Folge ihrer Aehnlichkeit mit der Wasserwelle eine Wellenbewegung genannt wird. Zwei Aethertheilchen auf demselben Radius, die um eine ganze Anzahl von Wellenlängen von einander abstehen, oder auch zwei ganze Kugelflächen um das leuchtende Körpertheilchen, die man dieser Bedingung unterwirft, müssen sich stets in gleicher Phase befinden.

Die Wellenlänge ist verschieden für Licht von verschiedener Farbe, oder anders ausgedrückt, Licht von verschiedener Wellenlänge macht auf die Netzhaut der Augen den Eindruck verschiedener Färbung. Wird ein Körper erhitzt, d. h. werden seine Molekeln in zitternde Bewegung versetzt, dann beginnt er zunächst dunkele Strahlen auszusenden, d. h. Wellenbewegungen von großer Wellenlänge, die nicht im Stande sind, die Netzhaut zu reizen; sie verrathen sich jedoch durch ihren wärmenden Einfluß. Bei größerer Erhitzung beginnt das Auge ein graues Licht wahrzunehmen, das bei stärkerer Gluth roth erscheint, bei noch stärkerer sich mehr und mehr in weißes verwandelt. Die Temperaturen, bei denen die verschiedenen Lichtfärbungen eintreten, sind für verschiedene Körper, nach den neuesten Untersuchungen, nicht so vollständig gleich, wie man das eine Zeitlang geglaubt hat. Ein weißglühender Körper entsendet Strahlen von allen möglichen Wellenlängen, die in ihrer Gesammtheit eben den

Eindruck weißen Lichtes auf den Beschauer machen; nämlich zuerst jene „**dunkeln**", d. h. für den Sehnerven wirkungslosen Wärmestrahlen, dann solche mit etwas kürzern Wellen, die für sich allein den Eindruck der **rothen** Farbe machen würden; dann solche mit noch immer kürzer werdenden Wellen, die der Reihe nach der orangegelben, der gelben, gelbgrünen, grünen, blauen und violetten Farbe zugewiesen sind. Strahlen mit noch geringerer Wellenlänge als die violetten rufen wieder keine physiologische Reizung des Sehnerven hervor, aber sie verrathen sich durch chemische Wirkungen, z. B. durch Reduction des Silbers auf einer photographischen Platte. Ueberhaupt hat das Licht in der Gegend von Roth und Gelb die stärkste thermische, in der Nähe von Blau und Violett die stärkste chemische Wirkung.

Trotz der so verschiedenen Wellenlänge pflanzen sich alle Strahlen im leeren Raume mit der gleichen Geschwindigkeit fort, die man aus verschiedenen astronomischen Beobachtungen und terrestrischen Versuchen mit guter Uebereinstimmung zu etwa 30 000 Myriometern in der Secunde bestimmt hat. Daraus folgt, daß bei Lichtstrahlen mit geringer Wellenlänge, z. B. den violetten oder gar den ultravioletten, in einem gleichen Zeitabschnitte viel mehr Wellen sich bilden müssen, als z. B. bei den langwelligen rothen oder gar den infrarothen dunkeln Wärmestrahlen. Man kann die verschiedenen Strahlen mit einer Reihe von Menschen verschiedener Größe vergleichen, die alle denselben Weg zu machen haben. Die Größten brauchen nur wenige Schritte zu machen, während die Kleinsten ihre Glieder sehr oft bewegen müssen. Die Wellenlänge eines rothen Lichtes von bestimmter Färbung z. B., nämlich desjenigen, welches der Fraunhofer'schen Linie B entspricht, beträgt 688 Milliontel eines Millimeters; um aus dieser Strecke die viel größere von 30 000 Myriometern oder 300 000 000 000 000 000 Milliontel Millimeter zu machen, müssen wir sie mit 437 000 000 000 000 (rund) multipliciren, d. h. dieses rothe Licht wird durch 437 Billionen Schwingungen in jeder Secunde hervorgerufen. Dagegen findet man, daß z. B. dasjenige violette Licht, welches durch die Fraunhofer'sche Linie H gekennzeichnet ist, nur eine Wellenlänge von 393 Milliontel Millimetern besitzt, daher durch 765 Billionen Schwingungen in der Secunde erregt werden muß.

Mit der Wellenlänge hängt die Brechbarkeit des Lichtes in der Weise zusammen, daß kurzwelliges Licht beim Uebergange in ein neues Medium eine stärkere Brechung erleidet als langwelliges. Hierdurch ist bekanntlich die Möglichkeit gegeben, zusammengesetztes Licht, etwa das weiße, durch Brechung in seine farbigen Bestandtheile zu zerlegen, wie das Newton gethan hat. Eine nähere Betrachtung dieser Phänomene

ist für unsere Zwecke nicht direct nothwendig. Von der Brechbarkeit verschieden ist die Stärke (Intensität) des Lichtes, die von der lebendigen Kraft der bewegten Aethertheilchen abhängt. Sie ist eigentlich das, was wir messen sollen.

Es war nöthig, die Natur des Lichtes etwas näher zu betrachten, weil ohne ein richtiges Verständniß derselben weder die Methoden der Beobachtung, noch die aus derselben für die Natur der veränderlichen Sterne sich ergebenden theoretischen Folgerungen gehörig begriffen werden können. Bemerkt mag noch werden, daß die Schwingungs- oder Undulations-Hypothese zu den am besten begründeten Annahmen der Naturwissenschaft gehört und in dieser Beziehung der Newton'schen Lehre von der allgemeinen Anziehung (geometrisch aufgefaßt) und der Lehre der Chemiker von der Verkettung der Atome nach den Werthigkeiten gleichzustellen ist. Denn wie diese Lehren hat sie nicht nur die in der Natur vorkommenden Erscheinungen erklärt, sondern auch zur Vorhersagung neuer, künstlich hervorgerufener Phänomene gedient. Die Lehre von der Lichtmessung oder Photometrie hat nun auf Grund jener angenommenen Theorie zu erörtern, wie die Eindrücke verschiedener Lichtquellen verglichen werden müssen, um aus dieser Vergleichung wissenschaftlich verwerthbare Resultate ableiten zu können; angewandt auf die Sterne, wird die Lichtmessung Astrophotometrie genannt.

Hier ist ein Umstand wohl zu erwägen, der einerseits die Beobachtungen bedeutend vereinfacht, anderseits eine Menge von Einzeldingen unserm Auge unwiderruflich vorenthält. Die Fixsterne, und um diese handelt es sich in erster Reihe, sind so weit entfernt von uns, daß auch die stärkste Vergrößerung im Fernrohr sie nicht anders denn als leuchtende Punkte ohne meßbaren Durchmesser erscheinen läßt. Wir müssen also darauf verzichten, die Einzelheiten ihrer Oberflächen so studiren zu wollen, wie es uns bei der Sonne, dem Monde und einigen Planeten gelingt. Immer sind wir auf die gesammte von der Oberfläche des Gestirns uns zugehende Licht- und Wärmemenge angewiesen. Indem man dieselbe untersuchte, sei es mit dem Spectral-Apparat oder dem Thermoskop oder dem Photometer, gelangte man zu der Ueberzeugung, daß die Fixsterne ähnliche Körper wie unsere Sonne sein müssen. Daß sie aber alle oder doch in ihrer Mehrzahl etwa Flecken und Protuberanzen haben oder von Planeten umgeben seien, das ist eine Vermuthung, der zwar eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen ist, die jedoch nicht der Beobachtung, sondern nur der Induction verdankt wird. Das punktförmige Aussehen der Fixsterne gewährt uns nun aber den großen Vortheil, daß wir jeden einzelnen wirklich als geometrischen Mittelpunkt eines kugelförmigen Systems von Lichtwellen ansehen können. Die Aether-

theilchen, deren zitternde Bewegung, Hunderte von Billionen Malen in der Secunde wiederholt, elektrische Strömungen in der Thermosäule und damit eine Ablenkung der Multiplicator-Nadel hervorruft oder auch auf der Netzhaut unserer Augen in Nervenreiz, und im Gehirn in Empfindung sich umsetzt — sie erhielten ihre lebendige Kraft von der ganzen uns zugewandten Hälfte der Oberfläche des Gestirns; jede weitere Frage, etwa welcher Theil der Kraft von den mittlern, welcher von den Randgegenden dieser Hälfte herkommt, ob ein größerer Theil unmittelbar von der Oberfläche oder aus einiger Tiefe hervorstrahlt, fällt nicht mehr der Beobachtung, sondern der Theorie zu.

Die lebendige Kraft der von einem Gestirn aus uns zugesandten Aetherwelle können wir nur aus ihren Wirkungen ermessen. Wir kennen eine thermische Wirkung, die sich, wie wir wissen, in eine elektrische umsetzen läßt; doch ist die Messung derselben viel zu umständlich und kostspielig, als daß wir bei der großen Zahl von Fixsternen hoffen dürften, mit ihrer Hülfe hinreichendes Beobachtungs-Material zu sammeln. Auch die chemische Wirkung auf lichtempfindliche Platten leidet gegenwärtig noch an diesem Uebelstande, obwohl sie, wenn nicht vielfache Anzeichen trügen, in nicht allzu entfernter Zeit berufen sein wird, umgestaltend auf die ganze Statistik des Himmels, namentlich auch in photometrischer Beziehung, einzuwirken. Schon jetzt werden, im Interesse der großartigen, von Paris aus angeregten photographischen Aufnahme des ganzen Fixsternhimmels, Untersuchungen veranstaltet in Bezug auf die Eindrücke, welche durch Sterne von bestimmter Helligkeit bei abgemessener Expositions-Dauer auf gewisse präparirte Platten gemacht werden.

Vorläufig aber sind wir noch auf die dritte Wirkung der Aetherwellen angewiesen, mit welcher bisher auch am meisten die Forschung sich beschäftigt hat, die physiologische Wirkung auf die Netzhaut, also die Lichtwirkung im engern Sinne. Damit wird die Photometrie aus dem Gebiete der reinen Physik in das viel weniger sichere der Physiologie übergeführt. Wenn der Lichtstrahl, gebrochen in den kugeligen Hüllen, aus welchen das Auge zusammengesetzt ist, die Netzhaut getroffen und damit den Sehnerven gereizt hat, steht mit einem Male die Empfindung, eine intensive Größe, vor uns, und die Frage erhebt sich, wie eine solche sich überhaupt messen und namentlich, wie sie mit der lebendigen Kraft der Welle, also mit einer in gewissem Sinne extensiven Größe, sich vergleichen läßt. Die Schwierigkeit wird vermehrt durch den Umstand, daß verschiedene Theile der Netzhaut eine verschiedene Empfindlichkeit gegen das Licht aufweisen. Astronomischen Beobachtern ist seit langer Zeit die Thatsache bekannt, daß im Fernrohr ein sehr schwacher Stern häufig gerade dann noch eben sichtbar ist, wenn man nicht ihn, sondern einen

andern in's Auge faßt, dagegen verschwindet, sobald man ihn selbst zu fixiren sucht. Unter diesen Umständen geht die instrumentale Messung der Lichtstärken von einem Satze aus, den man annehmen muß, wenn überhaupt die Constanz der Naturgesetze nicht angezweifelt wird. Derselbe lautet: In zwei Lichtwellen, die, auf derselben Stelle der Netzhaut eines und desselben Auges gleichzeitig zur Wirkung gebracht, genau dieselbe Empfindung hervorrufen, sind die lebendigen Kräfte einander gleich. Wollte man wirklich genau dieselbe Stelle der Netzhaut nehmen, so würden die Wirkungen der beiden Lichtquellen sich nicht trennen lassen. Aber es läßt sich a priori vermuthen, und Versuche mit künstlichen Lichtquellen haben es bestätigt, daß die Empfindlichkeit der Netzhaut an eng benachbarten Stellen fast genau die gleiche ist. Man kann also auch dann auf die gleiche Intensität zweier Strahlen schließen, wenn ihre Eindrücke auf das Auge die gleichen sind und der Winkel, den sie mit einander bilden, ein sehr geringer ist. Und wenn man bei zwei Lichtquellen von verschiedener Stärke untersuchen will, wie viel Mal die hellere die schwächere übertrifft, so hat man jene durch eine geeignete Vorrichtung so lange abzuschwächen, bis sie, dicht neben der andern betrachtet, ihr gleich erscheint, und dann aus der Construction der Vorrichtung die Größe der Abschwächung zu erschließen.

Diese Abschwächung läßt sich nun in verschiedener Weise erzielen, bei künstlichen Lichtquellen am einfachsten durch Vergrößerung des Abstandes. J. Herschel construirte einen „Astrometer", in welchem eine Linse von sehr kurzer Brennweite (0,227 inches = 5,8 mm) ein kleines Focal-Bild vom Monde oder vom Planeten Jupiter erzeugte. Mit dem Fernrohr betrachtet, erschien dasselbe je nach der Entfernung der Linse in verschiedener Lichtstärke, konnte daher jedem noch so schwachen oder hellen Sterne gleich gemacht werden. Die Handhabung dieses Instrumentes ist jedoch nach des Erfinders eigener Angabe eine recht umständliche. Aehnliches gilt von dem Steinheil'schen Prismen-Photometer, bei welchem unter Anwendung der totalen Reflexion des Lichtes an Glas-Prismen und durch Verschiebung der Hälften eines diametral zerschnittenen Objectiv-Glases die Bilder der beiden zu vergleichenden Sterne in leuchtende Flächen verwandelt werden, was in vielen, jedoch nicht in allen Fällen eine Erleichterung bedeutet.

Von dem Gedanken ausgehend, daß eine richtige Schätzung der Gleichheit zweier physiologischer Eindrücke sehr von der Ruhe des Beobachters bedingt wird, und daß diese Ruhe und Sicherheit beim Handhaben einer verwickelten Vorrichtung leiden muß, hat Zöllner [1]) einen Polarisations-

---

[1]) In den „Grundzügen einer allgemeinen Photometrie des Himmels". Berlin 1861.

Astrometer angegeben, der, bei großer Sicherheit der Schätzungen, sich leicht handhaben und in kurzer Zeit eine Menge Einzelschätzungen sammeln läßt. Als künstliche Lichtquelle wird eine Gasflamme verwandt; die Höhe und damit die Lichtstärke derselben wird durch verschiedene Vorsichtsmaßregeln constant erhalten und jeweilig durch Beobachtung der Flammenspitze vermittels eines kleinen Fernrohres genau controlirt. Die Versuche haben in der That gezeigt, daß eine solche Flamme als constante Lichtquelle betrachtet werden kann. Um nun das Bild derselben mit einem Stern vergleichen zu können, ließ Zöllner es durch eine enge Oeffnung in ein Rohr fallen, das seitlich an dem Fernrohr angebracht war, durch welches der Stern beobachtet wurde. In dem Fernrohr ist eine durchsichtige Platte aus Glas angebracht, die mit der Fernrohr-Axe sowohl wie mit der Axe des Ansatzrohres einen Winkel von 45° bildet. Dieselbe reflectirt, wie leicht zu sehen, das von der Flamme erleuchtete Bild der Oeffnung zum Ocular hin, so daß, durch dieses betrachtet, die Oeffnung in dem Rohr als einfacher Lichtpunkt, d. h. wie ein Stern erscheint. Man kann nun das Rohr auf jeden beliebigen Fixstern richten und sieht also, weil die Glasplatte durchsichtig ist, denselben dicht neben dem künstlichen Stern stehen. Eigentlich sind zwei künstliche Sterne sichtbar, weil das Bild der kleinen Oeffnung von der vordern und der hintern Fläche des Glases zurückgeworfen wird. Der Apparat ist so construirt, daß ein genau eingestelltes Gestirn sich mitten zwischen diesen beiden Lichtpunkten befinden muß; der rechtsstehende ist dann der hellere, welcher durch Reflexion an der vordern Glasfläche gebildet ist, und mit diesem wird der Stern auch verglichen. Damit das Lichtbild bis zur Helligkeit des Sternes abgeschwächt werden kann, sind in dem Ansatzrohre verschiedene aus Kalkspath-Krystallen zusammengesetzte „Nicol'sche Prismen“ angebracht, die gegen einander gedreht werden können; aus optischen Gesetzen folgt, daß durch ein solches Verfahren jede beliebige Lichtschwächung nicht nur vollzogen, sondern auch numerisch ausgedrückt werden kann. Eine eingeschaltete Bergkrystall-Platte ermöglicht es, die Färbung des Lampenlichtes der des beobachteten Sternes gleich zu machen; auf die Wirkungsweise dieser verschiedenen Krystalle würde hier ohne ausführliche Behandlung eines Capitels der theoretischen Optik nicht wohl näher eingegangen werden können. Der Bergkrystall besonders ist deshalb wichtig, weil in der That die Fixsterne sehr verschieden gefärbt sind. Zumal die meisten Veränderlichen sind roth, und dieses Kennzeichen ist so charakteristisch, daß die rothe Farbe allein schon eine starke Vermuthung für die Veränderlichkeit eines Gestirns abgibt. Es ist aber sehr schwierig, ja fast unmöglich, zwei Lichtpunkte von verschiedener Farbe zu vergleichen, weil die Eindrücke auf den Sehnerven sich qualitativ unter-

scheiden. Auch auf die mehrfachen Verbesserungen, die Zöllner später an seinem Apparate angebracht und auf die photometrischen Arbeiten, die er damit ausgeführt hat [1]), kann hier nicht eingegangen werden. Zöllner's Polarisations-Astrometer ist ohne Zweifel ein sehr vollkommener Apparat; seine relative Kostspieligkeit und noch ein anderer Umstand legt jedoch die Frage nahe, ob nicht der wesentliche Zweck, nämlich das Ansammeln einer großen Menge von zuverlässigen Lichtvergleichungen, sich in noch einfacherer Weise erreichen läßt. Als „wundesten Punkt" bei diesem Apparat bezeichnet G. Müller die bei großen Intensitäten auftretende Verschiedenheit im Anblick der künstlichen und der wirklichen Sterne.

Die Stufenschätzung.

Die lästigsten Hindernisse für die Arbeiten des Naturforschers, besonders des Astronomen, bilden die nothwendigen und die zufälligen Beobachtungsfehler. Will man z. B. die Höhe eines Gestirns über dem Horizonte beobachten, so hat man auf die Lufthülle Rücksicht zu nehmen, welche durch ihre Lichtbrechung jeden Stern zu hoch erscheinen läßt; und die nöthige Verbesserung ist keineswegs constant, sondern von der Höhe des Sternes selbst wie auch von den Factoren der Witterung abhängig. Die Durchgänge der Sterne durch den Meridian werden immer mit kleinen Fehlern beobachtet; ist auch das Instrument gegen Verbiegung durch die Wärme, z. B. bei Sonnenbeobachtungen geschützt, so hindert häufig das Zittern der Luft eine scharfe Einstellung; die beiden Vorgänge, die man gewöhnlich zu gleicher Zeit aufzufassen hat, nämlich das Antreten des Gestirns an einen im Fernrohr angebrachten Faden oder Ring und der Schlag einer Secunden-Uhr, kommen schon deshalb, weil die Leitung im Nervensystem sich nicht momentan vollzieht, dem Geiste durchaus nicht mit gleicher Schnelligkeit zur Wahrnehmung; und dieser Fehler, der nach Zeit und Persönlichkeit sehr verschieden ist, kann auch dadurch nicht ganz aufgehoben werden, daß, wie es in neuerer Zeit wohl geschieht, die Uhr durch eine elektrische, vom Beobachter im gegebenen Moment ausgelöste Registrir-Vorrichtung ersetzt wird, weil nun für die Leitung vom Ohr zum Gehirn die vom Gehirn zur Arm-Muskulatur führende eintritt. Auch die Astrophotometrie muß sich mit einer ganzen Anzahl von Fehlerquellen abfinden. Zunächst sind die Lichteindrücke,

[1]) „Photometrische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper." Leipzig 1865.

wie oben gezeigt wurde, intensive Größen, und damit ist der Subjectivität des Beobachters, der veränderlichen Disposition des Körpers und Geistes ein großer Spielraum gegeben. Dann ist es wieder die Luft mit ihren wechselnden Strömungen, mit den feinen und hohen, nächtlicher Weile oft gar nicht erkennbaren Federwolken, die hier einen Stern trübt und so den mit diesem verglichenen zu hell erscheinen läßt, da einen andern in der Nähe des Horizontes trübt und gleichzeitig röthet, dort durch übermäßiges Gefunkel einen dritten zum unbequemen Beobachtungs-Objecte macht. Und dieser Schleier, durch den wir die Geheimnisse des Himmels zu erforschen genöthigt sind, er wird von allerlei andern Lichtquellen beleuchtet, die wieder die Beobachtung stören. In größern Städten oder in deren unmittelbarer Umgebung erhellt der Schimmer zahlreicher Lampen weithin den Luftkreis. Im mittlern Europa hat man allsommerlich mehrere Wochen hindurch die hellen Nächte, in welchen das lichte Dämmerungs-Segment langsam von Nordwesten durch Norden nach Nordosten zieht. Diese Störung wird um so fühlbarer, je weiter man nach Norden kommt; der Nachtheil wird einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß in nördlichen Breiten die Winternächte so viel länger sind und daher bei einzelnen rasch veränderlichen Sternen eine zweimalige Beobachtung in 24 Stunden angängig erscheinen lassen. Auch der Umstand, daß die Höhenänderung eines Gestirns in nördlichern Breiten geringer ausfällt, und daß es hier darum leichter möglich ist, denselben Stern längere Zeit hindurch ziemlich in gleicher Höhe zu beobachten, erscheint uns als vortheilhaft. Weitere Fehlerquellen liefert uns das Nordlicht, das oft anhaltend in der Luft vor sich gehende Spiel elektrischer Entladungen mit schwacher Lichtentwickelung, endlich das Mondlicht, ein sehr lästiger Factor, mit dem man etwa in der Hälfte der gesammten Beobachtungszeit zu rechnen hat. Auch das Zodiakallicht, über dessen Einfluß auf den Glanz der Sterne Heis in seinen „Zodiakallicht-Beobachtungen" Einiges mitgetheilt hat, ist beim Beobachten in der Nähe des Thierkreises hinderlich.

Wie verschieden werden diese manchfachen Fehlerquellen die Lichtvergleichung verschiedener Beobachter beeinflussen! Im Allgemeinen ist es gut, sowohl bei der instrumentalen Photometrie wie auch bei der unten zu erklärenden Stufenschätzung, wenn man nur nahe zusammenstehende Sterne vergleicht, weil die aus der störenden Luftbeleuchtung fließenden Fehler, wie man annehmen darf, für solche Sterne ungefähr die gleichen sind. Besonders ist gleiche Höhe der verglichenen Sterne über dem Horizonte wünschenswerth, weil nach unten der Einfluß der Luft immer stärker wird. Diesen Bedingungen steht aber eine dritte entgegen: man soll wo möglich Sterne vergleichen, deren Licht keine allzu verschiedene Intensität hat, und die sind, bei der anscheinend regellosen Vertheilung der Gestirne am

Himmel, nicht immer nahe beisammen zu finden. Wollte man durch Berechnung des Einflusses der einzelnen Hindernisse, wie etwa bei den vorhin erwähnten Durchgangs-Beobachtungen, die Wahrheit finden, so würde man bei der Complication der Aufgabe überhaupt nicht zum Ziele kommen; und wollte man nur dann beobachten, wenn zufällig gar keine Fehlerquelle fließt, so würde man am besten das Beobachten ganz aufstecken.

Da mithin auch der beste Photometer uns nicht vor schweren Fehlern in der Lichtvergleichung bewahren kann, fragt es sich, ob nicht die instrumentale Lichtmessung sich durch ein Schätzen mit freiem Auge vermeiden läßt, wobei die Summe der nothwendigen Fehler nur wenig vermehrt, das ganze Verfahren jedoch bedeutend erleichtert wird. Um die bejahende Antwort zu verstehen, die Argelander auf diese Frage gegeben hat, und deren Richtigkeit durch die Erfahrung sowie durch die Lehren der Psychophysik bestätigt wird, wollen wir, etwas weiter ausholend, zuerst einen analogen Fall betrachten, welcher allgemein bekannt und verständlich ist.

Man weiß, daß gleich dem Lichte auch der Schall durch schwingende Bewegung der Theile eines Körpers hervorgerufen und durch einen elastischen Körper, gewöhnlich die Luft, fortgepflanzt wird. Die Schallwellen entstehen freilich nicht durch transversale oder seitliche Verschiebungen, wie die Aetherwellen des Lichtes, sie sind vielmehr longitudinal, d. h. sie bestehen in abwechselnden Verdichtungen und Verdünnungen des elastischen Mittels. Ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeit, viel geringer als die des Lichtes, beträgt in der Luft etwa 333 m. in der Secunde. Auch beim Schall kennt man kurze und lange Wellen; und wiederum muß von den erstern in gleicher Zeit eine größere Zahl als von den letztern sich bilden, damit alle Wellen mit gleicher Geschwindigkeit fortschreiten. Der Unterschied der Wellenlänge setzt sich bei der Lichtempfindung in einen Farbenunterschied, bei der Schallempfindung in einen Unterschied der Tonhöhe um, indem ein höherer Ton durch mehr Schwingungen verursacht wird. Der Ton, welcher den Musikern als eingestrichenes a bekannt ist, wird, der Pariser Stimmung nach, durch 435 Schwingungen in der Secunde hervorgerufen. 870 Schwingungen erzeugen das nächst höhere, 217,5 das nächst niedere a. Ueberhaupt hat jeder Ton genau doppelt so viel Schwingungen, als seine Unter-Octave. Will man von einem Ton die große Terz finden, so hat man mit $^5/_4$, will man die Quinte finden, so hat man mit $^6/_4$ seine Schwingungszahl zu multipliciren. In der mit dem Grund-a beginnenden Durtonleiter hat also die Terz $\frac{435 \times 5}{4}$ oder $543^3/_4$, die Quinte $\frac{435 \times 6}{4}$ $= 652^1/_2$ Schwingungen in der Secunde.

Auch der geübteste Musiker ist, wenn er nur einen einzigen Ton vernimmt, nicht im Stande, ohne weiteres dessen Höhe oder Schwingungszahl genau anzugeben. Hört er aber zwei Töne, deren Höhe sich nicht allzu sehr unterscheidet, schnell nach einander, so kann er mit fast absoluter Sicherheit behaupten, daß ihre Höhe sich etwa genau um eine große Terz unterschieden hat oder auch, daß der zweite nur etwas zu hoch oder zu niedrig war, um als genaue Quinte des ersten gelten zu können. Kein Musiker oder Clavierstimmer wird sich aber damit aufhalten, etwa mit dem Monochord jeden einzelnen Ton zu prüfen und daraus ihr Intervall zu berechnen. Hat man nun etwa zuerst den Grundton von 435 Schwingungen, dann die Quinte von $652^1/_2$ Schwingungen gehört, so trafen im zweiten Fall $217^1/_2$ Schwingungen mehr in jeder Secunde das Trommelfell; hätte man die untern Octaven beider Töne vernommen, so wäre die Differenz der Schwingungszahlen nur $108^3/_4$ in der Secunde gewesen; trotzdem besteht das Ohr darauf, daß der Unterschied in beiden Fällen der gleiche, nämlich eine große Terz, gewesen ist. Nicht also die Differenz der in gleicher Zeit zum Ohre gelangten Eindrücke, sondern ihr Verhältniß ist es, was der Geist als Differenz auffaßt [1]).

Für die Wahrnehmung der Unterschiede in der Tonstärke oder der lebendigen Kraft der Schallwellen ist das Ohr nicht so fein organisirt. Nun entspricht, wie vorhin gezeigt wurde, der Tonhöhe die Färbung des Lichtes, während die Tonstärke der Licht-Intensität analog ist. Merkwürdiger Weise aber mangelt dem Auge die Fähigkeit, die Unterschiede in der Wellenlänge des Lichtes, die es als Farben-Differenzen oft mit großer Schärfe wahrnimmt, auch so nach einem mathematischen Schema abzuschätzen, wie das Ohr die Ton-Differenzen schätzt. Ohne Zweifel hängt dieses verschiedene Verhalten der beiden wunderbaren Organe, Auge und Ohr, mit ihrer Structur und mit der Bestimmung zusammen, die der Schöpfer beiden gegeben hat: das erstere soll die verschiedenen Dinge im Raum, das andere verschiedene Vorgänge in der Zeit verfolgen, das Auge muß immer einen Gegenstand nach dem andern fixiren und synthetisch ein Gesammtbild sich herstellen, der Gehörempfindung können zwei verschiedene Eindrücke auf ein Mal gegenwärtig sein. Unterschiede in der lebendigen

[1]) Mathematisch läßt sich die Sache so ausdrücken: Man stelle die Logarithmen der Schwingungszahlen sämmtlicher Töne auf. Um von einem Ton zu seiner großen Terz aufzusteigen, hat man seine Schwingungszahl mit $\frac{5}{4}$ zu multipliciren, d. h. zum Logarithmus derselben den log $\frac{5}{4}$ oder die constante Größe 0,0969 zu addiren. Die Empfindung wächst also nicht dem Eindrucke, sondern dem Logarithmus derselben proportional.

Kraft der Wellen, also in der Licht-Intensität, kann das Auge nicht nur besser auffassen, als das Ohr die entsprechenden Differenzen, sondern bei einiger Uebung lernt jenes auch, diese Unterschiede numerisch abzuschätzen.

Von Alters her hat man die dem freien Auge sichtbaren Fixsterne in sechs Größenklassen abgetheilt. Bekanntlich handelt es sich dabei nicht um die wirkliche Größe, über welche auch jetzt noch fast nichts Zuverlässiges bekannt ist, sondern um die Licht-Intensität. Leicht wird es auch dem Nicht-Astronomen, mit Sicherheit anzugeben: dieser Stern ist zweiter, und jener ist fünfter Größe. Natürlich sind die Helligkeiten innerhalb jeder einzelnen Klasse wieder sehr verschieden, und man kann sich alle mit freiem Auge oder auch mit einem bestimmten Fernrohr sichtbaren Fixsterne der Helligkeit nach geordnet denken[1]); die Unterschiede zwischen zwei auf einander folgenden sind dann der Regel nach sehr klein; man kann nun nach dem Lichteindrucke etwa 6 mit freiem Auge sichtbare Gestirne auswählen, die man als Normalsterne erster, zweiter u. s. w. bis sechster Größe bezeichnet; mit dem Fernrohr läßt sich die Reihe noch weiter nach unten, z. B. bis zur zwölften Größe fortsetzen. Prüft man nun die wahren Lichtunterschiede dieser Normalsterne etwa mit dem Zöllner'schen Polarisations-Astrometer, unter Beachtung aller nöthigen Vorsichtsmaßregeln, so ergibt sich ein Resultat, welches an das für die Tonempfindung gefundene erinnert: den Differenzen der scheinbaren Größe entsprechen Quotienten der wahren Lichtstärke, mit welcher der Stern auf uns wirkt; oder, um es deutlicher zu sagen: wenn man einen Normalstern irgend welcher „Größe" in einen Normalstern der nächst höhern „Größe" verwandeln wollte, hätte man seine Lichtstärke mit einer im Allgemeinen ziemlich constanten Zahl zu multipliciren, deren Werth nicht sehr von 2,5 verschieden ist[2]); 625 Sterne sechster Größe vereinigt, würden hiernach denselben Lichteindruck wie 625 : 2,5 oder 250 Sterne der fünften Größe machen oder wie 100 Sterne vierter, 40 Sterne dritter oder 16 Sterne zweiter Größe. Freilich ist dieses Intensitäts-Verhältniß weder so unveränderlich durch alle Größen fortschreitend, noch auch so genau definirt, nicht ein Mal so genau definirbar, wie die Ton-Intervalle; immerhin ist die Kenntniß und Benutzung derselben von hoher Wichtigkeit, denn sie gestattet in etwa eine unmittelbare Schätzung des Intensitäts-Verhältnisses zweier

---

[1]) Eine solche Reihe hat z. B. Heis für die im mittlern Europa mit freiem Auge sichtbaren Circumpolarsterne aufgestellt. (De magnitudine relativa numeroque accurato stellarum quae solis oculis conspiciuntur fixarum. Coloniae 1852.)

[2]) Zum Logarithmus der Lichtstärke wäre der constante log 2,5 oder die Zahl 0,39794 zu addiren. Vgl. d. Anm. a. vorig. S.

Sterne, ohne daß wir, wie beim Photometer, jedes Mal auf die Gleichheit zurückzugehen hätten.

Die gewöhnliche Tonleiter in Dur oder Moll, durch welche man von einem Grundton zu seiner Octave aufsteigt, hat bekanntlich Intervalle von etwas verschiedener Größe; am auffallendsten ist das zweimalige Auftreten der sog. halben Töne. Die chromatische Tonleiter dagegen, durch welche z. B. beim Clavier von c über cis, d, es, e, f, fis, g, as, a, b, h nach c aufgestiegen wird, hat, zufolge der Stimmung dieses Instrumentes, 12 gleiche Intervalle, d. h. es wird zwölf Mal hinter einander die Schwingungszahl mit dem gleichen Factor, nämlich der zwölften Wurzel aus 2 multiplicirt, um endlich eine Multiplication mit 2 herauszubringen [1]). Kann man nicht ebenso zwischen einen Normalstern der vierten und einen der fünften Größe, überhaupt zwischen zwei Fixsterne, die um eine Größenklasse sich unterscheiden, eine Art chromatischer Lichtreihe hineinbringen? Allerdings geschieht das, und zwar in ganz ähnlicher Weise; nur werden nicht 12, sondern durchweg 10 Intervalle angebracht, die man Stufen nennt. Die Uebertragung der Begriffe ist leicht. Der Unterschied von einer Stufe entspricht einem Quotienten der Lichtstärken, dessen Werth $= \sqrt[10]{2{,}5}$ ist [2]). Unterschiede von einer oder wenigen Stufen lassen sich, wie Argelander, J. Herschel und Heis nachgewiesen haben, mit einiger Sicherheit direct abschätzen; zahlreiche Beobachter der Veränderlichen haben dieses bestätigt. Aehnlich also, wie der Musiker sagt: diese zwei Töne unterscheiden sich um eine kleine Terz oder um drei Intervalle der chromatischen Leiter, sagt der Astronom: diese beiden Fixsterne haben eine Licht-Differenz von drei Stufen, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Lichtschätzung etwas weniger Sicherheit zukommt. Die Anzahl der Stufen, welche verschiedene Beobachter zwischen zwei Größenklassen einschieben, ist zudem etwas verschieden; das scharfe Auge von Heis [3]) gestattete 11 Intervalle, während die meisten andern Beobachter 10 ansetzen.

Kann man beschreiben, wie die Eindrücke verschieden sind, die von zwei verschiedenen Intervallen, z. B. von der großen Terz und der Quint, auf das Gehör gemacht werden? Nein, aber der Musiker kennt und fühlt den Unterschied vermöge langer Uebung. Desgleichen läßt

---

[1]) Zum Logarithmus der Schwingungszahl wird 12 Mal nacheinander $\log \sqrt[12]{2} = \frac{1}{12} \log 2$, im Ganzen also $\log 2$ addirt; $\log 2 = 0{,}30103$; $\frac{1}{12} \log 2 = 0{,}02509$.

[2]) $\log 2{,}5 = 0{,}39794$; $\log \sqrt[10]{2{,}5} = \frac{1}{10} \log 2{,}5 = 0{,}03979$.

[3]) A. a. O. S. 7 u. 8.

sich auch schlecht angeben, wie denn z. B. ein Unterschied von zwei oder von drei Stufen sich dem Auge verräth; es will eben gelernt und dann gefühlt sein; die vollendete Technik bedarf schließlich keiner Ueberlegung. (*Η τέχνη ού βουλεύεται.*) Doch lernt der Anfänger gewöhnlich nach folgendem Schema die Differenzen abschätzen: kann man noch eben festsetzen, daß ein Stern bestimmt heller als ein anderer ist, so beträgt die Differenz eine Stufe; erscheint er bei jeder Prüfung unveränderlich heller („si perpetuo ac prorsus clarior appareat", Heis), so nimmt man zwei Stufen an; ein auf den ersten Blick zweifellos hervortretender Unterschied beträgt drei, ein sofort stark hervortretender vier Stufen. Jedes Mal bewegt man das Auge oder das Instrument rasch abwechselnd nach der Richtung beider Sterne und stellt so nach und nach den Unterschied fest.

Will man nun einen Veränderlichen längere Zeit hindurch consequent beobachten, so wähle man zuerst in seiner Nähe die Vergleichssterne aus; eine Anzahl von Fixsternen nämlich, deren Licht bis auf Weiteres als unveränderlich zu betrachten ist, und von denen der hellste den Veränderlichen in dessen Licht-Maximum noch übertrifft, wogegen der schwächste vom Veränderlichen in dessen Minimum noch überstrahlt wird. Je mehr Vergleichssterne, desto besser; denn man wird an jedem Abend oder Morgen, wo der Veränderliche zu beobachten ist, diejenigen Vergleichssterne aussuchen, denen er momentan in seiner Lichtstärke am ähnlichsten ist, und ihn mit diesen vergleichen; eine große Anzahl verspricht auch eine große Auswahl. Doch wird diese Bedingung eingeschränkt durch die zu Anfang dieses Capitels aufgestellte Forderung, daß, der Beobachtungsfehler wegen, nur benachbarte und ziemlich auf gleicher Höhe stehende Gestirne verglichen werden dürfen. Manchmal muß man die Vergleichssterne nehmen, wie man sie eben findet, z. B. in sternarmen Gegenden, oder wenn der Veränderliche selbst eine bedeutende Helligkeit hat. Eine zu große Anzahl belastet das Gedächtniß und die Rechnung. An jedem Beobachtungsabend vergleiche man den Veränderlichen mindestens mit zwei Sternen, und zwar mit dem nächst hellern und dem nächst schwächern. Weil nämlich der Werth des Stufen-Intervalls persönlichen und zeitlichen Schwankungen unterliegt, weil außerdem, wie vorhin gezeigt, zahlreiche Fehlerquellen beständig fließen, hat eine Einzelschätzung nur insofern Werth, als sie für die Lichtstärke des Veränderlichen eine obere oder untere Grenze festsetzt und ungefähr angibt, wie weit er von der Grenze absteht; die Vergleichung dagegen mit einem hellern und einem schwächern, sofort nach einander ausgeführt, gibt das Resultat viel genauer. So z. B. weiß man, daß der Unterschied zwischen dem Stern ι Cephei und dem schwächern 7 Lacertae 4,4 Stufen beträgt. Beide Sterne

werden zur Vergleichung mit dem Veränderlichen δ Cephei benutzt. Setzt man die Stufe, auf welcher 7 Lacertae steht, willkürlich = 10 und bezeichnet man diesen Stern mit a, so ist ι um 4,4 Stufen heller als a, also in seiner Helligkeit = 14,4 zu setzen. Nun hat man eines Abends etwa beobachtet, daß δ um drei Stufen schwächer als ι war; oder, wie das in den Beobachtungsverzeichnissen kurz ausgedrückt wird, $\iota\, 3\, \delta$. Danach wäre die Helligkeitsstufe von δ an diesem Abende = 11,4 gewesen. Doch wird diese Angabe durch die vielen Fehlerquellen recht unsicher. Man habe aber gleich darauf $\delta\, 2{,}5\, a$ gefunden, d. h. δ zwei und eine halbe Stufe heller als a (es lassen sich nämlich von geübten Beobachtern auch halbe Stufen schätzen). Dann erwägt man, daß aus der ersten Schätzung allein δ = 11,4, aus der zweiten allein δ = 12,5 sich ergeben würde. Kann man nun beide Schätzungen für gleich zuverlässig erachten, so wird das Mittel aus beiden Resultaten, also etwa δ = 12,0, der Wahrheit schon viel näher kommen. Kann man noch einen dritten, von δ nicht allzu sehr verschiedenen Vergleichsstern heranziehen, dann ist es um so besser. Sind die Stufenunterschiede selbst sehr verschieden, hat man z. B. an einem zweiten Abende $\iota\, 3\, \delta$, $\delta\, 1\, a$ gefunden, so muß nach Argelander's Vorschrift bei der Ansetzung des Mittelwerthes der kleinere Stufenunterschied, hier also der zweite, etwas stärker als der größere berücksichtigt werden, weil er im Allgemeinen sicherer abgeschätzt ist.

Aus der Vergleichung der beiden hier mitgetheilten Beobachtungen sieht man nun: 1) daß der Veränderliche vom ersten zum zweiten Abend abgenommen hat, und 2) daß wir die Stufenunterschiede am ersten Abend etwas zu groß, am zweiten etwas zu klein geschätzt haben. Am ersten Abende würde $\iota\, 5{,}5\, a$, am zweiten $\iota\, 4\, a$ aus der Combination beider Stufenschätzungen sich ergeben. Eine längere Beobachtungsreihe gibt für den thatsächlich als constant zu erachtenden Unterschied zwischen ι und a den genauen Mittelwerth 4,4 (nach Heis), aus welchem man nun, in der angegebenen Weise, den Stufenwerth des Veränderlichen ermittelt; aus diesem, wenn man noch weiter gehen will, den wahren Unterschied der Lichtstärken, den man dann zu theoretischen Folgerungen benutzen kann; doch wächst die Unsicherheit, je weiter man geht, wie das später noch ausführlich gezeigt werden soll.

Auch Sterne, die dem freien Auge bequem sichtbar sind, lassen sich, wenn sie nicht gar zu hell sind, am besten mit einem kleinen Fernrohr beobachten. Es ist nämlich für die Stufenschätzung von hoher Wichtigkeit, daß man den jedesmal zu betrachtenden Stern recht scharf in's Auge faßt und vor allem sich nicht durch benachbarte Sterne, die mit der Sache nichts zu thun haben, beirren läßt. Dann ist auch eine kleine Lichtverstärkung, die offenbar auf beide Sterne gleichzeitig im selben Ver-

hältnisse wirkt, daher den Quotienten ihrer Lichtstärken und folglich auch den Stufenunterschied nicht ändern kann, mit dem Gebrauch eines Fernrohrs verbunden; und diese Verstärkung ist oft sehr willkommen, weil die schwächern Sterne dem Auge Schwierigkeiten bei der Vergleichung verursachen und weil hier, wie bei der instrumentalen Photometrie, jede unnöthige Anstrengung und Ermüdung vermieden werden muß. Für Sterne bis fast zur 7. Größe herab eignet sich am besten das sog. holländische Fernrohr. Dasselbe, in Holland erfunden und von Galilei nachgemacht oder vielleicht auch selbständig construirt, hat im Gegensatz zum Kepler'schen oder astronomischen Fernrohr ein concaves Ocular, welches die von dem convexen Objectiv gesammelten Strahlen, ehe sie sich im Focus vereinigen können, wieder zerstreut und so ein aufrechtes vergrößertes Bild des Gegenstandes zu Wege bringt. Die Vergrößerung ist freilich nur gering, und darum wird als terrestrisches Fernrohr für stärkere Vergrößerungen das Rheita'sche aus mindestens 4 Convex-Linsen bestehende Teleskop gebraucht. Wo man aber, wie beim Beobachten der Veränderlichen, neben der Lichtverstärkung und scharfen Einstellung nur einer geringen vergrößernden Kraft bedarf, erfüllt gerade jenes erstgenannte Instrument, weil es sich leichter und sicherer als jedes andere Fernrohr vom einen nach dem andern Stern richten läßt, seinen Zweck am besten.

Man benutzt entweder ein zweiläufiges (binoculares) Glas, wie es als Operngucker allbekannt ist, oder ein einläufiges, nämlich einen sog. Feldstecher. Für ersteres Instrument, das von einigen Astronomen als das bessere empfohlen wird, scheint zwar der Umstand zu sprechen, daß die Beobachtung mit zwei Augen, als die natürlichere, eine geringere Anstrengung und Uebermüdung, daher ein besseres Lichtschätzen bedingt. Auch fallen die Fehler, welche aus der verschiedenen Empfindlichkeit der einzelnen Netzhautstellen resultiren, für beide Augen verschieden aus, weil bei guter Centrirung die Bilder desselben Sternes rechts und links auf physiologisch verschiedene Stellen fallen; die Fehler heben sich daher theilweise wieder auf. Nun ist aber beim holländischen Fernrohr die Entfernung des Objectivs vom Ocular, welche zum scharfen Einstellen entfernter Objecte gewählt werden muß, von den Brechungsverhältnissen im Auge abhängig. Für stark brechende, kurzsichtige Augen ist diese Distanz geringer als für normale. Die beiden Augen eines und desselben Beobachters sind oft sehr von einander verschieden [1]), während bei den ge-

---

[1]) Verf. dieser Zeilen braucht auf einem Auge das Concav-Glas Nr. 8, auf dem andern Nr. 16, ohne daß der Unterschied gänzlich ausgeglichen würde. Mancher hat ein normales und ein kurzsichtiges Auge, ohne es selbst zu wissen. Ein auf dem Gebiete der Veränderlichen als Autorität bekannter Astronom versicherte uns gleichfalls, daß er aus dem angegebenen Grunde für seine Person das einläufige Instrument vorziehe.

bräuchlichen Theater-Perspectiven eine einzige Schraube für beide Röhren dient. Für solche Beobachter wird jedenfalls der einläufige Feldstecher vorzuziehen sein. Die Ermüdung der Musculatur läßt sich nach unserer Erfahrung vermeiden, wenn dieselbe Hand, welche mit drei Fingern das Instrument vor dem beobachtenden Auge festhält, gleichzeitig mit der breiten Fläche das andere Auge zudrückt.

Geht der Veränderliche unter die 7. Größe herab, so bleibt nichts übrig, als ihn mit einem astronomischen Fernrohr weiter zu verfolgen. Doch hält eine ganze Reihe von Veränderlichen sich stets oberhalb dieser Grenze, so daß bereits mit dem Feldstecher eine Menge brauchbarer Beobachtungen sich anstellen läßt.

Wenn man gewohnt ist, eine Brille zu tragen, so rathen Einige, dieselbe beim Beobachten der Veränderlichen nicht abzusetzen. Wir möchten die gegentheilige Ansicht aussprechen, weil der Feldstecher sich ja doch für jedes Auge richtig einschieben läßt, weil es ferner bedenklich erscheint, zwischen Auge und Instrument, welche in diesem Falle rasch und oft bewegt werden müssen, noch ein Glas einzuschieben, das unmöglich immer die richtige Lage haben kann, und so die Strahlenbildung und andere Fehler zu vermehren; endlich, weil auch der sehr wichtige Ausschluß des störenden Lampenlichtes sich besser erreichen läßt, wenn das Instrumentchen die Augenhöhle unmittelbar berührt.

Sehr lästig ist es, wenn man sich beständig gezwungen sieht, die Sternkarte zu vergleichen. Uebermüdung und Unmuth stellen sich ein; das von der Karte reflectirte Lampenlicht, und sei es auch noch so schwach, überreizt doch in etwa die Netzhaut und hindert ein feineres Abschätzen. Bei beständiger Uebung kommt man aber leicht dahin, wenigstens von einer Reihe Veränderlicher den Plan der Vergleichsterne auswendig zu wissen; vor Verwechselungen muß man sich freilich mit Sorgfalt hüten. Für die Vergleichsterne der übrigen Veränderlichen entwerfe man sich große Karten mit deutlich erkennbaren Sternflecken, die auch noch ein schwächeres Lampenlicht vertragen.

Die Nomenclatur ist an sich ganz gleichgültig. Die hellern Sterne haben ihre griechischen und lateinischen Buchstaben; die schwächern, die man sonst nur umständlich durch die Nummer in einem der bekannten Sternenverzeichnisse angeben könnte, bezeichne man ebenfalls kurz mit lateinischen Buchstaben; es hat das keine Schwierigkeit, weil bei jedem Veränderlichen doch nur eine beschränkte Anzahl von Vergleichsternen gebraucht wird. Die Hauptsache ist, daß jede Zweideutigkeit und Verwechselung vermieden werden muß.

Außer den Lichtschätzungen selbst, die sofort nach der Beobachtung aufgeschrieben, keineswegs aber aus der Erinnerung später notirt werden

sollen [1]), hat man noch einige andere Dinge anzugeben. „Das Erste aber und Hauptsächlichste bei jedem ird'schen Ding ist Ort und Stunde," sagt Seni. Zeit und Ort müssen hier wie bei jeder andern astronomischen Beobachtung angegeben werden, wenn etwas Brauchbares herauskommen soll. Doch kommt auch hier wieder dem Liebhaber der Astronomie der Umstand zu Hülfe, daß absolute Genauigkeit sich in dieser Sache weder erreichen läßt noch überhaupt nothwendig ist. Von Zehnteln der Zeit- oder Bogen-Secunde, wie sie bei sonstigen Beobachtungen auftreten, ist hier keine Rede. Die Vergleichung eines Veränderlichen mit zwei oder drei Vergleichsternen dauert im Ganzen vielleicht einige Minuten; man kommt durch Uebung leicht dahin, die Mitte dieses Zeitraumes, welche als Zeitpunkt der Gesammtbeobachtung zu gelten hat, auf die Minute genau anzugeben. Eine zuverlässige Taschenuhr ist brauchbar genug, wenn sie nur recht oft mit der Uhr des nächsten Postamtes oder Bahnhofes verglichen wird [2]). Das Vor- oder Nachgehen läßt sich leicht in Rechnung stellen. Die Bemerkungen über den Stand der Taschenuhr werden am besten in die Beobachtungs-Originale aufgenommen, außerdem die direct beim Beobachten von der Uhr abgelesene Minute (oder Halb-Minute) und Stunde; die etwaige Verbesserung ist dann leicht später bei gehöriger Zeit und Ruhe anzubringen. Eine Genauigkeit auf 5 Minuten ist bei den meisten Veränderlichen hinreichend, nur bei der sog. Algol-Gruppe und vielleicht noch ein paar andern Sternen muß der Fehler sich innerhalb der Minute halten. Es versteht sich, daß angegeben werden muß, welche Ortszeit gemeint ist. Der Beobachtungs-Ort ist nur insofern von Bedeutung, als er zusammen mit der Ortszeit die Lage des Veränderlichen, der Sonne und des Mondes gegen den Horizont und damit einige der mehrerwähnten Fehlerquellen zu bestimmen ermöglicht. Hierfür reicht es hin, wenn die geographische Länge und Breite etwa auf einen halben Grad genau angegeben werden.

Dann ist es gut, den Grad der Durchsichtigkeit der Luft, den Einfluß des Mondes, der Dämmerung, der Wolken u. s. w. in kurzen, leicht

---

[1]) Man würde das Gedächtniß in einer nicht nur unnützen, sondern direct schädlichen Weise belasten; denn die Gefahr liegt nahe, daß die Beobachtung des letzten Tages dem Geiste noch zu gegenwärtig und daher die Schätzung keine unbefangene ist, namentlich wenn man sich gleichzeitig mit der Feststellung der Resultate beschäftigt. Was man direct notirt, wird am sichersten aufgezeichnet und am sichersten — vergessen. Besonders hüte man sich, in ein notirtes Resultat nachträglich Aenderungen hinein zu corrigiren; eine solche Aufzeichnung hätte keinen wissenschaftlichen Werth. Dasselbe gilt von den gleich im Text zu besprechenden Notizen über Zeit, Ort und Himmelsansicht.

[2]) Am besten um die Tageszeit, zu welcher die betr. Behörden ihr telegraphisches Zeit-Signal erhalten.

zu deutenden Zeichen anzugeben [1]). Es gibt Zeiten, wo das Beobachten keinen Zweck haben würde; nicht nur bei vollständiger Bedeckung des Himmels durch dunkeles Gewölk, sondern auch, wenn z. B. vereinzelte Cirrus-Streifen am Firmament sich herumtreiben, die manchmal kaum einzeln identificirbar sind. Häufig sieht man das ohne Weiteres ein, wenn man eine Stufenschätzung versucht; ein Stern wird dann, eben der wechselnden Bewölkung wegen, in kurzen Pausen heller und dunkeler. In einzelnen Fällen gelingt trotzdem eine brauchbare Beobachtung; wie denn überhaupt oft der eine Veränderliche sich gut beobachten läßt, ein anderer trotz hinreichender Höhe gar nicht; so auch wenn der Vollmond mitten in einem Sternbilde steht. Die Praxis des Beobachtens lehrt alles dieses am besten kennen. Man suche nur nicht sofort nach greifbaren Resultaten; sobald man anstatt des ruhigen Weiterbeobachtens etwas Bestimmtes in theoretischer Hinsicht herauszufinden sucht, geht mit der Unbefangenheit eine der wichtigsten Bedingungen des guten Lichtschätzens verloren.

Die Lichtcurve.

Die beobachtende Naturwissenschaft ist gewohnt, die mit der Zeit stattfindenden Aenderungen meßbarer Größen durch Curven graphisch anzugeben. So zeichnet der Meteorologe Curven für den Gang des Barometerstandes und der Lufttemperatur, der Arzt entsprechende Linien für die Aenderung der Fieberhitze. In allen diesen Fällen liegt der Curve ein rechtwinkeliges Coordinaten-System zu Grunde, in welchem jedesmal die Abscisse oder die Entfernung eines Curven-Punktes von einer gewissen festen verticalen Axe die in Stunden oder Minuten ausgedrückte, vom Anfangs-Momente an gerechnete Zeit bedeutet; die Ordinate oder die Entfernung desselben Punktes von einer bestimmten horizontalen Axe bedeutet dann die zu jener Zeit beobachtete oder auch für dieselbe berechnete Temperatur in Celsius-Graden oder den Barometerstand in Millimetern u. s. w. Bekanntlich hat man meteorologische Apparate, die durch Anwendung der Photographie ein automatisches Aufzeichnen dieser Linien ermöglichen. Andernfalls ist man, weil es nicht möglich ist, in jedem kleinsten Momente zu beobachten, gezwungen, seine Notirungen auf bestimmte Zeitpunkte, etwa auf die vollen Stunden zu beschränken. Die Aufgabe, aus diesen Beobachtungen den Stand der Wärme oder einer

[1]) Verf. dieser Zeilen, dem dafür keine Muster vorlagen, hat in seinen „Beobachtungen veränderlicher Sterne, angestellt in den Jahren 1881—1888“ (Münster 1888) in genannter Beziehung einen Versuch gemacht.

andern Kraft auch für jeden sonstigen Zeitpunkt zu bestimmen, oder anders ausgedrückt, das Problem, aus einzelnen Punkten die ganze Curve herzustellen, ist bei einer hinreichenden Anzahl guter Beobachtungen nicht allzu schwierig. Schlimmer ist es schon, wenn die einzelne Beobachtung mit starken Fehlern behaftet ist. Hätte z. B. ein Meteorologe durch einen der erwähnten selbstregistrirenden Apparate eine schöne Curve für die barometrischen Aenderungen eines gewissen Tages erhalten, ein anderer aber Stunde für Stunde die Quecksilberhöhen flüchtig abgelesen und notirt, und trüge man nun in dasselbe Coordinaten-Netz die Curve des Apparates und dann die einzelnen Punkte ein, wie sie der Beobachtung des zweiten Wetterkundigen entsprächen: so würden diese Punkte theils in die Curve hinein, theils mehr oder weniger darüber oder darunter fallen, weil eben die einzelne Ablesung mit kleinen Fehlern behaftet ist. Hat man aber nur die Punkte der einzelnen stark fehlerhaften Beobachtungen, so ist es bei geringer Anzahl derselben oft eine schwierige Sache, zwischen den Punkten eine Curve zu zeichnen, die einerseits einen geregelten, auf einfache physikalische Ursachen deutenden Gang aufweist, anderseits den einzelnen Punkten sich ziemlich genau anschließt. Hätte man aber eine Reihe guter Beobachtungen und dazwischen eine oder andere schlechtere, so würden diese sich sofort dadurch verrathen, daß sie in eine sonst gut verlaufende Curve sich nur mangelhaft einfügen ließen.

Auch die Resultate der Stufenschätzung für einen veränderlichen Stern bringt man zweckentsprechend durch eine Curve zur Anschauung. Die Abscisse ist die seit einem bestimmten Anfangs-Termin verflossene Zeit, wobei etwa einem Centimeter eine Minute, eine Stunde oder ein Tag entspricht. Die Ordinate eines jeden Curven-Punktes ist dann die Stufe, auf welcher die Lichtstärke sich zur Beobachtungszeit befindet. Hierbei gibt man einem bestimmten Vergleichstern, etwa dem schwächsten, die Stufe 0, erhält also nur positive Ordinaten [1]). Die Aufgabe, aus den vereinzelten Beobachtungen eine brauchbare Lichtcurve herzustellen, ist nun gerade hier nicht die leichteste, weil die wahrscheinlichen Fehler, namentlich bei den schwer zu vergleichenden rothen Sternen, leicht über eine volle Stufe hinausgehen. Die Zeichnung der Curve wird, je nach der Natur des Sternes, nach verschiedenen Grundsätzen ausgeführt werden müssen. Man sieht, wie wichtig es ist, daß die Fehlerquellen bei jeder einzelnen Beobachtung gewissenhaft angeführt werden, damit man später sieht, ob und inwiefern dieselbe bei der Zeichnung der Curve als unsicher verdächtigt werden darf. Ein günstiger Umstand hat es ermöglicht,

---

[1]) D. h. — weil die Stufen-Differenz einer logarithmischen Differenz der wahren Lichtstärke entspricht — man setze die Lichtstärke des schwächsten Vergleichsterns $= 1$ ($\log 1 = 0$).

trotz aller Schwierigkeiten doch die Elemente des Lichtwechsels von einer großen Zahl veränderlicher Sterne mit einiger Sicherheit abzuleiten. Die schwer zu beobachtenden rothen Sterne durchlaufen vielfach sehr starke, durch mehrere Größenklassen sich erstreckende Aenderungen, so daß Fehler von einzelnen Stufen schließlich doch nicht zu gefährlich sind. Eine Anzahl weißer Sterne dagegen mit geringen Lichtänderungen, wobei also kleine Fehler sehr in Betracht kommen, läßt sich wegen dieser Färbung sicherer abschätzen und, wie wir später sehen werden, der regelmäßigen Periodicität des Lichtwechsels wegen auch besser theoretisch erforschen.

Denken wir nun für einen Augenblick die Curve des Lichtwechsels für einen bestimmten Stern genau richtig aufgezeichnet, so läßt sich aus derselben für jeden Zeitpunkt nicht nur die Lichtstärke, sondern auch ihre momentane Aenderung leicht und sicher ermitteln. Man kann etwa sagen: Gegenwärtig steht der Veränderliche auf der Stufe 12,3; er nimmt an Licht ab und würde, wenn er gleichmäßig so abnähme, in 24 Tagen um 10 Stufen sinken; doch zeigt sich schon nach drei Tagen, daß die Abnahme nicht so bedeutend bleibt, wie sie gegenwärtig ist. Die Curve fällt langsamer; wieder nach ein paar Tagen wird die Abnahme unmeßbar klein, der Stern befindet sich im Minimum. Wieder nach ein paar Tagen richtet die Curve sich wieder auf, erst schwächer — der Stern ist in langsamer Lichtzunahme begriffen; dann stärker — das Licht beginnt schneller zu wachsen; doch wird schließlich das Wachsthum wieder schwächer und geht beim Licht-Maximum in eine langsame Abnahme über u. s. w. Die Richtung der Tangente der Curve in jedem Punkte zeigt sofort das Wachsthumsverhältniß: bei starken Aenderungen nähert sie sich der verticalen Lage, bei verschwindend kleinen Aenderungen, d. h. im Maximum oder Minimum, liegt sie horizontal.

Diese Verhältnisse, die von den Maßstäben für die Ordinaten und Abscissen unabhängig sind, ändern sich nicht wesentlich, wenn man statt der Stufe die daraus berechnete wahre Lichtstärke als Ordinate einführt, um daran theoretische Untersuchungen zu knüpfen [1]).

Ist der Verlauf des Lichtwechsels ein regelmäßig periodischer, d. h. wiederholen sich in gleichen Zwischenräumen immer wieder dieselben Aenderungen, so kann man seine Curve durch Polar-Coordinaten in anderer Form darstellen. Für mathematisch gebildete Leser sei bemerkt, daß in diesem Falle der als Anomalie bezeichnete Winkel der Zeit proportional ist, und zwar so, daß 360 Grad der ganzen Periode entsprechen; die Radien-Vectoren werden dann der Stufe oder auch der wahren Lichtstärke proportional genommen.

---

[1]) Denn der Numerus steigt und fällt mit seinem Logarithmus, wenn auch nicht proportional demselben.

Allgemeines zur Erklärung des Lichtwechsels.

So alt wie die Kenntniß des Lichtwechsels überhaupt, sind die zur Erklärung desselben aufgestellten Hypothesen. Da wir nicht in der Lage sind, die Oberfläche eines Fixsternes directer genauer Erforschung zu unterziehen, so ist hier der Speculation ein weites Feld eröffnet. Doch lassen die überhaupt möglichen Erklärungen sich leicht a priori ableiten. Die Lichtänderungen sind entweder objectiv oder nicht. Im letztern Falle sind sie nur scheinbare und werden dadurch bewirkt, daß die Intensität des Lichtstrahles auf dem weiten Wege vom Stern zu uns zeitweise irgendwie geschwächt wird. Es lag nahe, bei periodischem Lichtwechsel diese Schwächung durch das Dazwischentreten eines dunkelern Himmelskörpers zwischen uns und dem Stern bewirkt werden zu lassen, weil ein anderes lichtschwächendes Moment, das nur den einen Stern, nicht aber seine Nachbarsterne beträfe, sich nicht wohl denken läßt. Man that einen weitern Schritt und machte aus diesem dunkeln Körper einen Satelliten des hellen Fixsternes. Das ist die Trabanten-Hypothese.

Anderseits können aber, wie gesagt, die Aenderungen auch objective sein. Nun ist die Axendrehung eine Eigenschaft, die wir, mechanischen Gesetzen zufolge, jedem Fixstern zuschreiben müssen; der Fall, daß keine solche stattfinde, d. h. daß die Winkelgeschwindigkeit gerade den Werth Null habe, ist höchst unwahrscheinlich [1]). Es ist also gerade die Annahme, daß ein Himmelskörper keine Rotation besitze, eine neue Hypothese, nicht aber die gegentheilige Annahme. Im Verlaufe der Rotation wird nun der Stern verschiedene Theile seiner Oberfläche nach und nach der Erde zuwenden; und wenn diese Theile verschiedene Leuchtkraft besitzen, wenn etwa der Stern zum Theil mit großen dunkeln Flecken besetzt ist, erklärt es sich auf einfache Weise, woher der Wechsel in der Intensität seiner Strahlung kommt. Das ist die Flecken-Hypothese. Von einer Modification derselben soll weiter unten geredet werden.

Noch eine andere Erklärung liegt nahe, wenn man den Lichtwechsel überhaupt als objectiv und nicht durch einen Trabanten verursacht annimmt. Man kann sich denken, daß die gesammte von einem Fixstern ausgestrahlte Lichtmenge, ganz abgesehen von der Rotation, einer wirklichen Ab- und Zunahme fähig ist. Wir beobachten ja auch an der Sonne, daß ihre Fleckenbildung eine periodische ist. Diese Erklärung

---

[1]) Vergl. Gyldén, Versuch einer mathematischen Theorie zur Erklärung des Lichtwechsels der veränderlichen Sterne. Helsingfors 1880, S. 3. Die Theorie wird unten eingehender gewürdigt werden.

können wir als die Hypothese der spontanen Aenderungen bezeichnen. Es ist keineswegs eine erzwungene Annahme; denn an sich sind wir genöthigt, jeden Fixstern, auch abgesehen von Rotation und Trabantenlauf, als thatsächlich veränderlich anzusehen; daß seine Lichtstärke zu allen Zeiten sich absolut gleich bliebe, ist eine gewagte Behauptung, die erst aus physikalischen Gründen zu beweisen wäre; Lichtänderungen, die noch kein Beobachter constatirt hat, sind darum noch nicht gleich Null zu setzen, sondern sie entziehen sich bis jetzt nur durch ihre Geringfügigkeit unsern Blicken [1]). Es verhält sich also hiermit ähnlich wie mit der Rotation.

Endlich gibt es Fälle, in denen man den Grundsätzen einer guten Induction nicht zuwiderhandelt, wenn man zwei der erwähnten Hypothesen, oder alle drei, zu einer neuen Annahme combinirt. So kann man den Fall setzen, daß ein rotirender Stern mit hellern und dunkelern Oberflächen von einem dunkeln Begleiter umkreist und zeitweilig verfinstert werde; oder daß die homogen leuchtende Oberfläche eines mit einem Trabanten versehenen Gestirnes zu verschiedenen Zeiten verschiedene Energie-Mengen ausstrahle; oder daß ein alleinstehender Fixstern mit heterogener Oberfläche periodisch wiederkehrenden Katastrophen ausgesetzt sei; endlich, daß außerdem noch ein Trabant ihn periodisch für uns verfinstere.

Der Kürze halber ist hier von den beiden Hypothesen, die möglich sind, sobald man nur von der Rotation ausgeht, nur die Flecken-Hypothese genannt worden. Eine Modification derselben ist die Annahme, daß der Stern eine von der Kugel oder dem Rotations-Ellipsoid abweichende Gestalt besitze — etwa die eines dreiaxigen Ellipsoides — und daß durch die verschiedene Projection, in welcher wir diesen Körper während seiner Axendrehung erblicken, der periodische Lichtwechsel zu erklären sei. Es muß dem Leser überlassen bleiben, die Combinationen dieser Hypothese mit den übrigen aufzustellen. Sie mag die Hypothese der unregelmäßigen Gestalt genannt werden.

Bei jedem einzelnen Veränderlichen hat man zu untersuchen, welche einfache oder combinirte Hypothese die Beobachtungen am besten darstellt. Sobald man freilich in's Einzelne der Erklärung eingehen und namentlich bestimmte Zahlen aufstellen will, findet man sich vor ein unübersteigliches Hinderniß gestellt. Wir haben in jedem Falle eine Menge von willkürlichen numerischen Annahmen zu machen. Nimmt ein Erklärer diese oder jene Zahl, z. B. das Verhältniß der Durchmesser von Hauptstern und Begleiter bei der Trabanten-Hypothese, etwas größer als der

---

[1]) Vgl. auch Zöllner, Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels. S. IX.

andere, so braucht er nur die Neigung und Excentricität der Trabantenbahn gleichfalls in etwa zu variiren, um zuletzt eben so gut wie jener die Lichtcurve den Beobachtungen entsprechend zu berechnen. So können auch zwei gänzlich verschiedene Hypothesen, z. B. die der unregelmäßigen Gestalt und die des umkreisenden Satelliten, rein geometrisch betrachtet, mit gleichem Rechte auf denselben Veränderlichen angewandt werden, wenn nur jeder Erklärer die ihm zur Verfügung stehenden Zahlen, die sog. arbitrairen Constanten, geschickt genug auswählt. Aus physikalischen Gründen kann manchmal zu Gunsten der einen Hypothese entschieden werden, aber nicht immer. Beobachtete Aenderungen im Spectrum eines Fixsternes würden z. B. spontane Aenderungen der ausgestrahlten Energie wahrscheinlich machen.

In der Einleitung ist betont worden, daß eine Systematik der Himmelskörper, und so auch der Veränderlichen, nach genau definirten Arten des individuellen Charakters wegen nicht wohl möglich ist. Dagegen lassen sich bestimmte mehr oder weniger gut abgegrenzte Typen aufstellen, die man am besten nach einzelnen besonders merkwürdigen Veränderlichen benennt. Im Folgenden sollen die fünf von Pickering aufgestellten Typen in einer solchen Reihenfolge behandelt werden, daß der Leser auf bequemem Wege vom Einfachern zum Verwickeltern hingeführt werde. Die aus den Beobachtungen resultirenden Zahlen, denen eine ganz andere Sicherheit als den willkürlichen Constanten der Theorie zukommt, werden hauptsächlich nach dem vorzüglichen Kataloge von Schönfeld [1]), zuweilen auch nach etwas neuern Angaben, hier aufgeführt werden. Die zu behandelnden Typen sind: der Algol-Typus, der Lyra-Typus, der Mira-Typus, der Orion-Typus und der Typus der neuen Sterne.

Der Algol-Typus.

Unter den vier hellern Sternen, welche das Medusenhaupt im Bilde des Perseus zusammensetzen, wurde der östlichste von den arabischen Astronomen [2]) Algol, von Bayer β Persei genannt (AR. $= 3^h\ 0^m\ 22^s$,

[1]) Zweiter Katalog von veränderlichen Sternen. Mit Noten. Von Prof. Dr. E. Schönfeld. Mannheim 1875. Schönfeld ist in Deutschland gegenwärtig der bedeutendste Kenner dieses Gebietes.

[2]) Im Allgemeinen besteht gegenwärtig die Tendenz, die vielen arabischen Einzelnamen abzuschaffen, da sie einen unnützen Ballast für die Astrognosie bilden; nur für gewisse, besonders oft genannte Sterne, für die eben nomina propria erwünscht sind, bleiben sie noch im Gebrauch. Zu diesen gehören Algol, Wega, Deneb und einzelne andere.

Decl. = + 40° 29',5 für 1880,0 [1]). Der Perser Al-Sufi (903—986, Verfasser eines Sternverzeichnisses) bezeichnet Algol mehrfach als roth, während der Stern jetzt entschieden weiß genannt werden muß. Auf die vermuthliche Ursache dieses Farbenwechsels wird später zurückgekommen werden. 1667 oder 1669 hat zuerst Montanari beobachtet, daß Algol, den man gewöhnlich in der zweiten Größe erblickt, zeitweilig nur von der vierten Größe war. Maraldi bemerkte 1694 dasselbe, sah den Stern auch wohl dritter, gewöhnlich aber doch zweiter Größe; auch Chr. Kirch und der astronomische Bauer Palitzsch machten ähnliche Wahrnehmungen, bis 1782 der Yorker Goodricke die Lichtänderungen genauer feststellte. Nach seiner, durch die Beobachtungen eines Jahrhunderts immer neu bestätigten Angabe ist der ganze Lichtwechsel in eine Periode von zwei Tagen 21 Stunden (genauer $2^d\ 20^h\ 48^m\ 53^s,67$ nach Schönfeld) eingeschlossen. Während des größten Theiles dieser Periode verharrt Algol constant in der gleichen Helligkeit, die man zu 2,2 (d. h. zwei Stufen schwächer als ein Normalstern zweiter Größe) bestimmt hat. Auf ein Mal wird er schwächer und fällt innerhalb 4⁵/₈ Stunden [2]) zur Größe 3,7, also um volle 15 Stufen — d. h. etwa auf den vierten Theil seiner Helligkeit, wie man durch Umrechnung der Stufen-Differenz auf den Quotienten der Lichtstärken nach dem früher darüber Gesagten finden kann. Dann beginnt sein Licht wieder zu wachsen, erreicht nach weitern 4⁵/₈ Stunden wieder die Stufe 2,2 und verharrt auf derselben etwa 2 Tage 11½ Stunden, um das Spiel von neuem zu beginnen. Die Lichtcurve hat also eine recht einfache Gestalt. Durchweg ist es eine horizontal und gerade verlaufende Linie, die nur an einzelnen Stellen nach unten einbiegt und bald zur frühern Höhe wieder ansteigt. Dabei beachte man wohl, daß die Constanz des Lichtes während des größten Theiles der Periode keine absolute zu sein braucht; man darf nur sagen:

---

[1]) Wie die Sternörter an der Himmelskugel durch Rectascension (AR.) und Declination (Decl.) bestimmt werden und welchen Aenderungen diese Größen mit der Zeit, hauptsächlich durch die Präcession der Nachtgleichen, unterworfen sind, muß als bekannt aus der mathematischen Geographie (vgl. die Büchlein von S. Günther, A. Hoffmann, M. Geistbeck u. A.) vorausgesetzt werden. Die angeführten Zahlen werden sich immer auf das Aequinoctium von 1880,0 beziehen (angeführt nach Newcomb-Engelmann). Man kann hiernach die Sterne leicht auf den vortrefflichen Karten von Heis (Atlas coelestis novus, vgl. Anm. a. S. 6) identificiren; die Positions-Aenderungen sind relativ gering, denn dieser Atlas, nebst dem zugehörigen Katalog, ist auf 1855,0 bezogen. Bei bescheidenen Mitteln empfiehlt sich: Atlas de toutes les étoiles visibles à l'oeil nu, formé d'après l'observation directe etc. par J. C. Houzeau. Mons, Hector Manceaux, 1878. (Preis etwa 5 M.)

[2]) Wie sich später ergeben hat. Goodricke hatte die Dauer der Ab- und Zunahme des Lichtes zu je 3½ Stunden angesetzt.

So viel bis jetzt wahrgenommen, sind Aenderungen der Lichtstärke während dieser Zeit nicht eingetreten.

Erstaunt wird man fragen, wie es möglich war, die Periode von Algol auf Bruchtheile der Secunde genau zu bestimmen, da doch bei einer einzelnen vollständigen Beobachtung, die durch Abschätzen des Veränderlichen mindestens gegen einen hellern und einen schwächern Stern erreicht wird, der Zeitfehler eine Minute überschreiten kann. Man bedenke aber, daß bei der Kürze der Periode der Lichtwechsel in einem Jahre sich stark 127 Mal wiederholt. Seit der Entdeckung der Periodicität durch Goodricke sind also 13=—14000 Algols-Minima eingetreten. Wenn dieselben auch nur zum geringern Theil wirklich beobachtet wurden, so war es doch offenbar möglich, sobald man von der Gleichförmigkeit der Periode überzeugt war, durch weit auseinander liegende Minima dieselbe recht genau zu bestimmen. Uebrigens ist die Periode, wie noch genauere Bestimmungen ergaben, doch nicht ganz constant, vielmehr Schwankungen von mehrern Secunden unterworfen. Nach Argelander hat sie seit 1782 langsam, seit 1840 rasch von $2^d\ 20^h\ 48^m\ 59^s,5$ auf $2^d\ 20^h\ 48^m\ 53^s,5$ abgenommen, und zwar etwa bis 1856. Dann trat nach Schönfeld ein Stillstand ein, darauf bis 1865 wieder eine Verlängerung; die oben mitgetheilte Zahl gilt für den Anfang der siebenziger Jahre. Der Verlängerung folgte seit 1865 wieder eine Abnahme, in der nun wieder ein Stillstand einzutreten scheint.

Die Beobachtung recht vieler Minima, bei denen sich immer wieder dieselben Lichtänderungen wiederholten, hat es denn auch ermöglicht, die Lichtcurve von Algol mit einem hohen Grade von Genauigkeit zu bestimmen.

Bevor wir zur Erklärung des Algol-Phänomens übergehen, mögen einige interessante Beziehungen desselben zur Optik angeführt werden. Bekanntlich sehen wir am Himmel nicht, was gegenwärtig vor sich geht, sondern was vor kürzerer oder längerer Zeit geschehen ist, und zwar deshalb, weil der Lichtstrahl eine meßbare Geschwindigkeit hat. Erscheinungen auf der Sonnen-Oberfläche haben vor etwa 500 Secunden, Erscheinungen auf dem Jupiter vor $^3/_4$ Stunden, auf einem entfernten Fixstern vor vielen Jahren stattgefunden, wenn wir ihrer ansichtig werden. Die Entfernung des Algol ist uns noch unbekannt; schon aus diesem Umstande folgt, daß sie sehr groß ist [1]). Wir beobachten also die Lichtänderungen alle um eine Reihe von Jahren zu spät. Das gilt für Algol wie für alle veränderlichen Sterne. Bliebe die Entfernung

[1]) Eine geringere Entfernung, und wären es auch fünf Lichtjahre, würde sich längst durch die Parallaxe verrathen haben.

des Algol von der Erde unverändert dieselbe, so würde auch jede Lichtphase um einen gleichen Abschnitt der Zeit verzögert, d. h. wir erhielten ein treues, wenn auch verspätetes Bild der Ereignisse. Nun hat Algol, wie jeder Fixstern, eine Eigenbewegung im Raume. Das Ergebniß derselben ist sicher, daß Algol der Sonne entweder näher rückt oder sich von ihr entfernt. Vielleicht wird der Grad dieser Annäherung oder Entfernung später noch ein Mal genau ermittelt werden aus der Verschiebung der Spectral-Linien, wie das bereits für viele Fixsterne geschehen ist [1]. Angenommen, er nähere sich uns etwa mit der Geschwindigkeit von drei Myriometern in der Secunde (ungefähr gleich der Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn). Dann ist er nach Ablauf einer seiner Lichtperioden — etwa 250 000 Secunden — um 750 000 Myriometer uns näher gekommen. Nun legt der Lichtstrahl 30 000 Myriometer in einer Secunde, 750 000 Myriometer in 25 Secunden zurück. Der Lichtstrahl im zweiten Minimum verspätet sich also 25^s weniger als der erste, d. h. die 69stündige Algol-Periode wird um 25^s zu kurz beobachtet, ohne daß der Beobachter es weiß, wenn es nicht aus andern Gründen bekannt ist; und um den gleichen Betrag jede der folgenden Perioden, vorausgesetzt, daß die Annäherung eine gleichförmige bleibt; jede Beschleunigung oder Verzögerung derselben würde sich aber als Verkürzung oder Verlängerung der Periode verrathen. Auch das gilt noch für alle Veränderlichen.

Außer dem Veränderlichen und der Sonne bewegt sich nun auch die Erde. Indem sie alljährlich die Sonne umkreist, wird ihre Entfernung vom Fixstern abwechselnd größer und kleiner, d. h. die Lichterscheinungen werden abwechselnd verspätet und verfrüht, ganz ähnlich wie die Verfinsterungen der Jupiter-Monde, die ja zur ersten Berechnung der Lichtgeschwindigkeit geführt haben. Der Einfluß dieser Fehlerquelle an den verschiedenen Tagen des Jahres läßt sich trigonometrisch leicht berechnen, obgleich man die Entfernung des Fixsternes nicht kennt, sondern nur weiß, daß sie sehr groß ist [2]. Er heißt die Lichtgleichung, ist am geringsten für Sterne in der Nähe des Poles der Ekliptik, am größten für solche, die der Ebene der Erdbahn nahe liegen; doch beträgt auch für diese die Correction höchstens $\pm 8^1/_3$ Minuten, weil der Lichtstrahl in $8^1/_3{}^m$ den Weg von der Sonne zur Erde zurücklegt. Die Lichtgleichung ist daher praktisch nur für solche Veränderliche wichtig, deren Licht-

---

[1]) Nach dem Doppler'schen Princip, über welches man die Lehrbücher der Physik vergleichen wolle.

[2]) Aus diesem Grunde darf man jedes Mal die beiden Linien, welche den Stern mit Sonne und Erde verbinden, als parallel ansehen.

änderungen sich sehr schnell vollziehen und daher auf die Minute angegeben werden können, und das sind eben in erster Linie die Sterne der Algol-Gruppe. Für Algol selbst, welcher der Ekliptik schon ziemlich nahe ist, beträgt sie im Maximum am 15. Mai + $7^m\ 46^s$, d. h. der Lichtstrahl vom Algol erreicht dann die Erde $7^m\ 46^s$ später, als er die Sonne erreicht. Letztere steht ja auch um diese Zeit dem Sternbilde des Perseus, von uns aus gesehen, ziemlich nahe. Umgekehrt beträgt die Lichtgleichung für Algol in ihrem Minimum [1]) am 16. November — $7^m\ 35^s$, der Algol-Strahl kommt dann um diesen Zeitraum früher zur Erde als zur Sonne. Am 15. Februar und am 17. August ist die Lichtgleichung für Algol gleich Null. Die den Lichtgleichungen entsprechend eintretenden Verspätungen und Verfrühungen der Sterne vom Algol-Typus sind eben so viele Beweise für die gleiche Fortpflanzungs-Geschwindigkeit des aus den verschiedensten Quellen stammenden Lichtes, ähnlich wie die Aberration aller verschiedenen Fixsterne nach demselben Gesetze. Man darf jedoch nicht, wie seiner Zeit Arago, aus den beobachteten Verspätungen und Verfrühungen die Lichtgeschwindigkeit eben so genau wie aus der Aberrations-Constante [2]) numerisch berechnen zu können glauben; denn die einzelnen Licht-Minima lassen sich noch immer nicht auf die Minute genau beobachten.

Noch auf eine andere aus der Beobachtung Algols für die Optik sich ergebende Folgerung hat Arago zuerst hingewiesen. In dem Capitel über die Natur des Lichtes ist gesagt worden, daß die Strahlen aller Wellenlängen oder Farben mit derselben Geschwindigkeit sich durch den leeren Raum fortpflanzen. Von theoretischen Physikern, z. B. Cauchy, ist die vollständige Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes aus mathematischen Gründen bestritten worden. Nun ist das Licht des Algol weiß, es besteht also aus Strahlen aller möglichen Wellenlängen. Denken wir uns nun das weiße Licht eines glühenden Körpers, der sich in einiger Entfernung von uns befindet, plötzlich ausgelöscht; nach einiger Zeit werde er ebenso plötzlich wieder in's Glühen gebracht. Ferner nehmen wir an, das violette Licht bewege sich etwas rascher als das rothe. Dann wird offenbar der letzte Lichtstrahl, der nach dem Auslöschen uns erreicht, roth, der erste, der uns das Wiederaufleuchten anzeigt, violett gefärbt sein. Je weiter die Lichtquelle entfernt ist, desto größer ist der vom violetten Strahl gewonnene Vorsprung, desto längere Zeit also wird uns vor dem

---

[1]) Die Ausdrücke Maximum und Minimum beziehen sich hier, wie der Leser wohl selbst ohne Weiteres verstanden hat, auf die Größe der Lichtgleichung, haben also mit der Helligkeit des Sternes an sich nichts zu thun.

[2]) Vgl. die Lehrbücher der mathematischen Geographie.

völligen Verlöschen die rothe, beim Wiederaufleuchten die violette Färbung auffallen. In dem weit entfernten Algol, der in kurzer Zeit auf den vierten Theil seiner Lichtstärke herabsinkt, haben wir offenbar ein geeignetes Object zur Prüfung dieser Annahme. Setzen wir den Fall, der Stern werde im Minimum völlig ausgelöscht, und das rothe Licht bewege sich nur um den hunderttausendsten Theil seiner Geschwindigkeit langsamer als das violette; ferner setzen wir die Entfernung Algols nur gleich sechs Billionen Myriometern, während sie wahrscheinlich viel größer ist. Dann gelangt das Licht durchweg in $\frac{6\,000\,000\,000\,000}{30\,000}$ Secunden oder 200 000 000 Secunden zu uns; das rothe Licht speciell um den hunderttausendsten Theil dieser Größe, also um 2000^s oder $33^1/_3{}^m$ später als das violette. Man würde also eine starke Violettfärbung beim Wiederaufleuchten des Sternes beobachten müssen; offenbar auch dann, wenn sein Licht, wie es wirklich geschieht, nur zum größern Theil und nicht vollständig verschwindet. Von einer solchen Violettfärbung ist aber trotz des schnellen Verlaufes der ganzen Lichtänderung nie etwas gesehen worden. Also ist der Ueberschuß der Violettgeschwindigkeit über die Rothgeschwindigkeit, wenn überhaupt vorhanden, sicher viel kleiner als 1: 100 000 des ganzen Werthes. Gegen diese Deduction ist Stichhaltiges, so viel uns bekannt, nicht vorgebracht worden. (Die Zahlen sind von uns selbst ausgewählt.)

Für die Erklärung des Algol-Phänomens ist zunächst die Hypothese der spontanen Aenderungen so wenig brauchbar, wie die der unregelmäßigen Gestalt, weil beide dem einfachen Verlauf der Periode nicht entsprechen; auch wegen der großen Kürze und Regelmäßigkeit des Verlaufes der Lichtänderungen ist die erstere Annahme unbrauchbar. Will man weiterhin Algol als einen rotirenden, theilweise mit dunkeln Schlacken bedeckten Stern ansehen, so muß man den Zusatz machen, daß nur ein Feld von begrenztem Umfange besetzt ist und daß die Lage und der Grad der Dunkelheit [1]) der Schlacken trotz einer sehr kurzen Rotationszeit in einem Jahrhundert sich nicht merklich geändert haben. Dann widerspricht die weiße Färbung des Algol-Lichtes der Annahme von Schlackenfeldern; denn, so weit wir wenigstens aus der Beobachtung einer großen Menge von rothen Veränderlichen und aus den Ergebnissen der Sonnen-Physik mit einigem Rechte schließen können, ist mit dem Auftreten merklich dunkelerer Oberflächentheile die constant rothe Färbung

---

[1]) Wahrscheinlich sind die Schlacken nicht dunkele, sondern nur weniger hell als die übrige Photosphäre des Fixsterns leuchtende Oberflächentheile; in diesem Sinne ist der Grad der Dunkelheit zu verstehen.

eines Fixsternes verbunden, wie das später noch ausführlicher besprochen werden soll. Freilich ist Algol vor 900 Jahren von Al-Sufi als roth bezeichnet worden; in dem Jahrhundert aber, über welches unsere Beobachtungen sich erstrecken, war er das nicht. Es ist deshalb nicht wohl angängig, mit Peters [1]) die Angabe des persischen Astronomen für eine Zugehörigkeit Algols zum Typus der rothen Veränderlichen auszubeuten und Schlackenfelder auf seiner Oberfläche anzunehmen. Vielmehr muß man für die jetzige Constitution des Sternes eine zutreffende Erklärung finden und mit Hülfe dieser auch für die Beurtheilung von Al-Sufi's Angabe einen Gesichtspunkt zu gewinnen suchen.

Die bald nach der genauern Feststellung des Lichtwechsels von β Persei aufgestellte Trabanten-Hypothese ist wohl die brauchbarste. Man nimmt zunächst an, daß Algol von einem dunkelern Körper in etwas weniger als 69 Stunden umkreist wird; oder vielmehr, daß Algol und der Satellit in dieser Zeit um ihren gemeinsamen Schwerpunkt kreisen. Die Umlaufszeit ist, mit den uns bekannten Planeten-Jahren verglichen, sehr kurz; doch sei daran erinnert, daß die Mars-Monde ihren Centralkörper in noch viel kürzerer Zeit, der eine in $30^1/_3$, der andere sogar in $7^2/_3$ Stunden, umkreisen, und daß die letztere Umlaufszeit hinter der Rotationszeit des Planeten selbst, die etwa derjenigen unserer Erde gleich ist, erheblich zurückbleibt. Algol wäre also ein sehr eng verbundenes Sternpaar. Auch die hellen Fixsterne Sirius und Prokyon haben dunkele oder doch sehr lichtschwache Begleiter. Sie werden aber von denselben in sehr weiten Bahnen umkreist, da die Umlaufszeiten 49, bezw. 40 unserer Jahre betragen. Darum beobachtet man auch bei Sirius und Prokyon kleine Ortsveränderungen; denn es kreist, wie auch oben angedeutet, niemals der Satellit allein um den Centralstern, sondern beide um den gemeinsamen Schwerpunkt. Indessen folgt aus der kurzen Umlaufszeit des Algol-Systems mit Hülfe des dritten Kepler'schen Gesetzes, daß die Ortsverschiebung des Hauptsternes eine äußerst geringe, für uns auch mit den schärfsten Winkel-Instrumenten niemals nachzuweisende sein wird; wie denn in der That eine sogen. veränderliche Eigenbewegung Algols nie beobachtet worden ist. Nur aus der Verschiebung seiner Spectral-Linien wird man, wie es uns wenigstens als möglich erscheint, vielleicht später einmal ein Hin- und Herschwanken Algols in der Gesichtslinie, das dann auf einen regelmäßigen Umlauf zu schließen erlaubte, constatiren können.

---

[1]) C. F. W. Peters, Die Fixsterne. Leipzig und Prag 1883. S. 99.

Die Bahnebenen der bekannten Doppelsterne [1]) haben so zu sagen alle möglichen Lagen gegen die Erde. Befindet die Erde sich genau in der Ebene eines Sternpaares, so wird bei jedem Umlaufe ein Mal der größere Stern den kleinern gänzlich und ein Mal dieser jenen theilweise unserm Auge entziehen. Je näher wir die beiden Componenten eines Sternpaares bei unveränderter Größe einander bringen, desto größer wird offenbar die Wahrscheinlichkeit, daß auch dann, wenn die Richtung zur Erde von der Bahnebene des Paares um einen erheblichen Winkel absteht, noch theilweise Bedeckungen eintreten können. Bedenkt man nun die große Nähe des hypothetischen Algol-Trabanten beim Hauptstern, so wird, wenn jener Winkel nicht nahe an 90° heranreicht, eine Bedeckung des hellern Sternes durch den dunkelern während eines gewissen Abschnittes der Umlaufszeit und damit eine periodische Lichtschwächung des Algol sehr wahrscheinlich. Die Verfinsterung wird in geringer Stärke anfangen, allmälig sich verstärken und nach dem Licht-Minimum ebenso wieder zu Ende gehen. Die Bahn scheint nicht stark elliptisch zu sein, sondern einem Kreise ziemlich nahe zu kommen, sonst wäre nämlich die Umlaufsgeschwindigkeit des Satelliten eine veränderliche, und die vollständige Symmetrie der Lichtcurve oder der Umstand, daß das Minimum genau mitten zwischen Anfang und Ende der Finsterniß liegt, wäre nur durch die etwas erzwungene Annahme zu erklären, daß der Trabant entweder in seiner Algol-Nähe oder in seiner Algol-Ferne zufällig fast genau die Richtung nach der Erde hätte. Ferner muß man den Begleiter als ziemlich groß annehmen; jedenfalls wird der Größenunterschied zwischen ihm und dem Centralsterne geringer als der zwischen Jupiter und der Sonne sein, da bei der Occultation die Lichtstärke, wie wir gesehen haben, auf den vierten Theil reducirt wird. Man braucht aber nicht anzunehmen, daß nun gerade $^3/_4$ der Oberfläche bei der stärksten Occultation verfinstert würden. Denn verschiedene Oberflächentheile können verschieden starke Ausstrahlung besitzen; nicht der unwahrscheinlichen Schlackenbildung wegen, sondern weil die Lichtstrahlen, welche von dem gerade zur Erde hingewandten Punkte des Sternes kommen, eine dünnere Schicht der Algol-Atmosphäre zu durchlaufen haben und daher viel weniger durch Absorption geschwächt werden, als die Randstrahlen. Dieser Unterschied ist z. B. für die thermische, optische und chemische Action der Sonnenstrahlen von Langley, Pickering und Vogel nachgewiesen worden. Daß aber der Begleiter überhaupt kleiner als der

---

[1]) Ueber diese Gestirne kann der Leser in vielen trefflichen Werken Belehrung finden; vgl. z. B. Pohle, Die Sternwelten und ihre Bewohner. 2. Theil. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft. Köln 1885.

Centralstern ist, kann man mit ziemlicher Sicherheit aus dem Umstande schließen, daß dieser sich in hellerer Gluth befindet. Denn nach einem allgemeinen Naturgesetze erkaltet, ceteris paribus, von zwei Körpern, die gleich stark erhitzt wurden, zuerst der kleinere, weil er eine relativ größere Oberfläche besitzt [1]).

Es ist, wie aus allem diesem sich ergibt, keine leichte Aufgabe, die Elemente der Algol-Bahn zu bestimmen; oder, wie bereits früher angedeutet wurde, eine einwurfsfreie Bestimmung ist überhaupt unmöglich. Das einzige sicher bekannte Element ist die Umlaufszeit, die eben gleich der Periode des Lichtwechsels ist. Hätte man für die übrigen in Betracht kommenden Größen, also die Neigung der Bahn gegen die Richtung der Erde und die linearen Größen der Durchmesser beider Sterne und des Abstandes ihrer Mittelpunkte, ferner für die Dichtigkeiten ihrer Massen eine Reihe von Zahlenwerthen angesetzt, welche die Lichtcurve vollständig darstellten, und wäre diese Curve auf das genaueste mit Zöllner's Photometer und mit photographischen und thermographischen Registrir-Apparaten bestimmt, so würden doch immer noch geschickte Aenderungen ein zweites System als ebenso brauchbar erscheinen lassen. Immerhin ist das von Pickering in einem eigenen Buche aufgestellte System als eine höchst beachtenswerthe Deutung der Lichtcurve zu betrachten; auch ist es physikalisch haltbar [2]).

Warum ist Algol dem Al-Sufi als rother Stern erschienen? Die im Folgenden ausgesprochene Ansicht möge man, wie es auf diesem Gebiete nun einmal nicht anders geht, für eine Vermuthung nehmen, die vielleicht nicht besser und nicht schlechter als irgend eine zweite oder dritte ist. Ist der Algol-Begleiter jetzt auch dunkel, mindestens viel weniger intensiv leuchtend als der Hauptstern, so hat er sich doch früher vielleicht auch in sehr heller Gluth befunden. Er nahm durch Ausstrahlung an Lichtstärke ab und erschien zuletzt roth, ehe er vollständig erlosch. Dieses Auftreten der Rothfärbung findet immer statt, wenn ein anfangs weißglühender Körper sich abkühlt. Die Augen des persischen Gelehrten erhielten also zwei eng vereinte Lichteindrücke: von dem weißen Algol und dem rothen Trabanten, d. h. den Gesammteindruck eines röthlichen Ge-

---

[1]) Aus einer Kugel von 10 m Radius kann man 1000 Kugeln von 1 m Radius bilden. Dieselben haben zusammen zehn Mal mehr Oberfläche als die große Kugel, können also in gleicher Zeit viel mehr Hitze durch Ausstrahlung einbüßen. Die Sache ist schon von Newton erörtert worden.

[2]) Hiernach wären die Mittelpunkte beider Sterne etwa 1 Millionen Myriom. von einander entfernt, während z. B. Merkur, unser innerster Planet, 6 Millionen Myriom. von der Sonne absteht. Algol und der wenig kleinere Trabant wären beide erheblich größer als die Sonne.

stirns. Oder, wenn man ein Erkalten innerhalb weniger Jahrhunderte nicht annehmen will — wie denn der Umstand auffällig ist, daß der Begleiter jetzt auf das Spectrum des Hauptsternes gar keine etwa das Roth verstärkende Wirkung mehr ausübt, also bereits fast ganz lichtlos geworden sein muß —, so kann man sagen, daß der Satellit schon lange vor dem zehnten Jahrhundert äußerlich erkaltet war, um jene Zeit aber von einer jener Eruptionen betroffen wurde, die, wie wir später sehen werden, einen erkalteten Fixstern noch ein Mal für kurze Zeit in heller Gluth erscheinen lassen. Schnell sank er in die alte Nacht zurück und erschien dabei noch ein Mal in Rothgluth. Dieselbe Hypothese läßt sich vielleicht auf einen „dunkeln" Siriusbegleiter, wenn auch nicht gerade auf den uns bekannten anwenden; denn Sirius wird von den Alten, wie Ptolemäus, Cicero, Horaz, Seneca, mit Uebereinstimmung roth genannt, die Araber des Mittelalters [1]) sind anscheinend darüber in Zweifel gewesen, und gegenwärtig gehört Sirius entschieden zu den „weißen" (oder blauen) Sternen. Einer andern, von Zöllner geäußerten Ansicht über die Farbenänderung dieses glänzenden Fixsternes werden wir bei der Untersuchung der rothen Veränderlichen begegnen.

Die vorhin erwähnten Aenderungen in der Periode von Algol kann man in verschiedener Weise erklären. Die eine Deutung ist von jeder Hypothese über die Ursache des Lichtwechsels unabhängig. Sie nimmt an, daß die Schnelligkeit, mit der Algol dem Sonnen-System näher kommt oder sich davon entfernt, kleinen Schwankungen unterworfen ist. Daraus ergeben sich ja, wie gezeigt, ganz einfach die Beschleunigungen und Verzögerungen im Lichtwechsel. Diese Erklärung ist bereits von Argelander gegeben. (Vergl. A. v. Humboldt, Kosmos III., S. 247.) Bei der großen Gleichmäßigkeit indessen, mit welcher die uns bekannten Lichtänderungen vieler Fixsterne sich vollziehen, erscheint es sehr wenig plausibel, daß gerade die des Algol — und vieler anderer Veränderlichen — so großen Störungen in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume eines Jahrhunderts unterworfen sein sollten. Eine gleichförmige Bewegung ergibt sich einfach aus dem Trägheitsgesetze; für eine beschleunigte oder verzögerte muß eine hinreichend große Kraft als Ursache aufgethan werden, und das ist bei der ungemein großen Entfernung der Fixsterne von einander nicht eben leicht. Man wird daher die Beschleunigung und Verzögerung der Periode als objectiv ansehen, oder, unter Annahme der Trabanten-Hypothese, die Umlaufszeit des Satelliten als periodisch veränderlich betrachten müssen. Die Ursache einer solchen Veränderlichkeit kann nur in der Störung durch einen oder mehrere weitere Trabanten des Algol

---

[1]) Vgl. Peters a. a. O. S. 9.

gesucht werden; und damit gewinnt die Ansicht, daß Algol als ein von mehrern dunkeln Körpern begleiteter Fixstern ein Analogon unserer Sonne darstelle, einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit [1]). Die Störung zwischen den einzelnen Trabanten wäre dann etwa mit der großen Störung zwischen Jupiter und Saturn zu vergleichen, die lange Zeit hindurch fast gleichförmig beschleunigend oder verzögernd wirkt. Immerhin ist es merkwürdig, daß bei einer Umlaufszeit von noch nicht drei Tagen die Störungen sich über 70 Jahre lang (1782—1856) im gleichen Sinne anhäufen sollen; das erfordert gewisse Beziehungen zwischen den Bahnelementen der Satelliten. Da jedoch auch z. B. zwischen den Elementen einzelner Monde in unserm eigenen Planeten-System einfache numerische Beziehungen, wenn auch vielleicht etwas anderer Art, stattfinden, ist eine solche Vermuthung, die auf einen genetischen Zusammenhang deutet, nicht ohne weiteres abzuweisen. Dabei erwäge man, daß bei der Art und Weise, wie aus vielen, manchmal zerstreut beobachteten Minimis die Elemente des Lichtwechsels und ihre Aenderungen bestimmt werden, wohl manche kleinere Störung unserm Auge sich entzieht. Die sehr geringe Amplitude der Schwankungen, etwa der vierzigtausendste Theil der ganzen Umlaufszeit, läßt jedenfalls die Annahme eines durch Störungen modificirten Planetenlaufes als ganz plausibel erscheinen, wogegen diese Schwankungen viel zu klein sind, um, nach dem Vorgange Einiger [2]), als Grund gegen die Trabanten-Hypothese und für die Flecken-Hypothese angeführt zu werden. Merkwürdig ist es, daß Algol außer den verschiedenen hypothetischen Trabanten noch einen wirklich constatirten Begleitstern besitzt, der hell und entfernt genug ist, um im Fernrohr gesondert erblickt werden zu können. Auch dieser Begleiter ist neuerdings von Gore als veränderlich beargwohnt worden.

Mit der Trabanten-Hypothese bei kurzen Perioden muß man eine unabweisbare Folgerung in den Kauf nehmen. Zwei Fixsterne von nicht sehr kleinem und nicht sehr verschiedenem Durchmesser, die einander in so großer Nähe umkreisen, daß die Dauer des Umlaufes nur wenige Tage beträgt, müssen noch sonst eine Reihe von mächtigen Wirkungen auf einander ausüben. So bewirkt die Anziehung des Mondes eine täglich zwei Mal über den Erdball fortschreitende Fluthwelle. Noch bedeutender ist wohl in früherer Zeit die Einwirkung der Erde auf den Mond gewesen, vermöge der größern Masse des Hauptplaneten; ja es wird vermuthet, daß, als der Mond noch eine flüssige Oberfläche besaß, die Reibung der beständig über ihn wegziehenden Fluthen allmälig die

[1]) Vgl. Pohle a. a. O.

[2]) Peters a. a. O. S. 99.

Gleichheit von Umlaufszeit und Axendrehungszeit zur Folge hatte. Die Intensität der fluthherzeugenden Kraft ist, wie sich mechanisch nachweisen läßt, der dritten Potenz der Entfernung beider Körper umgekehrt proportional, d. h. diese Kraft wird z. B. in der zehnfachen Entfernung tausend Mal schwächer. Würde die Entfernung des Mondes von der Erde auf die Hälfte vermindert, so würde jene Kraft auf das Achtfache sich vergrößern. Es ist nun wahrscheinlich, daß der verfinsternde Algol-Trabant bei der geringen Entfernung vom Centralkörper, in der er sich befinden mag, die heftigsten Fluth-Erscheinungen durch seine Anziehung in der Photosphäre des Algol hervorrufen wird. Man wird vermuthen können, daß die Leuchtkraft der Photosphäre hierdurch merklich geändert werden kann; und umgekehrt, wenn später einmal bei Algol etwa außerhalb des Zeitraumes von neun Stunden, in welchem sich jetzt die uns bekannten Lichtänderungen vollziehen, ein geringes Schwanken der Leuchtkraft constatirt oder wenn überhaupt gefunden würde, daß die Curve durch die einfache Occultation nicht hinreichend zu erklären sei: so hätte man einigen Grund, die Fluthwelle als Ursache zu verdächtigen. Ebenso wenn die Lichtänderungen irgend eines sonstigen, an Algol erinnernden Sternes eine derartige Complication verriethen. Wir werden hierauf noch zurückkommen.

Zur Algol-Gruppe gehören außer Algol selbst noch folgende Sterne:

1) U Cephei, entdeckt 1880 von Ceraski. (AR. = $0^h\ 51^m\ 43^s$; Decl. = + 81° 13′,7.) Während die meisten Sterne, nämlich fast alle teleskopischen, gar keine besondern Namen haben, sondern nur durch ihre Stellung am Himmel und durch die Nummer in einem Stern-Kataloge bezeichnet werden können, wird ein großer Theil der mit freiem Auge sichtbaren Fixsterne seit Bayer[1]) mit einer besondern Bezeichnung versehen. Da bei den Veränderlichen, und seien es noch so schwache Sternchen, die Nothwendigkeit sich herausstellt, für jeden eine kurze Bezeichnung zu finden, schlug Argelander die letzten Buchstaben des großen lateinischen Alphabets vor, soweit noch keine andern Buchstaben dafür angenommen waren. Der Anfang wird immer mit R gemacht. So finden sich im Cepheus zwei hellere Veränderliche, δ und μ Cephei; der erste schwächere und bisher namenlose Stern dieser Constellation, dessen Veränderlichkeit man constatirte, wurde R Cephei genannt, später kamen S und T Cephei hinzu, und so ist unser jetzt zu

---

[1]) Joannis Bayeri Rhainani J. C. Uranometria, omnium asterismorum continens Schemata, nova Methodo delineata, aeneis Laminis expressa. Aug. Vindelic. 1603. — De fide Uranometriae Bayeri dissertatio qua . . . invitat F. G. A. Argelander. Bonnae 1842.

besprechender Stern an den Namen U Cephei gekommen[1]). Seine Periode ist $2^d\ 11^h\ 49^m\ 36^s$ lang, also nur wenig kürzer, als die des Algol; und wie dieser Stern, verharrt er den größten Theil der Zeit hindurch im Licht-Maximum, vollzieht dann in etwa 11 Stunden das Herabsinken um ca. 12 Stufen und das Wiederaufsteigen zur anfänglichen Helligkeit. Doch ist er viel lichtschwächer als Algol, da er im Maximum 7,8ter, im Minimum 9. Größe, also immer nur im Fernrohr sichtbar ist. Er ist gelblich gefärbt. Die große Aehnlichkeit der Elemente seines Lichtwechsels mit denen von β Persei scheint uns eine gewisse Aehnlichkeit der Dimensionen und der Lage gegen die Erde anzudeuten. Der Unterschied in der Leuchtkraft ist wohl nicht bloß objectiv, sondern auch, vielleicht hauptsächlich, durch den Unterschied der Entfernungen bedingt.

2) λ Tauri, 1848 von Baxendell entdeckt. (AR. $= 3^h\ 54^m\ 2^s$, Decl. $= +\ 12^0\ 9',0$.) Die Periode von $3^d\ 22^h\ 52^m,3$ ist starken Schwankungen unterworfen; die Minima haben sich nach Schönfeld im Sommer 1860 um $2^1/_2$ Stunden verfrüht, anfangs 1867 dagegen um 3 Stunden verspätet; das ergibt, weil auf jedes Jahr nur 92 Perioden entfallen, eine so bedeutende Aenderung für jede Periode, daß die Erklärung, welche eine wechselnde Geschwindigkeit der Annäherung des Sterns an die Erde annimmt, hier wohl noch weniger als beim Algol aufrecht zu halten ist. Man muß daher, weil auch bei λ Tauri die Satelliten-Hypothese die brauchbarste ist, das Vorhandensein störender Körper, also noch weiterer Trabanten, als wahrscheinlich annehmen. Die Dauer der Lichtänderungen, welche den Stern von Größe 3,4 zur Größe 4,2 hinab- und wieder zu 3,4 hinaufführen, beträgt im Mittel etwa 10 Stunden; im Gegensatz zu Algol findet die Abnahme des Lichtes schneller als die Zunahme statt, d. h. die Lichtcurve fällt steiler als sie ansteigt, während sie beim Algol symmetrisch verläuft. Doch muß bemerkt werden, daß in den übrigen 61 Stunden das Licht des Sternes vielleicht nicht so ganz constant ist, wie das von Algol; der Stern bildet fast einen Uebergang zur Lyra-Gruppe[2]), doch fehlen noch sichere Angaben. Es ist nicht unmöglich, daß diese Lichtänderungen auf Gezeiten-Phänomene in dem oben angedeuteten Sinne schließen lassen.

3) S Cancri, 1848 von Hind entdeckt. (AR. $= 8^h\ 37^m\ 5^s$, Decl. $= +\ 19^0\ 28'$.) Die Lichtänderungen dieses teleskopischen Sternes gehen von der 8,2. bis zur 9,8. Größe, entsprechen also ungefähr denjenigen Algols. Die Periode beträgt $9^d\ 11^h\ 37^3/_4{}^m$. Die Lichtänderungen voll-

---

[1]) Allerdings erst nach einer kleinen Verwechselung, die uns hier nicht weiter beschäftigen kann.

[2]) Nach eigenen Beobachtungen und einer uns von verehrter Seite gemachten Mittheilung.

ziehen sich während $21^1/_2$ Stunden, wovon 8 auf die Abnahme und $13^1/_2$ auf die Zunahme entfallen — also ähnlich wie bei λ Tauri, doch scheint das System größere Dimensionen als dieses und das Algol-System zu haben. Der Stern ist schwach gelblich, ebenso der folgende.

4) δ Librae, von Schmidt 1859 bezw. 1865 als veränderlich und zur Algol-Gruppe gehörend festgestellt. (AR. = $14^h\ 54^m\ 34^s$, Decl. = — $8^0\ 2',9$.) Von der $2^d\ 7^h\ 51^m\ 20^s$ betragenden Periode entfallen etwa 12^h auf die Aenderungen, davon $5^1/_2{}^h$ auf die Abnahme. Die Periode ist selbst periodisch veränderlich, läßt also wieder auf das Vorhandensein störender Massen schließen.

5) U Coronae, ein Veränderlicher, dessen Größe im vollen Lichte kleinen Schwankungen um einige Stufen unterworfen zu sein scheint — vergl. λ Tauri. Er wurde in den 60er Jahren von Winnecke als veränderlich entdeckt. Von der $3^d\ 10^h\ 51^m\ 14^s,6$ im Mittel betragenden, übrigens auch noch kleinen Aenderungen ausgesetzten Periode entfallen 9,7 Stunden auf den Lichtwechsel, davon $4,5^h$, also wieder der kleinere Abschnitt, auf die Abnahme. AR. = $15^h\ 13^m\ 18^s$, Decl. = + $32^0\ 16',3$.

Zu diesen sechs Sternen der Algol-Gruppe (einschließlich Algol selbst) ist nach neuern Nachrichten noch ein weiterer, U Ophiuchi, getreten, bei welchem die ganze Periode nur 20 Stunden umfaßt. Noch ein anderer, 170 b nach dem neuen Kataloge von Gore, wurde 1886 von Chandler im Schwan entdeckt; die Periode beträgt $1^1/_2$ Tage, die Lichtänderung 8 Stufen. Die längere Dauer der Zunahme ist bei allen Sternen des Algol-Typus mit Ausnahme von Algol, U Cephei und dem genannten Sternchen 7.—8. Größe im Schwan als constatirt anzusehen; über letztere konnten wir keine bezügliche Notiz erhalten, bei Algol liegt das Minimum zweifellos in der Mitte. Man ist daher vor die Aufgabe gestellt, die kürzere und jähere Abnahme des Lichtes bei den Sternen dieses Typus zu erklären; warum sie gerade beim Algol nicht stattfindet, wird sich dann vielleicht auch vermuthen lassen. Nachstehende Hypothese [1]) wolle man als einen schüchternen Erklärungsversuch betrachten und dabei sich an das erinnern, was früher in Betreff der Unsicherheit aller theoretischen Speculationen auf dem Gebiete der Veränderlichen gesagt ist.

Der Punkt des Hauptsternes, an welchem gerade die vom Satelliten erzeugte Fluthwelle steht, und ebenso die nächste Umgebung dieses Punktes ist durch erhöhte Leuchtkraft ausgezeichnet. Das Aufsteigen der Photosphärentheile bewirkt nämlich die Auslösung einer Menge von Licht- und

---

[1]) Vom Verf. vor einigen Jahren der mathem. Section des westfälischen Provincial-Vereins für Wissenschaft und Kunst vorgetragen und dann im „Sirius" veröffentlicht; hier etwas modificirt.

Wärme-Effecten, schon durch die Modification der Druckverhältnisse. Statt dessen könnte man auch, in Uebereinstimmung mit einer ältern Hypothese von Klinkerfues, über die später noch geredet werden soll, eine durch das Fluth-Phänomen bewirkte Aenderung der lichtverschluckenden Kraft der Fixstern-Atmosphäre annehmen; dem sei, wie ihm wolle, die Fluth wird dem Begleiter bei seinem Umlauf um den Hauptstern nachziehen, sie wird sich, der Trägheit und Reibung wegen, gegen die Culmination des Trabanten verspäten [1]). Die Lichtcurve wird nun von zwei Factoren bestimmt: zunächst von der Occultation des Centralsterns durch den Begleiter, in Folge deren die Lichtstärke, wie bei einer partiellen Sonnenfinsterniß, allmälig bis zum Minimum ab- und dann in symmetrischer Weise wieder zunimmt. Hiernach müßte die Mitte der Occultation mit dem wahren Licht-Minimum zusammenfallen. Wir bemerken nun, daß die Lichtänderung im Minimum eine sehr geringe, kaum merkliche ist, weil um diese Zeit der Uebergang der Abnahme in eine Zunahme sich vollzieht. Selbst eine geringe störende Ursache kann daher die Lage des Minimums in der Curve merklich verschieben. Diese Ursache ist die Fluthwelle. Für sich allein betrachtet, würde sie eine sehr geringe Zunahme, darauf eine eben so geringe symmetrische Abnahme bewirken. Das schwache Maximum würde der Verspätung halber etwas später eintreten, als die Mitte der Occultation. In letzterm Moment wäre bloß des verfinsternden Satelliten wegen die Lichtzunahme gleich Null; es findet aber, weil die Fluthwelle uns noch nicht genau zugewendet ist, ein Wachsthum des Lichtes durch deren Annäherung statt, d. h. das Licht-Minimum ist bei der Mitte der Occultation schon vorüber, wie es auch die Beobachtungen zeigen. Nun beginnt ein allmäliges Ansteigen der Lichtstärke; auch wenn die Fluthwelle nicht mehr ihre größte Helligkeit hat, kann ihre Abnahme doch den großen Einfluß, den die Freilegung des Hauptsterns durch den Mond auf die Lichtverstärkung ausübt, nicht mehr aufheben; freilich kann sie ihn, wenn er noch klein ist, merklich schwächen; wie denn nach Schönfeld's Angabe beim Wiederansteigen der Lichtstärke des Sternes S Cancri von 9,8 auf 8,2 in der Gegend von 9,6, also wirklich bald nach dem Minimum „eine starke Verzögerung der Zunahme" stattfindet. Ist die Occultation zu Ende, so muß die Fluthwelle erst noch ganz verschwinden, damit die Lichtstärke

[1]) Hierbei wird die Annahme gemacht, daß Rotation und Revolution im gleichen Sinne verlaufen und daß letztere in merklich kürzerer Frist als erstere sich vollzieht. Das erstere ist nach der Kantischen Theorie, das letztere aus folgendem Grunde sehr wahrscheinlich. Die Rotation eines Körpers, der so groß oder noch größer als unsere Sonne ist, kann man sich schlecht in der kurzen Zeit von zwei bis drei Tagen erfolgend denken. Das Verhältniß wird also ein ähnliches sein wie bei den Mars-Trabanten, und die Fluthwelle wirkt schließlich treibend auf die Rotation ein, nicht, wie bei der Erde, verzögernd.

wieder die normale werde. Es findet also nach dem Ende der Finsterniß, bei welchem die Curve ein wenig zu hoch anstieg, ein leises Herabsinken statt, und dann erst verläuft die Curve wieder horizontal. Aber dieses Herabsinken kann vielleicht nur um einen geringen Bruchtheil einer Stufe stattfinden, daher der Beobachtung sich entziehen, während, wie vorhin angedeutet, das leicht verschiebbare Minimum eine viel stärkere Beeinflussung durch die Fluthwelle erfährt.

Das Fehlen einer Minimum-Verschiebung beim Algol selbst läßt sich dann auf zwei Arten erklären. Entweder der Einfluß der Fluthwelle ist hier, der Schwerkraft wegen, oder aus andern Gründen viel zu klein, oder es ist, wahrscheinlich in Folge der Gezeiten-Reibung, bereits die vollständige Gleichheit von Rotation und Revolution eingetreten, d. h. der Hauptstern läuft in derselben Zeit mit dem Begleiter um ihren gemeinsamen Schwerpunkt, in welcher er auch um seine Axe sich dreht. Er wendet also dem Satelliten stets dieselbe Seite zu, und auf dieser ist die Fluthwelle stationair, d. h. beständig dem Satelliten zugewandt. Offenbar wird sie dann auf die Lichtcurve der Occultation bloß eine abflachende Wirkung ausüben, aber nicht das Minimum verschieben. (Eine ganz geringe Ellipticität der Bahn, die kaum die Lichtcurve beeinflussen kann, mag dann vielleicht eine Libration der Fluthwelle um einige Längengrade bewirke und so die Ausbildung eines Ruhezustandes verhindern.) Eine Einbiegung nach dem Minimum zeigt übrigens angeblich auch die Algol-Curve [1]).

Bekanntlich entsteht eine Fluthwelle in den Gewässern der Erde nicht nur an dem Punkte, welcher dem Monde gerade zugewandt ist, oder ihn im Zenith hat, sondern auch am entgegengesetzten Punkte. Diese Nadirfluth ist nicht viel schwächer als die Zenithfluth, weil die Dimensionen der Erde gering sind gegen die Entfernung unseres Trabanten. Wo hingegen, wie wir bei den Sternen der Algol-Gruppe der starken Verfinsterung wegen annehmen müssen, die Dimensionen der gepaarten Himmelskörper mit ihrem Abstande merklich vergleichbar werden, muß die Nadirfluth erheblich schwächer ausfallen, sie wird daher in der Zeit, während welcher sie hauptsächlich in Betracht kommt, nämlich zwischen zwei Minimis, den horizontalen Verlauf der Lichtcurve nur

---

[1]) Klinkerfues in den „Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften". Göttingen 1865. S. 9: „Uebrigens liegt auch bei diesem Veränderlichen in der zwar schwachen, aber doch merklichen Einbiegung, welche die Lichtcurve kurze Zeit nach dem Minimum zeigt, eine Andeutung, daß außer der rein optischen Ursache des Lichtwechsels noch eine andere thätig ist." So auch nach den neuesten Nachrichten bei U Ophiuchi: „The observations of Chandler and Sawyer show a curious ‚stand still' in the light for some 15 minutes after the Minimum." (Gore.)

sehr wenig ändern, daher unbemerkt bleiben; sie würde vielleicht auch dann nicht bemerkt werden, wenn sie der Zenithfluth gleich käme. Doch mag sie bei λ Tauri sich vielleicht bemerkbar machen.

Würde man bei der Hälfte aller Sterne vom Algol-Typus eine Verfrühung, bei der andern Hälfte eine Verspätung des Licht-Minimum gegen die Mitte der Occultation bemerken, so läge der Gedanke nahe, in einer starken Ellipticität der Bahnen einen Grund für diese Anomalien zu suchen, auch wenn bei mindestens zwei Sternen aus dem halben Dutzend eine merkliche Verspätung stattfände. Aber bei einer so überwiegenden Tendenz zum Verfrühen, wie sie aus den oben mitgetheilten Daten sich ergibt, würde diese Annahme nur durch die unbegründete Hülfs-Hypothese zu retten sein, daß etwa die Lagen der großen Bahnaxen all' dieser weit zerstreuten Sternpaare eine gleiche oder ähnliche Beziehung auf die Verbindungslinien zum Sonnensystem hätten. Da erscheint es doch einfacher, an eine physische, in den Sternpaaren selbst liegende Ursache zu denken.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man aus den wenigen Sternen der Algol-Gruppe, die wir bis jetzt kennen, auf eine viel größere, vielleicht ganz ungeheuere Zahl von bislang unbekannten schließt. Eine große Anzahl namentlich schwächerer Veränderlicher aus verschiedenen Typen ist nur dadurch als variabel entdeckt worden, daß bei verschiedenen Durchmusterungen bestimmter Himmelsgegenden ihre Lichtstärke verschieden notirt wurde; so ist es nicht zu verwundern, daß viele von den bekannten Planeten-Entdeckern aufgefunden wurden. Denken wir uns nun einen Stern aus der Algol-Gruppe mit einer Periode von mehrern Tagen. Bei den uns bekannten liegt die Bahnebene so günstig gegen die Erdbahn, daß der Lichtwechsel sich während mehrerer Stunden vollzieht. Aber warum sollte das bei allen oder auch nur bei einem größern Procentsatze stattfinden? Vielmehr wird bei vielen die Bahnebene so liegen, daß der Begleiter den Hauptstern für uns nie verdeckt; bei vielen andern geschieht es nur auf Minuten, und je kürzere Zeit die Occultation dauert, desto geringer ist die Lichtschwächung. Unser Stern wird vielleicht in zwanzig verschiedenen Katalogen mit seiner vollen Lichtstärke prangen, mit derselben Lichtstärke auch beim Ausmessen der Stellung eines Planeten oder Kometen als Anhaltspunkt gedient haben, ohne daß jemals ein Beobachter von seiner Veränderlichkeit erfahren hätte. U Coronae z. B. ist nur dadurch entdeckt worden, daß ihn Winnecke zufällig als Vergleichstern für den einem andern Typus angehörenden Veränderlichen S Coronae benutzte und hierbei auf Widersprüche in den Beobachtungen stieß; in ähnlicher Weise ist der neue Vertreter des Algol-Typus im Schwan entdeckt worden.

Auf Grund einer vernünftigen Induction gibt uns deshalb das Algol-Phänomen folgende Vermuthung an die Hand: Es ist wahrscheinlich, daß viele eng verbundene Sternpaare, bestehend aus je einem hellern und einem schwächern Stern, mit Umlaufszeiten von wenigen Tagen, sich im Weltraum befinden; die periodischen Aenderungen der Perioden der uns bekannten Sterne dieses Typus lassen das Vorhandensein weiterer Satelliten als plausibel erscheinen und deuten damit auf eine Aehnlichkeit mit unserm Planetensystem. Die Vermuthung wird durch das Vorhandensein von äußerst lichtschwachen Begleitern des Sirius und des Prokyon unterstützt. Aber von der Gewißheit oder auch von einer Wahrscheinlichkeit, wie sie etwa der Undulations-Theorie des Lichtes zukommt, ist diese Annahme, das Ergebniß von vielen tausend fleißigen Beobachtungen, das Resultat unermüdlichen rechnerischen Scharfsinns, noch immer weiter entfernt, als enthusiastische Verehrer der Himmelskunde sich gestehen mögen.

Der Lyra-Typus.

Südlich von dem hellen Stern Wega oder α Lyrae findet sich ein Parallelogramm schwächerer Sterne, unter denen der südwestlichste β Lyrae als veränderlich zu merken ist. Die Variabilität und das Vorhandensein von zwei ungleichen Minimis wurde schon 1784 von Goodricke erkannt. Doch scheint man den Unterschied beider Minima nicht zu hoch angeschlagen und darum die Periode um die Hälfte zu kurz angesetzt zu haben [1]). Erst die epochemachenden Arbeiten von Argelander haben den Lichtwechsel dieses merkwürdigen Sternes mit großer Genauigkeit festgestellt. Beginnen wir die Periode mit dem Haupt-Minimum, in welchem β Lyrae 4,5. Größe ist. Die Helligkeit wächst dann ziemlich schnell, bis sie in 3 Tagen 3,3 Stunden [2]) auf 3,4 gestiegen ist. Das ist das erste Maximum. Das Licht nimmt nun ab und ist $6^d\ 9^h,1$ nach dem Haupt-Minimum, also $3^d\ 5^h,8$ nach dem ersten Maximum auf 3,9 herabgesunken. Nach diesem Neben-Minimum erhebt sich während $3^d\ 2^h,9$ das Licht wieder zum zweiten Maximum, das dem ersten an Intensität gleich ist. Nun folgt ein jäher Absturz der Curve, so steil wie das erste Ansteigen; nach weitern $3^d\ 3^h,8$ ist wieder das Haupt-Minimum 4,5

---

[1]) So noch J. J. v. Littrow, Wunder des Himmels. 2. Auflage. Stuttgart 1837. S. 482.

[2]) Nach neuerer Bestimmung Schönfeld's, die von der Argelander'schen nur sehr wenig abweicht. Dasselbe gilt von den folgenden Zeitangaben.

erreicht, und der Cyclus der Erscheinungen wiederholt sich. Die Lichtcurve, die nach Erkennung der Periodicität aus den Schätzungen zahlreicher Beobachter in den verschiedensten Perioden, ähnlich wie bei Algol, mit so großer Genauigkeit bestimmt werden konnte, hat hiernach die Gestalt eines Berges mit zwei gleich hohen Gipfeln und einer dazwischen liegenden Einsenkung. Die Länge der Periode beträgt $12^d\ 21^h,8$, genauer $12^d\ 21^h\ 47^m\ 16^s,837$; sie ist kleinen periodischen Schwankungen unterworfen und scheint außerdem allmälig zuzunehmen. Bemerkenswerth ist, daß die vier Zeit-Intervalle zwischen den Hauptpunkten der Curve nahezu gleich sind. Auch die Stufenunterschiede, zwischen den Maximis und dem Neben-Minimum einerseits, zwischen diesem und dem Haupt-Minimum anderseits, sind nur wenig von einander verschieden. Erstere Differenz gibt, wenn man in der früher gezeigten Art umrechnet, 1,58, letztere 1,73 als Quotienten der wahren Lichtstärken; zwischen den Maximis und dem Haupt-Minimum findet man 2,74 als Quotienten.

Die Erklärung hat sich abzufinden mit den zwei Maximis von gleicher Höhe, den zwei Minimis von verschiedener Höhe und der angenäherten Gleichheit der Zwischenräume. Offenbar kann die Satelliten-Hypothese allein hier wenig ausrichten. Eine Occultation kann ja, so lange man nicht eine physische Einwirkung des Trabanten auf den Centralkörper annimmt, nur ein einfaches Minimum und eine den größten Theil der Periode hindurch constante Lichtstärke erklären, wie beim Algol. Die Flecken-Hypothese allein hat gleichfalls mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Man müßte annehmen, daß β Lyrae auf einer Seite mit einem dunkelern, auf der entgegengesetzten Seite mit einem weniger dunkeln Schlackenfelde besetzt sei und daß die zwischenliegenden hellern Partieen zwei gleichfalls ziemlich genau entgegengesetzte und gegen die Mitte der Schlackenfelder um 90^0 gedrehte Maxima besitzen; dann, daß die Lage und Structur der dunkeln Felder durch eine geheimnißvolle Ursache trotz ziemlich schneller Rotation Jahrzehnte hindurch constant geblieben sei. Das sind lauter gezwungene Hülfs-Hypothesen. Pickering versucht, eine ältere Ansicht wieder aufnehmend, die Curve unter der Annahme darzustellen, daß der Stern nicht nur einseitig mit Flecken besetzt sei, sondern auch eine ellipsoidische Gestalt (mit drei ungleichen Axen und) mit der kürzesten Axe als Rotations-Axe besitze. Kann diese Hypothese nun auch die beobachteten Aenderungen geometrisch recht gut darstellen, wie sie denn auch für die Veränderlichen δ Cephei, η Aquilae, ζ Geminorum sich in diesem Sinne als brauchbar erwies, so muß doch vor der Entscheidung gefragt werden, wie es mit ihrer physikalischen Richtigkeit steht. Da ist nun zu erwidern, daß die Gestalt eines dreiaxigen Ellipsoides allerdings eine Gleichgewichts-Figur für einen rotirenden glühend-flüssigen Körper abgibt, wie

Jacobi bewiesen hat. Man könnte daher diese Gestalt auch im Weltraum für verwirklicht ansehen und, ähnlich wie bei frühern Veranlassungen, behaupten: das Gleichgewicht erfordert nur eine elliptische Gestalt des Aequators bei einem rotirenden Himmelskörper; unter allen Formen, die man einer Ellipse geben kann, ist diejenige, bei welcher die Excentricität = 0 wird, d. h. der Kreis, im Allgemeinen höchst unwahrscheinlich; durchschnittlich also werden wir einen elliptischen Aequator als wahrscheinlich vermuthen können.

Ein solcher Schluß würde jedoch die Thatsache, daß wir die uns bekannten Aequatoren der Sonne und aller in dieser Hinsicht untersuchten Hauptplaneten mit großer Genauigkeit als vollkommene Kreise betrachten müssen, gar nicht erklären können. Allerdings will man bei der Erde aus feinern Gradmessungen eine geringfügige Excentricität des Aequators gefunden haben, die aber, auf β Lyrae übertragen, wahrscheinlich auf die Lichtcurve keine für uns wahrnehmbare Wirkung äußern würde. Ein uns näher bekannter Himmelskörper, der Erdmond, zeigt allerdings eine Gestalt, die vom Rotations-Ellipsoid merklich abweicht; man weiß aber, daß diese Abweichung zur Erde gerichtet ist und auf eine von dieser ausgeübte deformirende Kraft hinweist. Will man aber β Lyrae einen deformirenden Begleiter geben, so muß man sich fragen, ob nicht auch ohne dauernde Deformation ein solcher auf den Lichtwechsel bestimmend einwirken könnte. Es scheint eben, daß, wenn Himmelskörper aus der primitiven Nebelmasse sich bilden, die Bildungsgesetze von vorn herein die Entstehung der reinen Kugelgestalt begünstigen. Durch die Centrifugalkraft kann die Kugel in ein Rotations-Ellipsoid, nicht aber in ein dreiaxiges Ellipsoid verwandelt werden.

Eine noch ungewöhnlichere Gestalt als die des allgemeinen Ellipsoides scheint auch Gyldén [1]), der im Uebrigen sogar eine Abweichung der Rotations-Axe von allen drei Hauptträgheits-Axen für möglich hält, unserm Stern mit Rücksicht auf die so sehr regelmäßig verlaufende Lichtcurve nicht geben zu wollen. Daß ferner bloß spontane Lichtänderungen, den Variationen in der Heftigkeit der solaren Fleckenbildung vergleichbar, einen so kurz und regelmäßig verlaufenden Lichtwechsel nicht erklären können, versteht sich hier, wie bei der Algol-Gruppe, von selbst.

Sehr beachtenswerth ist die von Klinkerfues (a. a. O.) geäußerte, schon oben angedeutete Ansicht, nach welcher β Lyrae von einem ihn umkreisenden Satelliten in bestimmter Art physikalisch beeinflußt wird.

---

[1]) A. a. O. S. 6 ff.

Es wird angenommen, daß der Trabant bei der obern und untern Conjunction, d. h. wenn er, von uns gesehen, gerade hinter oder gerade vor dem Hauptstern stehen würde, jedes Mal an der uns zugewandten Seite desselben eine Fluth erzeugt, die im ersten Falle Nadirfluth, im andern Zenithfluth ist. Indem nun Klinkerfues von der Thatsache ausgeht, daß die meisten Veränderlichen (aber nicht β Lyrae) roth gefärbt, d. h. wahrscheinlich von hohen und dichten absorbirenden Atmosphären umgeben sind, läßt er durch den umkreisenden Trabanten eine solche Hochfluth in der Atmosphäre, nicht in der leuchtenden Oberfläche oder Photosphäre des Hauptsterns, entstehen, daß hierdurch die Absorption in der Atmosphäre erheblich gesteigert, die Lichtstärke für uns also vermindert wird. Bei einem rothen Stern mit hoher und dichter Atmosphäre mag dieses in der That nicht unwahrscheinlich sein; ob aber bei β Lyrae, einem gelblich weißen Stern, die Annahme gerechtfertigt ist, erscheint doch fraglich. Wir können hier weder die Atmosphäre für so weitreichend und absorptionsfähig, noch auch den Einfluß auf die Photosphäre für so gering ansehen, wie Klinkerfues will. Man hat berechnet, daß die Erdkugel aus festem Stahl bestehen und doch noch durch die Fluthwelle deformirt werden könnte. Das Zusammenströmen der schweren photosphärischen Masse zu einem Punkte hin wird bei der körnigen Structur derselben, die wir nach Analogie unserer Sonne vermuthen dürfen, die unten gährende, durch ungeheuern Druck mühsam zusammengehaltene gasige Materie an vielen Stellen befreien, einen massenhaften Uebergang derselben in glühend-flüssige Gestalt und hierdurch eine erhöhte Leuchtkraft bewirken. Die atmosphärische Fluth ist freilich, weil die Atmosphären beider Gestirne sich noch stärker als ihre Photosphären einander nähern, auch von großer Bedeutung; daß dieselbe aber sehr überschätzt werden kann, lehrt das non liquet, welches bisher alle von einer atmosphärischen Fluth auf dem Erdball ausgehenden Wetter-Theorien ergeben haben.

Jedenfalls muß man sagen, daß gerade bei β Lyrae die Theorie von Klinkerfues den Lichtwechsel geometrisch recht gut erklärt. Bei jedem Umlauf des Satelliten bekommen wir eine Zenithfluth und eine Nadirfluth und außerdem zwei Ebben zu Gesicht. Der Zenith- oder Conjunctions-Fluth entspricht das Haupt-Minimum, der Nadirfluth das Neben-Minimum, den Ebben die Maxima. Wie man sieht, nimmt die Hypothese keine Occultation an. Das ist anscheinend eine Vereinfachung, in Wahrheit aber eine Complication. Soll nämlich der Stern im Haupt-Minimum, d. h. bei der Conjunctions-Fluth, der Beobachtung zufolge 1,73 Mal schwächer als bei der Oppositions-Fluth werden, so erfordert dieser Unterschied der Fluthhöhen eine ganz enorme Annäherung der beiden Sterne an einander. Damit ist, wenn wir, um überhaupt die Fluthen

für uns nahezu central [1]) und so deutlich wirksam zu machen, die Bahnebene des Trabanten nur wenig und die Rotations-Axe des Hauptsterns nahezu unter einem rechten Winkel gegen die Richtung zur Erde neigen, fast die Nothwendigkeit theilweiser Occultationen gegeben. Mit diesen träte ein neuer Factor in die Rechnung; und das scheint gegen Klinkerfues zu sprechen.

Will man übrigens irgend einen, sei es verstärkenden oder schwächenden Einfluß der Fluthwelle auf die Strahlung eines Fixsterns annehmen, so wird ein solcher jedenfalls auch bei den Sternen der Algol-Gruppe zu finden sein. Die meisten derselben weisen, wie vorhin angegeben, eine Minimum-Verfrühung im Vergleich zur Mitte der Zeit auf, in welcher Lichtänderungen wahrgenommen werden. Wir haben dieselbe unter der Annahme zu erklären gesucht, daß 1) die Fluthwelle das Licht verstärkt und daß 2) die Rotation des Hauptsternes langsamer als die Revolution des Begleiters verläuft [2]). Diese Annahmen stehen und fallen gleichzeitig. Setzt man nämlich das Gegentheil der ersten, so muß man, um durch eine der vorhin (bei der Algol-Gruppe) gemachten entsprechende Deduction die beobachtete Verfrühung der Minima gegen die Occultations-Mitten zu erklären, die zweite Annahme gleichfalls durch ihr Gegentheil ersetzen; man muß die von der Erde aus gesehene Fluthwelle dem Satelliten voranziehen, mithin die Rotation erheblich schneller als die Revolution verlaufen lassen, womit man z. B. bei U Cephei auf eine ganz unheimlich schnelle Axendrehung käme. Aber man sieht, daß eine Entscheidung der Frage, ob die Fluthwelle lichtverstärkend oder lichtschwächend wirkt, aus den Lichtcurven der Algol-Gruppe nicht gefunden werden kann. Der Rechnung kann diese Frage auch noch nicht unterworfen werden, und in dem uns bekannten Sonnen-System liegen die Verhältnisse zu ihrer Beantwortung a posteriori recht ungünstig. Denn gerade die vier größten Planeten, die sich einigermaßen mit dem Centralkörper vergleichen lassen, sind in eine solche Entfernung von ihm gerückt, daß Fluthwirkungen kaum in Betracht kommen können. Das gilt selbst von dem sonnennächsten und massenhaftesten unter ihnen, Juppiter, von dem es doch wohl sehr zweifelhaft ist, ob seine fast 12jährige Umlaufszeit in einer nur schwach excentrischen Bahn wirklich mit der 11jährigen Sonnenflecken-Periode zu thun hat [3]). Da hiernach die Entscheidung

---

[1]) Man bedenke immer, daß die centralen Theile der uns sichtbaren Sonnenscheibe weitaus die wirksamsten sind.

[2]) Vgl. Anm. a. S. 44.

[3]) Während unser Mond 30 Erd-Durchmesser von der Erde absteht, ist Juppiter gegen 560 Sonnen-Durchmesser von der Sonne entfernt; die Erdmasse ist 80 Mal größer als die Mondmasse, die der Sonne aber 1048 Mal größer als die Masse Juppiters.

jener für die Theorie der Veränderlichen so wichtigen Frage vorläufig gewissermaßen noch Gefühlssache ist, möge hier ein Erklärungsversuch für die Lichtänderungen von β Lyrae, der, im Gegensatz zu Klinkerfues, eine Verstärkung annimmt und dem für die Algol-Gruppe unternommenen ähnlich sieht, eine Stelle finden und für nicht mehr, als er eben sein will, gehalten werden [1]).

Bei der Erklärung des Algol-Phänomens haben wir von der Leuchtkraft des Begleiters vollständig absehen können, da der Verlauf des Lichtwechsels uns keine Veranlassung bot, sie in Rechnung zu ziehen. Auch um die Minimum-Verfrühung zu erklären, hatten wir nicht nöthig, eine merkbare Licht-Intensität des Trabanten anzunehmen; nur unter Zuhülfenahme der, wie wir sahen, gezwungenen neuen Hypothese, daß die Perihelien der Trabanten alle eine ähnliche Beziehung zu unserm Sonnen-System hätten, würde man die Leuchtkraft des Satelliten rechnerisch verwerthen können.

Daraus folgt nun aber nicht, daß von zwei sehr eng verbundenen, innerhalb weniger Tage den gemeinsamen Schwerpunkt umkreisenden Sternen der eine nothwendig lichtlos sein müsse. Im Gegentheil, die Entwickelungsgeschichte der Himmelskörper, auf die bei den rothen Veränderlichen noch zurück zu kommen ist, fordert für jeden einen anfänglich gluthflüssigen Zustand, der erst nach und nach durch Ausstrahlung in den dunkeln Weltraum einen Uebergang zur Phase der vollständigen Erkaltung vollzieht. Aus dem Vorhandensein von eng verbundenen Sternpaaren überhaupt wird man also mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen können, es gebe auch solche, bei denen die Leuchtkraft des kleinern Körpers mit der des größern vergleichbar ist. Hat man doch auch den Sirius-Begleiter, welcher durch die von ihm verursachte Bewegung des Hauptsternes sich verrieth, so lange dunkel genannt, bis er im Fernrohr als sehr schwaches Sternchen aufgefunden wurde. Nun haben wir früher gesehen [2]), daß ein großer Körper langsamer als ein kleiner erkaltet. Körper von nahezu gleicher Größe werden jedoch auch nach längerer Zeit in ihrem Lichtglanze nicht sehr verschieden sein. Bei solchen Körpern ist aber, ceteris paribus, die Möglichkeit von Occultationen auch bei nicht sehr günstiger Lage zum Sonnen-System leicht gegeben. Kommen also im Ganzen alle möglichen Durchmesser-Verhältnisse bei den engen Sternpaaren vor — und es liegt kein Grund vor, das zu bezweifeln — so

---

[1]) Seit 1881 vom Verf. dieser Schrift vertheidigt; 1885 im Jahresbericht des Westfälischen Provincial-Vereins veröffentlicht. Damals war uns der übrigens sehr aphoristische kleine Aufsatz von Klinkerfues noch unbekannt, ebenso die unten zu besprechenden spectroskopischen Eigenthümlichkeiten von β Lyrae. Die Erklärung ist hier ein wenig modificirt.

[2]) Vgl. Anm. 1 a. S. 38.

wird man einen Stern mit einem Begleiter von respectabler Leuchtkraft mindestens eben so leicht wie einen Stern vom Algol-Typus entdecken können.

Die Vermuthung, daß ein solches System vorliege, gewinnt bei β Lyrae eine bedeutende Stütze an dem spectroskopischen Verhalten[1]) des Veränderlichen. Man hat die Fixsterne nach ihren Spectris in 4 (oder 3) Klassen oder Typen gebracht, und es ist bekannt, wie fruchtbringend namentlich P. Secchi und Prof. Vogel in dieser Richtung thätig gewesen sind. Der erste ist der Typus der weißen oder blauen Sterne, wozu Sirius, Wega, Atair, überhaupt anscheinend die meisten Fixsterne gehören. Der zweite Typus umfaßt die gelben Sterne, nämlich außer unserer Sonne und vielen andern die Capella, den Arctur, Aldebaran, Polarstern u. s. w. Ein dritter Typus wird von den rothen Sternen gebildet, die, fast sämmtlich anerkannt variabel oder doch der Veränderlichkeit verdächtig, ein Spectrum mit vielen und bedeutenden Absorptions-Streifen haben, das auf hohe und dichte Atmosphären hindeutet. Hierher gehören z. B. die Veränderlichen Mira, α Orionis, α Herculis, β Pegasi. Von diesem Typus hat Secchi noch einen, etwas verschiedenen vierten Typus abgezweigt. Unter den genannten Typen ist nun keiner, den man β Lyrae mit einiger Sicherheit zuweisen könnte. Der Stern ist gelblich weiß, im Uebrigen ähnelt sein Spectrum dem des ersten Typus. Aber anstatt der dunkeln Wasserstoff-Linien, welche durch ihr Auftreten in den Spectris der weißen Sterne eine wasserstoffreiche absorbirende Atmosphäre andeuten, hat unser Veränderlicher helle Wasserstoff-Linien, wodurch also ein selbständiges Glühen dieses Elementes verrathen wird. Auch sonst gibt sein Spectrum Räthsel auf. Dieselben lassen sich vielleicht weniger gut durch die von anderer Seite geäußerte Hypothese einer an glühendem Wasserstoff reichen, die Photosphäre mit ihrem continuirlichen Spectrum überstrahlenden Fixstern-Atmosphäre, als durch unsere Annahme erklären, nach welcher die Spectra von zwei verschiedenen, in ungleichen Phasen der Entwickelung begriffenen Sternen sich übereinander lagern. Erwägt man, daß beide Himmelskörper in beständigem Umlauf begriffen sind und daß hierbei, von der Translation des ganzen Systems abgesehen, stets der eine sich uns nähert, während der andere sich entfernt, so gewinnt man vielleicht einen Gesichtspunkt, um auch aus der hierdurch zeitweise sehr beträchtlich werdenden Verschiebung der Spectrallinien die Räthsel zu lösen. Die Färbung überhaupt aber leitet

---

[1]) Der Leser muß mit den Principien der Spectral-Analyse bekannt sein. Mit Hülfe des Capitels dieser Schrift „Ueber die Natur des Lichtes" wird er den betr. Abschnitt in einem physikalischen Schulbuche leicht verstehen können. Vgl. auch Pohle a. a. O.

uns an, β Lyrae mit der Algol-Gruppe und nicht etwa mit den rothen Veränderlichen zu vergleichen.

Der mehrerwähnten auffallenden Regelmäßigkeit der Lichtcurve wegen muß man (wie das z. B. auch Klinkerfues hervorhebt) eine wenig excentrische Bahn annehmen. Wenn daher zu einer gewissen Zeit der Satellit den Hauptstern theilweise bedeckt, so wird ziemlich genau nach einer halben Periode eine gänzliche oder theilweise Occultation des Satelliten durch den Hauptstern stattfinden. Nimmt man ferner an, daß die Rotation des Hauptsterns ebenso schnell oder ziemlich ebenso schnell wie die Revolution verläuft, so ist das keine willkürliche Hypothese. Voraussichtlich ist, wie wir früher gesehen haben, anfänglich die Rotation langsamer verlaufen. Sie erhielt jedoch von der fortwährend über den Centralkörper ziehenden Fluthwelle, die durch den hier sehr massenhaften Satelliten verursacht wurde, immer neue Antriebe, und so stellte die Gleichheit beider Perioden, die wir z. B. bei unserm Monde als Ergebniß einer Verzögerung zu betrachten gewohnt sind, bei β Lyrae in Folge einer beschleunigenden Kraft sich ein [1]. Eine geringe Excentricität kann nun schon eine so große Libration schaffen, daß die Bildung eines Gleichgewichtszustandes der Fluthwelle trotz jener Uebereinstimmung verhindert wird; und eine geringe Excentricität widerspricht ja nicht nur nicht der Curve, sondern ist sogar darin angedeutet. Die Fluthwelle wird stürmische Bewegungen in der Photosphäre des Sternes, stürmische Bewegungen auch in seiner wasserstoffreichen Atmosphäre bewirken. Bei einem Gase aber, welches so intensiv glüht, daß es durch helle Linien auf dem hellen Grunde des continuirlichen Spectrums sich verräth, darf man nicht von einer Vermehrung der Absorption durch die Fluthwelle reden. Ferner wird die Zenithfluth ganz unverhältnißmäßig stärker als die Nadirfluth ausfallen, wenn man namentlich noch die bei einer so schnellen Rotation unvermeidliche Abplattung hinzuzieht [2]. Käme nun die Rotation des Centralsterns allein mit der Fluthwelle in Betracht, so würden wir wahrnehmen 1) ein sehr helles Maximum bei der Conjunctions-Fluth; 2) ein schwaches Neben-Maximum bei der Oppositions-Fluth [3]); 3) zwei Minima bei den Ebben. Nun ist aber auch der Begleiter mit seiner geringern Helligkeit und den möglichen Occultationen zu betrachten. Hierdurch wird verursacht, wenn man die Oberfläche zunächst als homogen leuchtend ansieht, 1) ein starkes Minimum bei der untern Conjunction,

---

[1]) Natürlich auf Kosten der Bewegungs-Energie. Vgl. Anm. a. S. 59.

[2]) Daß auf der einem Nachbarstern constant zugewandten Seite eines Gestirns alle eruptiven Bewegungen lebhafter, weil leichter verlaufen, nimmt Hansen in Bezug auf den Mond an. Vgl. Zöllner, Photom. Unters. S. 279—280.

[3]) Opposition im Sinne von oberer Conjunction zu fassen.

weil dann der Satellit den Hauptstern theilweise bedeckt; 2) ein schwächeres Minimum bei der obern Conjunction, wo der Begleiter fast ganz vom Hauptstern bedeckt wird; 3) zu den Zeiten, wo keine dieser Occultationen stattfindet, eine horizontal verlaufende Curve, wie beim Algol. Diese horizontalen Theile werden jedoch nicht sehr groß werden, weil die gewaltige, von der Fluth verursachte Annäherung der sich gegenüberliegenden Theile an einander, z. B. der glühenden Wasserstoffhülle des Hauptsterns an den Trabanten fast in eine Berührung übergehen wird. Legt man nun die von Rotation und Revolution verursachten Curven über einander, so sieht man, daß eine Lichtcurve wie die thatsächlich beobachtete recht wohl sich ergeben kann; nämlich 1) bei der untern Conjunction wird durch das Einschieben des weniger hellen Körpers das Maximum in ein Haupt-Minimum verwandelt; 2) statt des schwachen Neben-Maximums bei der obern Conjunction entsteht, weil der Begleiter verdeckt ist, ein Neben-Minimum; 3) etwa zur Zeit der Quadraturen, wo beide Sterne für uns leuchten, zeigen sich die Maxima.

Man sieht, daß die Occultation des Centralsterns durch den Trabanten eine nahezu centrale sein wird, weil sie sonst nicht so stark verdunkelnd wirken würde. Die Fluthwelle steht unverändert am Zenithpunkte und wird nur von der Libration ein wenig hin und her geschoben.

Stellen wir uns nun ein Sternpaar vor, bei dem ungefähr dieselben Bedingungen wie bei β Lyrae verwirklicht sind; nur die Gleichheit von Rotations- und Revolutions-Zeit ist noch nicht eingetreten, d. h. die Fluthwelle bleibt hinter dem Trabanten zurück. Dann wird nach der Mitte der untern Conjunction die Lichtstärke rasch zunehmen; ein Mal, weil die Occultation wieder abnimmt und dann, weil die Fluthwelle, von uns aus gesehen, dem Centrum der Fixsternscheibe sich nähert. Zu irgend einer Zeit, die durch die combinirte Leuchtkraft beider Sterne und durch die Lage der Fluthwelle bedingt ist, findet ein hohes Maximum statt. Die Fluthwelle zieht nun allmälig wieder ab, die Leuchtkraft des hellen Sternes wird schwächer, und einige Zeit nachher findet durch Occultation des Begleiters von Seiten des hellen Sternes ein secundaires Minimum statt. Nach demselben wächst das Licht wieder, jedoch keineswegs bis zur Höhe des ersten Maximums. Denn wenn auch beide Sterne wieder ihre Strahlen uns zusenden, so findet doch keine Zenithfluth mehr auf dem hellen statt. Nach diesem schwach angedeuteten Maximum fällt die Curve langsam bis zum Minimum der untern Conjunction, das sich übrigens etwas verfrüht; sie fällt langsamer, als sie nach dem Haupt-Minimum ansteigt, weil das Steigen durch die Fluthwelle unterstützt wird.

Bei solchen Sternen hätten wir demnach 1) ein Haupt-Maximum, 2) ein Neben-Minimum, 3) ein Neben-Maximum, 4) ein Haupt-Minimum. Es ist die Curve von β Lyrae, nur in bestimmter Richtung verzerrt. Ja, der Fall ist denkbar, daß die Momente 2) und 3) gar nicht scharf ausgeprägt sind, sondern nur durch schwache Einbiegungen im absteigenden Aste der Curve sich verrathen. Und nun ist es merkwürdig, daß eine Reihe von Veränderlichen mit solchen Lichtcurven bekannt ist, und daß die Regelmäßigkeit des wenn auch unsymmetrischen Verlaufs mitsammt der Farbe dieser Sterne auf eine Aehnlichkeit mit β Lyrae hinweist. Es dürfte schwer sein, bei diesen Gestirnen, von denen nachstehend die wichtigsten genannt werden sollen, die bloße Rotation einer schlackenbesetzten Oberfläche in so kurzen Zeiten und ohne merkbare Aenderung in der Lage der Schlackenfelder anzunehmen. Wegen der Uebereinstimmung mit unserm länger besprochenen Veränderlichen wollen wir diese Sterne als der Lyra-Gruppe oder dem Lyra-Typus angehörig bezeichnen.

1) η Aquilae, gelb, von Pigott 1784 als veränderlich constatirt. (AR. = $19^h\ 46^m\ 22^s$, Decl. = $+\ 0^0\ 41',9$.) Die Periode von $7^d\ 4^h\ 14^m\ 4^s$ ist etwas veränderlich. Nach dem Minimum 4,7 erreicht der Stern in $2^d\ 9^1/_2{}^h$ schnell das Maximum von 3,5 [1]); $3^d\ 20^h$ nach dem Minimum, also $1^d\ 10^1/_2{}^h$ nach dem Maximum ist die Größe 3,9 erreicht; 16^h weiter oder $4^d\ 12^h$ nach dem Minimum Größe 4,0; $2^d\ 16^h$ weiter oder $7^d\ 4^h$ nach dem Minimum ist wieder das Minimum erreicht. Die Lichtänderung beträgt also beim Steigen der Curve in $57^1/_2$ Stunden 12 Stufen, in einer Stunde durchschnittlich 0,21 Stufen; desgleichen findet man die stündliche Abnahme für die drei beschriebenen Abschnitte des absteigenden Curvenastes der Reihe nach zu 0,12, 0,06, 0,11 Stufen, immer im Durchschnitt, da die Aenderungen in der Nähe der Hauptpunkte viel langsamer vor sich gehen. Hiernach zeigt die Curve in der That $3^d\ 20^h$ nach dem Haupt-Minimum ein verwischtes Neben-Minimum, bei dem keine Steigung, aber eine kleine Verlangsamung des Gefälles eintritt. Man bemerke, daß dieses Intervall von $3^d\ 20^h$ sich nicht sehr von der Hälfte der ganzen Periode unterscheidet. Das verwischte Neben-Maximum, $4^d\ 12^h$ nach dem Haupt-Minimum, verräth sich durch den Wiedereintritt stärkern Gefälles. Merkwürdiger Weise findet sich in dem nun beginnenden letzten Abschnitte der Curve noch ein Mal eine schwache Einbiegung, die den Beginn der Occultation zu verrathen scheint.

---

[1]) Beschreibung der Curve nach einer in unserm Besitz befindlichen Zeichnung von Heis; die Stufen umgerechnet.

2) δ Cephei, gelbroth, von Goodricke 1784 entdeckt. (AR. = $22^h\ 24^m\ 43^s$; Decl. = + 57° 48′,1.) Der Stern hat zwei sichtbare Begleiter, von denen der eine zwischen fünfter und sechster Größe 41″ vom Hauptstern entfernt ist, daher schon mit kleinen Fernrohren sich beobachten läßt. δ ist gelbroth, der Begleiter bläulich. Der andere Begleiter, ein Sternchen 13. Größe, ist um die Hälfte näher bei δ. Daß er außerdem einen noch viel nähern unsichtbaren Satelliten zu haben scheint, folgt aus dem Verlauf der Lichtcurve, die derjenigen von η Aquilae so ähnlich ist, daß eine nähere Beschreibung überflüssig erscheint. Es mag daher nur bemerkt werden, daß in der $5^d\ 8^h\ 47^m\ 39^s,974$ betragenden Periode einem Minimum von 4,9 das Maximum von 3,7 nach $1^d\ 13^h,6$ folgt und daß etwa 20^h nach diesem ein Stillstand in der Abnahme, wie bei η Aquilae, zu verzeichnen ist.

Weitere Angehörige dieses Typus scheinen die gleichfalls gelben Sterne T Monocerotis und ζ Geminorum zu sein. Ihre Veränderungen sind ähnlichen Bedingungen unterworfen, da sie in kurzer Zeit ($26^d\ 18^h$; $10^d\ 3^3/_4{}^h$) verlaufen, ähnliche Beträge (14 bez. 12 Stufen) erreichen und vielleicht auch die Einbiegung der Curve nach dem Maximum zeigen. Desgleichen ist bei allen die Periode mit kleinen Unregelmäßigkeiten behaftet [1]).

Der Verlauf der Curven von η Aquilae, δ Cephei u. s. w. ist auf Grund der Hypothese von Klinkerfues nur theilweise erklärbar. Daß überhaupt die Abnahme langsamer als die Zunahme verläuft, ergibt sich hier allerdings leicht aus der begründeten Vermuthung, daß die Fluthwelle in der der Rotation entgegengesetzten Richtung am schnellsten sich verläuft. „Die Gas-Atmosphäre kann nämlich offenbar die ihr durch die Attraction aufgenöthigte Gestaltsveränderung nicht eingehen, ohne den Widerstand ihrer ruhenden Theile zu überwinden. Es wird deshalb auch hier, in Analogie mit der irdischen Ebbe und Fluth, d. h. wie bei der letztern, eine Stauung stattfinden, wonach die Fluthwelle von der symmetrischen Gestalt sich weit entfernen kann. Dieselbe wird in der Regel in der der Umlaufsbewegung entgegengesetzten Richtung rascher in Ebbe übergehen, wonach sich die obige Erscheinung erklärt“ (a. a. O.). Bei den rothen Veränderlichen wird man sich freilich mit dieser einfachen Erklärung befreunden können. Bei η Aquilae aber gilt es, die Einbiegung oder den Stillstand in einem Theile des absteigenden Curvenastes zu erklären, und das geschieht durch die Fluth-Hypothese in dieser Form offenbar

[1]) Der Leser wolle eine absolute Vollständigkeit hier im Text weder in Bezug auf einzelne Sterne noch in Bezug auf ganze Gruppen erwarten. Es werden jedes Mal so viele Daten gegeben, daß ein klares Bild von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Typus entstehen kann. Vgl. den Anhang.

nicht. Dasselbe gilt von der Ansicht Zöllner's, die uns bei den rothen Veränderlichen gleichfalls wieder begegnen wird und die ihr Urheber für so viel einfacher als die von Klinkerfues hält[1]). Zöllner macht auf ingeniöse Art die Lage der Schlackenfelder für die langsamere Abnahme der Lichtstärke verantwortlich; die Einbiegung wird von ihm gar nicht erwähnt. Daß eine Occultation allein, ohne Fluthererscheinungen, die Lichtcurven der Lyra-Gruppe so wenig als die von β Lyrae selbst erklären kann, ist sofort einzusehen.

Wir befinden uns nun bei dieser ganzen Gruppe in einer eigenthümlichen Lage. Die Verwandtschaft mit dem Algol-Typus zeigt sich in der Schnelligkeit[2]) und Regelmäßigkeit des Verlaufs, in der gelben Farbe, in dem ähnlichen Betrage der Lichtschwächung. Entferntere Begleitsterne, die man entdeckt hat, lassen gleichfalls auf nähere schließen, die sich nur durch Lichtschwächung verrathen. Sobald man aber die Lichtcurven zu erklären sucht, sieht man, ähnlich wie bei den Verwandten Algols, daß eine bloße Occultation nicht viel weiter hilft. Man muß dann zu Hülfsannahmen schreiten, deren Ungewißheit noch dadurch vermehrt wird, daß wir in der Nähe kein Beispiel von sehr großen, in sehr kurzer Entfernung von einander laufenden Himmelskörpern haben; theoretisch lassen die Einwirkungen derselben auf einander, von der Gravitation abgesehen, bei dem jetzigen Stande der Sonnen-Physik sich nur schwer abschätzen. Und so wird auch der oben für beide Gruppen vorgetragenen Fluth-Hypothese der Vorwurf, daß sie eine verschmitzte Combination verschiedener Annahmen sei, vielleicht nicht erspart werden. Noch sei bemerkt, daß der nahezu gleiche Betrag der Lichtänderungen bei so vielen Sternen, nämlich etwa 12 Stufen, dem Quotienten 3 entsprechend, gleichfalls zum Nachdenken herausfordert.

Das Endergebniß unserer Untersuchung kann daher, obgleich jene gewichtigen Gründe für einen Zusammenhang mit dem Algol-Typus reden, noch weniger als bei diesem ein definitives sein. Noch lange wird man anscheinend über das Stadium der Vermuthungen und des sorgfältigen Sammelns von Thatsachen nicht hinauskommen. Ist es aber gestattet, für einen Augenblick das Vorhandensein von sehr engen Sternpaaren, bei denen Rotation und Revolution vergleichbar sind, als gegeben anzunehmen, so fragt sich, ob ein solcher Zustand lange Dauer verspricht. Bei unserm Sonnensystem ist, wie man weiß, alles so sorgfältig gegen einander abgewogen, daß auf viele Jahrtausende jede Gefahr des Unterganges ausgeschlossen ist. Nicht so vielleicht beim Algol-System oder

---

[1]) Photom. Unters. S. 255.

[2]) Die Perioden beim Algol-Typus sind jedoch durchweg kürzer als beim Lyra-Typus.

beim System von β Lyrae oder δ Cephei. Bei diesen drei Sternen sind massenhafte in großer Nähe befindliche Begleiter, außerdem mehr oder minder bedeutende in größerer Entfernung befindliche Satelliten gegeben, die sich theils durch störende Einwirkung auf den innersten verrathen, theils direct aufgefunden wurden. Vielleicht hat der Hauptstern eine schnelle Rotation, die ihn stark abplattet; wahrscheinlich deformirt die Fluthwelle ihn noch mehr, so daß die Bewegungen der Axe, die wir als Präcession und Nutation bei der Erde kennen, an jenen Fixsternen bei der großen Nähe des innern Satelliten mit enormer Heftigkeit sich vollziehen werden — es sei denn, daß die Aequator-Ebene des Hauptsterns mit der Bahnebene des Begleiters nahe zusammenfällt. In beiden Fällen ist eine Annäherung der Gas-Atmosphäre, mindestens derjenigen Hüllen, die wir bei der Sonne als Corona zu bezeichnen pflegen, sehr wohl denkbar, vorzüglich, wenn die Störungen mithelfen. Das verursacht Reibungen, die vielleicht durch den beständigen Hinabsturz von Meteoriten noch vermehrt werden. Und so kann eine beständige Umsetzung mechanischer Kraft in Wärme eine allmälige Annäherung der Gestirne und ihren endlichen Zusammensturz zur Folge haben [1]. Derselbe würde sich uns, wenn wir das Sternpaar wegen großer Entfernung vorher nicht gesehen hätten, als das Aufleuchten eines neuen Sternes kundgeben. So berührt sich die Algol- und Lyra-Gruppe mit der scheinbar so unähnlichen Gruppe der neuen Sterne, wenn man die theoretische Speculation weiter verfolgt.

Offenbar sind unsere Beobachtungsschätze, die sich bis jetzt auch bei den bestbekannten Sternen aus den Gruppen der regelmäßig Veränderlichen kaum auf ein Jahrhundert erstrecken, noch nicht im Stande, einen solchen Zusammenhang aufzudecken. Würde bei einem dieser Sterne eine starke constante Beschleunigung der Periode festgestellt, so könnte man darin den Beweis für einen schnellern Umlauf und für eine Annäherung der Körper an einander finden. Aber so weit ist man noch lange nicht, die Aenderungen gehen abwechselnd im einen und im andern Sinne vor sich. Und selbst eine nach mühsamer Arbeit ermittelte beständige Beschleunigung würde noch immer durch die Argelander'sche Hypothese einer schneller wachsenden Annäherung oder langsamer wachsenden Entfernung von Sternsystem und Sonnensystem erklärbar sein; es sei denn, daß die Beschleunigung an relativ vielen, weit zerstreuten Sternen bemerkt würde, in welchem Falle diese Annahme eine sehr gezwungene wäre.

[1]) Die Beschleunigung der Rotation durch die Fluthwelle vollzieht sich nicht ohne Verlust von kinetischer Energie. Man bedenke, daß bei der großen Annäherung die Annahme nicht mehr zulässig ist, daß die anziehende Kraft des stark deformirten Körpers im Massen-Mittelpunkt vereinigt sei.

Und so sind wir zu dem Schluß gekommen, daß auch hier nur die mühsamste, von recht Vielen lange Zeit hindurch betriebene Arbeit zu wirklichen Ergebnissen führen kann.

Der Mira-Typus.

Mag es uns leicht erklärlich scheinen, daß Lichtänderungen, wie die von Algol und β Lyrae, erst in den letzten Jahrhunderten entdeckt wurden, so ist es doch auffallend, daß gewisse andere Sterne, deren Veränderlichkeit eine sehr bedeutende ist, nicht schon von den fleißig beobachtenden Völkern des Alterthums als variabel erkannt wurden. Das gilt namentlich von o Ceti oder, wie Hevel den Stern seiner wunderbaren Aenderungen wegen genannt hat, Mira Ceti. Die Beschreibung des Lichtwechsels kann die merkwürdige Thatsache, daß Mira so lange unbekannt geblieben ist, zum Theil, aber nicht ganz erklären. Einem ostfriesischen Dorfprediger, Fabricius, gelang die Entdeckung dieses auffallenden Gestirns. Fabricius bemerkte am Morgen des 13. August 1596 rechts von der Gruppe der Sterne α, γ, δ Ceti (des Walfisches) einen Stern von intensiver Röthe, der den Sternen zweiter Größe an Glanz gleichkam. Der Stern wurde von ihm weiter verfolgt, auch als Vergleichstern zur Bestimmung der Position des Juppiter benutzt, bis er im October desselben Jahres verschwand. Man bemerke, daß das Fernrohr damals noch nicht erfunden war. Fabricius äußerte sich in Briefen an Kepler erstaunt über dieses Verschwinden. Die Sache ruhte dann bis zum Februar 1609, wo Fabricius denselben Stern deutlich wiedersah. Doch konnte er ihn nur bis zum 4. März verfolgen, weil späterhin das der Ekliptik ziemlich nahe stehende Sternbild in den Strahlen des Mondes und bald darauf auch der Sonne verschwand. Merkwürdiger Weise ist Mira in der Zwischenzeit auch ein Mal, man weiß nur nicht wann, beobachtet, aber nicht als veränderlich erkannt worden; denn Bayer's Uranometrie enthält den mit dem griechischen Buchstaben o bezeichneten Stern. Im August 1609, als die Constellation des Walfisches wieder Abends sichtbar zu werden begann, hat Kepler lange und sorgfältig, aber vergebens, nach Mira gesucht. Auch jetzt war das Fernrohr noch nicht erfunden, mit dessen Hülfe man sie vielleicht bei genügender Kenntniß der Nachbarsterne hätte identificiren können. Und so dauerte es auffallender Weise bis zum 10. December 1638, wo Holwarda in Franeker das ihm bisher unbekannte Gestirn auffand. Seiner anfänglichen Meinung, daß ein Meteor vorliege — er hatte bei wechselnder

Bewölkung beobachtet — widersprach Fullenius, der gleichfalls das Object gesehen hatte. Und nun bestimmte Holwarda die Position des Sternes, der sich als ein wirklicher Fixstern von der dritten Größe erwies. Die Helligkeit fiel noch bis zur vierten Größe, ehe Mira im Frühjahr wieder in den Sonnenstrahlen verschwand. Seitdem sind die Lichtänderungen regelmäßig verfolgt worden; man weiß nun, daß der Stern auch im Minimum niemals wirklich verschwindet, sondern über oder in der neunten Größe, also in mäßig starken Instrumenten sichtbar bleibt; daß aber seine Maximal-Helligkeit zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden ist. So wurde seine Lichtstärke, wie erwähnt, von Fabricius als die eines Gestirnes zweiter Größe bestimmt; manchmal erreicht er nur die dritte oder vierte Größe; im November 1779 fand das hellste beobachtete Maximum statt, wo Mira zwischen der zweiten und ersten Größe war. Daß zu andern Zeiten die Maxima oft sehr schwach ausfallen, erklärt denn auch wohl die großen Zwischenräume, die vor der Erfindung des Fernrohres und der genauen Katalogisirung des Himmels zwischen den einzelnen Entdeckungsdaten liegen: der Stern, welcher dem Fabricius trotz der Nähe des hellen Mondes, dem Holwarda trotz der Wolken auffiel, ist eben zu andern Zeiten nicht weiter beachtet worden. Hierzu kommt, daß die Periode seines Lichtwechsels, von deren starken Ungleichheiten wir vorläufig absehen wollen, etwa elf Monate umfaßt, und daß die Constellation alljährlich der Nähe des Dämmerungslichtes wegen mehrere Monate hindurch unsichtbar bleibt; nachher wird sie erst in den Morgenstunden vor Sonnenaufgang, wo doch weniger beobachtet wird, wieder sichtbar. Trat daher auch ein Mal eine Zeit besonders heller Maxima ein, so konnten dieselben, wenn sie etwa in mehrern aufeinander folgenden Jahren in den Juli, Juni, Mai, April und März fielen, sich der Beobachtung doch vollständig entziehen. Zum Theil kann dieses Verhalten die späte Entdeckung eines so wunderbaren Himmelskörpers erklären. Uebrigens wechseln helle und schwache Minima häufig ziemlich regelmäßig mit einander ab. Das schwächste Maximum, wo der Stern mit der Größe $5^1/_2$ der Sichtbarkeitsgrenze für freie Augen nahe rückte, ist 1868 von Schmidt beobachtet. Im Sommer 1888 ist Mira wieder sehr hell gewesen. (Die Position für 1880: AR. = $2^h\ 13^m\ 17^s$; Decl. = — $3^0\ 31',4$.) Das stark roth gefärbte Gestirn hat in 118″ Distanz einen Begleiter 9,1. Größe, wahrscheinlich aber nur einen optischen Begleiter, der wirklich sehr weit hinter ihm steht. Ein näherer Begleiter 13. Größe ist vielleicht ein wirklicher Satellit von Mira.

Für den Lichtwechsel haben wir oben die Periode zu 11 Monaten angegeben; nach der sorgfältigen Bestimmung von Argelander findet man die Zeit des Minimums, indem man zum 8. August 1866 die Größe

$331^d, 3363\ E + 10^d,48 \sin\left(\frac{360^0}{11}\ E + 282^0\ 45'\right) + 18^d,16 \sin \left(\frac{45^0}{11}\ E + 31^0\ 15'\right) + 33^d,90 \sin\left(\frac{45^0}{22}\ E + 70^0\ 5'\right) + 65^d,31 \sin \left(\frac{15^0}{11}\ E + 179^0\ 48'\right)$ addirt. Hier bezeichnet E die Anzahl der verflossenen Perioden. Man sieht hieraus die starke Veränderlichkeit der Periode, die weitaus alles übertrifft, was in dieser Beziehung von der Algol- und Lyra-Gruppe uns bekannt geworden ist. Das erste Glied enthält die unveränderliche Grundlage; alle folgenden haben die Eigenschaft, daß sie jedes Mal das Product eines bestimmten Zeitraumes in den sinus eines Winkels darstellen, der je nach dem Werthe von E sich ändert. Der in der Trigonometrie bewanderte Leser wird bemerken, daß nach 11 verflossenen Perioden das erste Glied seinen Anfangswerth wieder erhält, weil 360° zum Winkel addirt sind; das zweite erhält erst nach 44 Perioden, wo der Winkel um 180° gewachsen ist, den entgegengesetzt gleichen, nach 88 Perioden den gleichen Werth; das vierte nach 88 bez. 176; das letzte gar erst nach 132 bez. 264 Perioden. Die Glieder können, weil der sinus eine zwischen — 1 und + 1 sich haltende Größe ist, und wegen der zweiten Summanden, niemals ganz so groß werden, wie ihre ersten Factoren; da sie einzeln positiv oder negativ sein können, so ergibt ihre Summe bald eine Verlängerung, bald eine Verkürzung der 331 tägigen Periode. Die Glieder sind periodische Functionen von E. Ihre Bedeutung besteht darin, daß sie für die stattfindenden Schwankungen der Periode einen angenäherten mathematischen Ausdruck bieten und so verrathen, daß auch den scheinbar so regellosen Aenderungen des wunderbaren Sternes im Walfisch bestimmte physikalische Gesetze, bestimmte, in abgegrenzten Zeiträumen gleichmäßig wiederkehrende Kräfte oder Ortsveränderungen zu Grunde liegen. Eine wirkliche Theorie des Lichtwechsels, der übrigens, wie zu erwarten, auch durch diese verwickelte Formel noch nicht hinreichend dargestellt ist und stellenweise sich sogar recht ungehorsam gegen sie erwiesen hat, wird damit noch nicht gegeben, sie weist, wie nicht zu leugnen ist, auf die Erklärung von Gyldén hin.

Auch für einzelne andere Veränderliche sind ähnliche, wiewohl einfachere Formeln aufgestellt worden. Man kann dieselben nicht unpassend mit der epicyklischen Planeten-Theorie, einem der wunderbarsten Werke griechischen Scharfsinnes, vergleichen. Da die Bewegung eines Planeten, wie sie sich dem Beobachter zeigt, durch die einfache Hypothese, die Erde stehe still und der Planet umlaufe sie, nicht erklärt

werden konnte, griff man zu dem Hülfsmittel, den Himmelskörper auf den Umfang eines Kreises zu setzen und das Centrum dieses Kreises, des Epicykels, in einem neuen Kreise um die Erde zu führen. Damit war die erste große periodische Ungleichheit eliminirt, die für uns daher sich ergibt, daß die Erde selbst um die Sonne läuft. Der Grieche entdeckte noch weitere Ungleichheiten, die jetzt alle physisch gedeutet sind; jede konnte durch einen neuen Kreis ziemlich gut weggeschafft werden. Und so kann man auch das System jener empirisch festgesetzten Correctionsglieder für Mira, die jedes von einem beständig wachsenden Winkel oder, anders ausgedrückt, von einem beständig im Kreise laufenden Punkte abhängig sind, als ein sinnreiches System von Epicykeln auffassen.

Nach dem Minimum wächst der Lichtglanz unseres Sternes ziemlich schnell innerhalb 110 Tagen bis zum Maximum. Die Abnahme findet viel langsamer statt, da sie doppelt so lange wie die Zunahme dauert. Die intensiv rothe Färbung erschwert ein richtiges Abschätzen der Stufen ungemein, und damit ist zu der aus dem scheinbaren Sonnenlaufe sich ergebenden Unsichtbarkeit des Sternes während eines großen Theiles jeder Periode eine neue Schwierigkeit getreten. Dabei beachte man, daß die so ungleichen Lichtstärken in den verschiedenen Perioden uns nicht gestatten, einen normalen Verlauf der Curve durch Combination vieler einzeln beobachteten Curven festzulegen. Das helle Maximum von 1779 mit der Lichtstärke 1,7 und das schwache von 1868 mit 5,5, sie ergeben einen Quotienten im Betrage von 30—40; das übertrifft weitaus alle beim Algol- und Lyra-Typus wahrgenommenen Aenderungen; und wer kann sagen, ob nicht noch schwächere Maxima als 5,5, noch stärkere als 1,7 der Beobachtung sich entzogen haben? Zwischen dem Minimum neunter Größe aber und dem Maximum 1,7 ist ein Unterschied von 73 Stufen, der, umgerechnet, auf einen Quotienten zwischen 600 und 1000 [1]) führt.

Jedenfalls ist hier an eine Occultation als einzige oder vorzüglich bestimmende Ursache nicht zu denken. Wäre der Satellit noch so groß und der Unterschied zwischen den Randstrahlen und den Centralstrahlen noch so erheblich, eine Reduction der Lichtstärke auf ein bis zwei Tausendstel ihres vollen Werthes wäre damit nicht zu erklären. Nun aber soll der Betrag der Verfinsterung gar verschieden bei verschiedenen Umläufen ausfallen. Da müßte man schon einen zweiten Satelliten, vielleicht noch einen dritten und vierten zu Hülfe nehmen, alle in ähnlicher Größe und Nähe beim Centralstern; ihre Störungen würden freilich jede noch so verwickelte empirische Formel erklären können, aber wo bliebe die Stabilität eines solchen Systems und die Wahrscheinlichkeit einer so auf-

---

[1]) Die Scala wird bei so großen Differenzen unzuverlässig.

fallend günstigen Stellung zu unserm Sonnen-System? Und so ist denn für diesen Stern die Satelliten-Hypothese, wenigstens mit Bezug auf theilweise Verfinsterungen, auch wohl niemals ernstlich aufgestellt worden.

Anders steht es mit der Fluth-Hypothese von Klinkerfues, die man als einen gelungenen Compromiß zwischen der Flecken- und der Trabanten-Hypothese bezeichnen kann und die, wenn irgendwo, gerade bei Mira einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat. Man beachte, daß es für die rothe Farbe eines Fixsternes zwei Erklärungen gibt [1]), die manchmal gleichzeitig, sehr oft aber einzeln zutreffen werden. Die erste nimmt einen Uebergang des allmälig erkaltenden Gestirnes aus der intensiven Weißgluth in die weniger starke Rothgluth an. Sie ergibt sich mit gutem Fug aus der Kant'schen Weltbildungslehre, wie dieselbe von Zöllner [2]) fortgeführt ist; doch bringt das historische Factum des Ueberganges eines hellen Fixsternes, nämlich des Sirius, vom rothen zum weißen Lichte jenen Schriftsteller darauf, auch der zweiten Erklärungsweise, die von Huggins und Miller vertreten wurde, für einzelne Fälle Recht zu geben. Von unserer oben geäußerten Vermuthung über den Grund der Farbenänderung von Sirius und Algol absehend, bemerken wir, daß die hier in Rede stehende Erklärungsweise den Stern von einer hohen und dichten Atmosphäre umgeben sein läßt, die ähnlich der unsern, vorzüglich die brechbarern Strahlen absorbirt, die langwelligen aber, roth und gelb, nur in geringem Grade schwächt. Den Einfluß dieser Absorption können wir an der rothen Farbe sehen, die z. B. bald nach Sonnenuntergang der Osthimmel an der Grenze des aufsteigenden Erdschattens zeigt; auch das Sonnenlicht, welches bei totalen Mondfinsternissen durch die tiefen Schichten unserer Atmosphäre hindurch nach dem Trabanten hin gebrochen wird, verräth durch die kupferrothen Tinten, in denen es ihn färbt, eine starke Absorption der grünen, blauen und violetten Strahlen. Ebenso kann man die Farbe des Planeten Mars auf das Vorhandensein einer hohen und dichten Lufthülle auf demselben zurückführen; und warum dann nicht auch die Röthe mancher Fixsterne? Ob freilich für Sirius die Zöllner'sche Annahme haltbar ist, daß seit historischen Zeiten durch raschen Uebergang der absorbirenden Schicht in den flüssigen Zustand der Blick auf den Fixstern selbst wieder ungehindert und dadurch seine weiße Photosphäre wieder sichtbar geworden sei, muß doch bezweifelt werden. Hat Zöllner auch Recht, wenn er jenen Uebergang ziemlich plötzlich sich vollziehen läßt, so müßten wir doch jetzt nach

[1]) Dieselben werden in Darstellungen der Fixstern-Astronomie für das größere Publicum nicht immer gehörig auseinandergehalten. Schon Zöllner (Photom. Unters. S. 243) warnt vor ihrer Verwechselung.

[2]) A. a. O.

seiner Erklärung den Sirius als einen schon sehr gealterten Fixstern betrachten, was die Analogie mit den andern Sternen vom ersten Spectral-Typus wohl nicht zuläßt.

Um nun zu dem wunderbaren Stern im Walfisch zurückzukehren, so ist immerhin möglich, daß die Weißgluth seiner Oberfläche für die Außenwelt durch seine ungemein hohe und dichte Atmosphäre stark geröthet wird. Geben wir der Atmosphäre einmal eine solche Bedeutung, so kann am Ende auch, wie Klinkerfues will, ein umlaufender Trabant in ihr eine so mächtige Fluthwelle aufthürmen, daß ihre absorbirende Kraft an der Zenith- und Nadir-Stelle sehr gesteigert und so im Falle der obern und untern Conjunction für uns ein Minimum herbeigeführt wird. Ist der Satellit sehr nahe bei Mira, so mag der Unterschied zwischen Zenith- und Nadirfluth groß genug sein, um die letztere ganz übersehen zu lassen; ist er weiter entfernt, wie das Klinkerfues anzunehmen scheint, weil er keine Occultationen [1]) in Rechnung zieht, so wird schon die bei einer stark excentrischen Bahn sehr wechselnde Entfernung die Fluthwelle sehr verschieden hoch ausfallen lassen. Setzen wir z. B. die Excentricität $= 1/2$, so ist die Entfernung im Aphelium drei Mal so groß wie im Perihelium; und nun bedenke man, daß die flutherzeugende Kraft von der dritten Potenz der Entfernung abhängt. Leicht kann man, auch ohne eben die Wahrscheinlichkeit zu stark zu verletzen, die Lage des Perihels vom Mira-Satelliten so annehmen, daß gerade im Augenblicke der stärksten Fluth die Ebbe-Seite ziemlich zur Erde hingerichtet ist. Wir nehmen dann ein intensives Maximum wahr, weil der absorbirende Schleier nun zum Theil weggezogen wird. Schön wäre es, wenn auch eine spectroskopische Aenderung, etwa eine Abnahme der Absorptions-Säulen im brechbaren Theile des Farbenbandes sich zeigte; doch scheint davon nichts bekannt geworden zu sein. Daß die größere Schnelligkeit des Wachsthums durch ein schnelleres Abfließen der Fluthwelle in einem der Rotation entgegengesetzten Sinne sich erklären läßt, ist gleichfalls ein recht hübscher Gedanke. Die Ungleichheiten der Perioden werden auf Störungen zurückgeführt, die dann freilich sehr stark ausfallen müssen und die Stabilität des Systems gewaltig in Frage stellen. Immerhin werden die weitern Trabanten des Wundersternes, wenn sie zu solchen Störungen fähig sind, auch ihrerseits Fluthwellen von etwas geringerer Höhe als die Hauptwelle erzeugen können; damit ist für die verschiedenen Maxima eine Deutung gewonnen, und auch die Ungleichheiten der Periode werden wieder erklärlicher.

---

[1]) Dieselben werden als Ausnahmefälle gedacht und es wird Algol als Beweis dafür beigebracht. Eine Combination von Verfinsterung und Fluthwelle wird auch nur für diesen Stern von Klinkerfues mehr angedeutet als näher untersucht.

Kann sonach die Annahme von Klinkerfues den allgemeinen Charakter des Lichtwechsels bei Mira befriedigend und jedenfalls viel besser als bei β Lyrae erklären, so fragt sich doch, ob die ungemein großen Intensitäts-Aenderungen, die oben angedeutet sind, allein durch Fluth-Phänomene verursacht werden können. Die von La Place zu $^{11}/_{12}$, von P. Secchi zu $^{9}/_{10}$ des von unserer Sonne ausgestrahlten Lichtes berechnete Absorption in der solaren Atmosphäre wird von anderer Seite nur auf die Hälfte jenes Betrages taxirt. Heftige Fluthercheinungen bei starker Excentricität sind freilich auch bei dieser mäßigen Annahme wohl im Stande, eine Veränderung um mehrere Größen zu bewirken, besonders wenn man eine viel höhere und dichtere Atmosphäre bei den rothen Sternen annimmt. Der ungeheuere Druck dieser Lufthülle verhindert dann vielleicht die Ausbildung stärkerer leuchtender Fluthwellen in der Photosphäre, die ja die entgegengesetzte Wirkung haben würden. Immerhin kann das Gegeneinanderwirken beider Ursachen und die zwischen der Verspätung der atmosphärischen und der photosphärischen Fluthwelle stattfindende Verschiedenheit in Verbindung mit einer starken Nutation der Axe des Centralsternes vielleicht die bald größere, bald geringere Intensität der Maxima erklären helfen.

Die nach der Hypothese erforderliche Umlaufszeit von elf Monaten ist, wie schon angedeutet, dem Erdjahre auffallend ähnlich; überhaupt haben viele Sterne der Mira-Gruppe Perioden von nahezu einem Jahre.

Die älteste, schon vor mehr als zwei Jahrhunderten zur Erklärung des Lichtwechsels der Veränderlichen aufgestellte Hypothese ist die der Rotation eines mit Flecken besetzten Körpers. Mit der ihm eigenen Entschiedenheit hat Zöllner diese Ansicht in seinen „Photometrischen Untersuchungen" für alle Veränderlichen, mit alleiniger Ausnahme von Algol, wahrscheinlich zu machen gesucht. Hierbei macht er keinen Unterschied zwischen den einzelnen Typen der Veränderlichen, sondern er sucht, von der Thatsache der rothen Färbung der meisten ausgehend, den Lichtwechsel aller auf Grund der fortschreitenden Erkaltung und Schlackenbildung auf der Oberfläche eines rothglühenden Körpers zu erklären. Mit Vorliebe citirt er die Newton'sche Regula philosophandi: „Effectuum naturalium ejusdem generis eaedem assignandae sunt causae quatenus fieri potest". Dieser beherzigenswerthe Satz kann mißbraucht werden, wenn man die einschränkende Bedingung vergißt. Auf ihn gestützt, könnte Jemand versuchen, alle von der geographischen Wissenschaft aufgestellten Lehren über Aufschüttung, Faltung, Schollenbewegung, Erosion und Verwitterung als künstliche Hypothesen zu verwerfen und die ganze Genesis der Gebirge aus einem obersten Princip zu erklären. Auch Erdbeben

und Meeresströmungen muß man, trotz jenes Satzes, in verschiedenen Fällen verschieden erklären, und man wird, wohl oder übel, bei den Veränderlichen dasselbe thun müssen. Denn die einzelnen Typen sind, obwohl durch Uebergänge einander näher gerückt, doch jeder für sich recht gut charakterisirt.

Speciell für die rothen und die neuen Sterne wird man nun der Hypothese von Zöllner, welche die Flecken mit der Entwickelungs-Geschichte des Fixsternes in Zusammenhang bringt, vielleicht noch eher als der von Klinkerfues Recht geben. Zöllner's Ansichten über die Structur des Sonnenkörpers, der uns ja als Paradigma für sämmtliche Fixsterne dienen muß, harmoniren zwar nicht ganz mit denen anderer Forscher, wie P. Secchi, Young und Faye. Doch läßt der von ihm gelehrte allgemeine Entwickelungsgang eines Himmelskörpers am Ende auch mit diesen Ansichten sich in Einklang bringen. Fünf große Perioden werden in diesem Gange unterschieden. In der ersten ist statt eines Fixsternes nur eine große, weitzertheilte, glühende Nebelmasse von geringer Licht-Emission vorhanden. Indem dieselbe sich allmälig abkühlt, beginnt in ihr an einer oder mehrern Stellen der Uebergang in den tropfbar flüssigen Zustand; es bilden sich einzelne ungeheuere Tropfen glühend-flüssiger Materie, die wir Fixsterne nennen. Der Uebergang aus dem gasigen in den tropfbaren Zustand ist, wie aus dem Kirchhoff'schen Gesetz von dem constanten Verhältniß zwischen Emission und Absorption gefolgert wird, mit einer außerordentlichen Vermehrung des Abganges von lebendiger Kraft in Gestalt von Licht und Wärme verbunden. Zahlreiche Nebelsterne, in denen dieser Uebergang noch stattfindet, beweisen die Richtigkeit der Annahme. In der nun begonnenen zweiten Periode erstrahlt der Stern im hellsten Glanze. Schon bald aber ändert sich das, eben in Folge der gesteigerten Ausstrahlung: der Stern wird kälter und weniger leuchtend, und es beginnt die Bildung von festen (oder nach anderer Meinung erst noch zähen oder viscosen) Schlacken; gleichzeitig vollzieht sich der Uebergang der Weißgluth in die Rothgluth. Bei unserer Sonne, die als gelber Stern einen Uebergang von den weißen zu den rothen Gestirnen darstellt, sehen wir in den allbekannten Flecken den Beginn der Schlackenbildung. Diese Flecken werden von Andern bekanntlich anders gedeutet; die Temperatur der Sonne wird dann auch bedeutend höher als bei Zöllner angesetzt. Man hat aber nur nöthig, die Sonne als noch nicht so weit in der Abkühlung vorgeschritten anzunehmen, um sie auch so in der Entwickelungsreihe unterzubringen. Jedenfalls wird auf einem rothen Stern die Bildung dunkeler Abkühlungs-Producte ganz erheblich zugenommen haben. Gegen Ende dieser dritten Periode wird die äußere Rinde des Sternes nahezu vollständig fest und dunkel. Indem

sie aber durch ihre Zusammenziehung bei beständigem Kälterwerden einen immer stärkern Druck auf das gluthflüssige Innere ausübt, zersprengt und überfluthet dieses am Ende die Hülle ein Mal oder mehrere Mal; das ist die vierte Periode, das Zeitalter der Eruptionen. Bei denselben gibt offenbar das Innere, da es sich selbst des nöthigen Schutzes beraubt, wieder größere Energie-Mengen nach außen ab, und damit eilt das Gestirn dem fünften Zustande, der Periode der vollendeten Erkaltung, entgegen. Es kann jetzt nur sichtbar werden, wenn es, wie die Planeten unseres Systems, von einem Centralkörper empfangenes Licht zurückwirft. Nur etwa durch Umwandlung großer Vorräthe kinetischer Energie in Wärme, z. B. beim Zusammenstoß mit einem andern Weltkörper, kann ein erkaltetes Gestirn wieder in den Zustand höchster Gluth versetzt werden. Dieser andere Weltkörper kann z. B. ein eigener Trabant des Hauptgestirns sein, der sich aus derselben ursprünglichen Nebelmasse wie dieses gebildet hat, und später durch ein widerstrebendes Mittel zum Herabfallen genöthigt wird; wie das auch am Ende des Capitels über die Lyra-Gruppe angedeutet wurde. Der schiefe Zusammenstoß wird außer einer bedeutenden Wärme-Entwickelung auch eine beschleunigte Rotation der nun vereinten Massen im Sinne der verloren gegangenen Revolution zur Folge haben. Es ist nicht unmöglich, daß diese Rotation bei hoch gesteigerter Gluth eine neue Ring- und Satelliten-Bildung zur Folge hat. Das so gebildete neue System aber für einen vollständigen Ersatz des alten anzusehen, trotz der enormen Mengen von Energie, die auf dem langen Entwickelungsgang in alle Winde zerstreut wurden, das ist doch wohl nur mit Aufhebung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft möglich.

Die rothen Veränderlichen stehen nun offenbar in der dritten Entwickelungs-Periode; die Schlackenbildung hat schon sehr große Felder, vielleicht relativ von der Größe unserer Continente, ergriffen, und bald werden diese, bald die stärker glühende Grundmasse uns durch die Axendrehung vor Augen geführt. Im Allgemeinen kann die Rotations-Axe alle *geometrisch* möglichen Lagen gegen die Richtung zur Erde auch in der *Natur* haben; fällt die Axe in diese Richtung hinein, so ist uns immer dieselbe Halbkugel des Sternes zugewandt, er erscheint also, von spontanen Aenderungen abgesehen, in constantem Lichte; steht die Axe auf der genannten Richtung senkrecht, so ist, ceteris paribus, die Veränderlichkeit am größten, und man sieht, daß jeder bestimmte Grad von Variabilität bei bestimmter Anordnung und Dunkelheit der Erstarrungsfelder einem bestimmten Winkel jener Richtungen entspricht. Und so kann ein beliebiger rother Stern zufällig sich als nahezu unveränderlich erweisen, obwohl alle des Lichtwechsels verdächtig sind.

Einen wichtigen Prüfstein für jede Erklärung eines Veränderlichen-Typus gibt die Art ab, wie dabei das beobachtete Mißverhältniß zwischen den Zeiten der Zunahme und der Abnahme als eine physikalische Nothwendigkeit sich herausstellt. Hier hat Zöllner wohl in eben so ansprechender Weise wie Klinkerfues seine Ansicht plausibel zu machen gesucht. Nehmen wir an, der Stern rotire von Westen nach Osten mit einer im Verhältniß zu seiner Masse erheblichen Geschwindigkeit. Die Centrifugalkraft wird dann die Oberflächentheile aus höhern Breiten zum Aequator hinzuschleudern suchen. Nun kommen diese Theile aus Gegenden mit geringer Geschwindigkeit in die niedern Breiten, wo diese Geschwindigkeit viel größere Beträge hat. Sie werden daher, ähnlich unsern Passaten, nach Westen abgelenkt, und es entsteht der Effect, als wenn am äquatorialen Gürtel ein nach Westen gerichteter Strom von Erkaltungs-Producten flösse. Bei stärkerer Anhäufung werden die Schlacken sich an einer Stelle zu stauen beginnen. Hier findet daher ein ziemlich schroffer Uebergang zwischen Hell und Dunkel statt; weiter östlich geht die dunkele Oberfläche ganz allmälig in die hellere über. Bei der Axendrehung entsteht dann offenbar, sobald jene scharfe Grenzlinie an unserm Auge vorüberzieht, ein schneller Uebergang vom Minimum zum Maximum; nun beginnt die helle Seite ihren centralen Durchgang, die Lichtstärke ändert sich dann fast gar nicht; nach und nach treten wieder Schlacken in's Gesichtsfeld, die langsam zunehmen und so eine langsame Lichtabnahme bewirken, bis am Rande wieder die Grenzlinie auftaucht und das schnelle Anwachsen sich wiederholt. Zöllner färbte eine Kugel von 30 mm Durchmesser mit weißer und schwarzer Kreide in der Art, wie er die Anordnung der dunkeln Felder sich vorstellte. Die Kugel wurde vor einer dunkeln Wand aufgestellt, in passender Weise beleuchtet und dann aus einiger Entfernung mit dem uns bekannten Photometer beobachtet. Sie erschien als kleiner Stern ohne meßbare Oberfläche und konnte rücksichtlich ihrer Lichtstärke mit dem künstlichen Stern des Photometers verglichen werden, nachdem sie immer wieder um 10° gedreht war. So erlangte Zöllner nach einer vollständigen Umdrehung die Werthe von 36 verschiedenen Intensitäten, die, als Ordinaten aufgetragen, eine Curve ergaben, welche der von den Sternen des Mira-Typus wirklich befolgten im Allgemeinen ähnlich sah. Man vergesse übrigens nicht, daß diese geometrische Deutung des allgemeinen Charakters der Lichtcurve für einen ganzen Typus noch weniger als z. B. die von Pickering für den genau erforschten Algol versuchte Construction wirklich *beweisend* ist; auch Klinkerfues hätte ähnlich experimentiren und zu einem ähnlichen Ergebnisse gelangen können.

Wie stellen sich nun die übrigen Erscheinungen bei Mira und der Mira-Gruppe zur Zöllner'schen Hypothese? Wir müssen nach derselben

annehmen, daß eine erhebliche Anzahl von Sternen vorhanden ist, deren Axendrehungen in Zeiträumen von etwa einem Jahre oder auch ein wenig darüber verlaufen. S Cygni braucht 323, R Aquilae 345, χ Cygni 406 Tage; noch andere Rotationszeiten würden über 500 Tage hinausgehen; kein Stern aus der Gruppe hat eine Periode, die kleiner als die doppelte Sonnen-Rotationszeit wäre. Der große Unterschied im zeitlichen Verlauf des Lichtwechsels ist vielleicht das wichtigste Merkmal, das die regelmäßig Veränderlichen von den unregelmäßig Veränderlichen trennt. Gruppirt man die sicher bekannten Perioden der Größe nach (und zwar nach Gore's neuestem [1888er] Katalog), so erhält man, nachdem zwischen 80 und 110 Tagen sich nur eine Periode herausgestellt hat,

18 Perioden zwischen 110 und 200 Tagen,
39 „ „ 200 „ 290 „
47 „ „ 290 „ 380 „
18 „ „ 380 „ 470 „
5 „ über 470 Tage [1]).

Man muß daher wohl, im Sinne der Zöllner'schen Hypothese, den Satz aussprechen, daß im Allgemeinen die Sterne, welche jetzt im Stadium einer durch erheblichen Lichtwechsel sich verrathenden Schlackenbildung stehen, vorzugsweise Rotationszeiten besitzen, die von einer gewissen, zufällig dem Erdenjahr nahe kommenden Durchschnittsgröße nicht sehr verschieden sind. Daß diese zufällige Aehnlichkeit mit dem Erdenjahr für den Beobachter mitunter sehr ärgerlich ist, wurde bei Mira hervorgehoben. Wir wollen versuchen, jene Beobachtungsthatsache genetisch zu erklären. Bei unserer Sonne, die in 25—27 Tagen eine Rotation vollendet, ist die Geschwindigkeit nicht groß genug gewesen, um eine erhebliche Abplattung zu verursachen. Noch weniger würde sie im Stande sein, auf der erkaltenden Sonne die Schlacken in einem so sehr widerstrebenden Mittel, bei einer durch die hohe Schwerkrafts-Constante so gesteigerten Reibung, dennoch mit solcher Heftigkeit zum Aequator zu treiben, daß sie mit einer merklich verzögerten Rotations-Geschwindigkeit ankämen. Beobachten wir doch an den Sonnenflecken, die man nach Zöllner als die Anfänge der Schlackenbildung betrachten muß, daß sie in der äquatorealen Gegend nicht nur nicht nach Westen zurückbleiben, sondern, gleichviel aus welchem Grunde, nach Osten voraneilen.

Viel weniger noch als unter den jetzigen Verhältnissen würden wir der solaren Centrifugalkraft jene Fähigkeit zuschreiben, wenn die Rotation sich noch 12—14 Mal langsamer als jetzt, nämlich in 360 Tagen vollzöge; und

---

[1]) Die Mira-Gruppe enthält, die verwandte Orion-Gruppe mitgerechnet, wahrscheinlich alle Veränderlichen von längerer Periode.

dasselbe gilt von jedem beliebigen Fixsterne, den wir an Größe und Masse der Sonne gleich setzen und, wie etwa R Serpentis, in 358 Tagen eine Rotation vollenden lassen. Vergrößern wir nun aber den Durchmesser eines solchen Gestirns auf das 13fache, so legt ein Punkt auf einem beliebigen Parallel desselben in gleicher Zeit eine gleiche Strecke zurück, wie ein Punkt auf dem entsprechenden Parallel der Sonne. Die lebendige Kraft eines Massentheilchens ist also hier wie dort die gleiche, aber die Centrifugalkraft ist dennoch auf dem Veränderlichen des 13 Mal größern Radius wegen 13 Mal geringer. Erst eine abermalige Verdreizehnfachung des Durchmessers würde die Centrifugalkraft der auf der Sonne stattfindenden gleich machen; und nicht einmal diese ist, wie vorhin gezeigt, im Stande, eine merkliche Deviation der Massen herbeizuführen. Und nun bedenke man, daß auf einem Stern von so enormer Ausdehnung die Schwere, von welcher Reibung und Widerstand des Mittels abhangen, auch wieder sehr groß ausfällt. Diese ganz rohe Berechnung zeigt nun jedenfalls, daß ein Stern, dessen Rotation der Periode von Mira, R Serpentis u. s. w. gleichkommt, eine ganz ungeheuere Größe haben muß. Auf einem erkaltenden Gestirne von der Größenordnung unseres Sonnenballs [1]), das in 360 Tagen rotirte, würden die Schlacken wahrscheinlich hier und dort ohne ersichtliche Beziehung zum Aequator sich ausbilden. Im Sinne der Zöllner'schen Hypothese müßte man aber anderseits gerade bei *kleinen* Fixsternen, die ziemlich gleichzeitig mit unserer Sonne entstanden wären, im Allgemeinen des schnellern Erkaltens wegen einen frühern Uebergang zur Röthe, Schlackenbildung und Veränderlichkeit vermuthen. Will man also die Erklärung des schnellern Lichtwachsthums durch die Stauung der Schlacken festhalten, so wird man genöthigt, einem veränderlichen rothen Stern ein ungemein hohes Alter zuzuschreiben, ein Alter, vermöge dessen er viel früher als die Sonne erkalten mußte, obgleich diese durch ihren geringern Durchmesser benachtheiligt ist. Hiernach würden die rothen Veränderlichen von langer Periode die ältesten Verdichtungs-Centra in der ungeheuern Nebelmasse darstellen, aus welcher unser ganzes Fixstern-System mit seiner durch die Milchstraße angedeuteten ellipsoidischen Gestalt sich gebildet haben mag. Es waren große Tropfen im Weltall, die, etwa der größern Ruhe wegen, sich anfänglich leichter bilden konnten als späterhin.

Aber wie unsicher sind alle diese Vermuthungen! Sie zeigen mehr, wo die Schwierigkeit liegt, als wie sie gehoben werden soll. Die Ver-

---

[1]) Daß unser Sonnenball in Bezug auf Größe einen Durchschnittsstern und kein besonders umfangreiches oder besonders kleines Object am Fixsternhimmel darstellt, scheint aus den Bestimmungen der Doppelsternmassen von bekannter Entfernung sich zu ergeben.

theilung der jetzt bekannten Veränderlichen gestattet noch keinen Schluß auf einen genetischen Zusammenhang. Sie sind auf der nördlichen Hemisphäre ein wenig zahlreicher als auf der südlichen, und hier wieder in dem nördlichsten Gürtel, zwischen dem Aequator und dem 30. Parallel, weitaus am zahlreichsten; aber der Grund hierfür ist ein geographischer, nämlich die ungleich stärkere Aufmerksamkeit, die dem nördlichen Himmel und der anschließenden südlichen Zone gewidmet worden ist. Sie zeigen eine Anhäufung nach der Gegend des Thierkreises zu, aber wohl nur darum, weil viele von eifrigen Planeten-Jägern nebenbei entdeckt sind; sie zeigen auch eine Anhäufung nach der Milchstraße zu, das läßt sich aber hinreichend einmal aus der großen Sternfülle dieser Gegend überhaupt erklären, dann aus dem Umstande, daß, jener Entstehung aus der allgemeinen Nebelmasse wegen, die Rotations-Axen der Fixsterne anscheinend durchweg eher die zur Milchstraße senkrechte Stellung haben, als in die Milchstraße hineinfallen werden. Für die Entdeckung der Veränderlichkeit eines rothen Sternes hätte man also, unseres Erachtens, mit Rücksicht auf das früher Gesagte, in der Milchstraßen-Gegend auch wegen der Lage der Axe die meisten Aussichten.

Es wird noch wohl vieler Arbeiten bedürfen, ehe man die Kenntniß der Veränderlichen zur Errathung des Planes benutzen kann, nach welchem der Schöpfer dieses Stern-System mit seinem Milchstraßengürtel und vielleicht noch viele andere Systeme sich hat bilden lassen. Das Auftauchen neuer Sterne in Nebelflecken, wovon wir noch hören werden, mag sich bei größerer Aufmerksamkeit und verschärften Hülfsmitteln noch öfter beobachten lassen; dann läßt sich vielleicht auf die Einzelheiten der Entwickelungsgeschichte auch unserer Weltinsel ein berechtigter Schluß versuchen.

Die Hypothese von Klinkerfues hat übrigens ebenso wie die von Zöllner mit dem Vorherrschen längerer, besonders nahezu einjähriger Perioden sich abzufinden. Daß für die Perioden eine obere Grenze vorhanden ist, erklärt sich ja leicht: bei größerer Umlaufszeit ist die Entfernung zu groß, um heftigere Fluth-Phänomene zu gestatten. Will man die gleichfalls constatirte untere Grenze erklären, so wird man etwa annehmen müssen, daß bei geringerer Umlaufszeit und Entfernung die hohen und dichten Atmosphären beider Sterne sich bis zur Berührung der Fluthwellen nähern. Das hierdurch geschaffene Bewegungshinderniß muß dann eine baldige Zerstörung des Systems, die sich durch das Aufflammen eines neuen Sternes verräth, in Aussicht stellen. Auch hier bleibt einiges dunkel.

Zöllner's Hypothese hat nun noch die auffallenden Ungleichheiten der Periode zu erklären; ferner die ungleiche Maximal-Helligkeit in verschiedenen Perioden bei allen Sternen vom Mira-Typus. Auch die Mini-

mal-Helligkeit mancher unter ihnen unterliegt großen Schwankungen. Bei Klinkerfues lassen, wie wir gesehen haben, alle diese Unregelmäßigkeiten sich leidlich gut durch Störungen von Seiten anderer Trabanten erklären. Bei Zöllner müssen spontane Aenderungen aushelfen: nämlich treibende Bewegungen der Schlacken und auch wohl stärkeres Auftreten derselben zu gewissen Zeiten, während zu andern frisch aus dem Innern hervorgebrochene Gluthmasse einen stärkern Glanz hervorruft. Die Erscheinung wird mit der elfjährigen Periode der Sonnenflecken verglichen. Immerhin bleibt auch hier Einiges räthselhaft. Wegen der ungemeinen Größe, die man den in Rede stehenden Fixsternen zur Erklärung der schnellern Lichtzunahme vindiciren muß, können die Schollenbewegungen während einer Axendrehung wohl kaum hinreichende Beträge erlangen, um die großen Helligkeits- und Perioden-Differenzen erklärlich zu machen. Etwas eher noch wären heftige auf und nieder gehende Bewegungen einzelner Theile der erstarrten Rinde zum Hervorrufen solcher Effecte geeignet. Bewegungen dieser Art werden zu einer bestimmten Zeit im Leben des Fixsternes eintreten, nämlich an der Grenze der dritten und vierten Zöllner'schen Periode. Der Druck der erkaltenden Rinde auf die zunächst unter ihr liegenden gluthflüssigen Massen beginnt um diese Zeit stärker zu werden; häufig treten darum Ueberfluthungen ein. Bald nach dem jeweiligen Eintritte einer solchen Katastrophe wird das emporgequollene gluthflüssige Magma sich abgekühlt haben. Schon durch die Berührung mit den hangenden kältern Schichten war es seit langer Zeit kälter geworden, und nun wird es auch noch der gesteigerten Ausstrahlung an der Oberfläche ausgesetzt. Das Magma dient daher zur raschen Vergrößerung und Verdickung der Rinde; es wird die Spalten, durch die es ausbrach, vielleicht schon deshalb schnell wieder verstopfen, weil es, wie einzelne Metalle, eine Erstarrungs-Dilatation erfährt. Und so wird das Spiel der Kräfte sich bald wiederholen, wobei die Eruptions-Gebiete sich mit größerer oder geringerer Schnelligkeit verschieben können. Damit wäre der Wechsel in der Perioden-Länge und den Maximal- und Minimal-Helligkeiten erklärt; man hätte dann noch, um die schnellere Lichtzunahme plausibel zu machen, eine in der vorhergehenden (dritten) Periode stattgefundene Anhäufung der treibenden Schlacken im Zöllner'schen Sinne anzunehmen. Und hierdurch würde man noch auf anderm Wege als unmittelbar durch Betrachtung der nöthigen Centrifugalkraft, dahin geführt, die Sterne vom Mira-Typus noch bestimmter einer gewissen Altersklasse zuzuweisen, als das durch die Zöllner'sche, allein die Röthe und die Schlackenbildung berücksichtigende Hypothese geschieht.

Wir können uns einen Stern denken, auf welchem, vielleicht wegen einer im Verhältniß zu seiner Größe recht langsamen Rotation, die Schlacken

sich ziemlich gleichförmig über die ganze Oberfläche vertheilt haben; oder auch einen Stern, dessen Rotations-Axe ziemlich genau nach unserm Sonnen-System gerichtet ist. Befinden sich diese beiden Sterne etwa in der Entwickelungs-Phase von Mira, so werden wir dennoch keine periodische Veränderlichkeit wahrnehmen. Wohl aber werden in Zeiträumen, die im Vergleich zur Mira-Periode sehr groß sind, umfangreiche Veränderungen sich zeigen, die, wie bei Mira, von der eruptiven Thätigkeit herrühren. Ein solcher Stern, bei dem die periodischen Aenderungen gegen die säcularen sehr gering ausfallen, scheint der höchst merkwürdige Veränderliche η im Schiff Argo zu sein. Will man, die Stellung dieses Gestirns in dem schmalen Hauptaste der südlichsten Milchstraße in Erwägung ziehend, eine nach der Erde hin gerichtete Rotations-Axe desselben als unwahrscheinlich hinstellen — obwohl die Entwickelungsgeschichte unserer Weltinsel nur im Großen und Ganzen ein Vorherrschen der zur Milchstraßenebene senkrechten Axen vermuthen läßt und z. B. in unserm kleinen Sonnen-System das nicht zu vernachlässigende Partial-System des Uranus eine erhebliche Abweichung von der Normal-Ebene des Systems darstellt — so muß man eine ziemlich homogene Schlackenbedeckung annehmen, die eine periodische Veränderlichkeit unmerkbar macht.

Der rothe Stern η Argus (AR. = $10^h\ 40^m\ 24^s$; Decl. = $-59^0\ 3',2$) ist wegen seiner starken Abweichung nach Süden in Europa unsichtbar; sonst wäre seine Veränderlichkeit wohl noch früher als die von Mira bekannt geworden. Im Jahre 1677 ist der Stern von dem damals 21 jährigen Halley, der im Auftrage der englischen Regierung auf St. Helena die südlichen Sterne beobachtete, unter den Gestirnen 4. Größe notirt worden; etwa 10 Jahre später gab P. Noel ihm die 2., 1751 Lacaille gleichfalls die 2., 1811—1815 Burchell wieder die 4. Größe. Nachdem er in den zwanziger Jahren wieder in der 2. Größe gesehen war, constatirte Burchell 1827 seine Veränderlichkeit; in diesem Jahre erreichte η den Glanz des benachbarten Sternes α Crucis und übertraf damit z. B. Spica und Atair. Nach einem Jahre war er wieder zur 2. Größe gefallen; 1837 war er wieder so hell, daß er nach John Herschel's Angabe nur von Sirius und Canopus (α Argus) übertroffen wurde. Die Helligkeit nahm bis zum März 1843 langsam ab, so jedoch, daß η nicht unter die erste Größe herabging; im nächsten Monate erfolgte nochmals ein jähes Aufflammen fast bis zur Lichtstärke des Sirius, die z. B. von derjenigen des Atair das 9—11 fache (nach verschiedenen Autoren) und von der Intensität des Canopus noch immer das Doppelte (nach J. Herschel) ausmacht. Seitdem hat der Glanz von η Argus beständig abgenommen, 1850 ging er unter Canopus, 1863 unter die 5. Größe hinab und näherte sich dann der Sichtbarkeitsgrenze für freie Augen, die er

schließlich etwas überschritten hat. So steht die Sache noch gegenwärtig. Doch hat Tebbut zu Windsor, N. S. Wales, im Frühjahr 1888 ein ziemlich schnelles Anwachsen von 7,5 auf 7,0 beobachtet, womit nach seiner Ansicht ein neuer Ausbruch sich vorzubreiten scheint. Daß η in einem großen, gleichfalls der Veränderlichkeit geziehenen Nebelfleck sich befindet, soll unten weiter besprochen werden.

Die Amplitude der bisher beobachteten Lichtschwankungen ist bei η Argus etwa eben so groß wie bei o Ceti; denn bei jenem liegen sie zwischen der 7. und 0. Größe [1]), bei diesem zwischen der 1,7. und der 9. Aber alle Versuche, eine Periode in den Lichtwechsel von η Argus zu bringen, müssen als gescheitert betrachtet werden; mit diesem Stern verglichen, ist Mira in der That noch ein sehr regelmäßig veränderlicher Himmelskörper. Noch merkwürdiger ist der Verlauf der Lichtänderungen bei U Geminorum (AR. = $7^h\ 47^m\ 59^s$; Decl. = + 22° 18′, 9). Gewöhnlich 13. Größe, wächst er manchmal bis zur 9. (8,9 bis 9,7), und dieses Wachsthum vollzieht sich in sehr kurzer Friest, die (nach Schönfeld) gewöhnlich unter 14, immer unter 20 Tagen bleibt; ein Mal ist die unglaublich schnelle Zunahme um mindestens 3 Größenklassen in 24 Stunden beobachtet worden. So rapide Aenderungen kommen sonst nur bei der Algol-Gruppe im engern Sinne vor; an eine Gleichartigkeit der Ursachen ist jedoch nicht zu denken, weil der Lichtwechsel, obgleich eine Periode von ein paar Monaten sich andeutet, doch ein viel zu unregelmäßiger ist. Dem Maximum folgt eine lange Abnahme von sehr veränderlichem Charakter. Vielleicht stellen Mira, U Geminorum und η Argus drei Glieder derselben Entwickelungsreihe, vielleicht aber auch drei verschiedene Axenlagen dar. Bei Mira ist die Vertheilung der Schlackenfelder nach großen Gebieten, etwa in der von Zöllner beschriebenen Anordnung, durchgeführt; die Hauptsache beim Lichtwechsel ist hier die Rotation, dann erst kommt die eruptive Thätigkeit. Bei U Geminorum ist die Consolidirung der Oberfläche so weit fortgeschritten, daß die wechselnde Helligkeit bei der Rotation sich nur schwach ausprägt gegenüber den mächtigen Lichtänderungen vermöge der Ueberfluthung. Endlich bei η Argus ist die Oberfläche ziemlich gleichmäßig bedeckt, hier kommt also nur die spontane Aenderung der Lichtstärke bei den Ueberfluthungen in Betracht. Nach der andern Auffassung müßte man, wie bereits angedeutet, etwa die Axe von η Argus in die Richtung zur Erde legen, die von U Geminorum vielleicht unter 30°, die von Mira unter 90° gegen die betr. Richtung neigen. Jedenfalls läßt die Hypothese von Klinkerfues, die man bei

---

[1]) Soll heißen, daß die im Jahre 1843 erreichte Helligkeit, vielleicht die vierfache eines Normalsterns der ersten Größe, eine ganz abnorm große war.

Mira und einigen andern noch wohl halten kann, eine Anwendung auf Sterne wie U Geminorum und γ Argus nicht zu.

Hier ist auch der Ort, die mehrerwähnte Hypothese von Gyldén kurz zu erörtern. Dieser Forscher nimmt an, daß auch Zöllner das Problem noch nicht ganz allgemein behandelt hat. Die Rotation, die Zöllner voraussetze, sei die uns aus dem Sonnen-System bekannte Drehung um eine der Hauptaxen der Trägheit. Eine solche Umdrehung verläuft mit gleichmäßiger Geschwindigkeit. Aber der allgemeine Fall sei doch der, wo die Rotations-Axe mit keiner der (3) Hauptaxen der Trägheit zusammenfalle. Durch Setzung dieses allgemeinen Falles würden die Aenderungen in der Periode gut erklärt. Gyldén hat die Resultate dieser Voraussetzung denn auch in mathematische Formeln gekleidet.

Es muß hier wieder betont werden, daß nicht jede geometrisch einfachere Annahme auch physikalisch die bessere ist. Diejenigen Gelehrten des Alterthums, welche nur den Kreis, als die vollkommenste Curve, zur Erklärung des Himmelslaufes für brauchbar erachteten, handelten ebenso verkehrt, wie ein Neuerer handeln würde, der etwa davon ausginge, daß die Doppelsternbahnen a priori als möglichst verwickelte Curven von hohen Graden anzusehen wären. Wir sehen den Mond und die Sonne, die Planeten Juppiter und Mars mit constanter Geschwindigkeit ihre Rotationen vollziehen; für dieselbe nur in verschwindend geringem Maße gestörte Constanz bildet unser Erdball ein klassisches Beispiel. Von der Sonne ist noch im Jahre 1888 nachgewiesen worden, daß ihre durch die Bewegung der Fackeln sich anzeigende Rotations-Geschwindigkeit sehr constant, auch nicht nach der heliocentrischen Breite verschieden ist, während die Flecken ihre eigenen Wege gehen. Juppiter ist ein großer Körper mit kleiner, unser Mond ein viel kleinerer Körper mit viel größerer Umlaufszeit. Mars und die Erde nehmen in beiden Beziehungen eine Mittelstellung ein; die sehr große Sonne hat eine bedeutende Dauer der Rotation. Ferner befinden sich alle diese Körper, die nur durch ihre gemeinsame Entstehung und Bewegung zusammengehalten werden, in sehr verschiedenen Entwickelungs-Phasen. Der in höchster Gluth befindlichen Sonne steht der 70 Millionen Mal kleinere, ausgebrannte, einer Atmosphäre fast ganz entbehrende Mond mit ungefähr der gleichen Rotations-Dauer gegenüber; seine Gestalt ist von der störenden Anziehung der Erde stark entstellt, seine Rotations-Dauer der mittlern Umlaufszeit gleich gemacht worden, und dennoch scheint er, unserm Centralkörper gleich, um eine der Hauptaxen sich zu wälzen. Will man also bei einem andern Himmelskörper die Gyldén'sche Annahme plausibel machen, so hat man für die auffällige Sonderstellung der Planeten unsers Systems einen Grund anzugeben. Diesen findet nun Gyldén in folgendem Umstande: „Die Körper,

bei denen wir die Rotations-Phasen direct haben wahrnehmen können, sind mit Ausnahme der Sonne klein und haben meistens eine bedeutende Rotations-Geschwindigkeit. Die Sterne bilden aber sehr viel größere Massen, als unsere Planeten, und rotiren, wie es scheint, im Allgemeinen langsamer. Bei solchen Körpern müssen aber die Unterschiede der Trägheits-Momente, insofern diese Unterschiede durch die Umdrehung selbst hervorgerufen werden, ähnlich wie bei unserer Sonne, sehr klein sein, können jedoch, wenn andere Ursachen auf die Massenvertheilung einwirken, nicht unbeträchtliche Werthe annehmen und zwar in solcher Weise, daß die Hauptaxe sich beliebig von der augenblicklichen Umdrehungsaxe entfernt. Wäre nun ein Theil des rotirenden Körpers flüssig, so würden die besagten Axen allerdings im Laufe der Zeiten aneinander rücken und schließlich zusammenstellen; ist aber der flüssige Theil nicht sehr beträchtlich, so kann jene Annäherung sehr lange Zeiträume hindurch dauern, während welcher die Erscheinung der Rotation eine ganz andere ist, als wenn das Zusammenfallen der Axen bereits stattgefunden hätte" [1]).

Wir haben die Worte „mit Ausnahme der Sonne" gesperrt, weil sie den wichtigsten Einwand gegen die Hypothese an die Hand geben. Die Dauer der Rotation unseres Centralkörpers hat sich, wie erwähnt, noch in der letzten Zeit [2]) als eine für unveränderlich anzusehende Größe ergeben, wie man aus ihrer flüssigen Constitution von vornherein annehmen konnte. Geht dieselbe nun später aus dem flüssigen in den zähflüssigen („viscosen"), dann gar in den festen Zustand über, so werden freilich bedeutende Transporte von Massen stattfinden; sie dürften aber schon wegen des Princips der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung keinen wahrnehmbaren Einfluß auf die Lage der Axe äußern können. Die geringste Störung würde bald sich von selbst ausgleichen, wie auch Gyldén annimmt. Daß die Umdrehungszeit der rothen Veränderlichen eine im Verhältniß zu ihrer Größe sehr beträchtliche sei, wodurch dann freilich das lange Anhalten der Störungen sich erklären ließe, darf doch wohl nicht angenommen werden, weil dann, wie wir gesehen haben, der von Zöllner für die schnellere Lichtzunahme geltend gemachte Grund sich kaum mehr halten läßt. Nun bedenke man, daß, wieder im Sinne der Zöll-

---

[1]) A. a. O. S. 4 u. 5.

[2]) Vgl. die von Wilsing angestellten und jüngstens in den Publicationen des Potsdamer astrophysikalischen Instituts (IV 5), wie auch in den „Astronomischen Nachrichten" (CXIX S. 311) bekannt gemachten Untersuchungen über die Verschiebung der Fackeln. Hiernach ergeben die Fackeln, welche den tiefern Schichten des Gestirns anzugehören scheinen, nicht nur eine bei der Schwierigkeit der Beobachtung doppelt beachtenswerthe Constanz der Umdrehungszeit, sondern auch die bei den Flecken wahrgenommene Aequatoreal-Beschleunigung fällt weg.

ner'schen Annahme, noch lange Zeit nachdem die Veränderlichkeit und Röthung des Sternes eingetreten ist, die Rotations-Axe sich jedenfalls halten wird. Denn die Erkaltung und Schlackenbildung betrifft ja zunächst nur die Oberfläche des Gestirns. Ist auch diese längst in die dunklere Rothgluth übergegangen, so wird doch das Innere, durch sie vor weitern Wärmeverlusten geschützt, seine flüssige Beschaffenheit und damit seine Rotation um eine Hauptaxe noch lange festhalten. Dieses gluthflüssige Innere übertrifft nun aber an Masse ganz ungemein die oberflächlichen Theile, und zwar in desto stärkerm Maße, je größer der Stern überhaupt ist; und als sehr groß müssen wir ihn, wie mehrfach erwähnt, jedenfalls annehmen. Einem gewaltigen Schwungrade gleich, das seine constante Geschwindigkeit eigensinnig festhält, reißt diese Hauptmasse des Sternes die erkaltende Schale mit sich fort. Und nimmt man auch an, einer nicht unbegründeten Hypothese folgend, daß die erkaltenden Rindentheile eines Weltkörpers zum Theil ihres hohen specifischen Gewichtes wegen in die Tiefe sinken, um dort einen relativ festen Kern zu bilden, während andere Schlacken, etwa die leichten Silicate, sich oben halten und zwischen diesen und dem Kern eine flüssige „Median-Zone" übrig bleibt [1]); so lange diese Median-Zone umfangreich und flüssig genug bleibt, um so gewaltige Ueberfluthungen zu verursachen, wie bei η Argus und noch mehr bei den sog. neuen Sternen, so lange muß man auch voraussetzen, daß sie eine erhebliche Verschiebung der Rotations-Axe zu hindern fähig ist. Läßt man aber andere Weltkörper an einer Verschiebung der Axe des Veränderlichen arbeiten, und zwar nicht nur an einer Verschiebung im Weltraum, wie sie uns von der Erde her als Präcession und Nutation bekannt ist und auch von Gyldén als brauchbarer Erklärungsgrund für geringere Aenderungen der Periode erwähnt wird, sondern an einer Verschiebung im Innern des rotirenden Sternes selbst, so hat man, scheint uns, vorher Veranlassung, zu fragen, ob nicht die Nachbarschaft etwa eines größern Satelliten auf einfachere Art, als gerade durch Störungen der Axe, die Periode beeinflussen kann, sei es durch Occultationen und Fluthererscheinungen, die neben der Rotation thätig sind, oder durch Occultationen, die darum nicht nach gleichen Zeit-Intervallen sich wiederholen, weil etwa ein anderer Satellit den verfinsternden in seiner Bewegung stört — ähnlich wie es für Algol und andere Sterne wahrscheinlich gemacht wurde.

Es sei hier auch noch darauf hingewiesen, daß die Hypothese einer veränderlichen Geschwindigkeit in der Annäherung des Fixsternes an

---

[1]) Vgl. den Art. „Der Erdball als Ganzes und seine Beschaffenheit" im mineralogischen Theile der Breslauer Encyklopädie der Naturwissenschaften.

das Sonnen-System, wie sie schon bei der Algol-Gruppe erwähnt wurde, bei den rothen Sternen vielleicht besser als dort die Ungleichheiten der Periode erklären kann. Man weiß, daß wir die Erscheinungen auf der Oberfläche der Juppiter-Satelliten, etwa die Verfinsterungen, um verschiedene Zeitabschnitte zu spät beobachten, je nach der Stellung des Juppiter zur Erde, wogegen ein Beobachter auf der Sonne diese Phänomene ganz gleichmäßig, der Berechnung zufolge, verlaufen sehen würde. Nun setzen wir den Fall, daß ein Stern, dessen Veränderlichkeit in erster Linie auf die Rotation einer zum Theil mit Schlacken besetzten Oberfläche zurückzuführen ist, außerdem noch um einen Centralkörper laufe. Bei der untern Conjunction, d. h. wenn der Veränderliche uns am nächsten steht, werden wir alle Phasen gegen den Durchschnitt zu früh, bei der obern Conjunction zu spät beobachten. Es fragt sich nur, wie groß wir die Entfernung beider Körper von einander annehmen müssen, um die thatsächlich beobachteten Ungleichheiten als möglich ansehen zu können. Das Sonnenlicht braucht etwa 500 Secunden, um bis zur Erde zu gelangen. Soll es zehn Tage brauchen, also 864 000^{s}, so müssen wir die Entfernung der Sonne auf das 1730fache steigern. Hierdurch stiege, dem dritten Kepler'schen Gesetze zufolge, die Umlaufszeit auf nahezu 72 000 Jahre. Man hat aber, um eine zehntägige Verzögerung der Phasen eines Veränderlichen gegen den Durchschnitt oder eine zwanzigtägige Verzögerung der Phase in der obern Conjunction gegen die in der untern Conjunction stattfindende zu erklären, noch keineswegs nöthig, eine so erhebliche Umlaufszeit anzunehmen, die dann freilich, weil in dem kurzen Intervall, auf welches unsere Beobachtungen sich erstrecken, die Bewegung fast als geradlinig anzusehen ist, auch die Differenzen nicht erklären würde. Da nämlich die Massen der rothen Veränderlichen, wie mehrfach erwähnt, als sehr groß anzunehmen sind, so wird schon einer relativ geringen Umlaufszeit eine recht große Entfernung zugewiesen.

Warum soll nun diese Hypothese bei der Mira-Gruppe besser als bei der Algol-Gruppe zutreffen? Von andern Gründen absehend, erwägen wir zunächst, daß der von dem Veränderlichen umlaufene Körper keinenfalls für größer als der Veränderliche selbst angesehen werden darf. Dann würde er ja langsamer erkaltet, darum gegenwärtig noch heller als der Veränderliche selbst sein. Wir haben also den andern Stern als kleiner anzunehmen; aber nur etwas kleiner, denn beide laufen um den gemeinsamen Schwerpunkt, der massenhaftere Stern auf einem kürzern Wege; ist unser Veränderlicher gar zu gewichtig, so wird er sich kaum merklich verschieben, d. h. keine merklichen Unterschiede in der Lichtzeit hervorrufen. Immerhin braucht man bei sehr großen Massen nicht allzu

ängstlich in den Annahmen zu sein. Denn auch Sirius, obwohl mehrtausendfach stärker leuchtend als sein Begleiter, hat doch dessen Existenz erst durch seine eigenen Bewegungen verrathen. Jedenfalls aber ist bei rothen Sternen, die schon zum Dunkelwerden sich anschicken, leichter anzunehmen, daß ein nur etwas kleinerer Satellit schon vollständig dunkel geworden sei, als bei den hochglühenden weißen Sternen, wie Algol [1]). Vielleicht kann übrigens die Annahme, daß ein rother Veränderlicher aus zwei Componenten bestehe, die, jeder roth und von nicht zu unterschätzender Lichtstärke, durch Rotation und Revolution eine sehr veränderliche Gesammt-Intensität darbieten, auch einen Theil der periodischen Aenderungen der Periode bei einzelnen Sternen erklären. Die Entfernung des Sternpaares von uns müßte dann als groß genug angesetzt werden, um seine Unauflösbarkeit zu erklären.

In einem Punkte scheint Gyldén jedenfalls Zöllner gegenüber theilweise im Rechte zu sein; nämlich wenn er sagt, daß wir eine annähernde Constanz in der Vertheilung der Schlackenfelder durch größere Zeiträume annehmen müssen, „wenn die Oberfläche jene Consistenz erlangt hat, die wir bei dem Rothglühen der Stoffe, welche den festen Theil unserer Erdoberfläche bilden, wahrnehmen". Die Zöllner'sche Erklärung der Veränderlichkeit der Periode ist darum nicht annehmbar. „So wenig ich nun eine Verschiebung oder überhaupt eine Aenderung der relativen Lage der Schlackenfelder bestreiten will, so wenig will es mir doch einleuchten, daß gerade hierin die besagte Veränderlichkeit in der Periodendauer zu suchen sei, die, wie in einigen Fällen mit großer Evidenz gezeigt worden ist, selbst periodischer Natur ist. Es ist uns wenigstens gegenwärtig keine Ursache bekannt, die eine derartige intermittirende Erscheinung hervorrufen würde" [2]). Man wird, im Sinne des früher Gesagten, wohl eher an partielle Ueberfluthungen, als an einen Transport der Schlacken im Niveau zu denken haben. Was Gyldén weiter mit Recht behauptet [3]), daß nämlich die Feststellung der Zeiten der Maxima und Minima allein nicht genüge, um über die Realität der Grundlagen seiner Ansicht zu entscheiden, und daß, wenn man sich der — freilich viel schwierigern — Aufgabe unterzöge, die Lichtstärken nach regelmäßig wiederkehrenden Intervallen zu messen, man etwas eher zum Ziele ge-

[1]) Es handelt sich bei Algol in dieser Frage keineswegs um den eng benachbarten verfinsternden Satelliten, sondern um ein event. viel weiter entferntes Object. Daß jener schon dunkel geworden sei, ist nicht nöthig anzunehmen, wohl aber, daß, wenn er noch leuchtet, sein Spectrum, obgleich schwächer, von dem des Hauptsterns noch nicht wesentlich verschieden ist. Denn das beobachtete Algol-Spectrum, welches mit dem des Begleiters sich offenbar unzertrennlich verknüpft, ist durch neuere Beobachtungen als unveränderlich erkannt worden.

[2]) A. a. O. S. 4. — [3]) A. a. O. S. 27.

langen könne, das ist wohl zu beherzigen, welcher Theorie man auch sich zuwenden möge. Allerdings ist, wie früher angedeutet, diese Bestimmung nicht so einfach wie bei der Algol- und Lyra-Gruppe mit ihren kurzen und gleichmäßigen Perioden.

Ueberblicken wir nun die Gruppe der rothen Veränderlichen vom Mira-Typus in ihrer Gesammtheit, so erhalten wir folgendes Ergebniß. Die Gruppe ist nicht so scharf abgegrenzt, wie die des Algol, nicht einmal wie die Lyra-Gruppe. Durch η Argus, der keine ausgeprägte Periodicität, aber sehr starke Lichtänderungen aufzuweisen hat, verbindet sie sich mit der Gruppe der neuen Sterne, während sie durch eine Reihe anderer Glieder mit der Orion-Gruppe verwandt ist, vielleicht unmerklich in dieselbe übergeht. Die rothe Farbe, die schnellere Lichtzunahme, auch noch die periodisch veränderliche Periode deuten auf eine gemeinsame physikalische Ursache; trotzdem darf man sich nicht verdrießen lassen, jeden Einzelfall besonders zu prüfen und hierbei sich daran zu erinnern, daß die Sterne des Himmels unter ähnlichen Bedingungen entstandene Einzelwesen, etwa wie die Gebirge unserer Erde, aber keine Exemplare bestimmter Species, wie die Thiere und Pflanzen sind. Die Bewegungen großer Massen, vom fallenden Stein bis zum Weltgebäude, konnten ihren Newton finden, der alles in ein Gesetz zusammenfaßte; ein vergebliches Beginnen wäre es, den Lichtwechsel aller Veränderlichen, von Algol bis η Argus, ebenso unter eine große Formel zu bringen. Die säculare Abkühlung kann hier, wie in der Orographie der Erde, vieles, vielleicht das Meiste, aber nicht alles erklären. Zu verschiedenartig sind die Ursachen, welche bewirken können, daß die lebendige Kraft, die von einem Gestirn aus in der Form von Licht und Wärme uns zuströmt, großen Aenderungen unterliegt. Daß mit den Hypothesen von Zöllner, Gyldén und Klinkerfues das Gebiet der möglichen Annahmen noch nicht erschöpft ist, werden wir bei der letzten Gruppe sehen. Doch verdient hervorgehoben zu werden, daß die Annahme, recht viele Fixsterne seien von dunkelern Planeten begleitet, durch die Hypothesen nicht bestritten, durch einzelne sogar, ähnlich wie bei Algol, direct verlangt wird. Vom kosmogonischen Standpunkte erscheinen Planeten in der That auch nicht nur zuläßig, sondern fast als nothwendig. Eine glühende Nebelmasse muß im Allgemeinen als rotirend angenommen werden, weil die Annahme, sie rotire nicht, einen unendlich unwahrscheinlichen Fall setzen würde. Durch die Contraction wird die Axendrehung beschleunigt und damit die Bildung von Planeten im Sinne der Hypothese von La Place eingeleitet [1]).

[1]) Principiell hat man die gegenwärtig geltende Weltbildungslehre von Kant zu nennen; dabei bleibt bestehen, daß der französische Analyst, welcher ein gutes Menschenalter nachher,

Dieselben werden naturgemäß bedeutend kleiner als der Hauptkörper sein, daher viel schneller erkalten. Auch wenn der Fixstern und der Planet nicht in diesem genetischen Abhängigkeits-Verhältnisse stehen, sondern etwa gleichzeitig aus derselben primitiven Nebelmasse sich gebildet haben, liegt doch wahrscheinlich immer ein großer und ein kleinerer Körper vor. Dieser wird nach seiner Erkaltung von jenem beleuchtet, und damit ist, man muß es zugeben, die Möglichkeit organisirter Wesen da. Ob und in welcher Weise der Schöpfer des Weltalls diese Möglichkeit irgendwo außerhalb der Erde verwirklicht hat, ist uns nicht gegeben zu beobachten; doch haben, vom Standpunkte des Christen und des Philosophen aus, die hierfür aufgestellten Angemessenheitsgründe [1]) ein nicht zu unterschätzendes Gewicht.

Der Gedanke, zwischen alle Veränderlichen überhaupt einen genetischen Zusammenhang bringen zu wollen, liegt sehr nahe. Daß trotzdem ein solcher Zusammenhang gerade zwischen den weißen und gelben Veränderlichen mit kurzer und regelmäßiger, und anderseits den rothen Veränderlichen mit langer und unregelmäßiger Periode nicht statuirt werden darf, brauchen wir dem aufmerksamen Leser nicht noch ein Mal in's Gedächtniß zu rufen. Um jedoch der Meinung, als ob die weißen oder gelblichen Sterne der Algol-Gruppe das erste, die gelben oder röthlichen der Lyra-Gruppe das zweite, die rothen der Mira-Gruppe das dritte Glied einer und derselben Entwickelungsreihe darstellten, wie auch die Färbung anzudeuten scheint, mit einem neuen Grunde entgegenzutreten, wollen wir trotz der Unsicherheit der Sache eine Reflexion über die Vertheilung der Veränderlichen am Himmelsgewölbe versuchen. Sehr auffällig tritt bei derselben, wie bereits angedeutet, der Einfluß der Milchstraße hervor. Erklärt sich dieses zunächst aus der größern Sternfülle in der galaktischen Zone, so scheint uns doch bei der Vergleichung eines neuern Verzeichnisses

---

unabhängig von Jenem, etwas Aehnliches aussprach, die Bildung der Planeten im Allgemeinen besser erklärt hat.

1) Vgl. die erwähnte Schrift von J. Pohle, sowie desselben Verf. „Neue Untersuchungen über die Vielheit bewohnter Welten mit besonderer Berücksichtigung einiger Schwierigkeiten gegen die Annahme von vernünftigen Astralwesen auf den bewohnbaren Himmelskörpern" in den Jahrgängen 1887 und 1888 der Zeitschrift „Natur und Offenbarung". Nicht alles, was in diesen tief durchdachten Arbeiten gesagt wird, möchten wir unterschreiben. Daß jedoch die Beschäftigung mit der Frage der Planeten-Bewohner eines Philosophen durchaus würdig ist, möge Denjenigen, welche in billiger Selbstgenügsamkeit und flachem Empirismus daran zweifeln, ein Hinweis auf den berühmten Kritiker der reinen Vernunft zeigen, der in demselben Werke, welches seine noch jetzt in den Hauptzügen geltende Kosmogonie enthält („Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", Königsberg und Leipzig 1755), den „Bewohnern der Gestirne" ein längeres Capitel gewidmet hat.

von Veränderlichen mit den Resultaten der Seeliger'schen Auszählung [1]), daß auch die relative Häufigkeit der bis jetzt bekannten Veränderlichen mit der Annäherung an die Milchstraße ein wenig zunehme. Fast die Hälfte aller Veränderlichen zeigt eine enge Beziehung zur Milchstraße. Prüft man nun aber die Veränderlichen kurzer Periode (unter 32 Tagen) in derselben Hinsicht, so zeigt sich, daß über $^3/_4$ derselben jene enge Beziehung aufweisen. Ist dieses Resultat bei der geringen Anzahl jener Sterne überhaupt schon von Bedeutung, so wird es noch auffallender, wenn man einen Nebenumstand bedenkt. Die Sternfülle des Himmels an einer beliebigen Stelle ist nach Seeliger's frühern und spätern [2]) Untersuchungen, in Verbindung mit einer Arbeit des Verfassers dieser Schrift [3]), von der galaktischen Breite [4]) der Stelle und zugleich von der scheinbaren Helligkeit in der Weise abhängig, daß für die Anzahl der mit freiem Auge sichtbaren Sterne der Einfluß der Milchstraße nur ein mäßiger ist, daß er jedoch bedeutend wächst, je schwächer die Sterne werden. Vielleicht läßt sich daraus, in Verbindung mit andern Thatsachen, der Schluß ziehen, daß unser ganzes Welt-System stark sphäroidal geformt ist, außerdem aber nach der Aequator-Ebene dieses Systems hin die wirkliche, nicht bloß die scheinbare Sterndichtigkeit merklich zunimmt [5]). Dem sei wie ihm wolle, man wird, wenn die Veränderlichen überhaupt keine weitere Beziehung zur Milchstraßen-Ebene haben sollen, als alle sonstigen Fixsterne, aus jenem Verhalten zu folgern haben, daß die Anzahl der hellern Veränderlichen weniger von der Lage zum galaktischen Aequator abhängt, als die der schwächern Veränderlichen oder auch als die Anzahl der Veränderlichen überhaupt. Und doch ist das Gegentheil der Fall. Denn in den Gruppen, welche durch Algol und β Lyrae charakterisirt werden, findet man sehr viele Sterne, die mit freiem Auge sichtbar sind und nur relativ wenige (U Cephei, U Coronae, S Cancri, R Muscae, W Virginis, R und T Triang. austr., S Coronae austr.,

---

[1]) H. Seeliger, Ueber die Vertheilung der Sterne auf der nördlichen Halbkugel nach der Bonner Durchmusterung. Sitzungsberichte der math.-phys. Klasse der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1884, IV. Heft.

[2]) Ders., Ueber die Vertheilung der Sterne auf der südlichen Halbkugel nach Schönfeld's Durchmusterung. Ebenda 1886, II. Heft.

[3]) Ueber Größe, Gestalt und Sternfülle der Milchstraße. XV. Jahresbericht des Westfälischen Provincial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. Münster 1887. Siehe bes. S. 175.

[4]) Galaktische Breite eines Sternes ist seine Bogen-Entfernung von demjenigen größten Kreise der Sphäre, welcher als „galaktischer Aequator" dem Milchstraßenzug sich am besten anschließt. Die Lage dieses Kreises ist von Heis, Houzeau und O. Struve bestimmt worden.

[5]) Vgl. S. 177 der citirten Abhandlung des Verf.

Gore 170 b Cygni, U Sagittarii, R Sagittae), die auch im Maximum noch teleskopisch bleiben. Man sollte daher erwarten, daß von diesen Typen eine auch relativ geringere Zahl als von den Veränderlichen überhaupt in der Milchstraße oder in deren unmittelbarer Nachbarschaft sich finde; aber es ist, wie wir gesehen haben, sogar ein viel größerer Procentsatz; also haben die Veränderlichen kurzer Periode eine entschiedenere Beziehung zur Milchstraße, als die rothen Veränderlichen. Sie sind also wesentlich von diesen verschieden; wären beide Typen nur dem Alter nach verschieden, so müßten sie sich ziemlich in gleicher Weise am Himmel vertheilt finden.

Woher jene enge Beziehung kommt, ist schwer zu sagen. Nimmt man jedoch für die Veränderlichen kurzer Periode die Trabanten-Hypothese (bei β Lyrae u. s. w. in Verbindung mit der Gezeiten-Hypothese) an, so darf man vielleicht die Sache so erklären: Damit Occultation und Fluthwelle für uns merkbare Lichtänderungen hervorrufen können, darf die Bahnebene des Satelliten gegen die Richtung zur Erde (oder Sonne) nur wenig geneigt sein. Die Bahnebenen der Fixstern-Systeme werden im Großen und Ganzen gegen die Milchstraßen-Ebene oder den galaktischen Aequator gleichfalls nur geringe Neigungen haben. Das kann man der Kant'schen Weltbildungslehre zufolge annehmen, obwohl gerade in unserm Sonnen-System die Hauptebene sich anders gelegt hat. Dann folgt aber, wenn man in Uebereinstimmung mit andern Ergebnissen eine ziemlich centrale Lage unserer Sonne in der Weltinsel annimmt, sofort eine Anhäufung der genannten Veränderlichen nach dem galaktischen Aequator hin. Und zwar eine weit stärkere Anhäufung, als die, welche sich bei den rothen Veränderlichen zeigt. Denn die Rotations-Axe eines mit Schlackenfeldern theilweise besetzten Veränderlichen verträgt bis zum Aufhören der merkbaren Veränderlichkeit ganz andere Neigungen gegen die Richtung zur Erde, als die Bahn-Axe eines nicht allzu eng verbundenen Algol-Systems.

Die Lyra-Gruppe zeigt die Beziehung zur Milchstraße vielleicht noch stärker als die Algol-Gruppe im engern Sinne; doch darf man, weil die letztere Gruppe bis jetzt nur eine geringe Zahl bekannter Sterne enthält, hieraus wohl keine weitere Folgerung ziehen. Höchst auffallend und nicht ganz durch die Zufälligkeiten der Entdeckung erklärbar scheint uns aber die Anhäufung der Sterne vom Lyra-Typus nach einer ganz bestimmten Gegend der Milchstraße zu sein. Die Richtung nach β Lyrae selbst unterscheidet sich nur um etwa 30° von der Richtung nach R Sagittae (AR. = $20^h\ 8^m\ 35^s$, Decl. = + 16° 21',9), einem Stern, welcher das eigentliche Seitenstück zu jenem bildet, da in seiner 70tägigen Periode ebenfalls zwei Maxima von nahezu gleicher und zwei Minima von er-

heblich verschiedener Intensität ausgeprägt sind. Freilich deutet die etwa 100 Mal geringere Maximal-Helligkeit von R Sagittae auf eine zehn Mal größere Entfernung, vielleicht aber auch nur auf einen zehn Mal geringern Radius als bei β Lyrae, oder auf eine entsprechende Combination der Annahmen. Gar nicht viel weiter haben wir die Richtung nach η Aquilae, hiernach die sehr auffallende Constellation von vier Veränderlichen kurzer Periode in einem einzigen Sternbilde, dem des Schützen. Diese drei Sterne, X, W, U und Gore 135a Sagittarii, haben alle ungefähr siebentägige Perioden (7^d,01185; 7^d,59327; 6^d,74518; 5,75), wodurch sie auch wieder an η Aquilae (Periode 7^d,1764) erinnern. U Sagittarii und η Aquilae haben zum Ueberfluß noch fast die gleiche Amplitude der Veränderlichkeit (13 bez. 12 Stufen), während diese Amplitude bei X und W etwas größer ist. Neuerdings ist noch ein Stern im benachbarten Bilde des Pfeils der Veränderlichkeit, mit der Periode von 8^d,38, geziehen worden. Möglicher Weise ist auch U Ophiuchi, obwohl etwas weiter entfernt, mit der Gruppe zusammenzubringen. Führen wir nun etwa von der Mitte der Gegend, welcher diese sechs Sterne (η Aquilae, S Sagittae und die im Schützen) angehören, eine Linie über das Sonnen-System hinaus zur entgegengesetzten Region der Milchstraße, so treffen wir nicht weit von ζ Geminorum, S und T Monocerotis, S Cancri ein. Dagegen ist λ Tauri wohl zu weit von der Gruppe entfernt, desgleichen δ und U Cephei, U Coronae, δ Librae und Algol. Deutlich aber zeigt sich trotzdem die Beziehung einer Reihe von Veränderlichen, die in physischen und periodischen Merkmalen übereinstimmen, auf einen bestimmten, in der Milchstraßen-Ebene gelegenen Durchmesser unserer Weltinsel. Wie weit sich diese übereinstimmende Bildung im Weltraum erstreckt, ist bei der noch mangelhaften Kenntniß auf dem Gebiete der schwächern Veränderlichen noch nicht festzustellen. Jedenfalls kann die Anhäufung von sechs Veränderlichen mit nahezu siebentägigen Perioden und Lichtschwankungen von 6—20 Stufen im Adler, Pfeil und Schützen nicht auf Zufall zurückzuführen sein. Wir glauben nicht, daß beim Mira-Typus eine im Verhältniß zur Gesammtzahl ebenso beträchtliche Anhäufung ähnlich variabler Gestirne in irgend einer Gegend des Himmels aufzuweisen ist. Vielleicht kann man, der auf diesem Gebiete waltenden Unsicherheit und sporadischen Kenntniß unbeschadet, doch das Resultat der letzten Ausführungen in den Satz zusammenziehen: Die Veränderlichen kurzer Periode, welche mit Algol und β Lyrae verwandt sind, bezeichnen eine *bestimmte* Richtung der weltenbildenden Thätigkeit in unserm Fixstern-System; die rothen Gestirne vom Mira-Typus charakterisiren eine Entwickelungs-Phase, die *jeder* Fixstern ein Mal durchlaufen muß.

Der Orion-Typus.

Mehrfach bereits ist hervorgehoben, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach von den wirklich veränderlichen Sternen nur wenige kennen. Man betrachte nur die Gelegenheiten, bei welchen der Lichtwechsel der uns (nach Gore) bekannten 243 Veränderlichen entdeckt wurde. In einzelnen Fällen war ein wirklich auffallendes Verschwinden und Wiederkommen für das freie Auge zu constatiren, wie bei Mira; planmäßige Vergleichungen der Lichtstärke benachbarter Gestirne haben in andern Fällen, in wieder andern hat das Aufsuchen kleiner Planeten in der Umgebung der Ekliptik zur Entdeckung verholfen; zuweilen, wie bei ϱ Persei und W Virginis, hat die Veränderlichkeit eines zunächst für constant angesehenen Vergleichssternes aus den fortlaufenden Beobachtungen eines länger bekannten Variabeln sich ergeben, manchmal die intensive Röthe eines Sternes ihn verdächtigt. Die Veränderlichkeit vieler schwächern Fixsterne ist nur dadurch constatirt worden, daß die Sterne einer ganzen Zone mehrfach zu verschiedenen Zeiten durchmustert und nach Größe und Zahl notirt wurden; aber kann nicht auch hier mancher kleine Stern, der zufällig immer in ähnlicher Licht-Phase beobachtet wurde, mit Unrecht als constant beobachtet sein? Ein so wenig auffällendes Phänomen, wie der Lichtwechsel beim Algol-Typus, kann für viele Sterne, wo die Natur ähnliche Combinationen ausgeführt hat, dem Beobachter desto länger entgehen, je kürzer die Dauer der Aenderungen im Vergleich zur ganzen Periode ist. Hier, wie auch bei manchen rothen Veränderlichen, auf deren Oberfläche der Proceß der Rindenbildung erst eben anfängt oder deren Axe beinahe zum Sonnen-System gerichtet ist, werden die Aenderungen vielfach zu gering sein, um sich zu verrathen.

Je schwächer die Sterne überhaupt werden, desto stärker wächst ihre Zahl, und am Ende ist es fast unmöglich, den einzelnen Objecten Aufmerksamkeit zu widmen. Eine ungeheuere Arbeit ist es, die jetzt von einer Anzahl Sternwarten in Angriff genommen wird. Alle Sterne des Himmels, von den hellsten bis zur 16. Größe herab, sollen durch ein neues Verfahren, das photographische, katalogisirt werden. Die Anzahl der am ganzen Himmel einem sehr scharfen unbewaffneten Auge sichtbaren Sterne, also bis zur $6^1/_2$ten Größe, beträgt etwas weniger als 7000 [1]); die Bonner Durchmusterung, bei der mancher Veränderliche entdeckt wurde, gibt bis zur $9^1/_2$ten Größe für den nördlichen Himmel allein über 300 000 Sterne; die photographische Durchmusterung wird viele Millionen aufzeichnen, und

[1]) Heis, Atlas coelestis novus. Catalogus p. XIII.

die Abmessungen und Reductionen nach den Platten werden noch die Arbeit ganzer Menschenleben erfordern. Auch dann werden viele neue Veränderliche constatirt werden, es ist aber eine Frage, ob man die schwächern noch einzeln wird durchbeobachten können. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den kleinen Planeten, bei deren Aufsuchung man allmälig in einen embarras de richesse gerathen ist. Vielleicht wird man aber zu einer schärfern Erfassung des Grundcharakters einiger Typen gelangen können, als es z. B. bis jetzt bei der Algol-Gruppe mit einem halben Dutzend bekannter Sterne möglich ist; vielleicht ermitteln können, ob die verzögerte Lichtzunahme bei der Mehrzahl der Vertreter der Algol-Gruppe, die Einbiegung des absteigenden Astes der Lichtcurve, die bei η Aquilae, δ Cephei und vielleicht T Monocerotis beobachtet wird, auf ein allgemeines Gesetz zurückzuführen ist. Gerade bei diesen Gruppen wäre eine erhebliche Vermehrung der bekannten Einzelkörper dringend zu wünschen; je größer ihre Zahl wird, desto eher lassen sich allgemeine Gesetze aus den beobachteten Thatsachen ableiten. Die mehrfach geäußerte Vermuthung, daß die relative Zahl der Veränderlichen mit ihrer durchschnittlichen Helligkeit abnehme, wird wohl nur durch die größere Aufmerksamkeit zu erklären sein, die man bis jetzt den hellen Sternen widmen konnte.

Wird nun auch die Zahl der Sterne von bekanntem Lichtwechsel nicht ganz im Verhältniß der Zahl der registrirten Sterne zunehmen, so wird sie doch jedenfalls so stark wachsen, daß auch auf diesem Gebiete ein großes Verdienst dem neuen mächtigen Hülfsmittel, welches der Himmelskunde in der vervollkommneten photographischen Technik erstanden ist, zuzuschreiben sein wird. So darf man sagen, daß für die Stellar-Astronomie die Herstellung von Lichtbildern auf sehr empfindlichen Platten vielleicht keinen geringern Fortschritt bedeuten wird, als s. Z. die Erfindung des Fernrohres und seine Verknüpfung mit den Meßinstrumenten. Das Teleskop sammelt die Energie-Mengen, die auf eine sehr große Fläche, diejenige des Objectivs, wirken und vereinigt sie so, daß sie dem Gesichts-Organ trotz seiner geringen Oeffnung bemerklich werden; so erweitert es unsere Anschauung, indem es uns Lichtmengen zuführt, die eigentlich in einem größern Raume sich zerstreuen sollten. Aber wie die Oeffnung nur klein ist, durch welche die Lichtstrahlen auf unsere Netzhaut dringen, so ist auch die Zeit nur gering, während welcher sie wirken können; stets erneuert sich auf der Netzhaut der von der stäbchentragenden Pigment-Schicht abgesonderte rothe und lichtempfindliche Farbstoff, der Seh-Purpur, und so kann von einem sehr schwachen Objecte, trotz der Verstärkung durch das Fernrohr, doch kein mit Bequemlichkeit wahrnehmbarer Lichteindruck das Auge treffen. Diesem Uebelstande hilft

die Photographie ab. Die Wirkungen, welche eine längere Zeit, vielleicht mehrere Stunden hindurch, von dem Stern ausgehen, summiren sich auf der lichtempfindlichen Platte und erlauben dem Beobachter, die eigentliche Messung des zarten, vielleicht erst auf diese Weise entdeckten Gegenstandes in aller Ruhe später zu vollziehen.

Auch über die Vertheilung der Veränderlichen bestimmter Gruppen am Himmel, die, wie wir sehen, nicht ohne Interesse für die Beurtheilung allgemeiner kosmogonischer Fragen ist, werden die Resultate der photographischen Durchmusterung weitern Aufschluß ertheilen. Ob man sobald dahin kommen wird, aus der mittlern Dauer der Perioden die Größe und Richtung der räumlichen Translation unseres Sonnen-Systems zu bestimmen, wie Zöllner [1]) glaubte, muß dahingestellt bleiben. Allerdings werden die Perioden derjenigen Veränderlichen, auf deren Gegend unser System zusteuert, stärker verkürzt, die der entgegengesetzten stärker verlängert werden, als alle andern. Das macht aber für eine eintägige Periode vielleicht nur zehn Secunden, für eine einjährige Periode eine Stunde. Bei der großen Unsicherheit letzterer Perioden ist auch diese Verkürzung noch zu gering. Für die Sterne von kurzer und regelmäßiger Periode ließe sich, wenn ihrer erst eine hinreichende Menge etwa auf photographischem Wege entdeckt sein wird, schon eher ein Resultat erzielen; aber nur unter der auch von Zöllner als nothwendig hervorgehobenen Voraussetzung, „daß die Perioden-Dauer eines Sternes eine von seiner Position ganz unabhängige Größe ist". Diese Voraussetzung aber, für die rothen Sterne nicht ohne gewisse Wahrscheinlichkeit, wird gerade für die kurzen und regelmäßigen Perioden durch die Thatsachen, z. B. durch das Zusammendrängen der Sterne von siebentägiger Periode im Schützen und Adler, zunächst noch dementirt. Damit fällt auch die Hoffnung, für die translatorische Bewegung unseres Systems, namentlich ihrer Größe nach, aus der Beobachtung der Veränderlichen Schlüsse zu ziehen, nicht nur gegenwärtig, sondern auch für die nächste Zukunft. Eher noch wird man auf anderm Wege den Betrag jener Translation berechnen, um mit demselben dann die Perioden der jetzt bekannten und der noch zu erhoffenden Veränderlichen vom Algol- und Lyra-Typus zu verbessern und so den kosmogonischen Schlüssen eine größere Sicherheit zu geben.

Immer aber wird, und damit kommen wir zum eigentlichen Gegenstande dieses Capitels, eine große Zahl von Veränderlichen übrig bleiben, die sich keiner Regel fügen wollen. Man bedenke die vielen Ursachen, welche für die Veränderlichkeit geltend gemacht sind: Rotation, Occultation,

---

[1]) Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels. S. IX, X.

Fluthwelle, Ausbrüche glühender Massen. Erwägt man, daß diese Ursachen, die in einzelnen Fällen von unmerklichem, in andern von sehr beträchtlichem Einflusse sein werden, unter Umständen auch noch in der manchfaltigsten Weise combinirt gedacht werden können, und daß anderseits die nebensächlichen Größen, von denen die Wahrnehmung und Erforschung der Veränderlichkeit abhängt, wie die Neigung der Rotations-Axe oder der Bahnebene, allerlei mögliche Werthe von Null bis zum Maximum zu erreichen im Stande sind; weiterhin, daß zu diesen mitbestimmenden Größen auch die Declinationen, Längen und Breiten der Sterne gehören, insofern sie für die Sichtbarkeits-Verhältnisse des Sternes zu verschiedenen Jahreszeiten maßgebend sind; erwägt man die große Verschiedenheit in den Schätzungen der einzelnen Beobachter, so wird man begreiflich finden, daß es eine große Menge von Gestirnen gibt, deren Lichtwechsel, gleich dem von η Argus, scheinbar ein ganz unregelmäßiger ist, dabei aber nicht eine so gewaltige Amplitude hat, wie die Veränderlichkeit des genannten Sternes. Dabei zeigt dieser Typus von Sternen, dessen einziges Charakteristicum vielleicht das Fehlen jedes charakteristischen Merkmales ist, doch eine Anlehnung an die bekannten Gruppen von β Lyrae und Mira, insofern die zu ihm gehörigen rothen Sterne von unregelmäßigem Lichtwechsel meistens noch relativ bedeutende Aenderungen erfahren und vom Mira-Typus, vorzüglich von den Sternen längerer Periode, nicht immer scharf zu trennen sind; während die weißen und gelben Sterne durchweg geringere Aenderungen erfahren, übrigens von den regelmäßig Variabeln der Lyra- und Algol-Gruppe sich weit merklicher abheben.

Dieser neue Typus von Sternen, welchen wir den Orion-Typus nennen wollen, weil zwei von den hellern Gestirnen der schönen Orion-Constellation ihm zugeschrieben werden müssen, läßt sich bezüglich seiner Stellung vielleicht mit der Gruppe der „Wilden“ in einem Parlament vergleichen. Auch diese zeigen in manchen Punkten keinen andern Zusammenhang unter einander, als daß sie der Disciplin einer bestimmten Partei sich nicht fügen wollen; einige gravitiren mehr nach rechts, andere nach links, wieder andere nach der Mitte, und auch unter den Mitgliedern der geschlossenen Fractionen gibt es einzelne, die Anlage zur „Wildheit“ verrathen. Oder man kann durch den Typus der mit relativ geringer Amplitude unregelmäßig Veränderlichen an jene merkwürdigen Sprachen erinnert werden, die, inselartig in einigen Gebieten sich vorfindend, bisher aller Bemühungen der Linguisten, sie an einen der bekannten größern Sprachstämme anzugliedern, hartnäckig gespottet haben. Wie man aber auch von diesen isolirten Sprachen mit Recht annimmt, daß sie mit den Hauptgruppen in einem wirklichen, wenngleich für uns

noch verborgenen Zusammenhang stehen, und von jenen Parlaments-Mitgliedern, daß ihr Verhalten durch bestimmte politische Grundsätze geregelt wird, so hat man auch bei dem in Rede stehenden Typus der Veränderlichen eine Herrschaft wirklicher Naturgesetze in dem scheinbar gesetzlosen Verlaufe des Lichtwechsels vorauszusetzen. Die schwach veränderlichen Gestirne dieses Typus leiten dann ganz allmälig zu den Himmelskörpern über, deren Veränderlichkeit nur vermuthet wird. Von solchen „suspected variable stars“ hat Gore neuerdings nicht weniger als 736 aufgezählt, also drei Mal so viel wie die Zahl der gegenwärtig sicher constatirten Veränderlichen. Der Leser erinnere sich daran, daß a priori eigentlich jeder Stern als in geringem Grade veränderlich zu betrachten ist, weiterhin, daß alle Photometer, auch der Zöllner'sche, immer wieder, gleich der Methode der Stufenschätzung, auf der Vergleichung eines Sternes mit einem andern in dem trügerischen Medium der Atmosphäre beruhen; daß die verschiedene Färbung der Sterne und die verschiedene Reaction der Augen gegen Lichteindrücke weitere Schwierigkeiten aufthürmt; dann wird er die ganze Unsicherheit begreifen, die gerade auf diesem Grenzgebiete zwischen veränderlichen und constanten Sternen bis jetzt geherrscht hat und wohl noch lange herrschen wird.

Von den hellern und leicht aufzufindenden Sternen des Orion-Typus mögen hier einige genannt werden.

1) α Orionis [1]), der zweithellste, an der rechten Schulter befindliche Stern des Orion, ist von intensiver Röthe. (AR. = $5^h\ 48^m\ 41^s$; Decl. = + 7° 23',0.) Der großen Helligkeit wegen ist das Gestirn auf dem Wege der Stufenschätzung kaum mit Erfolg zu beobachten, weil es an passenden Vergleichsternen fehlt. Die Aenderungen sind nicht sehr bedeutend, da sie von Größe 1 bis 1,4 gehen; häufig sind sie fast unmerklich. Die von Argelander abgeleitete Periode von 196 Tagen und einigen Minuten hat sich als unzulänglich erwiesen; ja es ist fraglich, ob von einer wirklichen Periodicität überhaupt die Rede sein kann.

2) δ Orionis, der westlichste, also für die Bewohner der nördlichen Halbkugel am meisten rechts stehende Gürtelstern im Orion (AR. = $5^h\ 25^m\ 53^s$; Decl. = — 0° 23',4). Der Stern ist weiß, und damit ist die Satelliten-Hypothese nahe gelegt, obschon auch Bewegungen in der Gas-Atmosphäre und ähnliche Erscheinungen von spontanem Charakter

---

[1]) Mit dem wenig wohlklingenden Namen „Beteigeuze“ sollte man, wie mit manchen arabischen Namen von nur historischem Werth, in den Büchern endlich aufräumen. Die Wissenschaft als solche bedient sich ihrer kaum mehr. Wer die Astrognosie im Interesse der Jungen-Gymnastik verwerthen will, dem können noch „Zuben el genubi“, „Zuben el schemali“ u. a. Namen, gewöhnlich ganz einfache, für das moderne Publicum aber unverständliche Umschreibungen, zum Behalten empfohlen werden.

den Lichtwechsel erklären können. Der letztere umfaßt höchstens fünf Stufen (2,2 ? bis 2,7 Größe nach Schönfeld); Verfasser dieser Zeilen hat in den letzten sieben Wintern eine Aenderungs-Amplitude, die mit Sicherheit über drei Stufen hinausginge, nicht beobachten können. Eine von Auwers abgeleitete 16tägige Periode ist nicht erwiesen; die Veränderlichkeit, die sich gewöhnlich zeigt, ist durch ihren geringen Betrag der Grenze der Beobachtungsfehler schon recht nahe gerückt. — α und δ Orionis wurden von J. Herschel (1840 bez. 1834) als veränderlich festgestellt.

3) α Cassiopeiae, die rechte untere Ecke des bekannten W, das die Hauptsterne dieser Constellation bilden. (AR. = 0^h 33^m 42^s; Decl. = + 55^0 52',7.) Die im Jahre 1831 von Birt festgestellte Variabilität dieses rothen Sternes geht von Größe 2,2 bis 2,8. Die von Argelander abgeleitete 79tägige Periode muß noch als sehr unsicher betrachtet werden. Die Bemerkung von Schönfeld, daß die angegebenen Größen-Extreme selten erreicht werden, die Lichtschwankungen vielmehr meist in oder nahe den Grenzen der Beobachtungsfehler liegen, wird durch neuere Arbeiten, auch durch die seit 1881 vom Verf. dieser Schrift angestellten zahlreichen Lichtvergleichungen immer wieder bestätigt.

4) ε Aurigae, südwestlich (rechts unten) von Capella, nördlich von den Sternen ζ und η Aurigae gelegen, die man im Gegensatz zur Ziege (Capella) als die Böcklein (Haedi) bezeichnet. (AR. = 4^h 53^m 21^s; Decl. = + 43^0 38',6.) Die von der 3,0. bis zur 4,5. Größe gehende Veränderlichkeit dieses gelblich-weißen Gestirns wurde (1847) von Heis neu entdeckt, nachdem sie schon früher von Fritsch und Schmidt angedeutet war. Ihre Amplitude würde an Algol und β Lyrae erinnern, wenn nicht die Lichtänderungen oft lange Zeit hindurch unmerklich wären. So hat der Stern, unsern Beobachtungen zufolge, seit 1881 kaum größere Lichtschwankungen durchgemacht, als um fünf Stufen, indem er höchstens drei Stufen unter und höchstens zwei Stufen über dem Vergleichstern η Aurigae sich hielt. Da der Veränderliche im mittlern Europa circumpolar ist, könnte man, wenn er von recht Vielen fortwährend beobachtet würde, doch vielleicht in einigen Jahren zu einem greifbaren Resultate gelangen. Wir können die Vermuthung nicht unterdrücken, daß bei Sternen wie δ Orionis und ε Aurigae die schon durch die Farbe angedeutete Verwandtschaft mit β Persei und β Lyrae, trotz der unregelmäßig verlaufenden Periode, doch thatsächlich existire. Man denke sich einen Satelliten von mäßiger Größe, etwa von einem drei Mal kleinern Durchmesser als der Veränderliche selbst, also einen Himmelskörper, der dem Centralkörper gegenüber dieselbe Bedeutung hat, wie der Mond unserer Erde gegenüber. Doch stehe er seiner Sonne relativ beträchtlich

näher, verursache daher bedeutende Occultationen und auch Gezeiten, einerlei, wie man die Wirkung der letztern auffassen will. Man beachte, daß ein ziemlich centraler Durchgang eine stärkere Lichtschwächung verursacht, als ein peripherischer. Die gewöhnlichen, einige Stufen betragenden Aenderungen sind durch diesen Satelliten zu erklären. Nun hat der Stern aber auch noch andere Begleiter, die den erstgenannten stören, auch wohl ihrerseits Fluthen verursachen, die — man denke an die Combination von Sonnenfluth und Mondfluth bei der Erde — bald mit einander, bald gegen einander wirken. Manchmal wird das Abfließen der Fluthwelle durch einen anziehenden Körper gehindert, manchmal befördert werden. Auch die Störungen kommen in Betracht. Es ist auch möglich, daß zwischen den Bahn-Elementen der einzelnen Satelliten ähnliche Beziehungen stattfinden, wie zwischen den Elementen der drei innern Juppiter-Satelliten [1]), wodurch eine ziemlich regelmäßige Wiederkehr gewisser Combinationen nach längern Zeiträumen bedingt würde. So könnte die in längern Perioden auftretende größere und geringere Intensität, gegenüber den kleinen Schwankungen, sich vielleicht erklären. Die Verwandtschaft dieser Hypothese mit der von Klinkerfues zur Erklärung des Mira-Phänomens aufgestellten liegt auf der Hand.

Sterne wie α Orionis und α Cassiopeiae werden, ähnlich wie η Argus, eine ziemlich gleichmäßig mit dunkeln Schlacken besetzte Oberfläche oder auch eine ungefähr nach der Erde gerichtete Rotations-Axe besitzen; der Einfluß der Drehung ist also zunächst als minimal anzusehen und verbirgt sich jedenfalls hinter den bei rothen Sternen so stark ausfallenden Beobachtungsfehlern; die zeitweilig auftretenden Eruptionen verursachen einen merkbarern Lichtwechsel, doch nicht einen so heftigen wie bei U Geminorum und η Argus, die in der Entwickelung schon weiter vorgeschritten sind, obgleich bei U Geminorum der Einfluß der Rotation sich noch immer bemerklich macht.

Vielleicht auf der Grenze zwischen dem Mira-Typus, dem Orion-Typus und der Gruppe der regelmäßig Veränderlichen mit kurzer Periode steht ein von Baxendell (1856) in der Leyer entdeckter Variabeler. Links (östlich) von der Hauptgruppe dieser Constellation stehen die Sterne ϑ und η ziemlich nahe zusammen; die vom erstern zum letztern gezogene Linie trifft, etwa fünf Mal verlängert, auf das ziemlich einsam stehende Sternchen R Lyrae. (AR. $= 18^h\ 51^m\ 41^s$; Decl. $= +43^0\ 47',3$.)

---

1) Bezeichnet man die mittlern Bewegungen dieser Sterne mit m_1, m_2, m_3, ihre mittlern Längen mit l_1, l_2, l_3, so findet folgende, durch die Beobachtung entdeckte, von La Place als mathematisch nothwendig erkannte Beziehung statt: $m_1 + 2m_3 = 3m_2$; $l_1 + 2l_3 = 3l_2 + 180^0$. Aehnliches findet bei den Satelliten des Mars und des Saturn statt.

Die aus den Beobachtungen von Schmidt und Baxendell durch Schönfeld abgeleitete Periode von 46 Tagen kann als leidlich sicher betrachtet werden, obwohl die Veränderlichkeit, da sie von Größe 4,3 bis 4,6 geht, der Fehlergrenze schon recht nahe gerückt erscheint.

Zum Schlusse des Wenigen, was über den Orion-Typus gesagt werden konnte, mag noch bemerkt werden, daß in allerjüngster Zeit (Ende 1887) der eifrige Beobachter Espin das Vorhandensein eines weitern Typus wahrscheinlich gemacht hat. Derselbe umfaßt Sterne vom vierten Spectral-Typus, also blutrothe mit scharf ausgeprägten Absorptions-Banden im minder brechbaren, und schwächern im brechbarern Theile des Farbenbandes. Die Lichtänderungen umfassen etwa 15 Stufen, was an die Gruppen der regelmäßig Variabeln erinnert. Doch ist, der Farbe entsprechend, die Periode unregelmäßig, und die Aenderungen verlaufen, was für diesen neuen Typus hauptsächlich charakteristisch zu sein scheint, schnell und unberechenbar [1]). Espin rechnet sieben Sterne mit Sicherheit, neun andere mit Wahrscheinlichkeit hierher; unter den erstern den Stern 19 Fl. Piscium. Nähere Kunde von diesen Sternen bleibt abzuwarten; eine Verwandtschaft derselben mit Objecten wie U Geminorum läßt sich vermuthen, doch kommen erheblich geringere Lichtänderungen in Betracht. Auf die Frage, wie dieselben möglicher Weise mit den spectroskopischen Eigenthümlichkeiten des vierten Typus zusammenhängen, kann hier nicht eingegangen werden.

Die neuen Sterne.

In der Geschichte jeder Wissenschaft hat es Zeiten gegeben, zu welchen die Fülle der Ideen reichlicher strömte als gewöhnlich, und gleichzeitig äußere, man möchte sagen, zufällige Umstände dem Ausbau des Systems günstiger waren. Die Entdeckung des ersten kleinen Planeten, in der ersten Nacht des gegenwärtigen Jahrhunderts, fiel in die Zeit, wo ein Gauß lebte, um die Berechnung einer Bahn aus einigen Beobachtungen und hierdurch das Wiederauffinden eines Wandelsternes zu jeder beliebigen Zeit zu lehren. Kurz vorher (1781) waren durch die Entdeckung des Uranus die Grenzen unseres Sonnen-Systems beträchtlich erweitert worden, die Anfänge einer astronomischen Auffassung der Meteore und die theoretischen Arbeiten von La Place fallen ebenso, wie die für die Beobach-

[1]) Observations made here seem to indicate a new class of variable stars with these characteristics: Period irregular, Variation $1^1/_2$ magnitude, Spectrum IV, Type . . . . . The stars of this class are subject to rapid and uncertain changes in brightness. Astronomische Nachrichten 2815.

tungskunst fundamentalen Werke von Bessel, ungefähr mit dem Anfange unseres Jahrhunderts zusammen. Ebenso das energische Studium der Nebelflecken; und auch eine Reihe wichtigerer Veränderlicher ist, wie wir wissen, in dieser so bewegten Zeit entdeckt worden. Hätte Kant nach jenem glänzenden Zeitalter, anstatt mehrere Jahrzehnte vor demselben der Erforschung kosmologischer Fragen sich gewidmet, so würde seine „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ wohl noch viel tiefere Ahnungen als in der jetzt vorliegenden Gestalt aufweisen.

Eine ähnliche Periode war es, in welcher ein Beobachtungs-Talent wie Tycho Brahe und ein combinatorisches Genie wie Kepler zum Heile der Wissenschaft zusammen wirkten. Und merkwürdiger Weise, wie um diesen Männern besondere Räthsel aufzugeben, zugleich um eine sorgfältige Aufzeichnung des Lichtverlaufs zu sichern, traten damals in wenigen Jahrzehnten drei neue Sterne, darunter zwei von ungewöhnlichem Glanze und ein merkwürdiger Veränderlicher, nämlich Mira, auf. Gerade jene glänzenden Erscheinungen sind von Tycho und Kepler beobachtet worden, so daß diese Forscher das Glück hatten, ein Phänomen durch eigene Anschauung und durch Nachricht von Zeitgenossen kennen zu lernen, das sonst, nach A. v. Humboldt's Zusammenstellung, kaum ein Mal im Jahrhundert sich zeigt.

Daß die neuen Sterne oder die Novae, wie man sie abkürzend nennt, von Veränderlichen wie Mira oder η Argus nur graduell, nicht wesentlich, verschieden sind, zeigt deutlich die Schilderung, welche Tycho von dem plötzlichen Erscheinen und allmäligen Verschwinden der nach ihm benannten, übrigens zuerst von Lindauer in Winterthur am 7. November 1572 gesehenen Nova entwirft. (AR. $= 0^h\ 18^m\ 9^s$; Decl. $= + 63^0\ 27',3$.) Als Tycho, von einer Reise nach Deutschland zurückkehrend, auf dem Landgute Herritzwadt weilte, richtete er eines Abends den Blick auf das ihm wohlbekannte Himmelsgewölbe und sah zu seinem großen Erstaunen in der Cassiopeia, nicht weit nordwestlich von dem Sternchen $\varkappa$ Cassiopeiae, einen überaus hellen neuen Fixstern, der alle Gestirne erster Größe, auch α Lyrae (Wega) und selbst den Sirius überstrahlte; nur mit Venus zur Zeit ihres größten Glanzes konnte die Nova verglichen werden. Im Monate der Entdeckung und auch im nächsten Monate noch hatte der Stern weißes Licht; seine Helligkeit kam im December noch der des Juppiter gleich, fiel im Januar 1573 etwas unter diese, und im Februar und März war der Stern nur mehr so hell, wie die glänzendern Fixsterne erster Größe. Gleichzeitig mit dieser Lichtschwächung hatte der Uebergang von der weißen zur gelblichen Färbung sich vollzogen (. . . hoc nitens jubar in flavescentem quandam tincturam permutabat), die im Verlauf des Frühjahrs einer auffallenden Röthe wich (ita ut circa initium

verni temporis 1573 in Martiam quandam rutilantiam, ob lumen forte jam magis coarctatum et inspissatum degenerarit. Tycho). Diese Rothfärbung erreichte nicht die Deutlichkeit wie bei α Orionis, wohl aber wie bei α Tauri (Aldebaran). Gleichzeitig hatte die Lichtstärke beständig abgenommen, so daß der Stern im April und Mai nur mehr zweiter Größe war. Bei zunehmender Schwächung der Licht-Intensität ging die Röthe wieder verloren, so daß etwa vom Mai ab eine bleigraue Farbe wie beim Saturn zu bemerken war (albedinem quandam sublividam induebat, qualis Saturni stellae subesse videtur), und dabei blieb es im Allgemeinen bis zum Verschwinden der Nova. Dieselbe wurde von Tycho im Juni, Juli und August noch den Sternen dritter Größe gleichgesetzt und fiel im September zur vierten Größe, bei der sie auch im October und November verblieb. Im Januar 1574 war die 5. Größe erreicht, im Februar die 6. Im März 1574 überschritt das Gestirn die Sichtbarkeitsgrenze für freie Augen; und weil man noch keine Teleskope hatte, konnte es ebenso wenig weiter verfolgt werden, wie ein Menschenalter später der Wunderstern im Walfisch. Doch lagen, wie man aus einer Vergleichung beider Entdeckungsgeschichten sofort sieht, die Verhältnisse bei der Tychonischen Nova insofern viel günstiger denn bei Mira, als durch die für Nord-Europa entschieden circumpolare Lage der Cassiopeia eine beständige Sichtbarkeit, soweit die Witterung gestattete, gesichert war. Uebrigens war der Stern während seines hellsten Glanzes auch durch leichte Wolkendecken noch sichtbar.

Ist B Cassiopeiae — so wird der Stern in den Verzeichnissen genannt — gänzlich verschwunden? Ist er periodisch veränderlich wie Mira, oder höchst unregelmäßig wie η Argus? Tycho, ein Meister der Beobachtungskunst, hat mit einer für seine Zeit großen Genauigkeit den Winkel-Abstand der Nova von verschiedenen Nachbarsternen mehrfach bestimmt und hierdurch von der Unveränderlichkeit der Position, also von der Fixstern-Natur des Objectes, sich und die Nachwelt hinreichend überzeugt. Die Frage liegt nahe, ob an der Stelle der Nova (dieselbe ist oben nach den Rechnungen von Argelander, die auf 1880,0 reducirt sind, angeführt) vielleicht jetzt irgend ein Stern, wenn auch nur mit dem Fernrohr, sich auffinden läßt. Hellere teleskopische Gestirne, etwa bis zur 10. Größe herab, finden sich nicht in einer solchen Nähe beim berechneten Orte, daß auf die Identität eines derselben mit B Cassiopeiae geschlossen werden könnte. Dagegen hat d'Arrest nur 49" südlich von jenem Orte (vor jetzt 25 Jahren) ein Sternchen $10^1/_2$. Größe gefunden, das Einige für identisch mit der Nova halten zu dürfen geglaubt haben. Doch ist dieses Object gegenwärtig, wenn überhaupt, nur ganz unbedeutend veränderlich (nach Schönfeld). Sicherlich darf man erklären, daß die

Nova entweder auch für das Fernrohr ganz verschwunden oder mindestens unter die 10. Größe herabgegangen ist.

Ist der Stern schon vor 1572 beobachtet worden? Zur Zeit des Tycho behauptete ein böhmischer Astronom, Cyprianus Leovitius, der aus alten handschriftlichen Aufzeichnungen zu schöpfen angab, es sei schon zwei Mal in der Gegend zwischen der Cassiopeia und dem Cepheus, nahe der Milchstraße, also ziemlich am Orte von B Cassiopeiae, eine Nova gesehen worden; zuerst im Jahre 945, dann 1264. Die Einrede, daß die Quellen des Leovitius auf besonders helle Kometen und nicht auf neue Fixsterne sich bezögen, hat schon Tycho zurückgewiesen. Leider hat man außer der unbelegten Angabe des Leovitius keine Nachricht von diesen Erscheinungen. Einige haben vorschnell geschlossen, daß die Phänomene von 945 und 1264, die sie für erwiesen ansahen, demselben Objecte wie die Tychonische Erscheinung angehörten, nämlich einem Veränderlichen mit der ungeheuer langen Periode von etwa 314 Jahren. Hiernach wäre auch für unsere Tage eine Wiederholung des Phänomens zu erwarten; freilich ist jetzt noch nichts Neues in jener Himmelsgegend gefunden worden, aber man weiß ja, daß die Novae und sogar die Uebergangssterne, wie η Argus, plötzlich in sehr hellem Glanze aufleuchten.

Rechnet man von 945 mit der hypothetischen Periode drei Mal rückwärts, so kommt man ziemlich genau zu dem Geburtsjahre des Heilandes, wie es nach der üblichen, nicht ganz sichern Zeitrechnung angesetzt wird. Dieses zufällige Zusammentreffen hat denn einige Gelehrte weiter veranlaßt, auch den Stern der biblischen Magier für eine Erscheinung von B Cassiopeiae zu halten; von Andern ist eine solche Vermuthung belächelt worden. Die Exegese kann der Antwort, welche die astronomische Wissenschaft vielleicht später ein Mal auf diese Frage ertheilen wird, ruhig entgegensehen. Wenn Gott durch ein besonderes Zeichen am Himmel Sich den Weisen des Morgenlandes zu erkennen geben wollte, so stand es Ihm frei, ob Er mit einem unmittelbaren Acte der Allmacht in das Naturgetriebe eingreifen oder aber von Ewigkeit her die Entwickelung des Kosmos in der Weise lenken wollte, daß gerade jener Stern, den wir jetzt B Cassiopeiae nennen, zur Zeit der Ankunft des Erlösers durch ein intensives Aufleuchten die gelehrten und frommen Magier in forschendes Erstaunen versetzte. So wenig wie bei der ersten, kann man unseres Erachtens bei der zweiten Annahme behaupten, daß Gott durch Seine Handlungsweise dem astrologischen Aberglauben Nahrung gegeben haben würde. Die Exegese kann ferner mit der Annahme, der Stern der Magier sei als eine Nova aufzufassen, eben so gut sich abfinden, wie mit den andern Erklärungsversuchen, wonach ein glänzender Komet oder eine auffallend enge Conjunction von mehrern der hellern Planeten zu sehen

war. Vielleicht aber auch eben so schlecht. Denn wenn auch irgend eines dieser Ereignisse von der Astronomie für jene Zeit wahrscheinlich gemacht würde, wäre noch zu fragen, warum die profane Litteratur eine so merkwürdige Erscheinung gänzlich verschwiegen hat; es wären die auffallenden Umstände, z. B. das Stehenbleiben des Sternes über einem Hause, das für den Astronomen bis jetzt unfaßbar ist, natürlich zu erklären. Und so wird mancher Exeget, auch wenn eine auffallende Sichtbarkeit von B Cassiopeiae für das Geburtsjahr Christi sich ergäbe, mit gutem Fug den Stern der heiligen Magier für ein gesondert aufgetretenes Wunder halten.

Aber die von Klinkerfues und auch von Frühern ausgesprochene Identität mit B Cassiopeiae steht eben auf sehr schwachen Füßen. Warum haben die Araber die Erscheinungen nicht aufgezeichnet, die Leovitius in den Chroniken gefunden zu haben meint? Warum ist z. B. das angebliche Phänomen von 945 nicht von dem Perser Al-Sufi notirt worden? Man bemerke, daß die günstigen klimatischen Verhältnisse, unter denen die Araber arbeiteten, das Uebersehen einer glänzenden Nova nahezu als unmöglich erscheinen lassen. Von den Erscheinungen um 314 und 628, die allerdings in Zeiten fielen, wo die Himmelskunde keine großen Fortschritte machte, hätten doch wohl andere Quellen wenigstens in etwa Notiz nehmen können; oder man muß annehmen, daß diese Erscheinungen viel weniger glänzend verliefen, als die von Tycho gesehene und diejenigen, welche unter Herodes und später unter Otto dem Großen aufgetreten sein sollen.

Bei solchen Differenzen in der Maximal-Helligkeit ist aber, wie der Leser aus der Kenntniß der Veränderlichen schon selbst geschlossen haben wird, an eine regelmäßige Periodicität nicht zu denken. Ueberhaupt kann man für einen Veränderlichen mit starker Amplitude der Lichtwandlung das regelmäßige Einhalten einer Periode von mehr als 300 Jahren kaum erklärlich finden. Daß es Himmelskörper geben mag, die — um zunächst bei der Flecken-Hypothese zu bleiben — eine so lange Zeit zur Axendrehung brauchen, ist zwar theoretisch nicht anfechtbar, obschon es uns, unter Annahme der Kantischen Kosmogonie, auch nicht eben wahrscheinlich vorkommt. Ein Fixstern, dessen Rotation sich in einer so langen Zeit vollzieht, wird nun in einem unserer Jahre nur um etwas mehr als einen Längengrad weiter rotiren, und in fünf Monaten um einen halben Grad, also um den relativ gleichen Betrag, wie unsere Erde in zwei Minuten. Das kann, auch wenn man die Vertheilung der Schlackenfelder sich so günstig denkt, wie es eben angeht, doch wohl kaum eine erhebliche Lichtänderung verursachen. Nun hat aber die Tychonische Nova in fünf Monaten, nämlich vom 7. November 1572 bis zum 7. April

1573, von der Größe der Venus in ihrem hellsten Glanze bis zur zweiten Größe der Fixsterne abgenommen. Das bedeutet, weil Venus in jener Phase einen Normalstern erster Größe, z. B. α Lyrae 40—50 Mal übertrifft, eine Lichtschwächung auf etwa den hundertsten Theil. Will man aber den Vergleich mit Venus für zu problematisch halten, so folgt doch aus den Vergleichungen der Nova mit den Fixsternen, daß sie von Anfang März 1573 bis Anfang März 1574 um mindestens fünf volle Klassen gefallen, d. h. daß ihre Lichtstärke sicherlich auf den hundertsten Theil reducirt ist. Dabei ist es offenbar, daß die Lichtzunahme sich ungleich rapider als die Abnahme vollzogen hat. Der September ist in Deutschland durch sehr klare Tage ausgezeichnet; man kann ziemlich sicher behaupten, daß selbst ein Stern dritter Größe, der im September 1572 in einer so charakteristischen Constellation wie Cassiopeia erschien, nicht verborgen bleiben konnte. Aber schon ein Anwachsen von der dritten Größe bis zu dem ungemein hohen, von Tycho bei der Entdeckung notirten Glanze würde die Multiplication der Lichtstärke mit einem Factor erfordern, der wahrscheinlich viel größer als 100 wäre, und das in einem Zeitraum von kaum zwei Monaten, wo, unter Annahme der Flecken-Hypothese, die Rotation noch nicht den fünften Theil eines Grades betrug. Man sieht, daß auch durch die günstigste Annahme über die Lage der Rotations-Axe bei diesem Stern die Erscheinungen auf solche Weise nicht erklärt werden können.

Will man durch die Trabanten-Hypothese die Erscheinungen deuten, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß eine bloße Occultation dem Verlaufe des Lichtwechsels nicht entspricht. Eine solche würde ja eine für längere Zeit ziemlich constante Intensität voraussetzen, die nur während eines kurzen Intervalls geschwächt wäre. Auch die Ansicht von Klinkerfues kann die enormen Aenderungen des Glanzes nur unter gezwungenen Hülfsannahmen motiviren. Es ist daher wohl wahrscheinlicher, daß wir in dieser Nova eine wirkliche Vertreterin des vierten Zöllner'schen Typus vor uns haben, d. h. eine Sonne im Weltall, die, bereits durch alle Stadien der blauen, gelben und rothen Färbung hindurchgegangen, längst erkaltet war, dann aber durch den Druck der zusammenschrumpfenden Rinde zu neuer eruptiver Thätigkeit veranlaßt wurde. Hierfür scheint die von Tycho notirte Rothfärbung zu sprechen, von der noch weiterhin die Rede sein soll. Die Eruptionen traten ziemlich gleichmäßig auf der ganzen Oberfläche des Gestirns ein, so daß ein Einfluß der Axendrehung auf die Lichtstärke nicht zu beobachten war; doch mag auch die Richtung der Axe hierzu beigetragen haben. Die Analogie mit η Argus wird dem Leser schon aufgefallen sein. Um das jähe Aufflammen der Nova zu erklären, müßte man nun freilich annehmen, daß ziemlich gleichzeitig die

Eruptionen auf dem ganzen Gestirne eintraten und daß nicht etwa eine entstandene Oeffnung als Sicherheits-Ventil für weite Länderstrecken diente. Für ein so plötzliches und allgemeines Phänomen auf der Oberfläche eines Himmelskörpers fehlt uns jedes beglaubigte Beispiel, und das ist ein nicht zu unterschätzender Einwand gegen die Zöllner'sche Erklärung. Ein anderes Bedenken gibt die ungemeine Lichtstärke im Maximum. Kam dieselbe wirklich dem größten Glanze des Planeten Venus gleich, so war B Cassiopeiae ein Stern von der zehnfachen Helligkeit des Sirius [1]). Man bedenke aber, daß die Nova in ihren frühern Entwickelungs-Stadien, also vor der Erkaltung, voraussichtlich einen noch viel stärkern Glanz entwickelt haben wird, weil eine gleichmäßig weißglühende Photosphäre doch eben eine viel größere Intensität hat, als ein gluthflüssiges Magma, das eine vollständig erkaltete Rinde sprengt. Und in ähnlicher, wenn auch nicht ganz so großer Intensität sind verschiedene neue Sterne aufgeflammt.

Es scheint daher, das wir B Cassiopeiae und ähnliche Objecte entweder für sehr nahe bei uns gelegen ansehen müssen — nämlich noch viel näher, als α Centauri, den man für einen der nächsten Fixsterne hält und dessen Lichtstärke nach J. Herschel noch nicht den vierten Theil von der des Sirius ausmacht — oder für außergewöhnlich groß, wie ja auch Sirius aus dem eben angeführten Grunde größer als α Centauri sein wird. Die erstere Annahme ist in etwa gezwungen; warum sollen in solcher Nähe nicht auch Sterne von constantem Licht oder doch von regelmäßiger Veränderlichkeit sichtbar sein? Allerdings findet man auch in größerer Entfernung, d. h. bei den schwächern Himmelskörpern, in unserer Zeit neue Sterne auf und würde dergleichen auch wohl früher gefunden haben, wenn die Topographie des Himmels bereits auf der heutigen Stufe gestanden hätte; aber die überwiegende Mehrzahl ist doch relativ unveränderlich. Der zweiten Annahme steht ein doppeltes Bedenken entgegen: auf einem sehr großen Stern kann die eruptive Thätigkeit, eben der Dimensionen und der großen Schwerkrafts-Constante wegen, noch weniger mit solcher Rapidität auftreten, wie der Lichtverlauf von B Cassiopeiae verlangt, als auf einem kleinern; man bedenke, daß es sich beim Aufleuchten dieses Sternes vielleicht nur um wenige Wochen, wahrscheinlich nur um ein paar Tage gehandelt hat. Und ferner, warum soll gerade ein sehr großer Stern bereits in der vierten Zöllner'schen Periode der Entwickelung angekommen sein — eine Schnelligkeit des Verfalls, die man dem Erkaltungsgesetz zufolge nur bei sehr kleinen Himmelskörpern anzunehmen hat? Man würde so darauf geführt,

---

[1]) α Lyrae wird nach Seidel 4,57 Mal vom Sirius übertroffen; von der Venus im größten Glanz bekanntlich 40—50 Mal.

die hellen Novae, ähnlich den Gestirnen vom Mira-Typus, für Ueberbleibsel aus der ältesten Zeit der Massenverdichtung in unserer Weltinsel zu halten. Eine solche Annahme, der man das Reich der Möglichkeit nicht geradezu verschließen darf, wäre doch vielleicht nicht weniger gezwungen, als die andere: daß in großer Nähe unseres Sonnen-Systems zufällig eine ganze Reihe von Sternen angetroffen wird, welche — immer die Lichtzeit abgerechnet, die dann hier auch nicht viel ausmacht — gerade in historischen Zeiten an dem Finale ihrer Entwickelung angelangt waren.

Kann nun auch die Zöllner'sche Hypothese das Phänomen von B Cassiopeiae nicht ganz einwurfsfrei erklären, so ist sie doch jedenfalls besser als die Hypothese der Flecken oder Trabanten. Die dreihundertjährige Periode, die sonst eine der letztern Ansichten, etwa die Trabanten-Hypothese, noch immer wahrscheinlicher machen könnte, ist eben viel zu mangelhaft verbürgt, als daß im Ernst mit derselben zu rechnen wäre. Da jedoch auch die Zöllner'sche Hypothese zu auffallenden Folgerungen leitet, so ist es vielleicht angebracht, einer ältern Ansicht zu gedenken, gegen die sich am Ende auch nichts beweisen läßt. Schon bei Betrachtung der Lyra-Gruppe ist die Möglichkeit des endlichen Zusammenstoßes von zwei eng verbundenen Sternen erwähnt worden. In der That wird die starke, von den Gezeiten noch erheblich gesteigerte Annäherung der Oberflächen schließlich für den Bestand des Systems gefährlich. Die beständige Gezeiten-Reibung auf den Oberflächen muß die lebendige Kraft mehr und mehr verringern, wodurch wieder eine neue Annäherung und zugleich eine säculare [1]) Verkürzung der Periode eintritt. Dann bedarf es nur eines geringen äußern Anlasses, der etwa durch Eindringen eines Meteoriten-Schwarms gegeben ist, um die Gas-Atmosphären zu vermischen und einen Zusammenstoß herbeizuführen. Auch wenn die beiden Componenten des Sternpaares im Vergleich zu ihrem Abstande klein genug sind, um die in dem Fluth-Phänomen liegende Gefahr glücklich zu überstehen und gemeinsam zu erkalten, wird das beständige Aufschlagen von Meteoriten die Massen am Ende so vermehren, daß der Zusammenstoß unvermeidlich ist. Einige Novae zeigen vielleicht diesen Fall. Die plötzliche Aufhebung der lebendigen Kraft unseres Sternpaares wird mit einem so heftigen Auftreten von Licht und Wärme verbunden sein, daß für kurze Zeit ein neues Gestirn sichtbar wird. Die enorme Schnelligkeit im Aufflammen der neuen Sterne, durch Zöllner's Annahme nur mit dem Gedanken an eine eben so plötzliche wie unerklärbare Aufhebung eines labilen Gleichgewichtszustandes auf der ganzen Oberfläche motivirbar, gewinnt

---

[1]) Säcular im Sinne von „nicht periodisch", sondern „beständig weiter wachsend".

nun eine einfach zwanglose Erklärung. Für das, wenngleich nicht eben so schnelle, so doch auch sehr rapide Erlöschen, wie es bei B Cassiopeiae constatirt ist, wäre vielleicht auch eine Erklärung zu finden. Der Stoß wird nämlich nicht leicht ein centraler sein, gewöhnlich werden beide Himmelskörper in immer schnellerer Rotation einander näher kommen und so zuletzt mit den Oberflächen sich streifen, womit dann der Moment des Aufflammens gegeben ist. Namentlich wird dieser Verlauf stattfinden, wenn die Körper, wie es in unserm Falle erforderlich zu sein scheint, vorher nahezu ganz erkaltet, daher nicht von irgendwie dichtern leuchtenden Atmosphären mit Wolken umgeben waren. In letzterm Falle würde ja die Vernichtung der kinetischen Energie mehr allmälig sich vollziehen. Tritt dagegen eine plötzliche Reibung der Oberflächen ein, dann wird auf einmal ein gewisser Theil der lebendigen Kraft, aber eben auch nur ein Theil, und nicht einmal der größte, in Wärme umgesetzt. Der Rest bleibt als neue und zwar äußerst schnelle Rotations-Bewegung bestehen. Die Oberflächen erhitzen sich stark, werden zum Theil verflüssigt, zum Theil in gasförmigen Zustand übergeführt. Aber bald geht die Wärmemenge verloren, da sie nicht nur in den Weltraum ausstrahlt, sondern namentlich auch auf das Innere des geeinten Körpers — von dessen neuer Mitte aus — sich verbreitet und dabei für die Außenwelt wirkungslos wird. So mag das schnelle Erlöschen einzelner Novae sich erklären.

Ueber die physikalischen Eigenthümlichkeiten des Lichtes von B Cassiopeiae hätte die Spectral-Analyse Aufschluß ertheilen können, wenn dieses mächtige Hülfsmittel der modernen Himmelsforschung dem Tycho bereits bekannt gewesen wäre. Gegenwärtig sind wir einzig auf die Farbenbeobachtungen dieses dänischen Astronomen angewiesen. Aus denselben geht hervor, daß der Stern zunächst in weißem Lichte erschien, beim Herabsteigen von der ersten zur zweiten Größe allmälig durch Gelb in Roth überging, beim weitern Sinken zur dritten Größe aber auch die letztere Färbung mit einer bleigrauen vertauschte. Die aus dieser Beobachtung gezogenen irrigen Schlüsse auf eine verschiedene Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Lichstrahlen verschiedener Wellenlänge hat bereits A. v. Humboldt [1]) zurückgewiesen. Der wahre Grund des Farbenwechsels ist anscheinend theils subjectiver, theils objectiver Natur. Wenn dem plötzlichen Aufflammen, welcher Ursache immer es zu verdanken war, ein langsameres Erlöschen folgte, war schon hierdurch ein Grund für den allmäligen Uebergang der Weißgluth in die dunkelere Rothgluth gegeben.

---

[1]) Kosmos III. S. 218. Vgl. die beim Algol über diese Annahme gemachten Bemerkungen.

Nun ist außerdem die Wahrnehmbarkeit der rothen Färbung eines Gestirns von seiner Helligkeit abhängig. Bei sehr glänzenden Objecten verbirgt sie sich leicht, während sie bei weniger intensivem Lichte deutlich hervortritt. Man [1]) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß z. B. rothe bengalische Flammen weiß erscheinen, die von ihnen beleuchteten, daher minder hellen weißen Gegenstände roth. Die Einrichtung der lichtempfindlichen Organe in unserm Auge kann diese Thatsache erklären. Anderseits darf die Lichtstärke nicht unter ein gewisses Minimum herabgehen, wenn eine Färbung von bestimmtem Grade der Lebhaftigkeit sichtbar bleiben soll. Der Veränderliche μ Cephei (AR. $= 21^h\ 39^m\ 50^s$; Decl. $= +58^0\ 13',7$), welcher anscheinend dem Orion-Typus angehört und gewöhnlich in der 4.—5. Größe erscheint, ist der rötheste unter allen mit freiem Auge sichtbaren Sternen der nördlichen Halbkugel, weshalb er schon von W. Herschel als Granat-Stern (garnet star) bezeichnet wurde [2]). Dennoch wird es unter Umständen dem freien Auge schwer, bei ihm die Färbung wahrzunehmen, während sie bei den viel weniger rothen Sternen erster Größe α Tauri und α Orionis sofort auffällt und auch bei μ Cephei schon im Opernglase leicht sichtbar ist. Zöllner ist daher im Recht, wenn er [3]) das Schwinden der überhaupt nicht intensiven Rothfärbung [4]) unseres Sternes einfach physiologisch erklärt. Hierbei mag daran erinnert werden, daß überhaupt gerade der Farbeneindruck, welchen wir von rothen Sternen erhalten, erheblichem Wechsel unterworfen ist. Wer sich mit der Beobachtung von o Ceti, α Cassiopeiae oder μ Cephei beschäftigt, kann sich von dieser größtentheils wohl ebenfalls rein physiologischen Thatsache überzeugen. Verschiedene Beobachter wollen einen periodischen Charakter dieses Farbenwechsels bei einzelnen Veränderlichen festgestellt haben, auch bei dem vielleicht der Orion-Gruppe nahe stehenden, bis jetzt aber noch als constant zu betrachtenden Stern α Ursae majoris. Die Wahrnehmungen erklären sich aber auch hier durch den Einfluß der Subjectivität des Beobachters, auch wohl durch atmosphärische Einflüsse; so hat die für den Farbenwechsel von α Ursae majoris herausgebrachte etwa 30 tägige Periode eine auffallende Aehnlichkeit mit der $29\frac{1}{2}$ tägigen synodischen Umlaufszeit des Mondes; es ist aber bekannt, wie sehr die Farben-

---

[1]) Schönfeld, Die veränderlichen Sterne. Vortrag. Mannheim 1863. S. 34.

[2]) Ein ebenfalls intensiv blutrother Veränderlicher, welcher zu den regelmäßigern Objecten der Mira-Gruppe zählt, ist R Leporis (AR. $= 4^h\ 54^m\ 8^s$; Decl. $= -14^0\ 59',3$). Derselbe erreicht jedoch nur im Maximum die Grenze der Sichtbarkeit für unbewaffnete gute Augen ($6\frac{1}{2}$. Größe). Von Hind wurde er Carmoisin-Stern (crimson star) genannt. Die Zunahme vollzieht sich bei diesem Stern vielleicht ein wenig langsamer als die Abnahme.

[3]) Photom. Unters. S. 250.

[4]) Denn nicht einmal der Grad der Rothfärbung von α Orionis wurde erreicht.

schätzung durch hellen Mondschein alterirt wird. Nur Beobachtungen mit dem Zöllner'schen Colorimeter können hier einige Sicherheit geben.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Tychonischen Sternes, nämlich im Februar 1578 und im Juli 1584, sind zwei neue Sterne chinesischen Beobachtungen zufolge aufgetreten, davon der zweite in der Nähe von π Scorpii; die Position des ersten, der sehr hell gewesen sein soll, ist unbestimmt. Im Jahre 1600 entdeckte der Geograph Janson den Stern P Cygni, der vielleicht nicht als Nova bezeichnet werden darf. (AR. = $20^h\ 13^m\ 22^s$, Decl. = + 37° 39',7.) Seit 1602 auch von Kepler beobachtet, nahm der Himmelskörper immer mehr an Lichtglanz ab und wurde 1621 unsichtbar; zur Zeit der Entdeckung ist er wahrscheinlich nur ein Stern dritter Größe gewesen, und wie es vor 1600 mit ihm gestanden hat, ist nicht mehr zu ermitteln. 1655 wieder in 3. Größe aufgeleuchtet, verschwand er abermals, um 1665 nochmals in schwächerm Glanze aufzutauchen. Seit 1677 ist er constant 5. Größe geblieben; die Beobachtungen (auch unsere eigenen seit 1880) ergeben keine Spur von Veränderlichkeit. Der Stern ist „gelb von mäßiger Intensität" (Sch.), und zwar mit hellen Linien im Spectrum (Gore), und da es sonach vielleicht nicht angebracht ist, ihn dem vierten Zöllner'schen Typus, der Rothfärbung verlangt, beizugesellen, so wäre vielleicht hier eine Reihenfolge von Zusammenstößen eines Centralkörpers mit mehrern seiner Planeten annehmbar, also die Zerstörung eines Systems. Man betrachte diesen Stern als sehr eng verbunden mit seinem nächsten Begleiter, etwa wie es bei der Algol-Gruppe angenommen wird, der er durch seine gelbe Färbung verwandt ist. In etwas weiterer Entfernung befinden sich einige andere Planeten des Sternes, wie es ja wiederum bei den regelmäßig Veränderlichen von kurzer Periode gleichfalls angedeutet ist. Kommt er mit dem innersten Planeten zum Zusammenstoß, aus den oben angeführten Gründen, also wegen der Reibung der Fluthwelle und des Zuströmens meteorischer Massen, so erfolgt das erste Aufflammen, das mit einer heftigen Entwickelung glühender Gase verknüpft ist. Will man eine Vorstellung gewinnen, wie weit diese Gase und ihre nebeligen und rauchigen Abkühlungs-Producte gelangen können, so hat man nur eine Abbildung der Sonnen-Corona zu betrachten, und dabei sich zu vergegenwärtigen, daß dieses Gebilde schon unter normalen Verhältnissen entsteht. Die Corona dehnt sich mehrere Sonnen-Diameter weit aus; um so mehr werden jene Explosions-Producte sich ausdehnen und dabei schließlich den Weg zu einem weitern Planeten finden können. Der Abstand des Mercur von der Sonne beträgt z. B. einige 40, derjenige der Venus etwa 80 Sonnen-Durchmesser; die mit Algol verwandten Systeme muß man als noch viel enger verbunden ansehen. Es wird

daher der zweite Planet gleichfalls zum Centralkörper herabgezogen und umkreist ihn in immer schnellerm Laufe. Die ihn verzögernde Ursache bleibt bestehen, auch wenn nach dem Aufflammen ruhigere und schwächere Lichtentwickelung eingetreten ist. Denn die rauchartige Corona bleibt dann doch bestehen, und der zweite Planet wird ihr immer erreichbarer; daher tritt bald nach der ersten Katastrophe die zweite auf, und so kann das Schauspiel sich vielleicht noch ein Mal wiederholen.

Am 10. October 1604 entdeckte ein Schüler des großen Kepler, der Böhme Johann Brunowski, eine Nova im Fuße des Schlangenträgers. (AR. = $17^h\ 22^m\ 27^s$; Decl. = $-21^0\ 22',8$.) Kepler hat diesem Stern eine Monographie [1]) gewidmet. Der Verlauf der Erscheinungen erinnert sehr an die Tychonische Nova; man kann nicht ein Mal mit Sicherheit sagen, welcher Stern beim Aufflammen heller war; bei der Entdeckung durch Brunowski, welche, in Anbetracht der ungünstigen Position des Schlangenträgers für die nördliche Hemisphäre, vielleicht als eine sehr verspätete zu betrachten ist, war der Kepler'sche Stern allerdings heller als Juppiter, jedoch schwächer als Venus, während die Tychonische Nova der Venus im größten Glanze gleichkam. Nehmen wir an, die Kepler'sche Nova sei beim Aufleuchten nur 15 Mal heller als ein Normalstern erster Größe gewesen [2]). Der Stern war weiß und funkelte lebhaft; eine nachherige Röthung scheint nicht aufgetreten zu sein. Im Anfang Januar 1605 war er schon schwächer als Arcturus, wenngleich noch heller als Antares (α Scorpii), so daß er einem Normalstern erster Größe geglichen zu haben scheint. Die Intensität fiel also im ersten Vierteljahr nach der Entdeckung ungefähr auf den fünfzehnten Theil; im zweiten Vierteljahr, nämlich bis Ende März, wurde die dritte Größe erreicht, was einer abermaligen Division der Lichtstärke durch 6 entspricht. Die Constellation verschwand nun für ein Dritteljahr in den Sonnenstrahlen; im October 1605 war der Stern von der 6. Größe, also in einem halben Jahre die Lichtstärke wieder durch 16 dividirt; im März 1606 ist der Stern verschwunden (wieder für freie Augen). Wahrscheinlich ist das Object genau um dieselbe Zeit auch in China gesehen worden; ob aber außerdem die 1584er chinesische Nova mit der Kepler'schen als identisch zu betrachten ist, steht dahin. Die Identität vorausgesetzt, die sich bei der mangelhaften Angabe des chinesischen Autors einerseits und der auffallenden Nachbarschaft der Gestirne anderseits weder mit Sicherheit annehmen noch mit gutem Grunde zurückweisen läßt, hätten wir ein zweimaliges Aufflammen zu verzeichnen, und die Länge der Zwischenzeit würde

---

[1]) De stella nova in pede Serpentarii. Pragae 1606.

[2]) Nach Zöllner (Photom. Unters. S. 134) ist Juppiter in mittlerer Opposition etwa $10\frac{1}{2}$ Mal heller als Wega.

an P Cygni erinnern. Vielleicht ist, wie bei diesem Gestirn, so auch bei der Nova im Schlangenträger, eher ein Zusammenstoß zweier Körper als eine Eruption von gluthflüssigem Magma im Sinne der Zöllner'schen Annahme für wahrscheinlich zu erachten.

Mit einer von chinesischen Quellen angedeuteten Nova von 1609 schließt die Aera der neuen Sterne, welche vom 16. in das 17. Jahrhundert hinüberleitet [1]). Erst im Jahre 1670 (20. Juni) wurde wieder ein neuer Stern gefunden, welcher in der 3. Größe im Sternbild des Fuchses, nahe bei β Cygni, erstrahlte. Entdecker ist der Carthäuser Anthelme. (AR. = $19^h\ 42^m\ 39^s$; Decl. = + 27° 1',3.) Nach wenigen Wochen (10. August) war die 5. Größe erreicht, und bald darauf war der Stern verschwunden. Ein zweites Aufleuchten, aber nur in der 4. Größe, erfolgte im März 1671; nach abermaligem Verschwinden ist der Stern nochmals im März 1672, und zwar in 6. Größe, sichtbar geworden, um dann für immer zu verschwinden. Von einem Sternchen 11. Größe, das jetzt in der Nähe des berechneten Ortes unserer Nova sichtbar ist, konnte die Veränderlichkeit noch nicht erwiesen werden. Vielleicht thut man hier den Ereignissen keinen zu großen Zwang an, wenn man sie durch eine Vereinigung der Flecken-Hypothese mit der Hypothese der Eruptionen zu erklären unternimmt. Wenn der Fixstern mit einem erheblich kleinern Körper zusammenstieß, trat zunächst nur auf einer Seite die Erhitzung ein; die frei gewordenen Gase umhüllten aber den ganzen Körper und verursachten bei ihrem Uebergang in den leuchtend-flüssigen Zustand das Phänomen des ersten heftigen Aufflammens. Dann nahm die allgemeine Leuchtkraft durch Ausstrahlung in den Weltraum und durch Leitung an die dunkele und kalte Hauptmasse immer mehr ab, so daß am Ende der Einfluß der Rotation sich geltend machte. Eine etwa einjährige Periode der letztern bewirkte, sobald die vom Satelliten getroffene Stelle der Erde zugewandt war, das Aufleuchten in den Jahren 1671 und 1672; die erzeugte Wärmemenge verlor sich rasch, die Maxima wurde also zusehends schwächer, der Stern am Ende unsichtbar wie vor dem Zusammenstoß. Vielleicht kann die Hypothese, daß aus der Oberfläche eines Sternes mit etwa einjähriger Rotations-Periode hauptsächlich an einer Stelle die Eruption des gluthflüssigen Innern im Zöllner'schen Sinne erfolgte, den Thatsachen eben so gut gerecht werden.

Wiederum dem Sternbilde des Schlangenträgers gehört eine von Hind am 27. April 1848 entdeckte Nova an. (AR. = $16^h\ 52^m\ 47^s$; Decl. = — 12° 42',5.) Es ist nach Hind als sicher anzunehmen, daß noch

---

[1]) Näheres über die chinesischen Novae siehe bei A. v. Humboldt a. a. O. — Von der mangelhaft beglaubigten Nova von 1612 ist im Text abgesehen worden.

drei Wochen vor der Entdeckung des auffallend roth gefärbten Sternes kein Object bis zur 9½. Größe herab an derselben Stelle zu finden war. Die Nova erschien in der 6. Größe und nahm noch ein wenig zu, dann aber, wie alle Novae, wieder unaufhaltsam ab. 1850 wurde die 10. Größe erreicht; die weitere Abnahme verlief unregelmäßig, und seit 1867 ist der Stern gleichmäßig 12.—13. Größe gewesen. Bei der intensiven Röthe des Sternes ist hier die Eruptions-Theorie nicht ganz abzuweisen. Das Sinken um sieben Größenklassen entspricht einer Division der Lichtstärke etwa durch 600. Es scheint uns aber, als wenn man hier, wie bei dem Tychonischen Stern, diese Theorie nur durch die Hülfsannahme retten könnte, daß der Stern unserer Erde relativ nahe stehe. Der Tychonische Stern mußte für sehr nahe gelten, der Hind'sche mag vielleicht die Entfernung der Sterne 2. Größe gehabt haben. Bei den meisten andern Novis kann schon darum die Zusammenstoß-Theorie das enorme heftige Aufflammen besser erklären, weil bei Annahme derselben für kurze Zeit eine ungemein große Ausstrahlungs-Fläche gegeben ist, die sich durch peripherische Abkühlung der entstandenen Gase sehr schnell bildet — auch abgesehen von der Schnelligkeit des Aufflammens, die bei einem Stern von der Größe unserer Erde mit den jetzigen Theorien des Vulcanismus kaum im Einklang stände, für größere Himmelskörper natürlich noch weniger haltbar wäre.

Ein sehr schnelles Aufflammen charakterisirt den Stern T Scorpii, gleichfalls der merkwürdigen Region des Himmels angehörend, die relativ so viele neue Sterne aufweist und der Region der regelmäßig Veränderlichen (im Adler und Schützen) ziemlich nahe gelegen ist. (AR. = $16^h\ 9^m\ 54^s$; Decl. = — 22° 40',7.) An einer Stelle des schwer auflösbaren Sternhaufens Messier 80 in dieser Constellation, wo noch am 18. Mai 1860 zweifellos kein neues Object zu sehen war, fand Auwers am 21. Mai einen Stern 7. Größe. Das Object ist nicht lange sichtbar geblieben, da es schon nach kaum 4 Wochen von dem hellen Lichte des Sternhaufens nicht mehr zu unterscheiden war.

Wohl die größte Schnelligkeit des Aufleuchtens muß bei T Coronae als constatirt betrachtet werden. (AR. $15^h\ 54^m\ 29^s$; Decl. = + 26° 15',7.) Der Stern ist als Object 9½. Größe unter den schwächsten Gestirnen der Bonner Durchmusterung notirt. Nach der bestimmten und glaubwürdigen Angabe des verstorbenen Astronomen Schmidt in Athen war am 12. Mai 1866, Abends 9½ Uhr Pariser Zeit an seiner Stelle noch kein Object sichtbar, das die 5. Größenklasse erreicht hätte. Um 12 Uhr Pariser Zeit desselben Abends erblickte Birmingham zu Tuam in Irland die Nova als Stern 2. Größe von der Helligkeit der Gemma (α Coronae); noch in derselben Nacht constatirte ihn Fargubar zu Washington, und an

den folgenden Abenden wurde er allgemeiner beobachtet. Die schon am 13. Mai stark bemerkliche Abnahme führte den Stern bis zum 20. Mai unter die Sichtbarkeitsgrenze hinab; am 12. Juni war die 9. Größe und damit in 30 Tagen eine Lichtverkleinerung erreicht, wie bei der Hind'schen Nova in mehrern Jahren. Aehnlich wie beim Anthelme'schen Stern erfolgten nun noch mehrere Maxima (16. October 1866; 2. Juni 1867; 25. März 1868; in den Größen 7,8; 8,6; 8,6 nach Schönfeld), wobei der Stern im Ganzen immer schwächer wurde. Nur ein deutliches Maximum (am 13. October 1871, Größe 9,0) wurde noch beobachtet. Die Erklärung wird eine ähnliche wie bei der Anthelme'schen Nova sein müssen. Der Herabsturz eines kleinen Satelliten verursachte eine gewaltige Entwickelung gluthflüssiger und gasiger Materie; erstere war an ihren Ort gebunden, letztere umhüllte rasch den Stern oder breitete sich doch so weit aus, daß der Einfluß der Rotation sich noch nicht zeigen konnte. Die leuchtenden Gase verflüssigten sich bald durch Ausstrahlung in den Weltraum und stürzten auf den Stern hinab; doch nur an der anfänglich getroffenen und erhitzten Stelle konnte sich der Lichtfleck etwas länger halten. Die Annahme einer Rotations-Periode von etwa 7—8 Monaten, deren Einfluß durch die Bewegungen der glühenden Massen etwas geändert wurde, scheint uns dann die bis 1871 beobachteten Maxima ziemlich gut zu erklären. Man darf sich auch hier den herabgestürzten Satelliten nicht zu groß vorstellen. Schließlich mußte der Einfluß der Axendrehung ganz verschwinden, und so ist seit Ende 1871 der Stern ziemlich constant etwas unter der 9. Größe gewesen. Hat man Grund, anzunehmen, die Oberfläche des Sterns sei schon an sich in ähnlichem Gluthzustande gewesen wie die unserer Sonne — und die Gelbfärbung wie auch das gleich zu besprechende Spectrum weist darauf hin — so ist die durch den Sturz hervorgerufene Vermehrung der Leuchtkraft einer bestimmten Region so zu verstehen, daß in dieser Region die absorbirende Kraft der Atmosphäre vermindert wurde.

Denn wie T Coronae die erste Nova ist, deren Auftreten zeitlich genau bestimmt werden konnte, so ist sie auch die erste, deren Spectrum untersucht wurde. Auf einem hellen, von dunkeln Absorptions-Linien durchzogenen Farbenbande, wie ja auch unsere Sonne zeigt, wies der Stern noch mehrere helle Linien auf, die Huggins mit denen des glühenden Wasserstoffs identificirt hat. Deutlich zeigte also die Nova das Auftreten glühender Gase an, deren Leuchtkraft nicht geringer als die der Photosphäre war. Aehnliches hat sich bei spätern Novis und auch bei mehrern Veränderlichen ergeben. Ferner ist T Coronae als offenbares Uebergangsglied zwischen Veränderlichen wie η Argus und den neuen Sternen im strengsten Sinne anzusehen, d. h. denjenigen Sternen, die, wie B Cassio-

peiae, vordem nicht bekannt, plötzlich aufleuchteten und bis zur Unsichtbarkeit abnahmen. Daß auch hier von der Natur keine scharfe Grenze gezogen ist, versteht sich von selbst.

Das Jahr 1876 brachte eine Nova im Schwan, die, weil sie in den Bonner Karten fehlt, vorher jedenfalls unter der 9. oder 9 1/2. Größe gestanden hat. Am 24. Nov. bei der Entdeckung durch Schmidt in 3. Größe strahlend, verschwand der Stern schon nach wenigen Wochen für das freie Auge; seit 1878 unter die 10. Größe herabgegangen, ist er jetzt nur sehr starken Instrumenten zugänglich. (AR. = $21^h 37^m 0^s$; Decl. = + 42° 17',7.)

Man weiß, daß der berühmte Veränderliche η Argus in einem großen, gleichfalls der Veränderlichkeit geziehenen Nebelfleck steht; oder, um es genauer auszudrücken, daß der Stern und der Nebel von uns aus in gleicher Richtung gesehen werden, wobei dieser noch immer weit hinter jenem stehen kann. Eine solche Verbindung nennt man eine optische; sie macht häufig, jedoch nicht immer, eine physische Verbindung, d. h. eine wirkliche Zusammengehörigkeit der beiden Objecte wahrscheinlich. So erscheint auch der Veränderliche S Monocerotis (AR. = $6^h 34^m 22^s$; Decl. = + 10° 0',3; von Größe 4,9 bis 5,4 abnehmend) als Hauptstern eines weit zerstreuten Sternhaufens; T Scorpii erschien, wie wir gesehen haben, in einem enger geschaarten, vielleicht also weiter entfernten Sternhaufen; T Tauri (AR. = $4^h 15^m 0^s$; Decl. = + 19° 15',1; unregelmäßiger Lichtwechsel) steht nicht weit von einem Nebelfleck, der anscheinend auch veränderlich ist. Einer der merkwürdigsten Nebelflecken ist nun bekanntlich der große, schon mit freiem Auge sichtbare Andromeda-Nebel. (AR. = $0^h 36^m$; Decl. = + 40° 37'.) Sein Spectrum ist continuirlich; wenn er also aus glühenden Gasen besteht, müssen diese eine verhältnißmäßig niedrige Temperatur haben; wahrscheinlich aber hat man es mit einem wegen seiner großen Entfernung unauflösbaren Sternhaufen zu thun. Am 30. August 1885 wurde ziemlich in der Mitte desselben ein neuer Stern 7. Größe vom Frhrn. v. Spießen zu Winkel aufgefunden. Andere Beobachtungen des Nebels documentiren, daß die Nova keinenfalls vor dem 17. August sichtbar gewesen ist. Die Abnahme betrug vom 1. bis 17. September nach Engelmann zwölf Stufen; sie verlangsamte sich dann, doch sind, weil die Beobachtung durch die umgebende Nebelmasse erschwert wurde, die Schätzungen der einzelnen Beobachter sehr verschieden. Offenbar mußte wegen dieser Nachbarschaft auch die spectroskopische Untersuchung problematisch werden, weil das Spectrum der Nova von dem des Nebelflecks nicht zu isoliren war. Sherman [1]) fand auf dem Grunde des Farbenbandes drei helle Linien;

---

[1]) American Journal of Science, Ser. 3, vol. XXX. p. 378.

eine derselben, die Wasserstoff-Linie Hβ, gehört nach seiner Vermuthung dem Nebel selbst an, der also noch nicht ganz consolidirt sein soll; die beiden andern zeigen nach ihrer Lage Aehnlichkeit mit bekannten Spectral-Linien der Sonnen-Corona. Beobachtungen auf der Pariser Sternwarte haben erwiesen, daß der Ort unserer Nova nicht mit dem geometrischen Centrum des bekanntlich elliptisch geformten Nebels, aber auch nicht mit dem eines Sternchens 11. Größe zusammenfällt, welches $11^s,43$ westlich vom Centrum steht. Was die Ursache des Aufflammens und besonders der Eruptionen glühender Gase angeht, so ist hervorzuheben, daß Seeliger [1]) nach dem Verlauf der Lichtänderungen die Zusammenstoß-Hypothese für sehr wohl discutabel hält und in der vermuthlich ungemein großen Sternfülle des Nebels eine Bedingung für häufigere Katastrophen findet. Wir möchten hinzufügen, daß die Existenz leuchtender gasiger Massen inmitten des sternerfüllten Raumes, wie sie sich im Spectroskop verräth, offenbar die Gefahr des Zusammenstoßes einzelner Körper erhöht, weil die Revolutions-Axen durch das widerstrebende Mittel verkürzt werden. Andere wollen von einer physischen Verbindung des Sternes mit dem Nebel nichts wissen. Gerade bei der großen Nähe am Centrum des Nebels ist aber doch ein wirklicher Connex recht wahrscheinlich zu nennen [2]). Anderseits hat freilich diese Nähe auch die Entdeckung begünstigt, ähnlich wie bei T Scorpii.

Mehrere andere sogen. Novae aus den letzten Jahren sind bald nach ihrem Bekanntwerden als früher beobachtete Sterne constatirt worden. Daß eine wirkliche Grenze zwischen den extremen Sternen der Mira-Gruppe und vielen Novis nicht gezogen werden kann, wurde früher hervorgehoben.

Helle Linien auf dem farbigen Grunde des Spectral-Bandes sind bei Veränderlichen öfter beobachtet worden; die neueste darauf bezügliche Nachricht hat Espin [3]) über R Cygni gegeben. Dieser typisch zur Mira-Gruppe gehörige Stern erreicht im Maximum die sechste, manchmal auch nur die achte Größe. Die Periode beträgt 425 Tage. (AR. $= 19^h\ 33^m\ 35^s$; Decl. $= +\ 49^0\ 55',8$) Die Nachbarschaft des

[1]) Astron. Nachrichten Nr. 2710.

[2]) Interessant ist es, daß bereits Tycho die optische Verbindung der nach ihm benannten Nova mit der Milchstraße physisch zu erklären suchte. Er vermuthete, daß die Milchstraße aus nebeliger Materie bestände; aus dieser habe sein Stern sich gebildet und die Lücke (hiatus) sei noch sichtbar. Natürlich hat diese Ansicht nur mehr historischen Werth, da wir über die Natur der Milchstraße jetzt besser unterrichtet sind. Doch betont A. v. Humboldt mit Recht, wie schon Tycho die spätern kosmogonischen Ansichten mit seiner Hypothese anticipirt habe. Die erwähnte Lücke zeigt sich sehr deutlich in der Zeichnung der Milchstraße von Heis.

[3]) Astron. Nachrichten Nr. 2859.

beträchtlich hellern Sternes δ Cygni (4½. Größe) erschwert die Lichtschätzung wie die Spectral-Beobachtung. Das Auftreten der hellen Linien scheint mit dem Lichtwechsel in einem gewissen Zusammenhang zu stehen, doch bleiben genauere Ergebnisse abzuwarten. Immerhin scheint es, als wenn die alleinige Flecken-Hypothese, wie Zöllner sie faßte, solche Erscheinungen ebenso wenig wie die ausschließliche Occultations-Hypothese deuten kann. Die physische Einwirkung eines Gestirns auf ein eng benachbartes bei der Rotation und schließlich beim Zusammenstoße wird, so scheint uns, das Geheimniß der hellen Linien bei veränderlichen und neuen Sternen aufklären müssen.

Ausblick.

Was die Wissenschaft bis jetzt von der Natur der veränderlichen und neuen Sterne weiß, ist geeignet, den denkenden Menschen mit Stolz, zugleich aber auch mit Bescheidenheit zu erfüllen. Das erstere, weil der Lichtverlauf zahlreicher Sterne durch ungemein langwierige Beobachtungen und Rechnungen in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts ermittelt worden ist; das letztere, weil diese Arbeiten, denen Mancher einen großen Theil seines Lebens widmete, bisher so wenig unanfechtbare Resultate ergeben haben. Scheint es doch, als ob gerade auf diesem Gebiete eine sichere Erkenntniß dem Menschengeiste noch lange vorenthalten bleiben sollte. Die Kühnheit, mit welcher sogenannte Ergebnisse der Himmelsforschung namentlich in volksthümlichen Schriften häufig ausposaunt werden, ist dem wirklichen Astronomen fremd. Mühsam, durch häufiges Pochen, durch beständiges Reinigen, muß das Gold der wissenschaftlichen Wahrheit erhalten werden; ja die Vorfrage, in welchem Gebirge und in welcher von seinen geognostischen Schichten der goldführende Muttergang möglicher Weise einsetzt, ist oftmals nur nach angestrengter Forschung zu beantworten. Gleißender Schwefelkies ist überall, selbst in der gemeinen Kohle zu finden; er besteht aber keine Probe, liefert nicht, wie das Gold, die Mittel zur weitern Arbeit, und am wenigsten kann man die kostbarsten Schätze, die unvergänglichen Diamanten der Metaphysik für das werthlose Mineral kaufen.

Daß Vergänglichkeit, Werden und Vergehen auch am Himmel herrscht, daß der Mond nicht alles dem Wechsel Unterworfene umwandelt, lehrt die Wissenschaft von den Veränderlichen unzweifelhaft. Daß aus den Trümmern alter Systeme neue durch den Einfluß der Naturkräfte entstehen können, ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dagegen widerspricht die leichtfertige Behauptung, dieser Kreislauf könne

sich in Permanenz erklären, den anerkannten Lehren der Physik [1]). Der Theil der Himmelsforschung, mit welchem wir den geduldigen Leser vertraut zu machen gesucht haben, weist daher über sich selbst hinaus in das Gebiet der Philosophie. Auch die Leuchten des Himmels werden erlöschen, und nach langer, langer Zeit, gegen welche die Jahrmillionen der Entwickelung unseres Sonnen-Systems fast verschwinden, wird von der ungeheuern Weltinsel, die der Silberreif der Milchstraße umspannt, von ihren glänzenden Gestirnen, die vielleicht von ungezählten bevölkerten Planeten umgeben sind, nichts übrig sein, als eine ziemlich homogene, todte, ungeordnete Masse von bestimmtem Wärmegrade. Wo ist die Dauer, wo das Unvergängliche?

Man weiß, daß der Diamant sich häufig mit dem Golde und andern Edelmetallen vereint im Schooße der Erde vorfindet. So verträgt sich der klare Edelstein ewiger Wahrheit gar wohl mit dem lautern Golde echter Wissenschaft, ja sein Glanz verschönt sich, wenn er in der kostbaren Fassung dieses Goldes erscheint. Coeli enarrant gloriam Dei.

---

[1]) Die discutabele Annahme einer vierten Dimension oder eines bestimmten Krümmungsmaßes beim Weltraum gibt eine einfache Möglichkeit an die Hand, es zu erklären, wie der Kosmos unbegrenzt sein kann, ohne extensiv unendlich zu sein; sie kann das Zurückkehren eines Theils der von Fixsternen zerstreuten Energie gleichfalls erklären, aber die Hauptmenge wird unwiderruflich in Wärme umgesetzt.



Anhang.

1. **Katalogisirung der Veränderlichen.** Die engen Grenzen, welche dem Umfange dieser Vereinsschrift gesetzt sind, verbieten uns die Aufstellung eines vollständigen Verzeichnisses der veränderlichen Sterne. Aus den nachstehenden Notizen über die einschlägige Litteratur wird jedoch der geneigte Leser, wenn er eine gründlichere Kenntniß des Gebietes anstrebt, das Nöthige entnehmen können; zugleich mögen dieselben einen Einblick in die historische Entwickelung der Erkenntnisse gewähren. a) In A. von Humboldt's „Kosmos" (1850) Bd. III findet sich (S. 220 ff.) eine werthvolle Uebersicht über 21 Novae und (S. 243) eine von Argelander aufgestellte Tabelle über 24 Veränderliche. b) Ein von Schönfeld i. J. 1866 (in Mannheim) herausgegebener Katalog ist uns nicht zugänglich gewesen. c) In der Vierteljahrsschrift der astron. Gesellschaft (Leipzig 1868, Heft II) ist ein (alphabetisch nach Sternbildern geordnetes) Verzeichniß von 126 veränderlichen und neuen Sternen durch Schönfeld und Winnecke publicirt worden. d) Der Stern-Katalog, welcher zu dem im Text erwähnten Atlas coelestis novus von Heis gehört, weist 41 Veränderliche auf, die im Maximum für Heis über der Sichtbarkeitsgrenze lagen; die Elemente des Lichtwechsels nach den vorigen beiden Katalogen und den Arbeiten von Argelander, vorzüglich in dem (uns nicht zugänglichen, auf der Bibliothek der Akademie zu Münster fehlenden) 7. Bde. der Bonner Beobachtungen. Wer über geringe instrumentale Hülfsmittel verfügt, wird mit diesem Katalog vielleicht weit genug kommen. (Erschienen 1872; das Verzeichniß der Druckfehler berücksichtigen!) e) Der im Text erwähnte 2. Katalog von Schönfeld umfaßt 143 Veränderliche (mit den Novis, ebenso die folgenden). Derselbe ist vielleicht schon vergriffen (1875 erschienen), immerhin aber antiquarisch vielleicht eher zu erreichen, als die ausländischen Kataloge im Buchhandel. (Preis etwa 2,50 M.) f) Das 2. Verzeichniß von Schönfeld ist dann von Vielen benutzt, auch wohl durch Einfügung neuerer Nummern vervollständigt worden. Eine treffliche Zusammenstellung findet sich z. B. in der von dem jüngst verstorbenen R. Engelmann bearbeiteten deutschen Ausgabe der „populairen Astronomie" von Newcomb (Leipzig 1881). Es sind alle im Maximum mindestens die 8. Größe erreichenden Objecte aufgenommen. (Preis des im Allgemeinen sehr brauchbaren Handbuches 12 M.) g) A Catalogue of Known Variable Stars. With Notes and Observations. By J. E. Gore. Dublin 1884. Enthalten in den Proceedings of the Royal Irish Academy, Ser. II, Vol. IV, No. 2. h) A Catalogue of Suspected Variable Stars. By J. E. Gore. Dublin 1885. Ib. No. 3. i) A Revised Catalogue of Variable Stars. With Notes and Observations. By J. E. Gore. Dublin 1888. Ib. Ser. III, Vol. I, No. 1. Die vorstehend genannten drei Verzeichnisse geben das neueste und vollständigste Material; das erste weist 191, das dritte sogar 243 Veränderliche auf, das zweite enthält 736 als veränderlich beargwohnte, aber nicht constatirte Fixsterne. Das 3. Verzeichniß, in welchem vielfach auf das 1. rückverwiesen wird, ist besonders werthvoll durch die eingehenden Notizen über Farbe und Spectrum. Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Verfassers einen der wenigen Separat-Abzüge dieser Abhandlung; im Buchhandel ist sie nur mit dem betreffenden Bande der „Proceedings" (zu etwa 6 M.) zu haben, desgl. jeder der beiden andern Kataloge. Die Positionen sind

auf 1880,0 bezw. 1890,0 bezogen; die in Schönfeld's Katalogen auf 1855,0, was die Benutzung der Bonner Sternkarten bedeutend erleichtert. Bequeme Umrechnungs-Tabellen s. z. B. in dem erwähnten Newcomb-Engelmann'schen Buche S. 724. — k) Eine kleine Schrift von Pickering (Cambridge Mass. U. S) aus d. J. 1882: „A plan for securing observations of the variable stars", die ihr berühmter Verfasser an Solche, bei denen ein ernsthaftes Interesse vorauszusetzen ist, gern versendet, enthält auf 13 Seiten die Aufforderung an die Astronomen und Freunde der Astronomie, alle Beobachtungen der Veränderlichen an eine Central-Stelle, das Harvard College Observatory zu Cambridge Mass. U. S., einzusenden, um ihre Verwerthung sicher zu stellen, sowie Anweisungen zum Beobachten und Registriren. (Interessant und für transatlantische Verhältnisse bezeichnend ist es, daß P. auch Damen, „especially among the graduates of women's colleges" zur Mitarbeit für geeignet hält.) Ueber die eingegangenen Beobachtungs-Verzeichnisse wird jährlich ein Bericht gedruckt. Anschluß an diese Centralstelle ist dem Beobachter dringend zu empfehlen. — l) Das vielen unserer Leser zugängliche Wildermann'sche Jahrbuch der Naturwissenschaften (Freiburg, Herder) gibt in handlichster Form für jeden Tag die event. wichtigern Phasen der hellern Sterne vom Mira- und Algol-Typus. Die Mittheilungen werden von sachkundiger Seite gegeben.

2. **Die neuesten Daten** über die in vorliegender Schrift näher betrachteten Veränderlichen sind, soweit sie sich nicht mehr dem Text einfügen ließen, im Folgenden mitgetheilt.

Tafel zur Berechnung der Minima der Sterne vom Algol-Typus.

Sterne.	Perioden.	Tage.	Länge der Perioden.	Minimum.	Dauer der Aenderung.
U Cephei	146	365 — 1,2673	2d,49132	1887 Feb. 25,3942	0d,25 ?
β Persei	127	365 — 0,8584	2,867257	1888 Feb. 9,5685	0,193 + 0,193
λ Tauri	92	365 — 1,4160	3,952	1867 Jan. 0,5608	0,417
S Cancri	38	365 — 4,5876	9,484538	1885 Feb. 20,7192	0,354 + 0,542
δ Librae	156	365 — 1,9388	2,327315	1882 Jun. 14,3885	0,229 + 0,271
U Coronae	105	365 — 2,5134	3,452253	1882 Nov. 6,2458	0,188 + 0,217
U Ophiuchi	435	365 — 0,1759	0,838676	1884 Jun. 22,6719	0,167
G. 170b Cygni	243	365 — 0,5000	1,5	1886 Dec. 9,5001	?

In der vorstehenden Tabelle sind die Perioden und die zuletzt beobachteten Minima nach Gore aufgeführt, und zwar in Decimal-Theilen des mit dem mittlern Mittag beginnenden Tages *). Die verschiedenen Local-Zeiten (von Athen, Paris, Greenwich und Cambridge) haben wir auf Berliner Zeit umgerechnet. Um hiernach z. B. die Zeiten der Minima des Algol für den Februar 1889 zu finden, entnimmt man der Tafel, daß dieselben in einem Schaltjahr 1,8584 Tage zurückgehen (denn $127 \times 2,867257 = 365 - 0,8584$) und also 1889 Feb. $9,5685 - 1,8584 =$ 1889 Feb. 7,7101 oder Feb. 7 17^h 30^m wieder ein Minimum eintritt; die letzte Spalte zeigt aber, daß dieses Minimum sich nur unvollständig beobachten läßt, weil das Ende der „Occultation" in den hellen Morgen fällt. Dagegen tritt Feb. $7,7101 + 2,8673 =$ Feb. $10,5774 =$ Feb. 10 13^h 52^m wieder ein Minimum ein, dessen Sichtbarkeit freilich durch den tiefen Stand der Constellation wie

*) Es ließ sich aus dem Material nicht ersehen, ob die Zeiten durch Anbringen der Lichtgleichung corrigirt sind. Das notirte Algols-Minimum setzt ein Druckfehler der Gore'schen Arbeit in das Jahr 1887.

auch durch das helle Mondlicht beeinträchtigt wird. — Die Perioden von λ Tauri und G. 170b Cygni sind noch recht unsicher.

U Cephei. Das Licht erfährt (Gore, Cat. of kn. var. st.) beim Minimum einen so auffallend langen Stillstand der Abnahme, daß Pickering für diese Zeit die Leuchtkraft des Satelliten als maßgebend heranzieht. Daß die im Minimum beobachtete spectrale Aenderung („the blue end of the spectrum faded, and the red end intensified") darauf hindeutet, soll nicht bestritten werden. Man beachte jedoch die starke Verschiebung im Visions-Radius während der Quadraturen. — Mira. Ein Maximum 1886 Dec. 30 von Sawyer beobachtet. Man kann daraus mit Hülfe der 331tägigen Periode annähernd die Zeit der nächsten Maxima berechnen. — Algol. Pickering findet aus photometrischen Untersuchungen, daß $4^h\ 23^m$ nach dem Beginn der Abnahme das Minimum eintritt, $5^h\ 37^m$ später wieder die normale Helligkeit. (Gore a. a. O.) Damit wäre die Brücke von Algol zu δ Librae u. s. w. geschlagen. Die schnellste Lichtänderung findet $1^h\ 40^m$ vor und ebenso $1^h\ 40^m$ nach dem Minimum statt. (Ebenda). — δ Orionis. Veränderlichkeit in den letzten Jahren sehr fraglich. (Nach Gould und Sawyer, cf. Gore, Cat. of kn. v. st. and Revised Cat.) — δ Librae. Periode im Wachsen begriffen nach 1878er Beobachtungen von Schmidt. — W Sagittarii. Verhältniß zwischen Ab- und Zunahme veränderlich. (Cat. of kn. v. st.) — R Sagittae. Das Verhältniß zwischen den Lichtstärken der beiden Minima ist im Abnehmen begriffen. (Revis. Cat.) — β Lyrae. Nach Pickering ist der Stern im Maximum 1,55 Mal heller als im Neben-Minimum, in dieser Phase 1,16 Mal heller als im Haupt-Minimum. (Umgerechnet nach der Angabe im Cat. of kn. v. st.) Man vergleiche diese Zahlen mit den im Text aus der Stufenschätzung abgeleiteten! — Da die Sterne der Lyra-Gruppe sich regelmäßig beobachten lassen, haben wir von einer Mittheilung der Zeiten beobachteter Maxima abgesehen.

3. **Zur Theorie der Algol- und Lyra-Gruppe.** Unter den suspected variable stars von Gore findet sich ein Doppelstern, γ Virginis, dessen Componenten vielleicht beide veränderlich sind. Die in 185 Jahren durchlaufene Bahn hat eine ungemein große Excentricität (0,896); die Entfernung im Periastrium ist also fast 10 Mal kleiner als die mittlere, und über 18 Mal kleiner als die größte. Die Lichtänderungen sind nun, den neuesten Meldungen zufolge, gerade im Periastrium am größten. Das ist für unsere Theorie der Veränderlichen mit kurzer Periode nicht unwichtig. Denn eine physische Einwirkung der Componenten auf einander, wie sie bei jenem Doppelstern sich offenbar verräth, wievielmehr muß sie bei so eng verbundenen Sternpaaren auftreten, wie sie in der Algol-Gruppe gegeben zu sein scheinen! Weitere Beobachtungen der Doppelsterne mit stark excentrischen Bahnen werden vielleicht die Frage der Entscheidung näher bringen, namentlich auch zwischen der Fluth-Hypothese von Klinkerfues und der unsrigen zu wählen gestatten.



Inhalt.

Alphabetisches Register der in dieser Schrift erwähnten Sterne.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Druckfehler: S. 76, Z. 2 von oben lies η statt γ.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland

für das Jahr 1888.



Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1889.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

8199

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1888.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Gemäß einer bei Gelegenheit der vorigjährigen General-Versammlung gegebenen Anregung wurde von dem Verwaltungs-Ausschusse Eichstätt als Ort der diesjährigen Versammlung gewählt und dieselbe am 25. und 26. September abgehalten.

In der Begrüßungs-Versammlung, welche am Abend zuvor im Saale des Gesellenhauses stattfand, waren u. A. anwesend vom Verwaltungs-Ausschusse die Herren Prof. Dr. Frhr. v. Hertling aus München und Rechtsanwalt Jul. Bachem aus Köln; vom Vorstande die Herren Dr. Binder und Prof. Dr. Grauert (München), Prälat Dr. Hülskamp (Münster), Regens Dr. Schneid und Domcapitular Dr. Pruner (Eichstätt), Prof. Dr. Schütz (Trier), Prof. Dr. Gutberlet (Fulda), Prof. Dr. Pesch; von sonstigen Mitgliedern Regens Dr. Moufang (Mainz), Prof. Dr. Nirschl (Würzburg), Prof. Dr. Noldin (Innsbruck), Archivar Dr. Will (Regensburg), Prof. Dr. Kreutzwald (Köln), Domdekan Dr. Thalhofer (Eichstätt), Prof. Dr. Pawlicki (Krakau), Dr. Schnürer (München), Dr. Bruder (Innsbruck), Privatdocent Dr. Finke (Münster), aus Löwen die Professoren Mercier, Jungmann und De San.

Namens des Local-Comité's richtete Hr. Regens Dr. Schneid herzliche Worte der Begrüßung an die zur General-Versammlung Erschienenen, indem er den zahlreich anwesenden Eichstätter Bürgern die Thätigkeit der Görres-Gesellschaft eingehend schilderte. Der Bürgermeister hieß die fremden Gäste im Namen der Stadt willkommen, daran erinnernd, daß er vor 50 Jahren zu den Schülern des großen Görres gehört habe. Der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses, Professor v. Hertling, brachte in dankender Erwiderung ein Hoch auf die Stadt Eichstätt aus, in welcher die Görres-Gesellschaft auf einen guten Empfang habe rechnen können.

Dinstag den 25. fand um 8 Uhr im hohen Dome ein von dem hochw. Herrn Bischof Franz Freiherr v. Leonrod celebrirtes Pontificalamt statt. Unmittelbar an dasselbe schloß sich die geschäftliche Sitzung an, welche durch nachstehende Begrüßungsrede des Herrn Domdekan Prälat Dr. Thalhofer eingeleitet wurde:

Mit eindringlichen Worten hat unser h. Vater Papst Leo XIII. in seiner herrlichen Encyklica „Aeterni patris" die Gelehrten ermahnt, für alles, was sie zur Förderung der Wissenschaft unternahmen, zuerst den Segen des Himmels zu erflehen. Darum hat die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft in Deutschland — wie in den Vorjahren, so auch in diesem Jahre ihre General-Versammlung mit einer gottesdienstlichen Feier eröffnet. Unser hochwürdigster allverehrter Oberhirt Franz Leopold hat heute, wofür wir von Herzen dankbar sind, in feierlichster Weise das hochheilige Opfer dargebracht, und im engsten geistigen Anschluß an ihn haben wir dem allgütigen Gott allererst herzinniglich gedankt für den sichtlichen Schutz, den er bisher der im Jahre 1876 gegründeten Görres-Gesellschaft angedeihen ließ, die in ihrer Art einzig dasteht und in der kurzen Zeit ihres Bestehens mit Gottes Hülfe unstreitig schon Großes geleistet hat. Wir haben sodann beim heiligsten Opfer inbrünstig gefleht, der himmlische Vater, der Vater des Lichtes und jeder guten Gabe, möge auch auf diese unsere dreizehnte General-Versammlung, auf die Berathungen und Beschlüsse derselben reichen Segen legen. Voll der zuversichtlichen Hoffnung, daß dieses unser Flehgebet erhört worden sei, heiße ich die Mitglieder, Theilnehmer und Freunde der Görres-Gesellschaft, die sich so zahlreich hier eingefunden haben, im Namen des Local-Comité's mit großer Freude und aus ganzem Herzen willkommen. Ja, mit großer Freude; denn ich erblicke darin, daß die Görres-Gesellschaft das unscheinbare Eichstätt als Ort ihrer diesjährigen General-Versammlung gewählt hat, nicht bloß eine Anerkennung dessen, was Eichstätt in harter, schwerer Zeit Hunderten von Candidaten der Philosophie und Theologie aus allen Diöcesen Deutschlands gewesen ist, sondern speciell auch eine Anerkennung der Verdienste, welche die von dem hochverdienten seligen Regens Dr. Joseph Ernst*) begründete Eichstätter Schule um Pflege der Wissenschaft im Sinn und Geist der Görres-Gesellschaft sich erworben hat. Ich kann dieser Verdienste um so unbedenklicher und ohne mich dem Verdacht des Eigenlobes auszusetzen, Erwähnung thun, als ich ja in Eichstätt selbst ein homo adventitius bin und nicht eigentlich zu dieser Eichstätter Schule gehöre, die seit Jahrzehnten nicht nur auf dem Gebiete der Theologie, dessen Pflege die Görres-Gesellschaft nur indirect anstrebt, sondern auch auf dem der Philosophie in der Litteratur und auf dem Katheder jene Richtung vertritt, welche auch die Görres-Gesellschaft von Anfang an empfahl und einhielt, und welche neuestens von Leo XIII. in der oben erwähnten Encyklica dem ganzen Erdkreis dringlich empfohlen wurde.

Wohl hat die Görres-Gesellschaft unter den profanen Wissenschaften nicht bloß der Philosophie sorgliche Pflege im Sinn und Geist der Kirche angedeihen lassen, sondern — wie ihre litterarischen Publicationen beweisen — auch den Naturwissenschaften, der Rechts- und Socialwissenschaft und ganz besonders der Geschichte in dem ausgezeichneten „historischen Jahrbuch" und in zahlreichen Vereinsschriften. Wenn ich hier gleichwohl speciell der Philosophie gedachte und gedenke, so hat das ein Mal darin seinen Grund, weil eine gesunde Philosophie die unentbehrliche feste Basis für jede andere Wissenschaft namentlich für die Theologie und darum von der weittragendsten Bedeutung ist; ferner darin, weil ich an und in mir selber erfahren habe, was es Beklagenswerthes für den Studirenden

---

*) Vgl. die schöne von Dr. Franz Morgott verfaßte Biographie „Dompropst Dr. Jos. Ernst, erster Regens des bischöflichen Seminars in Eichstätt". Verlag von Brönner in Eichstätt 1888. S. 54 ff. 58 f. 61.

ist, wenn er keine gute, gründliche Philosophie gehört hat, eine Philosophie nämlich, welche anknüpft an die Tradition der kirchlichen Schulen und welche in der Lehre der Kirche eine untrügliche Norm erkennt, wie das die Görres-Gesellschaft von Anfang an für die Pflege der Philosophie betont und gefordert hat. Als ich vor 45 Jahren das philosophische Studium begann, da wurde eine solche Philosophie selbst von sonst gut gesinnten Professoren, deren ich mit Liebe gedenke, nicht docirt. Man studirte damals noch zwei Jahre Philosophie, hörte aber während dieser zwei Jahre in den philosophischen Collegien kaum damals den Namen des h. Thomas von Aquin nennen; dagegen plagte man sich mit dem Studium von Kant und Fichte, v. Schelling und Hegel, und noch kann ich nicht ohne eine gewisse Wehmuth daran denken, wie viel gute Zeit ich auf das Studium der Hegel'schen Logik mit ihrer vexirenden Kategorienlehre verwendete, und wie wenig reellen Gewinn ich daraus für das nachfolgende theologische Studium zog, dem es beim besten Willen der Lehrenden und Lernenden gleichfalls nur zu oft an geistiger Zucht, d. h. an dem fehlte, was man „Schule" nennt. Bekanntlich hat in den letztern Decennien die vordem vielfach vom Rationalismus inficirte Theologie bei uns in Deutschland einen großen Aufschwung zum Bessern genommen, wozu allererst der gründliche Betrieb patristischer und historischer Studien, wesentlich aber auch der Umstand beitrug, daß man zu gleicher Zeit inner der Kirche beim Betrieb der philosophischen Studien wieder an das Alterthum und an das Mittelalter anknüpfte und so — eingedenk des Spruches gratia praesupponit naturam für die Theologie eine feste natürliche Grundlage bereitete in einer gesunden Philosophie. Die Pflege einer solchen nun ließ sich im Hinblick auf das hehre Vorbild des seligen Görres die zu seinem Gedächtniß begründete und nach ihm benannte Gesellschaft von Anfang an ganz besonders angelegen sein, und darum ruhte dieselbe nicht, bis sie in jüngster Zeit auch ein philosophisches Jahrbuch, das auf alle gebildeten Kreise Deutschlands berechnet ist, in's Leben gerufen hatte, worüber ich der Görres-Gesellschaft schon in meinen Begrüßungsworten aufrichtige Freude und herzlichen Glückwunsch ausdrücke. Möge das philosophische Jahrbuch recht große Verbreitung finden, und möge in demselben auch der kirchlichen Kunst, wenigstens so weit es sich um die philosophischen Principien derselben handelt, Rechnung getragen werden! Auf der letzthinigen Katholiken-Versammlung in Freiburg wünschte Prof. Dr. Keppler mit Recht, die kirchliche Kunst solle auch in's Volk und in's Volksleben herabdringen; vorerst müssen aber die Gelehrten und die Künstler richtige Begriffe vom Wesen und von dem Zwecke der christlichen Kunst haben, woran es leider noch vielfach gar sehr gebricht.

Nicht weniger als ob ihrer Verdienste um die Pflege der Philosophie beglückwünsche ich die Görres-Gesellschaft noch speciell ob der begonnenen Publication des überaus wichtigen Staatslexicons, dessen Zustandekommen unübersteigliche Hindernisse im Wege zu stehen schienen, welche nur durch große Opferwilligkeit und Ausdauer überwunden werden konnten. Möge das großartige Unternehmen raschen und reich gesegneten Fortgang haben; möge jedes Mitglied der Görres-Gesellschaft in seinem Kreise für eine große Anzahl von Abonnenten sorgen helfen!

Schon bisher hat die Görres-Gesellschaft sehr viel geleistet für die Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen und jüngerer Gelehrten; möge sie in Zukunft noch viel mehr leisten können, namentlich für den Zweck gründlicher Verwerthung der nunmehr zugänglichen Quellen des Vaticanischen Archivs.

Mit innigem Dank gegen Gott auf alles bisher Geleistete zurückblickend, rufe ich der Görres-Gesellschaft für die Zukunft ein herzliches Glückauf zu und wende auf ihre diesjährige General-Versammlung die Worte des Psalmisten an: Ecce quam bonum et quam jucundum habitare fratres in unum (Ps. 132, 1). Brüder sind die Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft, Brüder in höherm Sinne, nämlich als treue Söhne unserer h. Kirche, deren göttliche und darum untrügliche Autorität ihnen über alles geht

und für die sie mit den Waffen wahrer Wissenschaft, sine ira et studio, ohne jegliche Feindseligkeit, aber unter allen Umständen entschieden und mit katholischem Mannesmuth frei und freudig eintreten. Brüder sind die Mitglieder der Görres-Gesellschaft als liebende Söhne des einen heiligen Vaters, des obersten Trägers der kirchlichen Autorität, die im laufenden Jahre gelegentlich des Papstjubiläums Triumphe gefeiert hat, welche den Feinden und Gegnern derselben noch ungleich mehr imponirt haben, als selbst die schlagendsten wissenschaftlichen Argumente hätten imponiren können.

Daß diese Brüder alljährlich auf einer General-Versammlung zusammenkommen, ist ein bonum — „ecce quam bonum“ — ist etwas wahrhaft Gutes, gut für den Einzelnen, der im Verkehr mit gleichgesinnten, dieselben Ziele verfolgenden Brüdern sich stärkt, neuen Muth, frische Begeisterung schöpft; gut für die Gesammtheit, gut für unsere h. Kirche, auf deren Erhöhung zuletzt alle unsere Berathungen und Beschlüsse abzielen. „Et quam jucundum“; oder ist es nicht etwas Herzerquickendes, Brüdern, Gesinnungsgenossen, die man wohl schon länger kennt, aber vielleicht lange nicht mehr gesehen hat, wieder einmal herzlich die Hand drücken und von Angesicht zu Angesicht brüderlich mit ihnen verkehren und über das, was die gleichgesinnten Herzen bewegt, reden zu können? Ist es nicht etwas überaus Angenehmes und Erfreuliches, Männer, die man wohl längst dem Namen nach aus ihren litterarischen und anderweitigen Leistungen, aber nicht persönlich kannte, auf der General-Versammlung nun auch einmal persönlich kennen zu lernen und aus ihrem Munde Worte der Belehrung und Begeisterung zu vernehmen?

Jucunditates, amoenitates anderer Art vermag Ihnen, meine verehrtesten Herren, unser einsames Eichstätt freilich nicht viel zu bieten, keine großartigen Genüsse artistischer, litterarischer oder anderer Natur; aber dessen kann ich Sie aus vollster Ueberzeugung versichern, daß Ihnen die Herzen Aller, welche in der altehrwürdigen Stadt des h. Willibald leben und wirken, freudig und in hoher Verehrung entgegen schlagen. Möge der h. Willibald, welcher dem um Förderung der Wissenschaft seit mehr als einem Jahrtausend so hochverdienten Orden des h. Benedict angehörte, in diesen Tagen am Throne Gottes kräftigst für uns bitten, damit auf dem, was wir zur Pflege katholischer Wissenschaft in unserm lieben deutschen Vaterland berathen und beschließen, Gottes reichster Segen ruhe. Damit dies ja ganz gewiß der Fall sei, ersuche ich den 74. Nachfolger des h. Willibald, unsern hochwürdigsten Oberhirten Franz Leopold, allen hier Versammelten den bischöflichen Segen zu ertheilen.

Der hochwürdigste Herr entsprach diesem Wunsche und ertheilte der Versammlung den bischöflichen Segen, nachdem er in der anerkennendsten Weise über die Aufgaben und die Wirksamkeit der Görres-Gesellschaft sich ausgesprochen.

Nach dem alsdann von Hrn. Rechtsanwalt Jul. Bachem in Vertretung des General-Secretairs erstatteten Bericht über die Vermögenslage der Görres-Gesellschaft wurde ein Vermögensbestand von 51 665 M. aus dem Rechnungsjahr 1886 in das Rechnungsjahr 1887 übertragen (gegen 49 961 M. am 1. Januar 1886). Die Gesammt-Einnahme pro 1887 betrug 27 283 M., die Gesammt-Ausgabe pro 1887 24 137 M., mithin Ueberschuß 3146 M. In das Jahr 1888 wurde somit ein Vermögensbestand von 54 811 M. übertragen. Davon sind in Werthpapieren angelegt 30300 M., bei Bankhäusern deponirt 8730 M. Der Mitgliederbestand der Görres-Gesellschaft belief sich am 1. Sep-

tember 1888 auf 17 Ehrenmitglieder, 20 lebenslängliche Mitglieder, 1740 Mitglieder und 642 Theilnehmer. Unter den pro 1888 beigetretenen Mitgliedern befindet sich die katholische Studenten-Verbindung Austria in Wien.

Der vom Vorsitzenden, Prof. v. Hertling, vorgetragene Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten hat folgenden Wortlaut.

Die Geschäfte des Verwaltungs-Ausschusses sind in dem abgelaufenen Jahre in der bisherigen Weise weitergeführt worden. Der Jahresbericht befand sich zu der gewöhnlichen Zeit in den Händen der Mitglieder und Theilnehmer. Dagegen erlitt die Vertheilung der Vereinsschriften in Folge der Erkrankung eines Mitarbeiters eine unliebsame Verzögerung, so daß erst im Sommer die Versendung der ersten möglich wurde. Dieselbe, Dante's Geistesgang von Dr. Franz Hettinger, hat inzwischen bereits von berufener Seite eine höchst anerkennende Beurtheilung erfahren. In der rasch gefolgten zweiten Vereinsschrift behandelt Dr. Joh. Heinrich Schwicker den Cardinal-Erzbischof von Ungarn Peter Pázmány und seine Zeit.

Von dem historischen Jahrbuch, herausgegeben von Hrn. Prof. Dr. Grauert mit Unterstützung des Hrn. Dr. Schnürer, liegen die drei Quartalhefte des neunten Bandes vor. Haltung wie Einrichtung haben der Zeitschrift die Gunst der bisherigen Freunde erhalten und neue gewonnen. Die Zahl der Abonnenten aus der Gesellschaft betrug im laufenden Jahre 427; durch den Buchhandel wurden 163 Exemplare abgesetzt, wozu dann noch 71 Tausch- und Frei-Exemplare kommen.

Auf der vorjährigen General-Versammlung konnte mitgetheilt werden, daß der Druck des Staats-Lexicons begonnen habe. Seitdem sind fünf Hefte erschienen, das sechste, bis Beschlagnahme reichend, ist vollendet und gelangt in diesen Tagen zur Ausgabe, mit dem Druck des siebenten ist begonnen. Die Aufnahme des Werkes von Seiten des katholischen Publicums darf schon jetzt als eine günstige bezeichnet werden. So weit die Presse sich mit demselben beschäftigt hat, hat sie dem Plane wie der Ausführung des Unternehmens in erfreulichster Weise ihre Anerkennung zu Theil werden lassen. Die Redaction ist energisch bemüht, das Werk ohne Unterbrechung und so rasch als möglich zu Ende zu führen, bittet jedoch, die großen Schwierigkeiten, die auch jetzt noch zu überwinden sind, nicht aus den Augen zu lassen. Zugleich gibt sie sich der zuversichtlichen Erwartung hin, daß dem weitern Fortschreiten des Werkes auch eine stetig zunehmende Verbreitung entsprechen werde.

Den ältern wissenschaftlichen Unternehmungen hat sich sodann seit diesem Frühjahre eine neue angeschlossen in dem Philosophischen Jahrbuche, welches, längst beabsichtigt und vorbereitet, nunmehr von den Herren Dr. Gutberlet und Dr. Pohle, Professoren an der philosophisch-theologischen Lehr-Anstalt in Fulda, auf Veranlassung und mit Unterstützung der Gesellschaft herausgegeben wird. Dasselbe wird in vier Quartalheften, von denen drei bereits vorliegen, erscheinen und einen jährlichen Band von mindestens 30 Bogen bilden. Der Abonnementspreis für Mitglieder und Theilnehmer beträgt 6 Mark. Bei dem unverkennbaren Aufschwunge, welchen das philosophische Interesse neuerdings genommen hat, ist zu hoffen, daß die Zeitschrift einen stets wachsenden Leserkreis finden werde.

Unterstützungen einzelner Gelehrten und Schriftsteller zur Förderung wissenschaftlicher und litterarischer Zwecke haben, theils in Fortsetzung älterer Bewilligungen, theils auf neue Anregung hin, in acht Fällen stattgefunden. Die von den Betheiligten erstatteten Berichte liegen dem Vorstande vor. Das Archiv für Litteratur- und Kirchen-Geschichte

des Mittelalters, herausgegeben von den Herren PP. Denifle und Ehrle, erscheint seit diesem Jahre mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft in der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Am gleichen Orte ist sodann ebenfalls mit Unterstützung der Gesellschaft erschienen: Johannes Dietenberger. Sein Leben und Wirken, von Hermann Wedewer. An der Gründung der Zeitschrift für christliche Kunst hat sich der Vorstand durch Uebernahme von zehn Patronatsscheinen betheiligt.

Hr. Prof. Dr. Daisenberger aus Dillingen dankte dem Vorstand und insbesondere dem Verwaltungs-Ausschuß für seine Thätigkeit im abgelaufenen Geschäftsjahr. Dann überbrachte Hr. Prof. Dr. Pawlicki aus Krakau Grüße des dortigen Bischofs Dunajewski, welcher mit regstem Interesse die Arbeiten der Görres-Gesellschaft verfolge und für die Verbreitung derselben in polnischen Diöcesen eifrig thätig sei.

Mit regem Interesse folgte hierauf die Versammlung einem Vortrage des Hrn. Stadtkaplan Schlecht: „Ein Blick auf die Kunstdenkmale Eichstätt's". Redner ging zurück auf die prähistorische Zeit, schilderte die Römerherrschaft, verweilte bei der Thätigkeit des h. Willibald, welcher im 8. Jahrhundert die christliche Cultur im Altmühlgrunde verbreitete. Kirchliche Gewänder des großen Bischofs werden noch jetzt im Domschatze aufbewahrt; ein hübscher Brunnen auf dem Marktplatze hält das Andenken an denselben lebendig. Noch eine Reihe der Bischöfe Eichstätt's zogen an den Zuhörern vorüber, deren vierundsiebenzigster der gegenwärtige Oberhirt der Diöcese ist. Die einzelnen hervorragenden kirchlichen Bauwerke der alten Stadt wurden sachverständig geschildert. Der gegenwärtige Dom stammt bis auf einige ältere Theile im Wesentlichen aus dem 14. Jahrhundert; das größte Verdienst um den Ausbau desselben hat ein Bischof aus dem Hause der Hohenzollern, Burggraf Berthold. Erbauer der gewaltigen Willibaldsburg, einer der gewaltigsten Burgbauten Deutschlands, deren Ruinen weithin das Land beherrschen, war der reiche Fürstbischof Johann Konrad von Gemmingen. Wahrhaft grauenhaft hat die Säcularisation im Eichstätter Lande gehaust, aber, was heute noch steht, genügt, um die große Vergangenheit der Stadt Jedem anschaulich vor Augen zu führen. Reicher Beifall lohnte den Vortrag. (Derselbe ist mit Bemerkungen und Belegen versehen, unter dem Titel: Zur Kunstgeschichte der Stadt Eichstätt, als besondere Broschüre erschienen und kann daher hier nicht mitgetheilt werden.)

Die Reihe der Sectionsverhandlungen wurde durch eine Nachmittags 3 Uhr abgehaltene Sitzung der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft eröffnet. Den Vorsitz führte an Stelle des abwesenden Hrn. Dr. Lieber Hr. Rechtsanwalt Jul. Bachem. Gegenstand der Discussion bildete ausschließlich das Staats-Lexicon der Görres-Gesellschaft, dessen Geschichte der Vorsitzende kurz zusammenfaßte. Ueber den gegenwärtigen Stand des Unternehmens berichtete in einem in's Einzelne

gehenden, sehr sorgfältigen Vortrag der technische Redacteur, Herr Dr. Bruder. Derselbe führte u. a. Folgendes aus:

Der Druck eines Heftes erforderte bisher durchschnittlich 8 bis 9 Wochen. Der Zeitraum war um so kleiner, je weniger, wenn auch umfangreiche Artikel das Heft enthielt, um so größer, je größer die Zahl der darin enthaltenen, wenn auch kleinerer Artikel war. Bisher wurden ungefähr 1700 Seiten Manuscript, theils in Quart, theils in Folio an die Druckerei gesendet. Von den in Aussicht genommenen 581 Artikeln sind 58 als große, 176 als mittlere, 347 als kleine im Nomenclator bezeichnet. Am stärksten ist der Buchstabe „S" vertreten, mit 77 Artikeln, während alle darauf folgenden Buchstaben nicht mehr als 60 Artikel aufweisen.

Handelt es sich darum, über die bunte Manchfaltigkeit der Redactionsgeschäfte, die einen ganzen Apparat von Vormerkungen, chronologischen und alphabetischen Aufzeichnungen erfordern, eine Uebersicht zu Stande zu bringen, so ist es zweckdienlich, zunächst auf den Unterschied aufmerksam zu machen zwischen der Redaction einer gewöhnlichen Zeitschrift, die innerhalb ihres Programmes fast nur durch den Raum beschränkt ist, und zwischen der viel mehr gebundenen Arbeitsleitung eines in sich geschlossenen alphabetischen Werkes, einer Gesammtleistung auf einem bestimmten Gebiet. Schon jetzt steckt in dem noch gar nicht gedruckten Theil des Werkes ein bedeutendes Stück Arbeit; die Ausarbeitung und nähere Ausführung des Gesammtplanes mußte geschehen, ehe noch eine Zeile gedruckt werden konnte. Noch fortwährend, auch bei Erledigung der laufenden Arbeiten, muß zur Aufrechterhaltung des Ebenmaßes der noch ungedruckte Theil des Werkes, überhaupt dessen ganze Anlage im Auge behalten werden. Man kann sagen, ein gutes Stück der redactionellen Thätigkeit ist den Vorarbeiten gewidmet.

Obwohl das durch zahlreiche (etwa 4000) Verweise ergänzte Artikel-Verzeichniß als genaue Richtschnur vorliegt, sind nachträgliche Aenderungen darin unvermeidlich, deren Folgen, damit die Verhältnißmäßigkeit nicht gestört werde, genau überlegt sein wollen. Bald sind durch nachträgliche Erwägung, bald durch unvorhergesehene Zwischenfälle, Verhinderung der Mitarbeiter, Verschiebungen bald Abstriche (bis jetzt 15 kleinere, von jeher zweifelhafte Artikel), bald Zusätze (3 Artikel) nothwendig. Die Verweise werden durch Sammlung beständig vermehrt, wenn sie auch erst beim Buchstaben „Z" Verwendung finden sollten. Indessen gibt es auch dafür Schranken. Wenn von mehreren gleichwerthigen oder coordinirten staatswissenschaftlichen Begriffen der eine als Verweis aufgenommen wird, verlangt es die Gleichförmigkeit, daß dies auch mit den übrigen ebenbürtigen Begriffen geschehe. Untergeordnete, staatswissenschaftliche Kunstausdrücke, deren Aufnahme die ohnehin langen Verweisreihen zwischen den Artikeln zu sehr belasten würde, müssen für das Generalregister zurückgestellt und gesammelt werden. Man kann nicht alle Maß- und Gewichts-, Münz-, Aemter-, Ordens- &c. Benennungen, alle Staatsmänner-, Staatsgelehrten- und Publicisten-Namen, alle Staatsereignisse, Staatsverträge, politischen Gesetze u. s. f. zum Range eines Verweises erheben, obwohl über alles dieses das Staatslexicon durch zweckmäßige Einrichtung schnell und bequem, je nach Wunsch knapp und kurz oder ausführlicher Auskunft geben soll.

Nicht bloß die Vorarbeiten für kommende Artikel und Verweise, auch die schon gedruckten, also anscheinend erledigten Artikel verursachen durch die Nothwendigkeit beständiger Nachtragsvormerkungen Arbeiten, die durch die lexicalische Form des Werkes bedingt sind, und selbständig neben den laufenden Redactionsarbeiten hergehen. Nicht nur inzwischen erschienene, einschlägige Litteratur, die vielleicht am Schluß des Bandes oder Werkes für die Anfangsartikel wird nachgetragen werden können, gilt es zu sammeln —, auch sachliche Lücken und Fehler, wo sich solche hinterher herausstellen, müssen aufgespeichert und am gehörigen Platze bis zum Verwendungsfalle bereit gehalten werden. Daher sind na-

mentlich die Stimmen der Kritik von Belang, die nach Prüfung ihrer Richtigkeit für die Besserung des Werkes nutzbar gemacht werden müssen.

Auch bei den nicht auf Vorarbeit oder Nachträge gerichteten, sondern laufenden Redactionsarbeiten sind eine Reihe von Geschäften, die bei einer gewöhnlichen Zeitschrift wegfallen, durch die Besonderheit des zu Stande zu bringenden alphabetischen Werkes, das viel mehr als jene Einheitlichkeit verlangt, bedingt. Die geringste während des Druckes vorgenommene Aenderung, Verschiebung, Streichung, Zuthat, zieht eine Reihe von Verweisänderungen nach sich. Mitunter müssen verwiesene Begriffe oder Benennungen, wenn sie da, wo sie der Ansicht der Redaction nach hätten behandelt werden können, nicht vorkommen, oder bei Ausfall eines Artikels in den Ersatzartikel, durch die Redaction erst vorsichtig hineingearbeitet werden (12 Fälle). Die auch wohl schon von den Mitarbeitern gemachten Verweise auf andere Artikel (freilich oft genug auf gar nicht existirende Artikel, was doch aus dem „Programm" zu ersehen war) müssen vervollständigt und vermehrt werden. Diese Verweisungen der Artikel unter einander müssen aber ebenso wie die zwischen den Artikeln angebrachten Verweisungen beaufsichtigt werden. Bei Verweisungen nach rückwärts, auf schon gedruckte Artikel, besteht die beste Controle in der Seitenangabe. Verweisen Mitarbeiter für irgend welche Ausführung auf kommende Artikel, so muß das dort an Ort und Stelle notirt und seiner Zeit berücksichtigt werden. Dieselbe Vorsicht beanspruchen die zwischen den Artikeln angebrachten Verweise, bisher 349 Alineas in „A", 101 in „B". Zeigen sie nach rückwärts, so erwartet man billig (man denke an lange Artikel wie Arbeiterfrage) die Seitenangabe. Weisen sie auf künftige Artikel (bisher in „A" 291, in „B" 81 Fälle), so sind sie ebenfalls am gehörigen Orte vorzumerken, damit das thatsächliche Vorkommen der versprochenen Auskunft gesichert erscheint.

Schließlich muß auch in die Form der Artikel selbst eine gewisse Uebereinstimmung in Bezug auf Gliederung, Abschnittsbildung, Behandlung der Anmerkungen und Litteratur gebracht werden. Zur Erzielung gleichförmiger Citirmethode mußten eigene Tabellen angelegt werden. Außerdem gab es Reductionen auf geltendes Maß und Gewicht. Litteratur war bald in den Artikel eingeflochten, bald durch Nummern mit dem Text verbunden, bald gar nicht vorhanden. Die normale Behandlung verlangte das systematische (bei kleinern Artikeln wenigstens chronologische) Anhängen am Schlusse jedes Artikels.

Schon die zuletzt angedeuteten Arbeiten näherten sich der Redactionsthätigkeit, wie sie bei jeder Zeitschrift vorkommt. Noch mehr ist dies mit den nun zu besprechenden laufenden Geschäften der Fall, wenn auch die nothwendige Ausfüllung von Lücken, die Ergänzungen und Zusätze mit Rücksicht auf die voraussichtliche Dauerhaftigkeit des Werkes sorgfältiger geschehen müssen, als bei vorübergehenden, sehr oft nur ein künftiges selbständiges Werk vorbereitenden Zeitschriften-Artikeln. Solche Ergänzungen waren bei manchen Artikeln schon des zwischen Abfassung und Druck verstrichenen Zeitablaufes wegen, oder bei Verhinderung des Autors (Domicilwechsel, Abwesenheit) nöthig. Auch war manchmal die neueste statistische Quelle der Redaction früher zugänglich, als dem nicht in einer Universitätsstadt domicilirenden Autor.

Manches Mal waren schon bei Anlage der Artikel die deutschen Verhältnisse zu ausschließend betont. So fügte die Redaction fünf Mal die betreffenden österreichischen Verhältnisse ein. Im Ganzen betragen die ausdrücklichen Zusätze in „A" etwa 5¼ Spalten, in „B" über eine Spalte. Die stillschweigenden Zusätze in „A" 1 Spalte (12 Fälle), in „B" 3 Fälle (12 Zeilen). Die Zahl der nachgetragenen, meist neuesten Werke beläuft sich bei „A" auf 183, bei „B" bisher auf 35. Eben so wohl überlegt wie mit den Zusätzen mußte mit den Abstrichen vorgegangen werden. Dieselben würden bei „A" (28 Fälle) etwa 3 Druckspalten, bei „B" (9 Fälle) etwa 21 Druckzeilen ausmachen. Mitunter konnte die sachliche Berichtigung durch Aenderung, Mäßigung oder Beschränkung er-

zielt werden. Einzelne bedeutende Verstöße scheinen dadurch veranlaßt, daß Mitarbeiter die von Dritten besorgten Abschriften ihrer Artikel hinterher nicht mehr durchsahen und verglichen, was aber für die Redaction dieselben Schwierigkeiten verursacht, als ob sich die Mitarbeiter die Versehen selbst hätten zu Schulden kommen lassen.

Zum Schlusse möge die erforderliche Correspondenz Erwähnung finden, veranlaßt durch den Verkehr der Redactionsmitglieder unter sich, mit der Druckerei und den über das ganze Gebiet deutscher Zunge zerstreuten (bis „Börse" 32) Mitarbeitern; unter den Heimathsländern derselben ragt Norddeutschland mit 17 Mitarbeitern hervor, und zwar Rheinlande 7 (Bonn 3, Köln 4), Westfalen 3, Schlesien 2, Berlin 2, Fulda 1, Frankfurt 2, ferner Darmstadt 1, Hohenzollern 1, Baiern 7, Oesterreich 4, Schweiz und Holland je 1. Von den 70 Artikeln der 32 Mitarbeiter entfallen 32 auf Norddeutschland, 11 auf Baiern, 3 auf das übrige Süddeutschland, 22 auf Oesterreich, auf die Schweiz und Holland je 1. Dem Berufe nach sind unter den 32 Mitarbeitern 12 Theologen (4 Universitätsprofessoren), 6 Justiz-, 2 Verwaltungsbeamte, 2 Anwälte, 1 Bankdirector, 1 Gutsbesitzer, 1 Privatgelehrter, 1 Arzt, 1 Gymnasiallehrer, 2 Professoren, 1 Archivar, 2 Bibliotheksbeamte.

Um 4 Uhr versammelte sich unter dem Vorsitze des Herrn Prälaten Dr. Hülskamp die historische Section. Hr. Professor Grauert berichtete über die Entwickelung und den Stand des von ihm in Verbindung mit Herrn Dr. Schnürer herausgegebenen historischen Jahrbuches. Das von ihm entworfene Bild konnte als ein recht erfreuliches bezeichnet werden. Der weitere Ausbau der Zeitschriftenschau und der Novitätenschau, welche sich des allgemeinsten Beifalls in Fachkreisen, und zwar nicht nur in katholischen, zu erfreuen haben, wird auch in Zukunft eine der vornehmsten Sorgen der Redaction bilden.

Sodann beschäftigte die Section ein von dem Vorsitzenden gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Finke gestellter Antrag auf Errichtung eines historischen Instituts in Rom zur Ausbeutung der dortigen Archive, dessen Begründung der letztere übernommen hatte. Der Vorschlag ebensowohl wie die Begründung fanden die ungetheilte Zustimmung der Section. Einstimmig wurde beschlossen, die Angelegenheit dem Vorstande zu weitern Berathung und demnächstigen Entscheidung zu übergeben.

Mittwoch den 26. September wurde um 8 Uhr im Dom ein feierliches Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder und Theilnehmer der Gesellschaft abgehalten. Hieran schloß sich um 9 Uhr die Sitzung der philosophischen Section. Der Vorsitzende, Professor Schütz, berichtete über die Gründung und den augenblicklichen Stand des Philosophischen Jahrbuches, worüber weiter unten Näheres mitgetheilt werden wird. Alsdann hielt Herr Professor Schwertschlager (Eichstätt) einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über „die Entwickelung der Descendenzlehre, vornehmlich in den letzten zehn Jahren." (Derselbe wird an einem andern Orte gedruckt werden.)

In der um 11 Uhr in Anwesenheit des hochw. Herrn Bischofs abgehaltenen allgemeinen wissenschaftlichen Sitzung widmete zunächst Herr P. Tilmann Pesch dem verstorbenen Vorstandsmitgliede der Gesellschaft, Herrn Prof. Dr. Scheeben in Köln, einen Nachruf:

Am 21. Juli 1888 war in Köln unser langjähriges Vorstandsmitglied, Professor Matthias Joseph Scheeben, gestorben. Die Görres-Gesellschaft wird dem um ihre Interessen hochverdienten Manne stets ein dankbares Andenken zu bewahren haben. Diesem Gefühl der Dankbarkeit und Anerkennung muß bei Gelegenheit der General-Versammlung Ausdruck gegeben werden. Als intimer Jugendfreund des Verblichenen wurde der Redner mit dieser Aufgabe betraut. Mit herzlichen Worten führte er der Versammlung in einzelnen concreten Zügen vor, wie Scheeben bereits als Gymnasiast einestheils durch naiv kindliche Frömmigkeit und zarteste Gewissenhaftigkeit, und anderntheils durch wissenschaftliche Strebsamkeit allen seinen Mitschülern ein leuchtendes Vorbild war. Der Herbst 1852 brachte für die beiden Freunde eine Trennung der äußern Lebenswege, welche für immer dauern sollte. Der Eine begab sich zum Studium der Philosophie und Theologie nach Rom in's Collegium Germanicum, während der Andere (bis 1873) im deutschen Vaterlande verblieb. Damals stand das Collegium Germanicum im Verdacht der Staatsgefährlichkeit, und nicht ohne erhebliche polizeiliche Schwierigkeiten gelang es dem damals 17jährigen Scheeben, sich die Reise nach Rom zu ermöglichen. Während seines Aufenthaltes in Rom gehörte er zu denjenigen Alumnen, welche dem Studium des heil. Thomas von Aquin ein außergewöhnliches Interesse schenkten. Am 18. December 1858 empfing er die heilige Priesterweihe. Nach siebenjährigem Studium kehrte er im Sommer 1859 mit dem Doctorhut der Philosophie und Theologie in seine Heimath zurück. Kurze Zeit nachher wurde er als Professor der Dogmatik in das Erzbischöfliche Priester-Seminar berufen. In dieser Stellung fand sein frommer und dabei wissenschaftlicher Sinn alles, was ihm von Jugend an als Ideal vorschwebte, und nichts — auch nicht die Aussicht auf höhere kirchliche Würden — vermochten es, ihn zur Darangabe seiner Seminarwirksamkeit zu bewegen. In dieser Stellung hat er bis zu seinem Lebensende eine überaus segensreiche Thätigkeit ausgeübt. Es war ihm nicht genug, allen Ansprüchen seines Lehrberufes mit einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit bis in's Kleinste nachzukommen; er war dabei fortwährend in unermüdlichem Schaffenstriebe mit der Abfassung größerer Schriften beschäftigt. War Scheeben auch vorwiegend für speculatives Denken und streng wissenschaftliches Forschen veranlagt, so war er doch bei der Universalität seines Geistes stets darauf bedacht, die Resultate der Studirstube für das praktische Leben zu verwerthen. Nicht nur stellte er den Ansprüchen der praktischen Seelsorge sein reiches Wissen in jeder Weise zur Verfügung, er war dabei auch in populair-erbaulichen Schriften rastlos thätig. Wo immer er die Kirche Gottes von ihren Feinden angegriffen sah, da war der sonst so ruhige, gemüthliche Scheeben zur Stelle, um mit kühnster Entschiedenheit die Angreifer abzufertigen. So hat der Mann gekämpft und gearbeitet bis zu seinem Lebensende. Daß ihm dafür von kirchenfeindlicher Seite ein unversöhnlicher Haß nachgetragen wurde, der sich in einer Menge persönlicher Schmähungen und Verleumdungen Luft machte, ist eine Bestätigung dafür, daß der muthige Kämpfer die Waffen der Wahrheit recht und wirkungsvoll zu führen wußte. Wie Scheeben zu Anfang der siebenziger Jahre einen Platz unter den verdienstvollsten Vertheidigern des Vaticanischen Concils einnahm, so stand er während der schlimmen Jahre des Culturkampfes beständig auf der Warte; lag ihm die kirchlich-politische Seite des Kampfes auch fern, so zeigte er sich so zu sagen Tag für Tag schlagfertig, um die beständigen Verunglimpfungen der katholischen Wahrheit abzuweisen. Dabei verlor Scheeben die eigentliche Wissenschaft keineswegs aus dem Auge. Seitdem in Folge der Maigesetze das Kölner Priester-Seminar verödet war, arbeitete er mit eisernem Fleiße an

dem großen „Handbuch der katholischen Dogmatik“. Ist das Werk auch unvollendet geblieben, so ist seine monumentale Bedeutung doch allseitig anerkannt. Gerade von diesem Werke möchte man sagen, es sei in Bezug auf den Anschluß an den großen Aquinaten so recht nach dem Programm der bekannten päpstlichen Encyklica, welches auch die Görres-Gesellschaft auf ihre Fahne geschrieben hat, aufgefaßt und durchgeführt: Treues Festhalten an der Lehre des h. Thomas; dabei aber ehrliche Kritik und eine gewisse Freiheit in der Auffassung einzelner Fragen.

Zum Schlusse erinnert Redner daran, daß der Verblichene sich nicht bloß seine jugendliche wissenschaftliche Strebigkeit bis in seine letzten Tage bewahrt, sondern auch seine kindliche Frömmigkeit. Bis in den Tod war Scheeben ein Kind im edelsten Sinne des Wortes und dabei zugleich ein heldenmüthiger Krieger für Gottes heilige Sache. So verdient er es in der That, allen christlichen Gelehrten als Muster und Vorbild hingestellt zu werden.

Hierauf erstatteten die Vorsitzenden der Sectionen Bericht über die Thätigkeit dieser letztern. Dabei konnte Herr Dr. Hülskamp zur Kenntniß der Versammlung bringen, daß der Vorstand bereits über den Antrag, betreffend die Errichtung eines historischen Instituts in Rom, Beschluß gefaßt habe und demselben in allen Punkten beigetreten sei. Es sei für die nächsten zwei Jahre ein Maximal-Credit von jährlich 6000 Mark zur Verfügung gestellt und zur weitern Förderung der Angelegenheit eine Commission eingesetzt worden, bestehend aus dem Präsidenten des Verwaltungs-Ausschusses, Frhrn. von Hertling, Prälat Dr. Hülskamp, Dr. Binder, Professor Dr. Grauert, Professor Dr. Pastor (Innsbruck), Dr. Finke und Archivrath Dr. Will (Regensburg). Die Commission werde noch in Eichstätt ihre Thätigkeit beginnen.

Zum Schlusse hielt Herr Dr. Finke einen auf neuen archivalischen Forschungen beruhenden Vortrag über die Stellung König Sigismund's zum Constanzer Concil. Er führte ungefähr Folgendes aus:

Während Ruprecht von der Pfalz mit allen seinen Protesten auf der Pisaner Synode nichts ausrichtete, hat Sigismund von Anfang an, Dank der Gunst der Verhältnisse, eine dominirende Stellung dem folgenden Concil gegenüber eingenommen. Kein Fürst ist auf einer kirchlichen Versammlung jemals so geehrt worden, selbst von Personen, denen die imperialistischen Ideen sehr fern lagen, keiner hat zeitweilig einen so großen Einfluß besessen und auch ausgeübt; denn falsch ist die vielfach verbreitete Anschauung, als ob der König aus idealen Rücksichten seinen Einfluß nicht geltend gemacht habe. In Wirklichkeit hat er zur Erreichung seiner Ziele weder Schmeicheleien noch Drohungen, noch Gewaltthätigkeiten gescheut. „Unser Herr, der König,“ schreibt schon zu Beginn des Concils ein Deutscher, „hat in seiner Hand Himmel und Hölle, kann das Schlimmste und das Beste thun, bei ihm liegt nächst Gott alle Seligkeit der Christen.“ Redner charakterisirt eingehend die Flugschriften-Litteratur, welche nach der Einberufung des Concils durch Papst Johann XXIII. und Sigismund zu Ende 1413 die Aufgaben der Kirchenversammlung und die Stellung des römischen Königs zu derselben erörterte, Sigismund als den „advocatus et defensor ecclesiae“ feierte und ihn direct zur Leitung der Concilsgeschäfte aufforderte. Als er zwei Monate nach Beginn der Synode in Constanz eintraf, nahmen die Verhandlungen einen raschen Verlauf. Allen Beschwerden versprach er schnelle Abhülfe. In der Unions- und

Cessionsfrage verhielt er sich äußerlich zurückhaltend, insgeheim aber wirkte er auch hier in hervorragendem Maße durch seine Besprechungen mit Papst und Cardinälen, vor allem aber durch seinen aus wahrscheinlich sechs Personen bestehenden Rath, der, ihm blindlings ergeben, bald größte Bedeutung für die Verhandlungen der nächsten zwei Jahre erlangte. An der Spitze standen der Bischof Robert von Salisbury und der Patriarch Johannes Maurosii von Antiochien; letzterer, eine der interessantesten Persönlichkeiten des Concils, der bald für die Oberhoheit des Papstes über das Concil, bald für das Gegentheil eintrat, hat bis jetzt noch keine Würdigung weder in einer Kirchengeschichte noch in einem Kirchenlexicon gefunden. Gewaltig, aber auch segensreich ward Sigismund's Einfluß zur Zeit der Flucht Johannes XXIII. Ohne ihn würde die Versammlung sich aufgelöst, die Verwirrung sich so gesteigert haben, daß eine Einigung der Kirche auf Jahrzehnte unmöglich gewesen. Das haben die Concilsväter auch in ihren Briefen dankbar anerkannt, wenn sie auch nach Wiederkehr geordneter Verhältnisse das dem König in der ersten Panik zugestandene Recht der Untersiegelung der Concilsbriefe nicht mehr gelten lassen wollten. Bald darauf im Sommer 1415 trat Sigismund seine anderthalbjährige berühmte Reise nach Spanien zu Benedict XIII., Frankreich und England an, die mit einem geheimen Bündnisse zwischen ihm und Heinrich V. von England endete, das für das letzte Concilsjahr überaus ungünstig auf den Gang der Verhandlungen einwirkte. Seit seiner Rückkehr (1417, Januar) vermögen wir an der Hand des Tagebuches des Cardinals Fillastre seine Stellungnahme zu den einzelnen Fragen bis in's Einzelne zu erkennen. Nur kurze Zeit verbarg er seine Parteinahme für die Engländer; als sein Versöhnungsversuch zwischen diesen und den Franzosen mißlang und man ihn um das gleiche Maß von Gerechtigkeit für letztere bat, lief er ungestüm aus der Versammlung. Man hat bisher immer geglaubt, die Papstwahlfrage sei erst im Mai angeregt; thatsächlich verbanden sich schon im Februar auf des Königs Wunsch seine Freunde unter dem Schwur der Verschwiegenheit, um einen ihm genehmen Papst zu erhalten. Als der Bund bekannt wurde und die Cardinäle sich beschwerten, lehnte Sigismund natürlich jede Verantwortung ab. Bald darauf regten die zum Concil entsandten Castilianer die Wahlfrage von neuem an: ihr Eintritt in die Synode sollte erst erfolgen, wenn ihnen der Modus der Wahl bekannt sei. Sigismund nahm die Sache in die Hand und erbat sich Vorschläge von den Cardinälen; in deren Votum stand, daß er mit der Papstwahl nichts zu thun habe. Das erregte des Königs Zorn: Bene audivi vos, scio quid sum acturus. Ohne sich um die Entschuldigung der Cardinäle zu kümmern, daß nicht sie, sondern die Spanier die Wahlfrage angeregt hätten, erklärte er: ihr Plan erziele ein neues Schisma, er wolle sich lieber in den See stürzen, als nachgeben. Andere Spaltungen seien durch das Schwert beseitigt worden; das könne er und die andern Fürsten jetzt auch noch und darum möchten sie sich hüten. Von jetzt an erklärte er stets: An eine Papstwahl sei nicht zu denken, erst müßte Peter von Luna (Benedict XIII.) beseitigt und die Curie an Haupt und Gliedern reformirt sein. Der ihm befreundete Cardinal Cramaud von Rheims sollte das h. Colleg in diesem Sinne bearbeiten, doch traute man ihm nicht. Am Pfingstabend 1417 übergaben ihm die Cardinäle, welche er zu einer Berathung berufen und dann drei Stunden hatte warten lassen, den bekannten Wahlvorschlag, wonach für dieses eine Mal einige ausgezeichnete Personen mit ihm zusammen den Papst wählen sollten. Sigismund behagte der Plan nicht und er versuchte, da es Ende Mai war und beim Monatswechsel die einflußreichen Präsidenten der Nationen gewählt wurden, hierdurch Macht zu gewinnen. Die Präsidentenstellen der deutschen und englischen Nation besetzte er nach seinem Willen: bei den in Gregorianer und Anhänger Johannes XXIII. gespaltenen Italienern kann er seinen Willen nicht durchsetzen, droht einem ihm mißliebigen candidirenden Bischof mit Absetzung, andern mit Ertränken, verschließt der Nation ihr Local, muß aber doch zuletzt nachgeben, und das alles, verbunden mit der Schlappe, die er zu gleicher Zeit durch Einberufung einer nicht besuchten allgemeinen

Sitzung erlitten, ärgerte ihn so, daß er für einige Zeit Constanz verließ. Bald erschien er wieder, und ordnete alles mit dem Erzbischof von Mailand und dem Patriarchen von Antiochien, welche er als die Vertreter der italienischen und französischen Nation ansah, als „Caput et dispositor concilii"! Bis zum Juli spitzten sich die Sachen immer mehr zu: im Juni ließ Sigismund seine Böhmen und Ungarn sich bewaffnen, um die französischen Cardinäle gefangen zu nehmen, ein paar Wochen später arrangirten seine Anhänger eine förmliche Verschwörung zur Gefangennahme aller mißliebigen Cardinäle und Bischöfe, welche Johann's Flucht und Simonie gefördert hätten; beim Bekanntwerden derselben entstand großer Schrecken. Der Erzbischof von Besançon erklärte: „Ich entschuldige mich nicht, ich thue, was der König will!" Da die Cardinäle aber unentwegt ihr Ziel, baldige Papstwahl, verfolgten, und Sigismund die Mehrheit der Nationen: Italiener, Franzosen und Spanier, nicht für sich gewinnen konnte, söhnte er sich mit den Cardinälen im Juli aus.

Die Ruhepause war kurz. Auf früheres Betreiben der Cardinäle hin wurde Sigismund's Intimus, der Patriarch von Antiochien, seiner Würde als Vicekämmerer der römischen Kirche gerade in diesen Tagen entsetzt: vergebens war die Entschuldigung der Cardinäle, daß sie die übrigens nothwendige Entsetzung früher verlangt hätten; Sigismund ritt wieder ein Mal erzürnt aus Constanz, kam aber nach drei Tagen wieder. Die Lage der Cardinäle wurde immer schwieriger, da die beiden Gregorianer, die Cardinäle von Siena und Bologna, zum König hielten und die geheimen Berathungen des h. Collegs ihm mittheilten. Zudem mußten jetzt auf des Königs Betreiben seine Nationen Beschwerde-Eingaben machen, welche die übrigen gegen die Curie aufreizen sollten. Und als trotzdem die Mehrheit auf Seiten der Cardinäle sich hielt, kam die Katastrophe im September: stürmische Sitzungen, wie sie kaum eine Synode gesehen, in denen Sigismund mit einem Prälaten handgemein wurde und die schlimmsten Drohungen ausstieß. Es war offenes Geheimniß, daß er die Cardinäle fangen wollte und diese trugen ihre purpurnen Abzeichen als Vorbild des Martyriums. Nachts ließ er den Bodensee bewachen, damit ihm Niemand entrinne. Doch es war die letzte Kraftanstrengung seinerseits: seine Getreuesten fielen von ihm ab und gingen zu den Cardinälen über, seine Macht war gebrochen. Bald darauf begannen ruhige Vorverhandlungen wegen des Conclave's und ein paar Wochen später wurde Martin V. gekrönt. Von da an hörte Sigismund's Bedeutung in Constanz völlig auf, wie er selbst mehrmals bitter bemerkt hat.

Wie üblich fanden an beiden Tagen vor und nach den öffentlichen Sitzungen ausgedehnte Berathungen innerhalb des Vorstandes statt, an welchen außer den schon genannten Vorstandsmitgliedern noch die Herren Geistl. Rath Dr. Münzenberger (Frankfurt), Regens Dr. Ludwigs (Regensburg) und Canonicus Dr. Gloßner theilnahmen. Dieselben bezogen sich u. a. auf die Vereinsschriften, deren Umgestaltung von einigen Seiten als wünschenswerth bezeichnet worden war. Der Vorschlag, dieselben durch eine regelmäßig erscheinende Revue zu ersetzen, wurde auf Grund eines buchhändlerischen Voranschlages eingehend besprochen, aber als vorläufig unausführbar abgelehnt. Dagegen beschloß der Vorstand, es solle sowohl bezüglich der Bogenzahl als bezüglich des zu bewilligenden Honorars dem Redacteur größere Freiheit gelassen werden, und sprach den Wunsch aus, es möchten die Vorsitzenden der Sectionen die Redaction durch Angabe passender Themata, sowie gleichzeitige Bezeichnung geeigneter Persönlichkeiten zur Bearbeitung derselben unterstützen.

Da bei Gelegenheit der nächstjährigen General-Versammlung die statutenmäßige Neuwahl der Vorstands-Mitglieder zu geschehen hat, die Entwickelung der Gesellschaft aber und die thatsächliche Uebung sich vielfach nicht mehr mit dem Wortlaut der Statuten decken, so beschloß man, noch vor der General-Versammlung, etwa im Frühjahr, eine außerordentliche Vorstands-Sitzung abzuhalten, in welcher diejenigen Aenderungen der Statuten vorberathen werden sollen, welche demnächst der General-Versammlung in Vorschlag zu bringen sind. Als Ort wurde für die Vorstands-Sitzung Mainz in's Auge gefaßt.

Die Verhandlungen im Interesse des in Rom zu errichtenden historischen Instituts, welche seitens der niedergesetzten Commission im unmittelbaren Anschlusse an die General-Versammlung begonnen wurden, führten rasch zu dem erwünschten Resultat, daß Herr Dr. Kirsch, Priester der Diöcese Luxemburg und bereits vortheilhaft bekannt durch mehrere Arbeiten aus dem Bereiche der christlichen Archäologie und der Geschichtswissenschaft, seine Bereitwilligkeit erklärte, in den Dienst des schönen und wichtigen Unternehmens zu treten. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in München hat sich derselbe nach Rom begeben, wohin ihm am Schlusse des Jahres ein jüngerer Mitarbeiter in Person des baierischen Archipratticanten Dr. Glasschröder nachgesandt werden konnte. Zunächst handelt es sich darum, auf dem Grunde umfassender Vorarbeiten einen Arbeitsplan zu entwerfen. Ueber das bis dahin Geleistete wird der General-Versammlung Bericht erstattet werden. Eine wesentliche Förderung hat das Unternehmen in der entgegenkommenden Haltung des Rectors des deutschen Campo Santo, Msgr. de Waal, gefunden, was schon jetzt dankbar anerkannt werden soll.

In den bei Gelegenheit der General-Versammlung erstatteten Berichten wurde des Philosophischen Jahrbuches nur kurz gedacht. Vollständigere Mittheilungen gibt der nachfolgende, von Herrn Prof. Dr. Pohle in Fulda namens der Redaction an den Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses eingesandte Rechenschaftsbericht.

An der Spitze ihres ersten Rechenschaftsberichtes freut sich die Redaction des „Philosophischen Jahrbuches" vor allem die Thatsache constatiren zu dürfen, daß das auf Veranlassung und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft in's Leben getretene neue Unternehmen der Herausgabe eines philosophischen Fachorgans im weitern Verlaufe des ersten Jahres einen viel erfreulichern Fortgang genommen hat, als sich zur Zeit der General-Versammlung der Gesellschaft in Eichstätt 1888 hoffen ließ.

Der erste, vier Hefte umfassende Jahrgang der neuen Zeitschrift liegt seit Ende December in einem schön ausgestatteten Bande von VIII und 486 Seiten vollendet vor. Die Zahl der Abonnenten aus der Görres-Gesellschaft betrug für den ersten Jahrgang 191, auf dem Wege des Buchhandels wurden 119 Exemplare abgesetzt, wozu noch ca. 50 Recen-

sions- und Tausch-Exemplare kommen. Der erste Jahrgang ist demnach in einer Gesammtstärke von 360 Exemplaren verbreitet.

Nach den bis jetzt eingelaufenen Bestellungen aus Gesellschafts- und Buchhändlerkreisen zu urtheilen, wird sich das zweite Rechnungsjahr voraussichtlich noch günstiger gestalten. Wir möchten trotzdem die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne eine recht nachdrückliche Aufforderung an alle Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft und alle Freunde der christlichen Philosophie zu richten und sie zu bitten, durch Zuwendung möglichst zahlreicher Abonnements der jungen Zeitschrift die gesicherte Grundlage eines dauernden Bestandes und einer gedeihlichen Fortentwickelung zu verschaffen.

Der Kreis der Mitarbeiter hat sich erfreulich erweitert und das Interesse, welches auch akatholische Fachkreise des In- und Auslandes am „Philosophischen Jahrbuch" nehmen, berechtigt zu der Hoffnung, daß die Anstrengungen der Redaction in Förderung, Hebung und Verbreitung der christlichen Philosophie von Erfolg gekrönt sein werden.

Selbstverständlich sind die Unkosten, welche die vorbereitenden Arbeiten, Inserate, Prospecte, Circulare u. s. w. verursachten, im abgelaufenen Rechnungsjahre recht erhebliche gewesen.

Für 1) Druck und Papier waren	M.	1612	40
„ 2) Vertriebskosten	„	199	17
„ 3) Accidenz-Drucksachen	„	18	90
In Summa also	M.	1830	47

von der Redaction an die Fuldaer Actien-Druckerei als Commissions-Verlegerin auszuzahlen.

Dem stand aus den Abonnements eine Gesammt-Einnahme von M. 1566.90 gegenüber, so daß der Redaction ein Minus-Saldo von M. 263.57 zu decken blieb. Die Tilgung dieses Differenzbetrages wurde aus dem Ueberschuß geleistet, welcher von den von der Görres-Gesellschaft laut § 3 des Vertrages d. d. 19. Februar 1888 zugeschossenen 2000 Mark nach Abzug der Schriftsteller-Honorare (Mark 1240 für 31 Bogen à Mark 40) übrig blieb.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auf dringendes Anrathen des Herrn Prälaten Dr. Fr. Hülskamp in Münster der Druck des 2. Jahrganges im Laufe des Jahres so beschleunigt werden soll, daß das 1. Heft des III. Jahrganges bereits im Januar 1890 erscheinen kann.

Der Mitgliederbestand weist im abgelaufenen Jahre die folgenden Veränderungen auf. Dasselbe begann mit der Zahl von 17 Ehrenmitgliedern, 21 lebenslänglichen Mitgliedern, 1773 Mitgliedern, 650 Theilnehmern. Neu beigetreten sind 80 Mitglieder und 19 Theilnehmer, denen jedoch der Verlust von einem Ehrenmitglied, Herrn Benjamin Herder in Freiburg, einem lebenslänglichen Mitgliede, Herrn P. Dominicus Schubert, Capuciner-Guardian in Dillingen, 112 Mitgliedern und 33 Theilnehmern gegenübersteht. Das Jahr 1888 schloß hiernach mit einem Bestande von 16 Ehrenmitgliedern, 20 lebenslänglichen Mitgliedern, 1741 Mitgliedern und 636 Theilnehmern.

Die Vermögenslage der Gesellschaft ergibt folgendes Bild. Laut revidirter Rechnung wurde ein Vermögensbestand von M. 54 811.09 aus dem Rechnungsjahr 1887 in das Rechnungsjahr 1888 übertragen (gegen M. 51 665.09 am 1. Januar 1887). Die Gesammt-Einnahme in 1888 betrug M. 23 367.39 (gegen M. 27 283.62 in 1887), die Gesammt-Ausgabe M. 25 248.03 (gegen M. 24 137.62 in 1887). Das Rechnungsjahr schließt sonach mit einem Fehlbetrag von M. 1880.64 ab, so daß ein Vermögensbestand von M. 52 930.45 in das Rechnungsjahr 1889 übergehen wird.

Die Gesammtsumme der Einnahme umfaßt an Beiträgen der Mitglieder M. 14 821.39 (gegen M. 17 979.15 in 1887); an Beiträgen der Theilnehmer M. 1516.82 (gegen M. 1902.54 in 1887); Erlös aus dem Historischen Jahrbuch M. 3667.28 (gegen M. 3309.16 in 1887), worin jedoch der Erlös durch den buchhändlerischen Vertrieb nicht eingeschlossen ist, da die Abrechnung hierüber noch aussteht; aus dem Verkauf von Vereinsschriften M. 1270.77 (gegen M. 1789.63); Zinsen von Werthpapieren und einem Darlehen M. 1437.10 (unverändert); Entschädigungen M. 29.05; Zinsen der deponirten Gelder M. 221.78 (gegen M. 256.79); Coursgewinn M. 397.20 (gegen M. 212.40).

Aus der Gesammtsumme der Ausgaben entfallen auf Stipendien M. 6432.50 (gegen M. 5895.26); Zuschuß zu dem Philosophischen Jahrbuch M. 2000; Redaction des Historischen Jahrbuches M. 2600 (unverändert); Honorare für die Mitarbeiter M. 2418.96 (gegen M. 2216.80); Redaction des Staatslexicons M. 2200 (unverändert); Honorare für die Mitarbeiter M. 1149.03 (gegen M. 586.90); Redaction der Vereinsschriften einschließlich Porto-Auslagen M. 607.20 (gegen M. 605.35); Honorare der Schriftsteller M. 1300.50 (gegen M. 1144.75); Druck und Versendungskosten der Vereinsschriften und des Jahresberichtes u. s. w. M. 3407.88 (gegen M. 4446.31); Druck-Auslagen, Reise-Entschädigungen, Gehalt des Hülfs-Secretairs, Verwaltungskosten M. 2738.36 (gegen M. 2446.25); Porti M. 393.60 (gegen M. 506.03). Die Kosten für Druck, Versendung u. s. w. des Historischen Jahrbuches können, da die Abrechnung leider noch immer aussteht, ebensowenig wie im Vorjahre verrechnet werden.

Der Nominal-Betrag des in Werthpapieren angelegten Vermögens beläuft sich, wie im vorigen Jahre, auf M. 30 300; der Betrag des verzinslichen Darlehens auf M. 6000; jener der Depositen bei zwei Bankhäusern auf M. 5819.02.

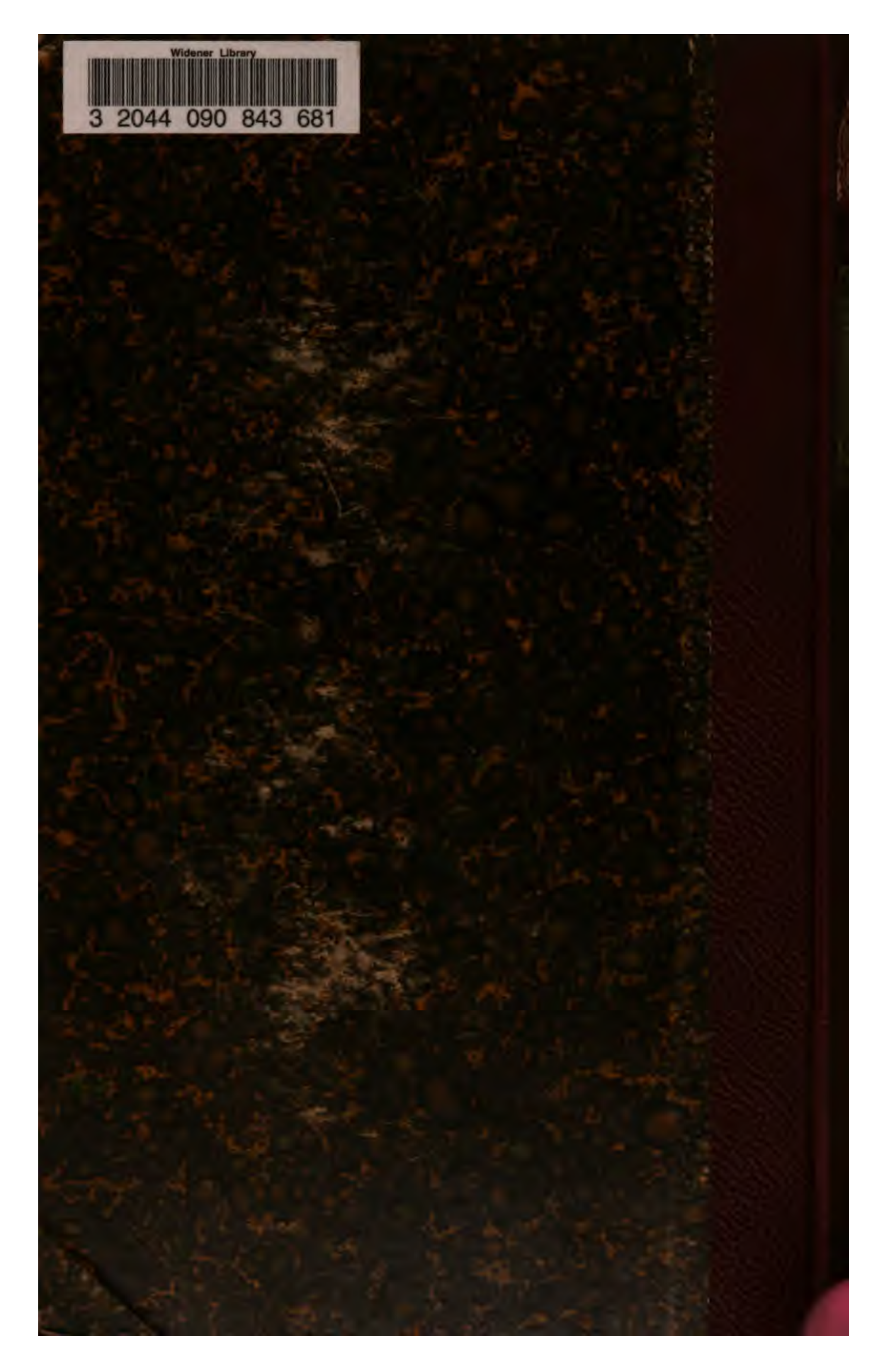




This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is inc
by retaining it beyond the spe
time.

Please return promptly.


Widener Library
3 2044 090 843 681